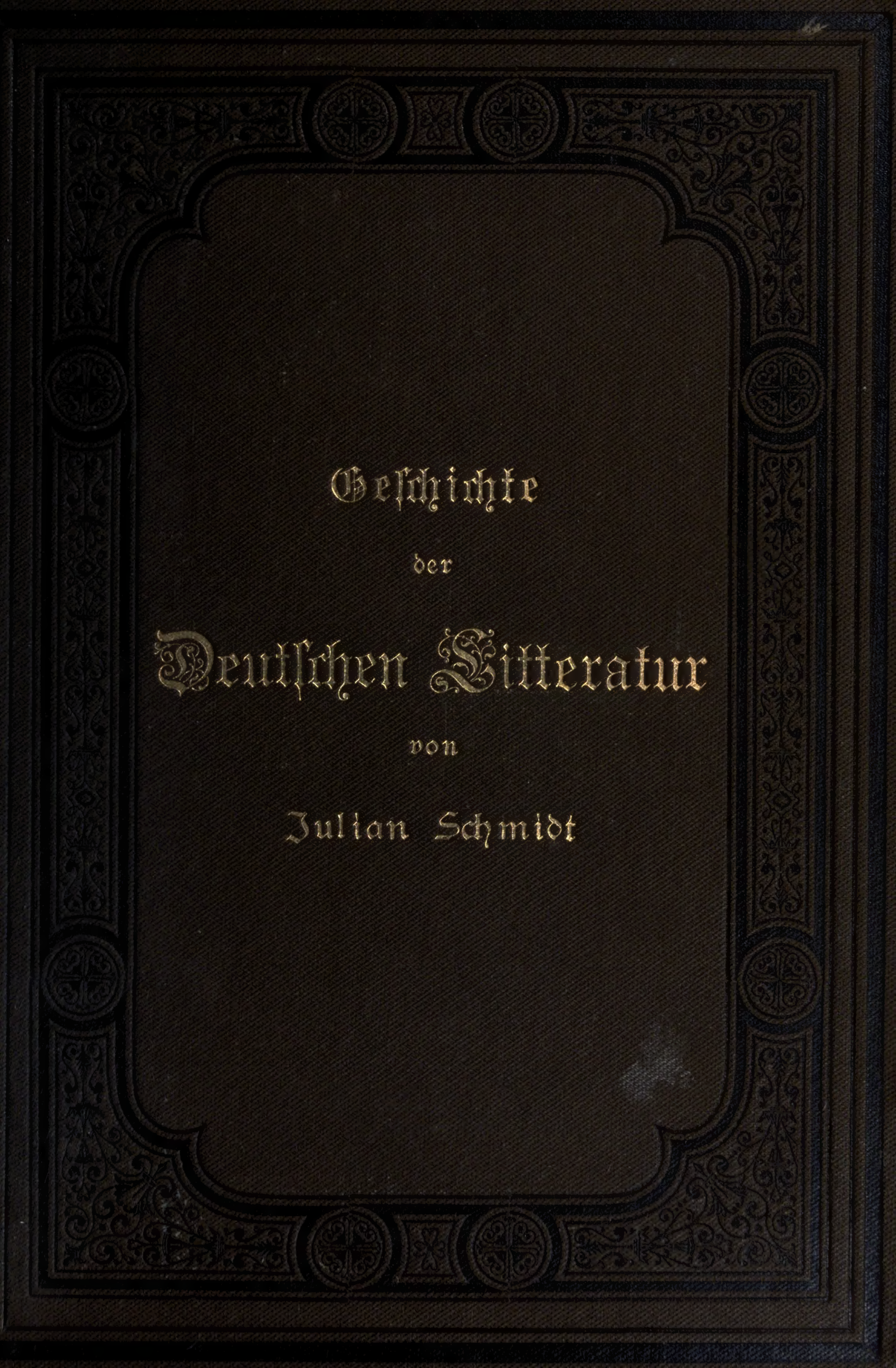
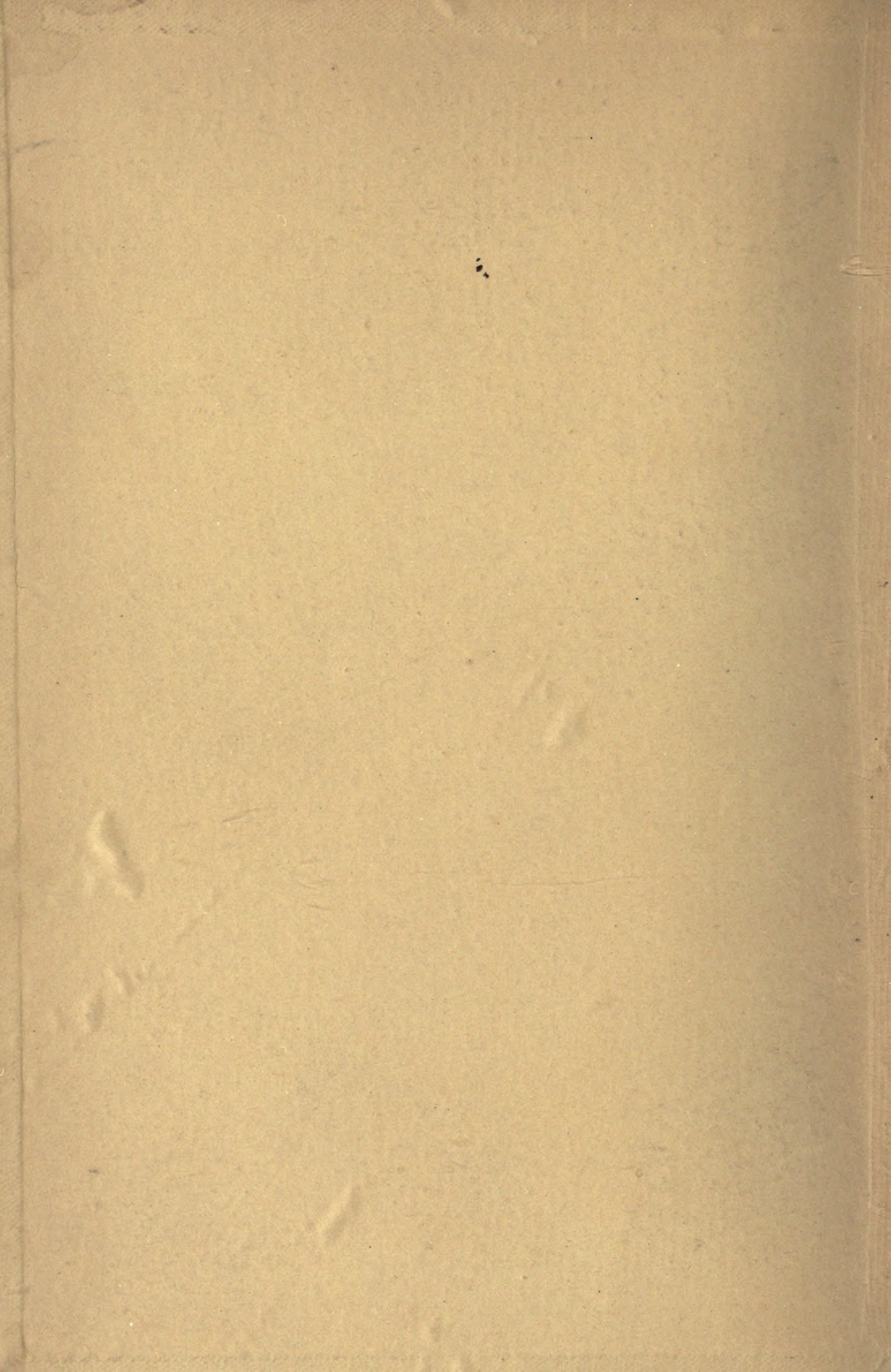
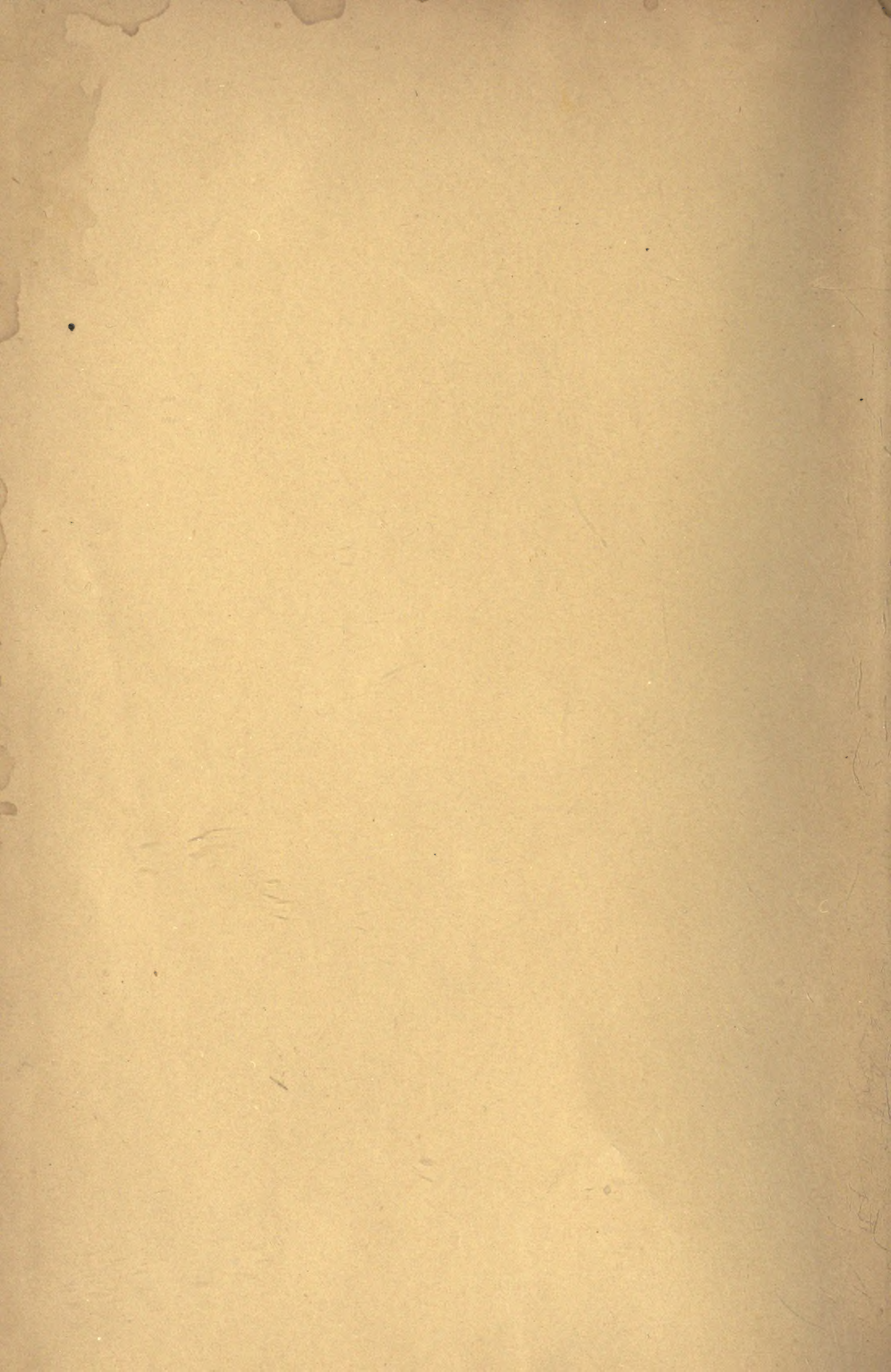

Geschichte
der
Deutschen Litteratur
von
Julian Schmidt





Geschichte

der

Deutschen Litteratur

von Leibniz bis auf unsere Zeit.

Von

Julian Schmidt.

Fünfter Band.

1814–1866.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Bessersche Buchhandlung.)
1896.

Inhalt des fünften Bandes.

1814—1866.

Zwölftes Buch.

Das Zeitalter der Restauration.

1814—1830.

1.

Der Untergang der nationalen Hoffnungen.

1814—1819.

2.

Junge Romantik.

1814—1819.

3.

Die Fortbildung der Wissenschaft.

1814—1819.

4.

Der neue Orient.

1815—1822.

5.

Der Ausgang der Romantiker.

1821—1828.

6.

Die Anfänge einer nationalen Geschichtschreibung und Hegels Kathederwirksamkeit.

1821—1831.

Seite

7.

Goethes Faust und letzte Lebensanschauungen.

1822—1831.

8.

Der Weltschmerz als Vorbote einer innern Revolution der Gesellschaft.

1818—1830.

Dreizehntes Buch.

Das Zeitalter der literarischen Opposition.

1830—1848.

1.

Einflüsse der Julirevolution.

1830—1835.

2.

Das junge Deutschland.

1832—1838.

3.

Neue historische Anschauungen.

1835—1838.

4.

Die Umbildung der Hegelschen Lehre zur Opposition.

1838—1841.

5.

Unter dem neuen Regiment.

1840—1847.

6.

Die politische Lyrik.

1840—1848.

7.

Drama und Roman der vierziger Jahre.

1840—1848.

Vierzehntes Buch.

Das parlamentarische Zeitalter.

1848—1866.

1.

Die Ritter vom Geist.

1848—1856.

2.

Soll und Haben.

1856—1866.

Zwölftes Buch.

Das Zeitalter der Restauration.

1814—1830.

1.

Der Untergang der nationalen Hoffnungen.

1814—1819.

Die Idee eines Weltreiches war gescheitert. Ihr Träger war gestürzt und wie zum Spott auf ein kleines Inselreich im Ocean angewiesen. Der Siegespreis der nationalen Anstrengungen mochte gepflückt werden. Die deutschen Patrioten hatten gehofft, man werde die neue Gestalt Europas noch mitten in Feindesland, Fuß bei Gewehr, beschließen, die künftige Verfassung Deutschlands aber nach allgemeiner Abrüstung als eine innere Angelegenheit der Nation bei geschlossenen Thüren verhandeln. Anders verfügte der Frieden von Paris, der nur die französische Grenze und zwar in einer für Deutschland sehr ungenügenden Weise festsetzte, auch in allen übrigen Friedensbedingungen Frankreich mit einer Milde ohne Gleichen behandelte und die Einberufung eines Congresses der am Krieg betheiligten Mächte nach Wien anordnete, dem die endgültige Entscheidung über die künftige Gestalt Europas unter Einschluß der Neugestaltung Deutschlands vorbehalten blieb. Auf die vaterländische Begeisterung wirkte dieser Ertrag der glorreichsten Kämpfe und größten Heldenthaten niederschlagend. Ein geheimer, hie und da laut ausbrechender Unmuth gegen die leitenden Staatsmänner bemächtigte sich der Gemüther und erfüllte die nach Nationalität Dürstenden zugleich mit Sorge um die Zukunft. Denn die Gestalt dieser Zukunft war ja denselben Händen anvertraut, die sich das kümmerliche Ergebniß des Friedens hatten aufdrängen lassen — würden sie der nun bevorstehenden noch weit schwierigeren Aufgabe besser gewachsen sein?

„Wir halten fest am Glauben an die bessere Zeit!" schreibt

Jakob Grimm, aus Paris nach Kassel zurückgekehrt, 18. Juli an Görres. „Sie kann nicht auf einmal kommen, sondern allmälig, aber unaufhaltsam und gründlich still. Am nöthigsten ist der offne Kampf gegen die Rheinbündler und das schändliche Souveränetätswesen. . . Was im Frieden unsern Ansprüchen vergeben ist, hat wenigstens das Gute zuwege gebracht, daß die Erbitterung gegen Frankreich steigt; durch die heimkehrenden Soldaten, die gern wieder zuschlagen wollen, wird dadurch im Volk ein nationaler Verband."

In den Rheinbundstaaten — Heidelberg, München, Stuttgart — wird der Rheinische Mercur, den man für ein Preußisches Organ hält, verboten. Man fing in diesen Kreisen wieder an, viel von der Eigenart und Berechtigung der deutschen Stämme zu reden, da die deutschen Kleinstaaten doch nichts anderes waren als die Besitzmasse einzelner dynastischer Familien: die von Görres vertretene Idee einer gemeinsamen deutschen Volksvertretung klang ungeheuerlich.

Achim v. Arnim hatte den märkischen Landsturm organisiren helfen, er selbst hatte sich am Feldzug nicht betheiligt und war, mit allem unzufrieden, auf sein Gut Wiepersdorf gegangen. „Was ich nun mache?" schreibt er 4. Juni 1814 an Görres, „Zuweilen möchte mir das Herz in Sehnsucht nach äußerer Thätigkeit springen, dann kommt wieder allerlei häusliche Noth und beruhigt mich. Uebrigens lerne ich hier auf dem Lande manches in menschlichen Verhältnissen kennen. Wir bauen hier ein Weinchen, der euren Bleichern ziemlich nachbleicht; ich male Zimmer für alte Freunde, die ich erwarte, und die nicht kommen."

Mit Verwunderung liest Arnim 31. Dec. im Mercur Görres' grollende Klagen über den provisorischen Zustand der Rheinprovinzen. „Daß Du so schreiben darfst, beruht gewiß auf politischen Speculationen Hardenbergs. . . . . Stelle doch einmal, da Du die Freiheit hast, das teuflische Geschlecht der Geschäftsmänner dar, eine Kaste, die fast immer aus sich selbst ergänzt, ohne Kenntniß von Stadt oder Land die ganze Welt mit einem Wust verfluchter eingelernter Formeln hetzt, als ob die Welt nur um ihretwillen vorhanden wäre. Diese Raße giebt unbemerkt tausend Gesetze, die das Wohl und Wehe der Menschen bestimmen, deren Zustand sie nicht kennt: hochfahrend ist sie geworden durch das Bücherwesen und die sogenannte wissenschaftliche Bildung, frech in dem Druck der Zeit, der alle Verfassungen unterdrückte." „Die Lage meines Vermögens ist so sonderbar durch die Zeitläufe bestimmt, daß ich wie eine Wasserspinne unsäglich mich abmühe, ohne weiter zu kommen."

Uebrigens ist man in Berlin mit Görres im Ganzen sehr zufrieden, er erhält die Inspection über sämmtliche Unterrichtsanstalten der Rheinprovinz und bemerkt mit Freuden, daß die Abneigung gegen Preußen im Abnehmen ist. „Liebster Görres!“ schreibt ihm Brentano einmal aus Berlin, „die Politik kann nicht so schlecht sein, daß sie nicht eine Passion für Euch kriegte und Euch Schäferstunden gäbe! Ihr redet ja wie ein berauschter Liebhaber.“

Nun sollte es aber vom Rathen ans Thun gehn. Sept. 1814 kam in Wien der Congreß zusammen, Kaiser, Könige, Lords, Minister aus ganz Europa. Es war die Rede von Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreichs, von dem die Dichter gesungen wie Schenkendorf: „Wir woll'n das Wort nicht brechen, nicht Buben werden gleich! woll'n predigen und sprechen vom Kaiser und vom Reich.“ — Der Freiherr v. Stein, der sich freilich in Wien sehr isolirt fühlte, war dafür; W. v. Humboldt, der zweite preußische Bevollmächtigte, dagegen; er fand, daß Oestreich seinen Schwerpunkt in Ungarn habe. Die Ueberlegenheit seiner Bildung, die Schärfe und Bitterkeit seines Witzes und seine vornehme kalt ablehnende Haltung machten ihn bei den übrigen Congreßmitgliedern gefürchtet; sie rächten sich, indem sie mit der Zähigkeit eines einfachen Willens durchsetzten, was sie wollten. Uebrigens wurde die Kaiseridee bald als unpractisch aufgegeben, man blieb bei einem Bund souverainer Staaten stehn.

Nicht aber die deutsche Bundesverfassung, sondern die Vertheilung der von Frankreich wieder gewonnenen Länder bildete den Mittelpunkt der Congreßverhandlungen. Kaiser Alexander verlangte Wiederherstellung Polens nahezu auf den Umfang nach der ersten Theilung, Preußen sollte dafür ganz Sachsen empfangen und die preußischen Staatsmänner waren mit Recht einverstanden, aber die übrigen Staaten widersetzten sich dieser Verstärkung Preußens, die keine Vergrößerung gewesen wäre, die Verstärkung lag nur in dem Gewinn einer homogenen deutschen Nationalität. Dies rechtfertigt die Zustimmung der preußischen Staatsmänner; aber auch das Verlangen Alexanders darf nicht zu hart beurtheilt werden. Er schwärmte wirklich für die polnische Nationalität, und wäre Polen unter Alexanders Scepter damals wieder hergestellt worden, so ist noch sehr die Frage, ob es wie das spätere Congreßpolen im Jahre 1831 hätte von Rußland niedergeworfen werden können. Die anderen Mächte aber gönnten weder Preußen noch Rußland den beanspruchten Erwerb.

Bei weitem die bedeutendste Figur des Congresses war der Fürst von Talleyrand, der Bevollmächtigte Ludwigs XVIII., der Vertreter

der besiegten Nation, die durch einen geheimen Artikel des Friedensvertrags von jeder Theilnahme an der Gebietsvertheilung ausgeschlossen war. Talleyrand gelang es, den Artikel zu umgehen und in den Verhandlungen gleichwohl Platz zu nehmen. Er hatte sich ein erfolgreiches System ausgedacht, die Verbündeten zu trennen und Frankreich im Concert der Mächte die führende Stimme wieder zu gewinnen. Mit einer wahrhaft genialen Schlauheit, mit einem einzigen Wort, stellte er Frankreich, dessen Einheit die Revolution vollendet, ein zerrissenes Europa gegenüber; er sagte, es gäbe nur ein Princip der neuen Staatseintheilung: die Legitimität. Damit erstickte er jede zweckmäßige Gebietseintheilung Deutschlands im Keim und rief alle Ansprüche des werthlosen Egoismus, den das feudale Europa großgezogen, frisch belebt auf den Kampfplatz.

Aber auch auf das deutsche Verfassungswerk wirkte das von ihm aufgestellte Princip verhängnißvoll ein. Denn keineswegs wurde der Besitzstand der von Napoleon beschenkten Rheinbundstaaten dadurch erschüttert, diese bestanden vielmehr zu Recht, und jeder Versuch, ihre Souverainetät zu beschränken, war nach Talleyrands Information illegitim und gefährlich. So wachten denn auch hier alle particularistischen Gelüste wieder auf und machten sich durch Trotz und Intrigue geltend. Auf ihren gesicherten Besitzstand pochend, gebärdeten sich Baiern und Würtemberg, als hinge es von ihnen ab, dem deutschen Bund beizutreten oder nicht, und ließen ungescheut merken, es sei vortheilhafter für sie, nach wie vor sich Frankreich anzuschließen.

Solche particularistischen Gelüste hatten überall einen Theil der Nation hinter sich, aber auch die wirklichen Patrioten waren nicht einig: ideale, aber unpractische Forderungen erfüllten die Köpfe der Edelsten und Besten. Nichts ist bezeichnender für die damalige politische Bildung, als daß Männer wie J. Grimm Preußens Bestrebungen, sein Staatsgebiet auf den alten Umfang wieder herzustellen, verurtheilen und es unreiner Hände zeihen konnten, wo es nichts als die einfache Pflicht der Selbsterhaltung übte.

J. Grimm nahm als churhessischer Legationsrath am Congreß Theil. Seit Anfang December schickte er „Wiener Briefe" an Görres, die dieser, zerstückelt allerdings und mit eigenen Ausdrücken untermischt, im Rheinischen Merkur verbreitete. Man höre, wie er über die Entschädigungsfrage Preußens urtheilt. „Was liegt Deutschland daran, daß Preußen eine Million Polen weniger hat, worunter ein Drittel Judenseelen, ein Drittel Franzosenseelen stecken! Preußen wird fühlen, daß

es blos in Deutschland stark, daß der Zwang gegen Sachsen ein Unrecht ist und daraus nichts Frommendes springen kann. Jeder Staat ist am stärksten dann, wenn er seine leibliche und natürliche Macht walten läßt, nicht, wenn er daran zweifelt und meint, er müßte noch Fremdes daran flicken. Will etwa der böse Geist in Oestreich und Baiern zukünftig fahren, daß sie die acht Millionen Preußen nicht unangetastet lassen wollen, so werden noch andere acht Millionen Teutsche sich zu den Preußen schlagen und ihnen helfen." — Görres macht dazu die Anmerkung: „vorausgesetzt, daß die Enkel verständiger sind, als die jetzt lebenden Großväter, die selber um kein Haar gescheidter, als ihre eigenen Vorväter zur Zeit des 30jährigen Krieges." „Je weniger jetzt der Preußen sind", schließt Jakob Grimm, „desto mehr hat jeder Einzelne von ihrem Ruhm zu zehren und desto herrlicher stehen sie da. Durch Gewalt über Unschuldige werden sie vielmehr schwächer."

Mit äußerstem Verdruß sah J. Grimm, daß durch die polnisch-sächsischen Händel das Verfassungswerk ganz ins Stocken gerieth. Ueber den schleppenden Gang dieser Verhandlungen läßt Görres ihn als „Kundigen" berichten: „In anderthalb Monaten war darin nicht so viel Gutes geschehn, was nicht eine einzige Stunde recht aus vollem Ernst und lauterer Theilnahme unter teutschkundigen Männern besser gefrommt hätte. Die in dem Ausschuß Böses pflanzen, wissen selbst, daß es ungut und unehrlich ist und sehen darum der Welt nicht ins Gesicht hinein. Ueberall Furcht, Halbheit und der eigene böse Wille im Hinterhalt. Ein vernichtendes Gefühl der Unhaltbarkeit des Werkes, das sie bauen, begleitet sie in ihre Arbeit hinein, und darum auch wird im Bau nichts Haltbares gefördert."

Görres selbst verlor darüber völlig die Geduld. „Wird nichts ausgemacht", ruft er mit dem ihm eigenen Nachdruck aus, „so ist erreicht, was bezweckt wurde: für die Fürsten Alles, für die Völker Nichts! Mögen sie ernstlich daran denken, wie ihre Völker sie empfangen werden, wenn sie ihnen ein zerfetztes Vaterland, eine haltlose Verfassung und damit die Aussicht in ein neues Jahrhundert voll Noth, Elend und Schmach mitbringen. Mögen sie, wo es noch Zeit ist, einen Theil ihrer angemaßten Gewalt zum Opfer bringen, damit das Ganze ihnen gerettet sei!"

Die damaligen Machthaber können in keiner Weise damit entschuldigt werden, daß die Verhältnisse schwierig waren, denn sie haben diese Schwierigkeiten durch bösen Willen verstärkt. Aber man muß ge-

stehen, daß sich aus den Anforderungen der liberalen Schriftsteller nicht viel machen ließ. Republikanische Ideen lagen damals, wo die Pietät gegen die Fürsten aus den Tagen der Noth noch frisch war, dem allgemeinen Gesichtskreis noch fern. „Es ist kein Mensch", sagt Görres in einer seiner ersten Nummern, „der also unsinnig wäre, die Grundfesten der Throne im Vaterland zu untergraben; es ist vielmehr aller Wille, sie zu befestigen, damit sie, stark von innen und außen, dem Volk eine Gewähr geben für seine künftige Ruhe und Sicherheit!" Aber wie dieses Fortbestehen der einzelnen Throne mit dem Gedanken der deutschen Einheit zu versöhnen sei, darüber findet sich in seiner Zeitschrift kaum ein Wink. Sie vertrat nur die Stimmung des Volkes, sie steigerte seinen Idealismus, sowie seinen Unmuth über die Enttäuschung, aber sie gab ihm keine neuen Gedanken.

„L'aspect des affaires publiques", schreibt am Ende des Jahres Gentz, der Protokollführer des Congresses, „est lugubre; mais il ne l'est pas, comme autrefois, par le poids écrasant suspendu sur nos têtes, mais par la médiocrité et l'ineptie de presque tous les acteurs; la connaissance intime de tous ces êtres mesquins qui gouvernent le monde me sert d'amusement. Quant à la chose publique, je vois qu'il est inutile de croire qu'elle remplira jamais les vaines espérances dont se bercent les enthousiastes, et auxquelles j'ai renoncé pour toujours.

Für ihn selber war die Ausbeute des Jahres glänzend: von sämmtlichen Höfen mit Geschenken überhäuft, hatte er eine Einnahme von 17000 Ducaten gehabt. Freilich nicht ohne Anstrengung: „Durch die Ankunft der Herzogin von Sagan wurde der Aufenthalt sehr stürmisch: meine Verhältnisse mit dem Fürsten Metternich hatten eine bedenkliche Wendung genommen, und ich mußte die Ehre, Vertrauter und Vermittler in diesen Verhältnissen zu sein, oft theuer bezahlen".

Während die Patrioten im Lande zürnten und zagten, stürzte sich die vornehme Gesellschaft des Congresses in den Strudel rauschender Feste und Thorheiten. Alle Narren Deutschlands schienen sich in Wien ein Rendezvous gegeben zu haben; so erschien der Theosoph Baader, der an die drei verbündeten Monarchen gleichlautende Eingaben über die Verbindung der Politik und Religion richtete und vom russischen Kaiser neben Kotzebue zum literarischen Berichterstatter ernannt wurde. Noch größeren Einfluß erwarb bei ihm Frau von Krüdener, die ehemalige pariser Weltdame, die nun überzeugt war, unmittelbar mit

Christus zu verkehren; sie war von einem Gefolge Gläubiger begleitet. Auch Wiesel mit Pauline, Varnhagen mit Rahel, die er eben geheirathet, fanden sich ein.

Auch an einem berühmten Kanzelredner fehlte es dem Wiener Congreß nicht. Zacharias Werner hatte sich zum Priester weihen lassen und unterhielt die erlauchten Zuhörer durch eine Mischung von Witz und Mystik, Schwulst und Zote. Im Prolog zum „24. Februar", der um diese Zeit im Druck erschien, bezeichnet er das Schicksal als den Fluch der Sünde und ermahnt die Deutschen, aus diesem heidnischen Lied das Gefühl der das ganze Leben finster umschattenden Nachtgewalten zu schöpfen und reuevoll zu Jesu Wunden zu pilgern, ehe es zu spät sei. Für seine früheren Sünden thut er in der „Weihe der Unkraft" feierlich Buße: „Durch falsche Lust verlocket und durch das Spiel der Sinne, doch wissend, daß aus Liebe der Quell der Wesen rinne, setzt' ich der kranken Wollust Bild keck auf der Liebe Thron, und durch dies Gaukelblendwerk sprach ich der Wahrheit Hohn. — So zog ich, keck im Frevelmuth, doch tief in mir erschlafft, zu meiner Gaukelbude selbst die Weihe deutscher Kraft." Mit Scham blickt er „als Frühergrauter zur deutschen Heldenjugend auf", dagegen geißelt er die Idealisten: „Dir, du halbergraute Abart der schlechten Zeit, durch welche deutsche Stärke zur Ohnmacht ward entweiht, dir laulichem Gemengsel von schlechtem Sein und Schein, auch ich von deinesgleichen, dir präg' ich Demuth ein!" „Unter dem, was mir ganz unleidlich bei ihm vorkommt", schreibt Dorothea Schlegel, „gehört das etwas räthselhafte Niederdrücken der Augendeckel, die tiefen Reverenzen, die ungeheure Schnupftabacksdose und der gemeine Berliner Dialect."

Fr. Schlegel hatte in seinen Vorlesungen über neuere Geschichte alles Mögliche gethan, das Haus Oestreich zu verherrlichen. Der Staat sollte sich wieder ganz mit der Kirche einigen, das väterliche Regiment des Adels auf dem Lande, die Wiederherstellung der Zünfte in den Städten sollte dem Staat eine Gliederung wiedergeben, die ihm durch die liberalen Doctrinen geraubt war. Trotz dieser guten Gesinnungen wollte man in Wien nicht viel aus ihm machen. „Das Leben hier", klagt einmal Dorothea, „ist so theuer und beschwerlich in jeder Hinsicht, daß es einem zur unerträglichen Last wird. Vollends als Literat und Gelehrter sich fortzubringen, möchte in jeder kleinen Landstadt Deutschlands eher thunlich sein als in dieser sogenannten Hauptstadt von Deutschland, wo man auf jede andre Ehre eifersüchtiger ist als auf die, Deutschlands Hauptstadt zu sein; denn Sie

müssen wissen, daß man Hannaken nicht für Ausländer, aber alle Deutsche, die nicht am Wiener Berge geboren sind, allerdings für Ausländer ansieht; daß nichts soviel Widerspruch erfährt, so verhaßt und recht eigentlich verfolgt wird als diese sogenannte ausländische Literatur. Schlegel hat dies selbst erfahren müssen und würde noch härter darunter leiden ohne seine Anstellung — ein Angestellter ist freilich gegen grobe Anfälle gesichert." Auch mit Adam Müller wußte man nichts Rechtes anzufangen; vorläufig war er als Regierungsbevollmächtigter bei der Reorganisation Tirols thätig, bis er April 1815 dem kaiserlichen Feldhoflager nach Paris folgte, wo er durch seine Berichte für den „östreichischen Beobachter" nicht wenig zur Verbreitung der englischen Legende von Waterloo beitrug.

Talleyrands Intriguen hatten so fruchtbares Erdreich gefunden, daß 3. Jan. 1815 ein heimliches Kriegsbündniß zwischen Oestreich, England und Frankreich gegen Rußland und Preußen schon geschlossen war; das allgemein gefühlte Friedensbedürfniß jedoch führte einen Monat später zu einem Vergleich, indem Alexander sich mit einem Theil Polens, Preußen sich mit einem Theil Sachsens begnügte. Mit den Entschädigungen am Rhein, die ihm für Ansbach und Bayreuth zu Theil wurden, und Pommern, das es für Ostfriesland eintauschte, sah Preußen seinen Besitzstand nothdürftig wieder auf den Umfang von 1805 gebracht.

Während dieser Wirren in Wien redete man schon davon, Napoleon von seiner Insel zu holen und sich seines Verstandes zu ihrer Lösung zu bedienen, da verbreitete sich, zum fast freudigen Schreck mancher Patrioten, die eine der vaterländischen Sache günstige Wendung davon erwarteten, die Nachricht seines Aufbruchs aus Elba, seiner Landung 1. März im südlichen Frankreich, seiner siegreichen Ankunft 20. März in Paris. Diesmal war selbst Metternich rasch entschlossen. Die prahlerischen Anerbietungen Napoleons beachtete man nicht mehr. Der Rheinische Merkur hatte sie im Voraus buchstäblich prophezeit und abgethan. Der Kongreß sprach sogleich die Acht über ihn aus und ordnete 25. März den Krieg gegen ihn an.

Fünf Tage später wurde zum ersten Mal Goethes Epimenides in Berlin aufgeführt. „Wer sollte", schreibt Goethe an Knebel, „die Kräfte, die jetzt wieder in Bewegung sind, und ihre Wirkung sich klar machen können? und wer könnte jetzt im Dunkeln und Trüben verweilen, da jeder Tag die Wolken, die er bringt, wieder auseinander reißt. Epimenides selbst würde diesmal nicht in einem heilsamen Schlummer verharren können".

Für Preußen hatte die Wiederkunft Napoleons die scheinbare Erledigung seiner künftigen Verfassung gebracht. Am 22. Mai unterzeichnete der König auf Hardenbergs Vortrag die Cabinetsordre über die Einführung einer allgemeinen Volksrepräsentation. Hardenberg hatte den richtigen Gedanken, das einem Volk, das wiederum vor einem unabsehbaren Kampfe stand, nicht die Gewißheit der Täuschung aller seiner Hoffnungen gelassen werden dürfe.

Das Versprechen ist nicht gehalten worden.

„Es war verfrüht" — hat man gesagt — „das Volk war nicht reif dafür." Ist denn das Zeugniß der Reife zu erlangen, ohne eine Schule durchgemacht zu haben? — Mag es sein, daß die Ansprüche und Wünsche der alten und neuen Provinzen schwer, ja unmöglich zu vereinigen gewesen wären, und daß sich die stürmischsten Debatten erhoben haben würden, aber die Opposition hätte ihr regulirtes Bette gefunden, die jetzt für ein Menschenalter das ganze Land unterhöhlte, und alle aufstrebenden Kräfte Deutschlands hätten sich schon damals um Preußen geschaart.

Schon am 18. Juni fiel bei Belle-Alliance die Entscheidung. 7. Juli war der Einzug der Verbündeten in Paris. Ueber die Wiederbesetzung des französischen Thrones nach der abermaligen Abdankung des Imperators schreibt A. Müller aus Paris 14. Juli an Gentz: „Die Kaiserin Marie Luise würde alle Stimmen für sich geeinigt haben, die Bourbonisten hätten geschwiegen. Sollte man aber bei einer so complicirten Frage eine andere Entscheidung als die des politischen Gewissens geben? . . . Problematisch ist mir der künstliche Charakter Ihres gegenwärtigen politischen Systems und Ihre anscheinende Gleichgiltigkeit dagegen, ob der Grundgedanke Ihres ganzen politischen Lebens triumphire oder nicht. Kam es denn auf etwas Anderes als darauf an, daß das Princip der Revolution gestürzt wurde und daß die Herrschaft der politischen Phantome, Schatten, Larven ein Ende nahm?" — Darauf Gentz: „Das Princip der Legitimität, so heilig es auch sein mag, ist in der Zeit geboren, darf also nicht absolut, sondern nur in der Zeit begriffen, und muß durch die Zeit, wie alles Menschliche, modificirt werden. Für einen Ausfluß oder einen geoffenbarten Willen der Gottheit hielt ich es nie. Die höhere Staatskunst kann und muß unter gewissen Umständen mit diesem Princip capituliren. Wenn Sie — was Gott verhüte! — das jus divinum im buchstäblichen oder mystischen Sinne nehmen — dann können wir uns nie vereinigen."

Die Verbündeten hatten sich in der That für die künftige Re-

gierung Frankreichs freie Hand vorbehalten. Wellington führte das alternde Lilienregiment zurück. — Im Nov. erzielte der zweite Pariser Frieden eine kleine Grenzverbesserung für Deutschland. J. Grimm, den die Mission, die geraubten Handschriften zu ermitteln, zum dritten Mal an den „verwünschten Ort" geführt hatte, schreibt 26. Nov.: „Den dritten künftigen Frieden, der unser deutsches Vaterland völlig zu Ehren bringen soll, sehen schon die Meisten nach einigen Jahren voraus".

Die deutsche Verfassungsfrage hatte der Congreß inzwischen durch die am 10. Juni unterzeichnete Bundesacte gelöst, unter der Deutschland 50 Jahr ein Dasein in Unehre und immer tiefer fressender Zwietracht geführt hat. Der politischen Geschichtschreibung unserer Tage war es vorbehalten, die Schmach jener von Gott verlassenen Zeit, die den Namen Gottes auf den Lippen aber nicht im Herzen trug, mit dem bittern Ernst darzustellen, dem wir unsere Wiedergeburt verdanken. Für die Männer, die den Anbruch dieser Zeit, noch erregt von den Nachwirkungen des großen Kriegs, mit erlebten, war es ein quälender Zustand. Auch wir Nachgeborene, die wir seine Unvermeidlichkeit aus der Nichtigkeit der handelnden Charaktere begreifen, können uns eines beklemmenden Gefühls nicht erwehren.

So ergriffen denn, als das dramatische Interesse am Kampf vorüber war, die gemeine Berechnung und die noch gemeinere Intrigue wieder das Ruder. Die heilige Allianz war zum Theil ein Ausdruck der herrschenden religiösen Stimmung; aber wenn man an die Ausführung ging, so sah man bald, daß sich aus dieser Stimmung nicht viel herleiten ließ und verfiel wieder in die Gewohnheiten des Polizeistaats. Der grollende Patriotismus wurde ganz aus dem Staatsleben hinausgedrängt; er zog sich in die Kreise der Jugend zurück, die fortfuhr, das Arndt'sche Vaterlandslied zu singen, neue Variationen hinzuzufügen und sich immer mehr in ein ideales Traumleben vom Vaterlande zu verlieren.

In den höheren Regionen war man darauf aufmerksam gemacht worden, daß in der selbstständigen Erhebung des Volkes etwas Revolutionäres liege. Schon Oct. 1813 bemerkt Gentz in seinem Tagebuch: „Der Geist, der durch den allgemeinen Widerstand gegen die französische Herrschaft in Deutschland erwacht, durch die Stein'schen Proclamationen mächtig gesteigert, besonders von Preußen aus dergestalt gewachsen war, daß der Befreiungskrieg einem Freiheitskrieg nicht unähnlich sah, gab zu ernsthaften Betrachtungen und Besorgnissen für die Zukunft Anlaß; und die Idee, daß der Sturz eines auf die Re-

volution gegründeten Despotismus wohl statt einer wirklichen Restauration abermals zur Revolution zurückführen könne, wurde von mir lebhaft angeregt."

Unmittelbar nach Abschluß des Friedens denuncirte Schmalz, Primarius der Juristen-Facultät zu Berlin, den Tugendbund und dessen angebliche Theilnehmer als staatsgefährlich und verhöhnte die Begeisterung, die sich an die Freiheitskriege knüpfte. Da man hörte, der Verfasser werde vom Hof begünstigt, erschien eine Reihe heftiger Gegenschriften, von Niebuhr, Schleiermacher, Krug u. s. w., bis der König 6. Jan. 1816 alles weitere Schreiben in dieser Angelegenheit untersagte.

Am 10. Jan. 1816 wurde der „Rheinische Mercur" wegen eines scharfen Artikels gegen die Preußische Reaction verboten. Der Brief war von Achim v. Arnim, der als Gutsbesitzer beständigen Verdruß mit den Behörden hatte. Görres meinte, das Verbot sei eine Connivenz gegen den russischen Kaiser. „Nur die Herren haben wir gewechselt", schreibt er 10. Febr., „und nachdem wir erst bei den Franzosen Lakaiendienst versehn, sehn wir uns sogleich nach anderer Herrschaft um". Bei der einige Monate später stattfindenden neuen Organisation der Rheinprovinz wurde er seines Amts enthoben und erst nach langen Reclamationen auf Wartegelder gesetzt. Trotzdem war man in Berlin nicht gemeint, mit Görres geradezu zu brechen. Arnim räth ihm 26. März 1817 von einer Auswanderung ab, man wolle ihn entschädigen, wahrscheinlich handele es sich um eine Professur in Bonn. Freilich werde es im Ganzen nicht besser werden, „so lange wir in der schmählichen Unbestimmtheit aller Rechte und Verhältnisse fortleben, in der Freiheit und Sklaverei wie stinkend Oel und matter Essig zu einem verdammten Salate aller Nationen gemischt sind". Arnim hat sich ganz auf die Landwirthschaft gelegt in stetem Zwist mit jüdischen Wucherern. Er ist für die altpreußische Verfassung, die neuen anscheinend liberalen Einrichtungen hält er für importirte französische Waare, hauptsächlich durch nichtpreußische Streber, wie Hardenberg, eingeführt. Görres tritt ebenfalls für die alten ständischen Rechte ein und ist erfreut, daß wenigstens in Württemberg ein Beispiel statuirt werde „an dieser despotischen Freiheitsmacherei, die zur Verfassung commandirt wie zur Parade und das Kleid erst schneidet und dann den Menschen ihm anthut, der es tragen soll". So hört man überall Ekel an der Politik aussprechen.

„Es war überall", schreibt Fr. Schlegel, „eine heimliche Be-

klemmung und Spaltung, eine verborgene Unruhe sichtbar, welche alle Kreise des Lebens bis in die innersten Familienverhältnisse durchdrang. Auch das innere Familienglück war durch den Umsturz der alten Ordnung und selbst durch den gewaltsamen Umschwung der Rettung erschüttert. Mit Verwunderung fühlte die Welt, da kaum die erste Freude über die Befreiung verraucht war, sich noch immer gedrückt. Die innersten Verhältnisse des Eigenthums, des Landbaus, aller Gewerbe waren aus ihren Fugen gerückt, indem nun erst alle üblen Folgen in ihrer ganzen Tiefe sichtbar wurden. Ein Jeder fühlte seine eigenthümlichste Wirksamkeit auf irgend eine Weise gebunden, gelähmt und in unauflöslichen Widerspruch verstrickt. Der Zustand glich dem eines Mannes, der äußerlich wohlhabend und glücklich, heimlich von drückenden Schulden geängstigt oder von einem bösen Gewissen beunruhigt ist."

Zu diesem moralischen Druck kam noch die Noth einer Mißernte. „Die Theuerung", schreibt Creuzer 19. Jan. 1817 in Heidelberg, „lastet schwer auf Deutschland, alles Geld geht für Brod auf, Bücher werden nicht gekauft."

Das ganze protestantische Deutschland beschäftigte sich damals mit den Vorbereitungen zum Reformationsfest. 27. Sept. bahnte eine Cabinetsordre Friedrich Wilhelms III. die Union der beiden protestantischen Kirchen an. Marheineke in Berlin schrieb eine Geschichte der Reformation, ausdrücklich vom Parteistandpunkt. „Ich fürchte nur", schreibt Goethe, „durch alle diese Bemühungen kommt die Sache so ins Klare, daß die Figuren ihren poetischen, mythologischen Anstrich verlieren. Denn, unter uns gesagt, ist an der ganzen Sache nichts interessant, als Luthers Charakter; alles Uebrige ist verworrener Quark."

Das Fest sollte eine bedenklich politische Wendung nehmen. Gleich nach Abschluß des Friedens hatte man in Jena eine Burschenschaft gegründet zur Erweckung und Erhaltung des sittlich-religiösen patriotischen Geistes. Die Farben des Lützow'schen Freicorps, Schwarz-Roth-Gold, wurden angenommen, Lieder von Körner, Arndt, Schenkendorf gesungen, Stammbuchblätter mit Gesinnungen vollgeschrieben: bald kam man auf die Idee, eine allgemeine deutsche Burschenschaft zu stiften. Am 11. August erließ die Jenenser Burschenschaft an die Studirenden der anderen Hochschulen eine Einladung zur Feier des Reformationsfestes auf den Jahrestag der Schlacht bei Leipzig auf die Wartburg. 17. October kamen sie in Schaaren an; mit dem Liede „Eine feste Burg ist unser Gott!" wurde auf die Wartburg gezogen. Es wurden

Reden gehalten; eine auch vom Prof. Fries: „Laßt euch den Freundschaftsbund eurer Jugend, den Jugendbundesstaat, ein Bild werden des vaterländischen Staats . . . Euer Wahlspruch sei: ein Gott, ein deutsches Schwert, ein deutscher Geist für Ehre und Gerechtigkeit!" Ihm wie Arndt und Jahn, als den Helden des deutschen Lebens, wurde ein Vivat gebracht. Um die Verbrennung der Bannbulle durch Luther nachzuahmen, wurden eine ganze Zahl Bücher ins Feuer geworfen, die aus irgend einem Grund dem Patriotismus Anstoß gaben, dazu ein Zopf, ein Schnürleib und ein Corporalstock. Nach nochmaligen Reden nahmen am folgenden Tage zum Schluß des Festes 200 Studenten das Abendmahl. Mit diesen thörichten Demonstrationen erlebte die Jugend den Triumph, eine Zeitlang die Polizei in Schrecken zu setzen.

Gentz widmete der Sache drei Betrachtungen im östreichischen Beobachter. Er tadelt vor Allem den „nicht sehr glücklichen Gedanken, das Fest der politischen Vereinigung der Nation an das Gedächtniß ihrer kirchlichen Trennung zu knüpfen." Im Uebrigen will er „die verzeihliche Exaltation unreifer Jünglinge von dem Benehmen ihrer Anführer unterschieden wissen, die in unverantwortlicher Weise der jugendlichen Anmaßung das Wort reden. Sie behaupten, daß dem Heldenthum der Burschen allein die Befreiung des Vaterlandes zu danken — als ob das Verdienst, für das Vaterland gestritten zu haben, einem Jüngling die Befugniß ertheilen könnte, bei Verhandlung der öffentlichen Angelegenheiten eine Stimme zu führen!"

Niebuhr begriff nicht, daß „die Fratze auf der Wartburg" im Ganzen so glimpflich beurtheilt werde. „Wollen wir uns ein Burschenregiment gefallen lassen? — Es ist unmöglich abzuleugnen, daß unsere Jugend im Allgemeinen verwildert, roh und barbarisch träg wird; mit den Wissenschaften und der Literatur geht es bei dem Turnregiment unvermeidlich zu Ende: aber auch ebenso mit allem, was still, schön und lieblich ist."

Auch die Wohlgesinnten wurden verstimmt durch das Unwesen, das die Turner unter Jahns Leitung über ganz Deutschland verbreiteten. Steffens, der bei einem Besuch in Berlin dem Turnen in der Hasenhaide zusah, wurde um so verdrießlicher, da ernste Dinge in Phrasen untergingen, da das Band der Familie gelockert würde. „Neben der Sentimentalität der Deutschen, dem Extrem eines liebevollen Gemüths, bildete sich in diesem Volk das biderbe Wesen aus, das Extrem der redlichen Offenheit, die sich in formloser Plumpheit gefiel." Jahn

hatte über die Masse eine große Gewalt, die ihm grauenhaft schien. Er beschloß, öffentlich dagegen aufzutreten. Seine Schrift „Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden" ist in dem blumenreich überschwenglichen Stil jener Tage geschrieben: wie Fichte leitet er das Verderbniß der Zeit vom paulinischen Christenthum her, welches das Gefühl in Reflexion aufgelöst und dadurch abgeschwächt habe. In Bezug auf das Staatsleben stellte er folgende Ansicht auf: der Staat könne nicht in der Zeit als Staat entstehen; was nicht den Keim eines lebendigen Organismus in sich trage, könne einen solchen auch niemals aus irgend einer Einrichtung erhalten. In diesem Keime liege bereits die ganze individuelle Form dieses Staats vorgebildet. „Alles, was im Staat äußerlich eingerichtet wird, ist ein Provisorisches: es soll ein Daseiendes, sich Entwickelndes schützen; es vermag nichts zu erzeugen. Das Mißverständniß, als ließe die lebendige Entwickelung sich in eine aus der Reflexion entstandene Einrichtung verwandeln, ist die ursprüngliche Sünde aller Reflexion, die sein will wie Gott."

9. November reichte Geh. Rath v. Kamptz in Berlin eine Denunciation gegen die Professoren ein, die sich am Wartburgfest betheiligt hatten. „Es war kein Grund", schreibt Frhr. v. Stein 10. December an den Minister v. Gersdorf in Weimar, „die Versammlung der jungen Leute zu verhindern; sie hatten einen guten Zweck: vaterländische Gesinnung zu beleben. Man hätte sie aber nicht dem Einfluß von ein Paar Thoren wie Fries und Oken überlassen sollen. Diese Gleichheitsapostel wollen Alles nivelliren und die ganze bürgerliche Gesellschaft in einen großen Brei auflösen. Allerdings ist der Hauptgrund der Gährung in Deutschland in dem Betragen unserer Fürsten und Regierungen zu suchen; sie sind die wahren Jakobiner. Sie lassen den rechtlosen Zustand fortdauern, stören die Entwickelung des menschlichen Geistes und bereiten den Anarchisten den Weg zum allgemeinen Untergang." Einige Tage später schreibt er an Eichhorn über die Widersacher der Verfassungsangelegenheit: „sie haben die Schamlosigkeit, auszusprechen, die Bundesacte verspreche zwar den Ländern Landstände, aber die Bestimmung des Zeitpunkts und der Art überlasse sie der Weisheit, d. h. der Willkür der Regierungen, den Unterthanen stehe nur ein Erwartungsrecht zu. . . . Standhaft und unablässig werde ich behaupten, daß für Preußen diese Grundsätze unanwendbar und durchaus verderblich sind. Preußen ist ein protestantischer Staat, in welchem sich seit zwei Jahrhunderten ein großes vielseitiges Leben, ein Geist der freien Untersuchung entwickelt hat, der sich weder unterdrücken, noch

durch Gaukelspiele irren läßt. Auch den Dümmsten im Volk wird man nicht glauben machen, daß es vom Willen des Fürsten abhänge, ob, wann und wie er eine übernommene Verbindlichkeit erfülle." Als Nachtheile der einseitigen Beamtenherrschaft bezeichnete er u. a. Vernichtung des Gemeingeistes, der sich nur durch unmittelbare Theilnahme am Oeffentlichen bilde, und Widerspruch zwischen den bürgerlichen und militärischen Institutionen.

Der Staatskanzler zauderte, seine Gesinnung war liberal, aber die Furcht vor den Jakobinern lähmte sein Handeln; sein Reichthum an gutem Willen und Einsicht wurde nicht getragen durch Festigkeit des Charakters. Am 12. Januar 1818 überreichte ihm Görres bei seiner Anwesenheit in Coblenz eine Petition der Rheinländer um Wiederherstellung der Freiheiten der Landschaft, wie sie im Besitznahmepatent verheißen worden sei, sowie um Erfüllung der königlichen Verheißung vom 22. Mai 1815. Die höfliche Antwort Hardenbergs, die Görres dann publicirte, wurde 21. März vom König desavouirt.

Am nächsten Jahrestag des Wartburgfestes constituirte sich in Jena die allgemeine deutsche Burschenschaft mit altdeutschem Rock, Wappenbüchern und langen Haaren; ihr gegenüber die Bierrepublik Ziegenhain und das Bierherzogthum Lichtenhain. Einige Tage darauf übereichte der russische Staatsrath Stourdza dem Congreß zu Aachen eine Denkschrift, worin der demagogische und unsittliche Geist der Universitäten angeklagt wurde. Auch Steffens in Breslau setzte im „Turnziel" und den „Carricaturen des Heiligsten" seine Anklagen fort: im Anfang, wo man noch den Staat in der liberalen Richtung zu erhalten suchte und in dem neuen Mysticismus einen Feind empfand, wurde er höheren Orts gewarnt. Endlich glaubte man, er könne nähere Enthüllungen machen, und der Staatskanzler ließ ihn December 1818 in der Stille nach Berlin kommen. Zunächst war Steffens erschrocken, er hatte die geistige Richtung im Allgemeinen angefochten, und man glaubte, er sei mit einer geheimen Verschwörung bekannt. Hardenberg sah bald, daß er es mit einem Träumer zu thun hatte. Steffens machte ihn darauf aufmerksam, daß man, um mit gutem Gewissen den Liberalismus zu bekämpfen, ein neues conservatives Staatsprincip an seine Stelle setzen müsse. Hardenberg erwiederte lächelnd, ein solches Princip sei schon gefunden, die Polizei.

Zu den auf dem Wartburgfest verbrannten Schriften gehörte Kotzebues „Geschichte des Deutschen Reichs". Die Berichte, welche dieser Possenreißer an den russischen Hof über deutschen Patriotismus

einschickte, sowie seine Vertheidigung der Stourdza'schen Schrift hatten den Haß der Jugend gegen ihn bis zum Fanatismus gestachelt. „Wenn ich sinne", schreibt 5. Mai 1818 ein auffallend überspannter Student, Karl Sand, in sein Tagebuch, „so denke ich oft, es sollte doch Einer muthig über sich nehmen, dem Kotzebue oder sonst einem solchen Landesverräther das Schwert ins Gekröse zu stoßen." Einige Monate später: „Soll die Geschichte unserer Tage nicht mit ewiger Schmach bedeckt sein, so muß er nieder! In Angst und bitteren Thränen zum Höchsten gewendet, warte ich schon geraume Zeit auf Einen, der mir zuvorkommt. Es zeigt sich trotz all' meinem Gebet Keiner. Schriften und Reden wirken nicht, nur die That kann jetzt einen; möchte ich einen Brand schleudern in die jetzige Schlaffheit und die Flamme des Volksgefühls, das schöne Streben für Gottes Sache in der Menschheit, unterhalten und mehren helfen!"

Am 23. März 1819 kam er in Mannheim an und erdolchte Kotzebue mitten im Kreise seiner Familie. Kotzebue war 58, sein Mörder 24 Jahre alt.

De Wette, Professor der Theologie in Berlin, schrieb 31. März an Sands Mutter: „Die begangene That ist freilich nicht nur ungesetzlich und vor dem weltlichen Richter strafbar, sondern auch, allgemein betrachtet, unsittlich und der sittlichen Gesetzgebung zuwiderlaufend. Als Sittenlehrer kann ich nie zu solchen Handlungen ermahnen. Aber ist von der Beurtheilung einer geschehenen Handlung die Rede, so darf man nie das allgemeine Gesetz als Maßstab gebrauchen, sondern die Beweggründe des Handelnden. Nur nach seinem Glauben wird ein Jeder gerichtet. — Der Irrthum wird entschuldigt und gewissermaßen aufgehoben durch die Lauterkeit der Ueberzeugung, und die Leidenschaft wird geheiligt durch die gute Quelle, aus der sie fließt. Daß beides der Fall bei Ihrem frommen und tugendhaften Sohn gewesen, bin ich fest überzeugt. Er war seiner Sache gewiß; er hielt es für Recht, zu thun, was er gethan, und so hat er recht gethan. So wie die That geschehen ist durch diesen reinen, frommen Jüngling mit diesem Glauben, mit dieser Zuversicht, ist sie ein schönes Zeichen der Zeit."

Sands Mutter hatte diesen Brief verschiedenen Freunden mitgetheilt. Eine Abschrift desselben kam vor die Augen des Königs, der dem Schreiber sogleich durch den Minister v. Altenstein sein Mißfallen zu erkennen geben ließ. Am 2. October erhielt De Wette seine Entlassung, eine angebotene Geldentschädigung hatte er abgelehnt.

Das war der Fluch, daß wir den natürlichen Maßstab des Ge-

wissens verloren und uns gewöhnt hatten, die einfachsten Verhältnisse vom „höheren Standpunkt" zu betrachten, um nach Belieben damit umspringen zu können. Der subjective Idealismus bestand schlecht seine Probe: nur daraus begreift sich die Uebertreibung nach der entgegengesetzten Seite hin. So verklagte Fouqué den Erbfeind in der deutschen Jünglingsbrust, der aus Frankreich kam: „Das ist der irdisch-listige, gierige Geist, entsprungen aus dem glaubenlosen Hirn erdsücht'ger Menschen; am Boden fest in schlechter Liebe klebend, maulwurfsblind für des Jenseit seliges Licht." — Die Acten des Sand'schen Processes gewähren einen traurigen Einblick in den Zustand so vieler junger Gemüther, die nach dem Ideal dürsteten und keinen gesunden Zug in ihrem Innern hatten: ein widerliches Gemisch von natürlicher Gutartigkeit und dem Hochmuth der Einfalt, der sich religiöser Floskeln bediente.

Mit Erstaunen hatte Gentz die politisch-religiösen Aufsätze seines Freundes Ad. Müller gelesen, der seit dem Frieden östreichischer Consul in Leipzig war, und hier 1816—1818 die „Staatsanzeigen" herausgab. „Sie tragen sämmtlich das Gepräge einer Zeit, einer Ansicht und einer Manier, in welcher ich mich wildfremd, unbehaglich, unheimlich, desorientirt fühle. Vieles verstehe ich nicht, weil es mir dunkel, verworren, unreif scheint; was ich verstehe, befriedigt mich nicht. Allenthalben eine schneidende, stolze, angreifende Polemik, aber nirgend ein reines, bestimmtes Resultat. Es schwimmt mir alles, wie in einen Nebel von hohen Worten gewebt, durch welchen keine Figur in festen Umrissen hervortritt. Ich soll glauben, das durchaus praktische Problem einer deutschen Bundesverfassung werde durch ein gewisses mystisches Lehensund Glaubensrecht, womit ich nicht einmal eine deutliche Vorstellung verbinden kann, aufs Reine gebracht werden, nachdem ich vorher belehrt bin, daß es weder durch Souveränetät, noch durch Föderalismus, noch durch ein Oberhaupt, noch durch eine Constitution auflösbar ist."

Adam Müller klagt März 1817, daß Gentz sich Gott immer mehr entfremde und warnt ihn vor den Strafen des göttlichen Zorns. — „Seine Vernunft dem Glauben zu unterwerfen", erwidert Gentz, „können nur Gründe der Vernunft den Menschen bestimmen." „Hat sich Ihnen Gott unmittelbar offenbart, desto besser für Sie! Mir wurde dies Glück nicht zu Theil. Ruht Ihre Ueberzeugung von den Offenbarungen nur auf dem Glauben an das, was Anderen offenbart wurde: dieser Glaube fehlt mir ebenfalls! — Jenseit der Grenzen der Vernunft scheint mir alles unsicher, und wenn Andere auch da noch festen Boden fühlen, so müssen sie einen Sinn haben, der mir abgeht."

„Zu der Zeit, wo ich den politischen Schauplatz betrat, schien es darauf abgesehn, das traditionelle Element ganz zu verdrängen: dagegen bin ich zu Felde gezogen und mag manchmal in der Hitze des Gefechts zu weit gegangen sein. Jetzt ist das Gleichgewicht auf der rationellen Seite bedroht. Ich habe in dem revolutionären Gang der Zeit nie den natürlichen Wunsch, aus einem schlechten Zustand in einen besseren zu gelangen, wohl aber das einseitige und anmaßende Princip gehaßt, die Welt von vorn anzufangen. Ebenso einseitig und anmaßend fordern Sie jetzt unumwunden die Umkehr, die Kirchen- und Lehens- und Handelsverfassung vergangener Jahrhunderte zurück!"

Nach diesen Prämissen wird man nicht wenig überrascht, wenn Gentz plötzlich einlenkt. Der politische Meuchelmord jagte ihm einen furchtbaren Schreck ein; er wurde für sein eigenes Leben bange. „Vergessen Sie alles", schreibt er 19. April 1819 an Ad. Müller, „was meine rebellische Vernunft Ihnen oft entgegengesetzt hat! Keine Weltordnung kann bestehn, wenn der unselige Anspruch, vermöge dessen jeder seine eigene Vernunft als gesetzgebend ansehn will, nicht aus der menschlichen Gesellschaft wieder zu verbannen ist. Denn Willkür gegen Willkür, ist am Ende jeder befugt, die seinige für die beste zu halten. Ein höheres Gesetz kann nur in der Kirche zu finden und diese muß in allem Wesentlichen unwandelbar sein. Der Protestantismus ist die erste, wahre und einzige Quelle aller ungeheuern Uebel, unter welchen wir heut erliegen; was wir erlebt haben, war nur die nothwendige Folge jenes ersten, unermeßlichen Frevels. Wenn es keine höhere Autorität giebt als die Vernunft jedes Einzelnen, so wird die Revolution der natürliche Zustand der Gesellschaft."

Ad. Müller nimmt mit der gebührenden Wichtigkeit von dieser Erklärung Act: „ich zweifle, ob in diesem Jahrhundert überhaupt schon viel wichtigere Dinge geschehen sind, als die Thatsache dieses Briefs." Er schreibt (Juni 1819) „über die Nothwendigkeit einer theologischen Grundlage der Staatswissenschaften, insbesondere der Staatswirthschaft". Aber das stellt Gentz wenig zufrieden. „Die Frage ist heute nicht, wie die Gesellschaft nach einem gottgefälligen Plan für die Zukunft zu bilden sein wird: unser einziges Geschäft muß sein, sie vor der von bekannten und bestimmten Feinden ihr drohenden nahen Auflösung zu bewahren. Männer wie Sie dürfen keine Allotria mehr treiben, müssen denen, welche die schrecklichen Aufgaben zu lösen haben, mit der ganzen concentrirten Kraft ihrer Gedanken und ihrer Beredsamkeit beistehn. Das ist Ihr Beruf. Die inneren Krankheiten werden uns nicht von heute zu morgen tödten. Das Dringendste ist, zu leben! Mit denen,

welche uns vernichten wollen, müssen wir zunächst fertig werden; dann Kirche und Stände und Communen, und alles, was sie wollen!"

Denselben brutalen Haß gegen allen Liberalismus athmet Hallers „Restauration der Staatswissenschaften oder Theorie des natürlichen geselligen Zustandes, der Chimäre des künstlich bürgerlichen entgegengesetzt", die seit 1816 in sechs Bänden erschien, und alles Recht auf ursprüngliche Stärke gründete, wobei freilich in einem willkürlich gewählten Zeitraum die einmal vorhandene Stärke sich in ewig geltendes Recht verwandeln sollte. Was er 1808 gegen das nivellirende Weltreich vorgebracht, sollte nun zur Erstarrung aller Rechtsformen verwerthet werden. Sein Ideal war der Kirchenstaat; 1820 wurde er katholisch.

Diesen Gedanken freilich brandmarkte Steffens in den „Carricaturen des Heiligsten", aber fast ebenso heftig wie Haller sprach er sich gegen die Idee des Gesellschaftsvertrags aus: „Der Staat ist ein religiöses Individuum, seine Freiheit nur durch Erlösung, durch Anerkennen der geheimen Schuld, durch Reue und Buße zu erringen".

Ein neuer politischer Mordversuch, 1. Juli 1819 gegen den Präsidenten Ibell in Wiesbaden, verbreitete den Glauben an eine allgemeine Verschwörung. „Die Rohheit und Anmaßung der Jugend", schreibt Niebuhr aus Rom 25. August, „ist etwas positiv Böses: wenn eine heranwachsende Generation mit plumpem Dünkel aufgeblasen ist, so kommt die Zeit, wo alles zusammenstürzt." — Auch Stein (30. August) hält für nöthig, „daß unsere Professoren in Ordnung gehalten werden: ein hoffärtiger, unruhiger und seichter Geist beseelt sie, sie verbreiten verderbliche Grundsätze unter der Jugend".

Dem sollte nun der Congreß steuern, welchen Metternich 6. bis 31. August in Karlsbad versammelte. Die Burschenschaft wurde verboten, die Censur wieder eingeführt, dem parlamentarischen Wesen ein Riegel vorgeschoben. 20. September nahm der Bundestag diese Beschlüsse an; eine eigene Commission wurde mit der Untersuchung demagogischer Umtriebe betraut. Was sich an Schmutz gemeiner Gesinnung unter der Oberfläche verborgen, trat nun dreist ans Licht: ein scheußliches Denunciationssystem machte ganz Deutschland unsicher, die Papiere von Arndt, Schleiermacher, Reimer, Jahn, Welcker u. A. wurden mit Beschlag belegt, selbst Gneisenaus Briefwechsel wurde überwacht. Oken in Jena wurde abgesetzt, Arndt in Bonn in Ruhestand entlassen.

Görres hatte in einer neuen Schrift „Teutschland und die Revolution" August 1819 zwischen dem conservativen und liberalen Princip

zu vermitteln gesucht. Es wurde im Grund in dieser Schrift nichts Schlimmes behauptet; selbst Gentz schreibt darüber: „in der Hauptsache ist er unser." Aber der Ton nach oben gab Anstoß. Görres hatte gelernt, sich als fünfte Großmacht zu fühlen, und sprach vor Kaiser und Königen wie vor Seinesgleichen. Er erlaubte sich, alle Mißgriffe der Machthaber vom Wiener Congreß bis auf die beginnende Demagogenverfolgung einer bitteren Kritik zu unterziehen, und erklärte das Problem der Anordnung der öffentlichen Angelegenheiten, das vor 4 Jahren noch mit spielender Hand zu lösen gewesen, in dem nunmehr eingetretenen Kampf der bösen Leidenschaften für menschliche Kräfte als beinah unlösbar. Er constatirte die Empörung aller deutschen Herzen, denen an der Ehre des Vaterlandes gelegen sei, und warnte vor einem allgemeinen Ausbruch des verschütteten Nationalgeistes. Je weniger man verstand, was er eigentlich verlangte, desto mißtrauischer wurde man gegen seine Ideen, man sah ihn schon an der Spitze einer Schaar fanatischer Jakobiner gegen die Throne anstürmen. Es wurde ein Haftbefehl gegen ihn erlassen; rechtzeitig gewarnt, entfloh er 10. October nach Straßburg, wo er mit den Franzosen auf ehrenvolle Bedingung Frieden schloß. — Es war die entscheidende Wendung in seinem Leben: fortan ist der Widerwille gegen Preußen für ihn das bestimmende Motiv: „das Preußenthum, seit den Stock- und Stiefelkönigen entstanden", paßt auf das rheinische Volk wie eine Abstraction.

26. November wurde in Jena die Burschenschaft aufgelöst: „wir hatten gebauet ein stattliches Haus und drin auf Gott vertrauet . . . Das Band ist zerschnitten, und Gott hat es gelitten, wer weiß, was er gewollt!" In denselben Tagen wurde in einer neuen Conferenz zu Wien festgesetzt, eine Repräsentativverfassung sei mit dem monarchischen Princip unverträglich.

31. December erhielten die Minister, die gegen die Karlsbader Beschlüsse protestirt, W. v. Humboldt, Boyen und Beyme ihre Entlassung. Humboldt verließ den politischen Schauplatz nicht ungern; er vertiefte sich sofort wieder in seine wissenschaftlichen Forschungen: am liebsten hätte er „auf allen Antheil an dem Drama der Zeitgeschichte verzichtet, um in entschiedener Größe und Festigkeit über den Begebenheiten zu stehn". — Dahlmann in Kiel entzog dem historischen Verein des Freiherrn von Stein seine Theilnahme, indem er erklärte, er könne mit Ehren auch nicht einmal an einem literarischen Unternehmen theilnehmen, das unter preußischem Schutz stehe! — „Ich habe es", schreibt Achim v. Arnim aus Berlin, 30. December, „nun endlich

dahin gebracht, daß ich die Wirthschaft hier als eine schlechte Komödie betrachte, die mich nichts angeht. — Preußen ist alles Einflusses auf das Ausland beraubt, es steht verlassener da als nach der Schlacht von Jena, kaum kann ein Preuße ohne Schamröthe über die Grenze reisen."

2.

Junge Romantik.

In der Epoche der Freiheitskriege hat sich der sittlich-gemüthliche Inhalt der Nation gebildet, die Grundlage unsrer poetischen wie politischen Entwickelung. Alles Gute und Schlimme, was die Wissenschaft, die Politik und das religiöse Leben der Restauration aufweist, war vor den Freiheitskriegen bereits angebahnt; principiell hat die spätere Periode wenig hinzugefügt, wenn sie auch die gegebenen Tendenzen auf das Vielseitigste ausbreitete und vertiefte. Der Niedergang der nationalen Hoffnungen führte zwar ein Gestirn herauf, unter dem es einmal schien, als hätten wir auch mit dieser Epoche abgeschlossen, als wäre der Standpunkt der Freiheitskriege durch eine „höhere Bildung" überwunden. Heine, Börne und ihre Nachahmer haben so oft wiederholt, die Erhebung Deutschlands gegen Napoleon sei eine Michelei gewesen, daß wir es in unserer Gutmüthigkeit glaubten und uns unserer Väter schämten, die sich gegen den genialsten Mann des Jahrhunderts empörten, um minder genialen Fürsten in die Hände zu fallen. Jetzt kommt uns diese an Wahnsinn streifende Selbsterniedrigung nur noch wie ein Traum vor. Der Kampf von 1813 galt nicht blos und nicht einmal hauptsächlich der Errichtung einer freien Verfassung: Deutschland hätte sich erheben müssen, die fremden Räuber zu erschlagen, auch wenn es mit Bestimmtheit voraussah, daß die inneren Verhältnisse sich nach dem Sieg noch weit trüber gestalten würden, als es in der That geschehen ist. Freilich ist durch die Franzosen in Deutschland mittelbar wie unmittelbar manches Faule ausgerottet, manchem Guten die Bahn gebrochen, aber der beste Dank war, daß wir sie zum Lande hinaustrieben. Mit Recht hat man später gegen den blinden Haß angekämpft, der uns dazu verleitet, die edeln und schönen Eigenschaften eines der wichtigsten Culturvölker zu verkennen,

aber tiefer aufgefaßt, ist er doch nur jene Widerstandsfähigkeit, die eine Nation macht.

Der Patriotismus war identisch mit dem Franzosenhaß. Dieser Haß galt nicht blos dem augenblicklichen Feind, er war die Fortsetzung des durch Lessing begonnenen Kampfs gegen die Herrschaft des französischen Geschmacks, die zürnende Erkenntniß von der Unhaltbarkeit der durch unsere klassischen Dichter gepredigten Weltbürgerschaft. In den Eroberungskriegen Napoleons war nur zu Tage gekommen, was seit anderthalb Jahrhunderten angebahnt war, die Niederdrückung alles Eigenen und Ursprünglichen unter das Joch des französischen Denkens und Empfindens. Die französische Akademie, das französische Theater, die Diplomaten Ludwigs IV., die Encyklopädisten, die Jakobiner, sie hatten alle nach diesem Zweck gearbeitet. Unter Napoleon stellte sich heraus, was das Ergebniß sein mußte, eine neue Weltmonarchie. Jedes Volk sollte von seiner eigenen Vergangenheit losgerissen und durch die Schule der französischen Bildung und Sitte zu einem Gliede der unterschiedlosen Menschheit gemacht werden. Mit leicht begreiflichem Eigensinn klammerte sich nun jedes Volk an sein altes Recht, seine alte Geschichte, seine alte Sitte, seine alte Ueberlieferung. Wenn Frau von Staël den deutschen Dichtern vorwarf, sie hätten keine nationalen Vorurtheile, so kann man von den modernen Gothen behaupten, die Apologie des Vorurtheils sei ihre Hauptaufgabe gewesen. Sie beschränkten sich nicht wie die älteren Romantiker in ihrer Sympathie auf das Ritterthum und die Geistlichkeit, jeder Stand, jeder Orden, der etwas Originelles hatte, wie fratzenhaft er sich gebärden mochte, wurde gerechtfertigt. Neben den ritterlichen Adel traten die Zünfte mit ihren ehrsamen Sitten, ihren barocken Symbolen und Gebräuchen, aber auch der Bauer, selbst der Vagabund und Zigeuner. Mit besonderer Begeisterung behandelte man den Studenten, und zwar den historischen Studenten, der sich raufte, in Völlerei lebte, den Bürger und Bauer mißhandelte und in einem zwecklos träumerischen Maskenspiel sein Leben hinbrachte; den Handwerksburschen auf der Wanderschaft, der in allen Schenken ein frisches Lied sang; den Lanzknecht, der sein Leben für Geld verkaufte, aber tapfer dreinschlug. Dagegen verabscheute man die moderne Gleichberechtigung, Gewerbefreiheit u. s. w. die um der Zweckmäßigkeit willen das Originelle aufgab. In dieser Vorliebe für Originalität begegnen sich die seltsamsten Widersprüche, Derbheit und Delicatesse der Empfindung, possenhafte Naivetät und mystische Ueberschwenglichkeit, roher Instinkt und symbolische Reflexion,

Heidenthum und Theologie, Keuschheit und Zote. Dem farblosen, undeutschen Idealismus setzte man das Princip des Grotesken entgegen, die eckigen, ungelenken, aber in ihrer Naivetät zuweilen sehr anmuthigen Formen des deutschen Meistergesangs, des Fastnachtsspiels, des Ammenmärchens und Volksliedes; der einförmigen Schönheitslinie der Antike gothische Schnörkel und Arabesken. Der ermüdete Weltbürger ging in die Werkstätten, in die Hütten des Volks, lauschte auf seine Gespräche, seine Märchen, seine Gewohnheiten; der ungewohnte Anblick überraschte und rührte ihn. Wenn im früheren Lehrbuch der Aesthetik das Schöne als nicht wirklich und das Wirkliche als nicht schön aufgefaßt war, so behauptete man jetzt, alles Wirkliche, d. h. alles in der zufälligen Erfahrung Wahrgenommene sei schön, oder gar, nur das sei schön, was den gewöhnlichen Begriffen von Schönheit widerspreche. Früher hatte man für gut nur das gelten lassen, was mit dem Katechismus übereinstimmte: jetzt wurde nur das Individuelle, das dem Gesetz Widersprechende oder wenigstens aus dem Gesetz nicht Herzuleitende als berechtigt erachtet. Früher hatte man nur klare und durchsichtige Gedanken in das Reich der Begriffe aufgenommen: jetzt verachtete man jeden Gedanken, der nicht etwas Unauflösliches enthielt, als flach und trivial. — So ist dies Streben des Realismus, trotz seines scheinbaren Widerspruchs, mit jenem Supranaturalismus der Kunst verwandt, der statt der Buchstabenschrift Hieroglyphen anwendet. — Das Sonderbare ist das Normale, das Zufällige ist das Nothwendige, das Unbedeutende ist das Bedeutende, das Wunderbare ist das Gewöhnliche, das Lächerliche ist das Erhabene, das Unmögliche ist das Wirkliche.

Die nationale Bewegung ist keine blos deutsche, sondern eine europäische. Die Engländer hatten am wenigsten mit ihrer Vergangenheit gebrochen, sie hatten den Kampf gegen das Weltreich am entschiedensten und frühsten aufgenommen. Der erste Kampf fand in Burke seinen begeisterten Apostel; der Sieg in W. Scott seinen epischen Dichter. Er hatte zuerst die romantische Vergangenheit Englands mehr vom Standpunkt des Malers aufgefaßt, seine ersten Gedichte sind glänzend ausgeführte Landschaftsbilder, in denen die menschlichen Figuren nur die Staffage ausmachen. Von diesem Gebiet durch die überlegene Kraft Byrons zurückgedrängt, warf er sich seit 1814 auf den historischen Roman. Es waren Entdeckungsreisen in das wirkliche Leben des Volks, Gegenwart und Vergangenheit, wie sie selten ein Dichter in diesem Umfang gemacht. Die gesammte jüngere Ro-

mantik in Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien, Amerika ist aus seiner Schule hervorgegangen.

Auch die Deutschen warfen sich mit Eifer auf dies Gebiet, nur daß sie sich in ihrer früheren Schule daran gewöhnt hatten, den Augenpunkt nicht da zu nehmen, wo sie standen, sondern ihn in die Zeit zu übertragen, die sie schildern wollten. Im Jahr 1817 wurden zwei bedeutende Versuche nach dieser Richtung gemacht: Fouqués „altsächsischer Bildersaal" und Achim von Arnims „Kronenwächter". Für die älteren Romantiker, Tieck und die beiden Schlegel ist es sehr bezeichnend, daß sie den ersten mit Beifall, den letzteren mit Widerwillen und Geringschätzung besprachen, wie sie auch auf W. Scott nicht viel hielten, der ihnen zu viel Fleisch und Blut und zu wenig Nerven hatte.

Arnim besitzt nicht nur eine tüchtige, sondern eine tiefe Kenntniß der Geschichte bis zur völligen, gesättigten Anschauung. Die Begebenheiten des 16. Jahrhunderts sind ihm nicht zusammenhanglose, farblose Thatsachen, er steht mitten darin. Auch sein Urtheil über das deutsche Leben ist gesunder und tiefer als bei den Tugendbündlern und frisch-froh-frei-frommen Turnern, die deutsch zu sein glaubten, wenn sie eine abentheuerliche Tracht anlegten, sich in einer unzusammenhängenden Sprache ausdrückten und als Ideal einer deutschen Verfassung eine Studentenrepublik mit einem Hohenstaufen an der Spitze erträumten. Die Jahrhunderte vom 15. bis zum 17. sind ihm zu genau bekannt, als daß er noch an eine Macht glauben sollte, die innerlich und äußerlich längst gebrochen war. Wenn er sich also bei seinem Roman die Aufgabe stellte, ein Gesammtbild von der deutschen Cultur im Uebergang vom 16. zum 17. Jahrhundert zu geben, so hatte er viel in sich, was ihn zur Erreichung dieses hohen Ziels befähigte.

W. Scott ist in der Charakteristik nie untreu, aber theils aus Rücksicht auf sein Publicum, theils auch wohl aus eigener Neigung vermeidet er jeden grellen und zu harten Ton. Arnim sucht das Grelle und Harte geflissentlich hervor: er macht es wie sein Maler Sixt, der, um zu treffen, sich nicht scheut, den Gesichtern die häßlichste Käsefarbe zu leihen. Wie verwegen er in seinen Mitteln war, zeigt die von Bettine später herausgegebene Fortsetzung, die freilich nur Farbenskizze ist. Es ist aber nicht blos Verwegenheit, sondern auch Kraft: man athmet wirklich die Luft des Lebens in einer kleinen Reichsstadt mit ihrem eng aufeinander gepreßten Gemeindeleben, ihren verholzten und doch im Grunde respektablen Rechtsbegriffen; und ebenso anschau-

lich wird die wüste Langeweile auf einer der damaligen Ritterburgen, die Rohheiten und Laster des Lagerlebens. Die Figuren sind hart und eckig, der Humor, mit dem sie ausgeführt sind, hat zuweilen etwas Verdrießliches, aber sie sind durchweg voll Leben und Wahrheit, man sieht sie nicht blos, man kann sie betasten.

Dagegen hat Arnim den großen Nachtheil gegen W. Scott, daß er nicht gruppiren und überhaupt nicht componiren kann. Er verschmäht nicht blos jedes erlaubte und berechtigte Mittel, den Leser zu fesseln, er wirkt ihm wie absichtlich entgegen. Er wird bei seinen eckigen, oft grotesken, aber immer kräftigen Bildern durch keine Sentimentalität verwirrt. Dagegen drängt sich zuweilen zwischen die reale Existenz, die er deutlich sieht, und sein Auge das Gebilde einer spukhaften incommensurabeln Welt, ebenso bestimmt wahrgenommen, und nun verschieben sich die beiden, bis man zuletzt, vom Schwindel erfaßt, unsicher wird, ob man träumt oder ob der Dichter toll geworden ist. Dieses Durcheinander des spiritualistischen wie des realistischen Elements wird den Dichter dem größern Publikum immer entfremden, obgleich er in manchen Ausführungen ganz einzig ist.

Der erste Band der „Kronenwächter" führt den andern Titel „Bertholds erstes und zweites Leben". Dies Leben macht einen sehr trübseligen Eindruck, bei den besten und reinsten Absichten geht es dem armen Berthold immer schlecht, und Arnim sucht den künstlerischen Zusammenhang dadurch herzustellen, daß er dieses Schicksal als in nothwendigem Zusammenhang mit Bertholds Charakter stehend darstellt, daß er in diesem Charakter eine Schuld findet. Diese Schuld ist eine doppelte: er ist ein Hohenstaufenkind und doch eine bürgerliche Natur und er hat sein Leben künstlich durch den Schwarzkünstler Faust, durch Einträufeln fremden Blutes erhalten, und dennoch große Unternehmungen angefangen und eine junge Frau geheirathet. Man soll nicht leben und nicht lieben mit fremdem Blut! das scheint die Moral dieser seltsamen Fabel zu sein. Seltsamer noch ist das andere, anscheinend historische Motiv. Die geheime Gesellschaft der Kronenwächter, die sich den Zweck gesetzt hat, das Geschlecht der Hohenstaufen zu erhalten und gewissermaßen zu züchten, widerspricht so vollständig allen übrigen Voraussetzungen der Zeit und ist in sich selbst so verschroben und so widersprechend, daß man sich aus der gesunden historischen Anschauung plötzlich in eine Gespenstergeschichte von Kramer oder Spieß versetzt glaubt. Die Kronenwächter kommen einem vor, wie der närrische Lord Horion im Hesperus, der sein betrübtes Leben damit ausfüllt, sieben

Bastarde eines Duodezfürsten zu erziehen und ihre Personen beständig durch einander zu wechseln, damit sie sich zur Stelle eines Regierungsraths qualificiren. Schwebte dem Verfasser aber eine Satire gegen die Burschenschafter vor, die noch fortfuhren, vom Kaiser und vom Reich zu singen, da Kaiser und Reich sich schon in Schatten und Gespenster verflüchtigt hatten, so hätte diese Beziehung schlagender sein müssen. Diese Episode ist vielmehr ein Virtuosenstückchen, das sich zum Meister über den Poeten gemacht hat.

Von Arnims späteren Versuchen hebt sich nur noch die Novelle „Die Kirchenordnung" hervor; sie giebt ein schönes und deutliches Bild von dem Landleben zur Zeit der Reformation und ist voll ernsten sittlichen Gehalts. Die Seelenbewegung in dem Conflict zweier Glaubensformen ist mit großer Feinheit nachempfunden, und der gelinde Humor, von dem die tragische Geschichte berührt wird, thut wohl.

Auf die übrigen tollen Ausgeburten der Laune einzugehen — z. B. die „Päpstin Johanna" und „Die Gleichen" — ist schon darum unnöthig, weil sie kaum von Jemand gelesen sind. Einzelne prachtvolle Worte finden sich überall, z. B. „Ich knie' vor Gottes Thron, vor dieser Welt erschrocken, wie sie so schaudernd schön, wie sie so herzlich gut, so voll von Spielerei, und voll von Uebermuth." Aber selbst die Gedanken haben meist etwas Embryonisches, man weiß nicht, worauf man sie beziehn, wie man sie anwenden soll. Vieles ist blos Farbenskizze, aber auch da fehlt selten jene geisterhafte Dämmerung, die sich mit den närrischen Geschichten nicht recht vermischt und auch wieder nicht strenge von ihnen scheidet. Allegorie und Realismus, Burleske und feierliche Stimmung geht immer durcheinander. Man findet die reichsten Bilder, aber man erräth nicht, in welcher Absicht sie zusammengestellt sind; man entdeckt keinen Grundgedanken, keine Grundempfindung, man wird durch eine ebenso tiefe als umfassende Bildung überrascht: dann aber kommt unvermittelt eine Reihe von Absurditäten, die jeden Faden abschneiden. Die Form des Humors erklärt diese Unsicherheit nur theilweise. Auch Jean Paul geht darauf aus, durch das anscheinend Komische zu rühren, durch das anscheinend Rührende zu belustigen, das anscheinend Bedeutende in seiner Kleinlichkeit zu analysiren, für das anscheinend Unbedeutende Interesse zu erregen; aber er weiß immer sehr wohl, und er stellt es auch deutlich heraus, daß nur von einer anscheinenden Vermischung der Gegensätze die Rede ist. Für ihn besteht ein sehr bestimmter Unterschied zwischen Gut und Bös, Schön und Häßlich, Wahr und Unwahr: auch wo er zu spielen und zu tändeln scheint, ist es ihm

um die Sache Ernst. — Ganz anders bei Arnim. Wenn in seinem Geist ein Unterschied besteht, so zeigt er ihn nicht; er überläßt dem Leser, für das Labyrinth seiner Gedanken und Empfindungen den Leitfaden herauszufinden; dargestellt ist nicht der geringste Unterschied. Der Unsinn tritt als gleichberechtigt neben die Vernunft, der Schein neben das Wesen. Erfindungen, die offenbar auf das Komische, Phantastische angelegt sind, werden mit so breitem Pragmatismus ausgeführt und zugleich mit so ernsthafter Moral zersetzt, daß wir jene Freiheit der Phantasie, welche der komische Eindruck voraussetzt, darüber verlieren.

Um Arnims dichterische Eigenthümlichkeit zu verstehn, muß man zweierlei in Rechnung bringen: einmal die Abneigung gegen die fertige ideale Kunstform und den Idealismus überhaupt; sodann eine gesteigerte und erhöhte Auffassung der Poesie als einer weit über das wirkliche Leben hinausragenden Kraft. Während Arnim auf der einen Seite mit einer gewissen Aengstlichkeit nach jenem barocken Realismus strebt, wie er ihm in dem altdeutschen Leben und der altdeutschen Kunst entgegentrat, bemüht er sich auf der andern ebenso einseitig, alle Gestalten in jene „mondbeglänzte Zaubernacht" der Poesie zu tauchen, in welcher die Unterschiede verschwinden. Die kritische Philosophie hatte so lange die Begriffe Raum und Zeit zu bloßen Denkformen verflüchtigt, daß die Dichter, die wenigstens dieselbe Atmosphäre athmeten, gar keine Ehrfurcht mehr vor Raum und Zeit hegten, noch mehr darin bestärkt durch Jakob Böhmes Wahlspruch: „Wem Zeit ist wie Ewigkeit und Ewigkeit wie die Zeit, der ist befreit von allem Streit". Wie aber Raum und Zeit die nothwendigen Formen unsers intellectuellen Anschauens sind, so bilden sie auch die ersten Grundlagen der künstlerischen Gestaltung und jeder Versuch, ohne diese Grundformen ein Bild zu entwerfen, führt endlich zu jener romantischen Ironie, die alles eben Geschaffene augenblicklich wieder auflöst und vernichtet. Arnim hatte ein lebhaftes und edles Gefühl, eine leicht bewegliche Phantasie und ein empfängliches Auge, aber keine feste Hand: die Intention, die Einsicht und Empfindung ging bei ihm weit über die schöpferische Kraft hinaus; dazu kam noch jene norddeutsche Zurückhaltung, jene Blödigkeit des Gemüths, das sich scheut, sein Inneres zu öffnen, das aber, wenn der Damm einmal gebrochen ist, mit überraschender Gewalt hervorströmt. Für ein solches Talent ist es verhängnißvoll, einer Doctrin zu verfallen, die es gegen die Regel gleichgiltig macht. Die Grille hat dem festen Arnim gerade solche Tollheiten eingegeben als dem zerrissenen Brentano: sie ist stets eine Muse von zweideutigem Charakter.

In seinem Leben soll Arnim nichts von dem phantastischen Wesen seiner Dichtung gezeigt haben. Er lebte als deutscher Edelmann im besten Sinn des Worts, thätig für das Vaterland, für sein Haus besorgt, fromm ohne Pietismus und der Kunst ergeben. Die bittre Noth der Zeit, die auch den Grundbesitz schwer drückte, trug er mit edler Würde; seine Wünsche ans Leben stellt er in dem schönen Spruch zusammen: „Gieb Liebe mir und einen frohen Mund, daß ich dich, Herr, der Erde thue kund; Gesundheit gieb bei sorgenfreiem Gut, ein frommes Herz und einen festen Muth; gieb Kinder mir, die aller Mühe werth, verscheuch die Feinde von dem trauten Herd; gieb Flügel dann und einen Hügel Sand, den Hügel Sand im lieben Vaterland, die Flügel gieb dem abschiedschweren Geist, daß er sich leicht der schönen Welt entreißt".

Steffens, der Arnim schon in Halle gut gekannt, trat bei einem Besuch in Berlin Juni 1817 nun auch Bettinen nahe. „Ihre reiche, höchst eigenthümliche, seltsame, zügellose Phantasie riß mich hin, ich konnte mich ihr dann völlig hingeben; wir gelangten gemeinschaftlich in wunderbare Regionen und ich erwachte aus einem solchen Gespräch wie aus einem leichten Traum. Blitzähnliche Gedanken fuhren während des Traumes durch meine Seele, wanden sich aus den mancherlei wechselnden bunten Gestalten hervor. Aber was als Traum einen Reiz für mich hatte, mochte ich als Erwachen nicht festhalten."

Näher traten ihr Arnims alte Freunde, die Gebrüder Grimm. Die Kindermärchen wurden Bettinen gewidmet. Schon seit Jahren hatten sie dafür gesammelt. 1812 besuchte sie Arnim in Kassel und nöthigte sie, was sie bis jetzt im Pult hatten, herauszugeben. Der Ton ihrer Erzählung ist, im Gegensatz zu Tieck, schlicht und treuherzig, aber doch gegen die Weise der Ammen sehr veredelt, wie Uhland in seinen Romanzen den Ton des Volksliedes veredelt hatte: beide gehören zu den schönsten Gaben der Romantik, und Rothkäppchen, Dornröschen, Schneewittchen u. s. w. sind die liebsten Bilder des Volks. Die historische Strenge in den Lesarten sowie die mythologische Auslegung gehören einer späteren Bearbeitung an.

Wenn Grimms Märchen sich an die echte Kindheit wandten, so verrieth der Enthusiasmus, mit dem die vornehme Welt Fouqués „Zauberring" verschlang, wieviel Kindliches oder Kindisches von der wühlenden Reflexion noch unangetastet geblieben war. In den stofflichen Sympathien schließt sich Fouqué den ältern Romantikern an: aber daß er eben nur stofflich ist und für freie Bildung nicht das

mindeste Interesse zeigt, scheidet ihn von ihnen. Es ist eine Mischung von Treuherzigkeit und Geziertheit, die ebenso an Kramer und Vulpius wie an Amadis und die Scudery erinnert. Die Helden sind so ganz Don Quixote, daß kein Cervantes, kein Probstein mit den sieben Ehrenpunkten sie überbieten könnte. Keine Spur von historischer Farbe, alle Empfindung, alle Handlung ist conventionell, aus alten Ritterbüchern künstlich zusammengesetzt. Uebrigens ist der Rahmen des Bildes und die ganze Composition allerliebst: der alte Hugur hat die ganze Welt durchstreift, überall Heldenthaten verübt und Bastarde hinterlassen; in den Figuren seiner natürlichen Söhne treten nun sämmtliche Nationen mit ihren angeblichen Sitten auf den Schauplatz. Auch seine beiden Weibertypen, die rehäugige Bescheidenheit auf dem Söller und die stolzblickende Amazone, hoch zu Roß, sind hübsch ausgemalt. Tieck tadelte das Buch, Friedrich Schlegel erklärte es, wohl halb ironisch, für den besten Roman seit Cervantes; Cl. Brentano rühmt mit Recht die ungemein scharfe und bestimmte Zeichnung: „aber so sehr mich Haltung, Zeichnung, Farbe und ruhige Besonnenheit fesselten, so blieb mir doch als Bild des Totaleindrucks: eine untergegangene Welt. Ein Chor in der Kirche, ein Altar im Chor, ein Sacramenthäuslein auf dem Altar, eine Monstranz im Sacramenthäuslein; aber statt dem Abendmahl in der Monstranz ein Ring und in dem Ring ein Loch, zu welchen mir alles wie die Maschen einer sich selbst aufziehenden künstlichen Stickerei hinauszurinnen schien."

Das spätere Wort Heines, Fouqués Rittergestalten beständen nur aus Eisen und Gemüth und hätten weder Fleisch noch Vernunft, ist nicht uneben.

Tieck und Schlegel hatten den Don Quixote bei aller Romantik doch wesentlich humoristisch aufgefaßt; Fouqué nahm die Ritterbücher und den Ritter von der traurigen Gestalt gegen Cervantes in Schutz, zäumte sich seine Rosinante und setzte sich selbst das Barbierbecken aufs Haupt.

Fouqué hatte sich vorgesetzt, die ganze deutsche Vorzeit nach ihrer successiven Entwickelung in romantischen Gemälden dem Volk darzustellen. Der „altsächsische Bildersaal" geht auf die Zeiten der Cherusker zurück, und man kann nicht sagen, daß der Dichter des Zauberringes sich in seinen Phantasien durch irgend welche historischen Kenntnisse stören läßt, er malt ganz aus freier Hand, und Anschauung ist bei ihm nicht zu gewinnen. Aber namentlich in den ersten beiden Bänden freut man sich trotz aller Verwirrung an dem poetischen Sinn, der die Figuren in Be-

wegung setzt, und bedauert den selbstgefälligen Naturalismus, der diese schöne Gabe verkümmern ließ. Je älter er wurde, desto schlechter schrieb er; die Ideen und Empfindungen seiner Jugend wurden zu bloßen Redensarten, seine Polemik gegen das Zeitalter nahm einen geckenhaften Ton an und der Werth seiner Productionen sank unter das Niveau der gewöhnlichen Taschenbuchliteratur. Der üble Eindruck seiner späteren Werke hat auch das Urtheil der früheren beeinflußt und man ist in der Verurtheilung endlich doch zu weit gegangen. Schon das liebliche Märchen „Undine" würde hinreichen, seine poetische Gabe außer Zweifel zu setzen. Mit Recht vergleicht Carlyle das Talent des Dichters mit der Stimme eines Sängers, die keinen großen Umfang hat und nur wenige Töne enthält, aber die wenigen gut und vom schönsten Wohlklang.

Brentano hatte in Prag ein großes historisch-mythisches Drama „Die Gründung Prags" gedichtet. Die Widmung an die Großfürstin Katharina, in der Brentano einige Andeutungen über seine traurige Ehestandsgeschichte macht, ist vom Juni 1813, gedruckt wurde es 1815. Mitunter sieht es wie eine freche Weiber-Emancipationspredigt aus; 22 Amazonen — die weibliche Leibwache der Libussa, die nach dem Tode ihrer Gebieterin, wie die Sage berichtet, den böhmischen Mägdekrieg begann — erfüllen den ganzen Schauplatz. In der Zeichnung der finstern Wlasta ist eine nicht gemeine Kraft, und der Moment, wo das hochmüthige Weib sich um die Liebe eines Mannes bewirbt und darüber in das nie gekannte Gefühl der Scham verfällt, ist mit sinnlicher Lebhaftigkeit gedacht. Das Hauptinteresse aber liegt im Mythologischen. Die Gesammtanschauung eines Zeitalters, das, abgesehen von einzelnen Chronisten, verloren gegangen, sollte sich mit dem ganzen Inbegriff seiner Empfindungen, Ideen, religiösen Vorstellungen und Sitten darin spiegeln, und diese Momente sollten das ganze Gedicht geistig so durchdringen, daß jeder einzelne Zug, ja jedes Wort mit Nothwendigkeit daraus hergeleitet werden könnte. Da von den altböhmischen Vorstellungen in lebendiger Ueberlieferung nichts mehr vorhanden war, so nahm der Dichter seine Kenntniß von den sämmtlichen slavischen Stämmen zu Hülfe, namentlich von den Russen und Südslaven, in deren isolirtem und wildem Leben sich Traditionen der Vorzeit erhalten hatten. Alle einzelnen Notizen aus diesem weitläufigen Gebiet werden combinirt, durch die lebendigern Vorstellungen, die wir von dem Wesen des Aberglaubens, z. B. aus unseren eigenen Hexenprocessen entnehmen, gefärbt und durch naturphilosophische Vorstellungen vergeistigt. „Die Hexen, die Zaubereien, der Aberglaube stehn im Garten des Weltnaturforschers wie ver-

dorrte, nicht perennirende Pflanzen und Stauden; sind sie von seltenen Geschlechtern, so verdienen sie eine so ernsthafte Würdigung und Untersuchung, als irgend Conchylien auf Berggipfeln, ausgegrabene Mammuthgerippe oder sonst Fußtapfen der Urwelt, die längst vorübergewandelt ist. Die empirische Grimasse höherer Götterkunst oder das Wunderwirken der Hölle liegt uns mit seinem ganzen Costüm in tausend Hexenprocessen vor Augen und lebt noch in lebendiger Sage. Im Leben begegnet uns oft der tiefste Aberglaube, wenn ihn die höchste Wissenschaft bereits schon wieder als eine Erscheinung untersucht, zu der die Gesetze verloren gegangen." — Etwas von der Divination, mit der die Brüder Grimm aus vereinzelten Ueberlieferungen ein System des alten Heidenthums zusammensetzten, ist in Brentanos Werk vorhanden. Auch läßt er in einigen höher begabten Geistern des böhmischen Volkes den dunkeln Instinct einer besseren Religion aufgehn, und kommt diesem Drange durch eine christliche Figur entgegen. Allein das Christenthum spielt nur wie ein fremdartiger, geisterhafter Schein in den düstern Nachtdienst, für den der Dichter Farben und Linien gefunden hat, die eines Callot würdig wären. Die wüsten Zustände sind mit so scharfen Strichen gezeichnet und unter sich so zusammenhängend, daß wir mit einem ähnlichen Interesse daran gehen, wie an die Besichtigung eines vorsündfluthlichen Ungeheuers, freilich mit dem Unterschied, daß wir es bei dem letztern mit einer Realität zu thun haben, während uns bei den mythologischen Visionen des Dichters doch eigentlich nur die Natur seiner eigenen Phantasie Gegenstand ist. Eine Probe dieser mythologischen Productivität ist der Monolog einer Hexe Zwratka, der Mutter der Amazone Wlasta. „Bald reißt der Hahn mit sichelförm'gem Schrei ins Herz der Nacht und bricht die Zauberei. Jetzt muß es sein, eh noch der graue Saum des Himmels sich in Gluth des Safrans taucht, eh Morgenluft in Thau und Duft dem Traum die zauberischen Larven noch zerhaucht. O Kikimora, Traumgott, steh mir bei! Schon in Triglawas deiner Mutter Schooß triebst ungeboren du Verrätherei, ihr ward das Herz in Liebessehnsucht groß, und mit dem Monde ihre Buhlerei gabst ihrem Herrn, dem finstern Tschart, du bloß. Da riß er zweifelnd, wer dein Vater sei, erzürnet dich aus ihrem Schooße los; sie fluchte dir und gab dich vogelfrei, und zwischen Nacht und Tod fiel dir dein Loos, gespenstisch Kind, ins Reich der Zauberei u. s. w." — denn es geht noch eine ganze Weile so fort. — In diesen wunderlichen Geschichten bezieht sich jeder einzelne Punkt auf bestimmte mythologische Traditionen, und dabei hat es Brentano doch verstanden, diese Tradi-

tionen so weit zu idealisiren, daß sie ungefähr ein Symbol von dem Wesen des Traums geben, wie es sich im Kopfe einer Hexe gestalten mag.

Etwas von diesem bösen Spuk verfinstert auch die Geschichte vom braven Kasperl und der schönen Annerl und „Die mehreren Wehmüller und ungarischen Nationalgesichter"; im Uebrigen heben sich beide Erzählungen, die 1817 erschienen, hoch über die sonstigen meist läppischen Einfälle Brentanos hervor; ja sie gehören zu den besten deutschen Novellen. Kasperl darf sich durch die kräftige Zeichnung der Leidenschaft, die Macht der Stimmung und den Ernst des sittlichen Gehalts dreist neben Kohlhaas stellen, an den er auch sonst erinnert; nur ist Brentanos Ton wärmer, dagegen tritt die moralische Tendenz (die Dialektik des Ehrbegriffs) absichtsvoller hervor. Der tolle Humor in den Wehmüllern ist köstlich; die Nacht in der Hexenhütte mit der glänzenden Lichterscheinung der Zigeunerin Mitidika, sowie die bunte Verwirrung des ungarischen Pestcordons hat nur in einigen Erzählungen Mérimées und im Atta Troll ihres Gleichen.

Während Claurens Erstlingswerk, „Mimili", die gebildeten Nähmamsells in Entzücken versetzte, trat in zwei geistvoll geschriebenen Romanen, „Memoiren des Freiherrn v. S . . . a" und „Ahnung und Gegenwart" die altpoetische Schule gegen den Zeitgeist in die Schranken. Im ersten gipfelt der Goethecultus, dem gegenüber alle anderen deutschen Dichter, namentlich Schiller, stark in Schatten gestellt werden. Individuelle Gestalten zu schaffen: dies habe weder Schiller noch die Romantiker vermocht. Es ist viel Bildung und Gefühl in diesen Urtheilen über die „Barbarei der deutschen Literatur". Leider hat der Verfasser sich verleiten lassen, den Historiker Woltmann in ein ungebührliches Licht zu setzen, der er doch selber war. Er hatte das Buch in Gemeinschaft mit seiner Frau geschrieben. Nach der Schlacht bei Bautzen waren sie aus Berlin nach Prag geflüchtet; er kränkelte und starb zwei Jahre darauf. Der andere Theil des Romans giebt eine sehr ergötzliche Satire auf die damalige Diplomatie, die Woltmann gut kannte: vieles gilt noch heute. Nebenbei eine ausschweifende Begeisterung für edle Frauen.

„Ahnung und Gegenwart" wurde 1815 mit einem Vorwort von Fouqué herausgegeben; Verfasser war Joseph von Eichendorff, Schlesier, Katholik. Seine ersten schönen Lieder waren schon 1808 in Heidelberg erschienen, wo er seine juristischen Studien abschloß und mit an des Knaben Wunderhorn arbeitete; er hatte sich dann in Paris und

Wien aufgehalten, und als freiwilliger Jäger die beiden Feldzüge mitgemacht. Der Roman war vor dem Kriege geschrieben. Das Vorbild ist „Franz Sternbald": Die Abenteuer laufen ohne inneren Zusammenhang ineinander; die Welt der Töne und der Farben überwuchert den epischen Inhalt. Die eingestreuten Lieder sind von einem wunderbaren Wohlklang, sie krystallisiren sich zwar nie zu einem geschlossenen Bild, aber sie werden von einem innigen Naturgefühl durchweht, und es spiegelt sich in ihnen ein warmes, funkelndes Sonnenlicht. Einzelne Scenen, wirklich angeschaut, treten hell und scharf vor das Auge; freilich nur auf einen Augenblick, denn das Licht fällt nur auf einzelne Theile, und diese werden mit so übermüthiger Laune durcheinandergeworfen, daß man sich zuweilen an Arnim erinnern würde, wenn nicht der frische Ton einen vortheilhaften Contrast gegen die verdrießliche Stimmung dieses Dichters bildete. Dafür geht Eichendorff der historische Sinn ab, der Arnim so sehr auszeichnet. Selbst die Gegenwart wird in einem unklaren Licht angeschaut; es sind romantische Bilder des Studenten- und Kriegslebens, der Maskenbälle und Sommerreisen nach abgelegenen Schlössern, kurz, ein stoffloses, poetisches Treiben, das zu den vaterländischen Zuständen keine andere Beziehung hat, als das Mißbehagen an der Prosa des Lebens. In dieser Beziehung ist Eichendorff ganz Romantiker. Aber er unterscheidet sich dadurch von der Schule, daß diese Trennung vom Leben ihm keineswegs als wünschenswerth erscheint, daß er eine tiefe Sehnsucht nach dem Leben empfindet. So bricht sein natürliches Gefühl einmal aus, als in einer Gesellschaft ein Gedicht auf die Jungfrau Maria im modernsten Stil vorgetragen wird: „Sind wir doch kaum des Vernünftelns in der Religion los, und fangen schon an, ihre festen Glaubenssätze zu verpoetisiren und zu verflüchtigen. In wem die Religion zum Leben gelangt, wer in allem Thun und Lassen von der Gnade wahrhaft durchdrungen ist, dessen Seele mag sich auch in Liedern ihrer Entzückung und des himmlischen Glanzes erfreuen. Wer aber hochmüthig und schlau diese Geheimnisse und einfältigen Wahrheiten als beliebigen Dichtungsstoff zu überschauen glaubt, wer die Religion, die nicht dem Glauben, dem Verstand oder der Poesie allein, sondern dem ganzen Menschen angehört, blos mit der Phantasie in ihren einzelnen Schönheiten willkürlich zusammenrafft, der wird ebenso gern an den griechischen Olymp glauben als an das Christenthum, und eins mit dem andern verwechseln und zersetzen, bis der ganze Himmel furchtbar öde und leer wird." Diese Empörung der Sittlichkeit gegen das zwecklose Spiel der Poesie ist der durchgehende Grundzug des Buchs. „Die

Menge, zerstreut und träge, sitzt gebückt und blind draußen im warmen Sonnenschein und langt rührend nach dem ewigen Licht, das sie niemals erblickt. Der Dichter hat einsam die schönen Augen offen; mit Demuth und Freudigkeit betrachtet er, selber erstaunt, Himmel und Erde, das Herz geht ihm auf bei der überschwenglichen Aussicht, und so besingt er die Welt. Die Welt ist wirklich so bedeutsam, jung und schön, wie sie unser Gemüth in sich selber anschaut."

Eichendorff sehnt sich, das wirkliche Leben poetisch zu verklären. Er hat den Drang nach Wahrheit in seinem Herzen, aber das Leben zeigt ihm immer nur einen schönen, aber inhaltlosen Schein. Das heitere Maskenspiel geht in trübe, verworrene Gestalten aus. Nicht blos der geniale Uebermuth, der mit frecher Willkür sich der Gesetze zu bemeistern strebt, wie die Gräfin Romana, das stolze Weib, das aus Ueberdruß im schmählichen Selbstmord endet, oder der finstere Rudolph, der nicht glauben kann, und der deshalb den sonderbaren Entschluß faßt, sich der Magie zu ergeben und nach Aegypten, dem Land aller Wunder, zu pilgern, sondern auch Friedrich, der edle ritterliche Held, wird von der scheinbaren Zusammenhangslosigkeit dieses Lebens niedergedrückt. Er geht in ein Kloster, also er flieht noch weiter als die Jünger der absoluten Kunst aus der Wirklichkeit. „Wir leben in einer weiten, ungewissen Dämmerung; Licht und Schatten ringen noch ungeschieden in wunderbaren Massen gewaltig mit einander, die Welt liegt unten in weiter, dumpf stiller Erwartung. Kometen zeigen sich wieder, Gespenster wandeln durch unsere Nächte, fabelhafte Sirenen tauchen wie vor nahen Gewittern von Neuem über den Meeresspiegel und singen, alles weist wie mit blutigen Fingern warnend auf ein großes, unvermeidliches Unglück hin. Unsere Jugend erfreut kein sorglos leichtes Spiel, keine fröhliche Ruhe wie unsere Väter, uns hat früh der Ernst des Lebens gefaßt. Im Kampf sind wir geboren, im Kampf werden wir, überwunden oder triumphirend, untergehn. Denn aus dem Zauberreich unserer Bildung wird sich ein Kriegsgespenst gestalten, geharnischt, mit bleichem Todtengesicht und blutigen Haaren. Verloren ist, wen die Zeit unvorbereitet und ungewaffnet trifft. Ein unerhörter Kampf zwischen Altem und Neuem wird beginnen, die Leidenschaften, die jetzt verkappt schleichen, werden die Larven wegwerfen und flammender Wahnsinn sich mit Brandfackeln in die Verwirrung stürzen, Recht und Unrecht beide Parteien in blinder Wuth mit einander verwechseln." — Diese Zeit abzuwarten und sich auf sie vorzubereiten, ist wohl ein Kloster der ungeeignetste Ort; noch ungeeigneter als das Reich der Schatten, in welches die früheren Idealisten sich flüchteten.

Bei der romantischen Schule ist die poetische Welt eine gemachte, sie dient nur zur Folie gegen das verhaßte Wesen der aufgeklärten Philister; Eichendorff würde an seinen Stoffen Freude haben, auch wenn die Philister sich nicht darüber ärgerten. Kein Dichter weiß so gut zu schildern, wie die Brunnen rauschen und die Nachtigallen schlagen, wie die Sommerlüfte wehn und wie die Mondesstrahlen ein freundliches Grün bescheinen, wie hübsche Dirnen aus den Erkern des Morgens halb verschlafen auf die Wanderer grüßend herabblicken und sich dazu die Haare strählen. Einen Mangel aber theilt er mit den Romantikern: er kann keine bestimmten Gestalten abgrenzen; seine Romane sind ein unausgesetztes Stillleben, das nur in scheinbarer Bewegung zittert. Wir leben in einem beständigen Sonntag und beständig gutem Wetter. Auf die Länge ermüdet das, und wir sehnen uns nach einer Zeit zweckmäßiger Beschäftigung; wir sehnen uns nach Regen, Staub, Nebel, wir sehnen uns nach hausbackener Prosa. Das Spiel, wie der Feiertag, sind nur zur Sammlung da, sie haben keinen Sinn, wenn sie nicht eine geordnete Thätigkeit unterbrechen. Zum Theil rührt diese fixirte sonntägliche Stimmung davon her, daß Eichendorff geborner Katholik ist. Die katholische Auffassung macht den Feiertag zum Hauptzweck und Mittelpunkt des Lebens. Die Arbeit ist ihr eine Last, deren sie sich gern entledigt. Darum ist in katholischen Ländern das Leben, wo es nicht durch den Fanatismus verfinstert wird, im Ganzen von einer größern Heiterkeit; aber es entwickelt weniger Tiefe des Gemüths. Selten wird ein protestantischer Dichter einen so heitern Eindruck machen als Eichendorff, aber was man davonträgt, ist doch dürftiger als bei irgend einem protestantischen Dichter desselben Ranges. Das intensive, das ganze Herz durchdringende Gefühl des Feiertags ist eigentlich nur im Protestantismus möglich, wo es als Sammlung nach harter Arbeit eintritt; ein solches Gefühl erregt z. B. Uhlands „Schäfers Sonntagslied". In Eichendorffs Liedern quillt eine Fülle üppiger Natur, aber es fehlt aller Schatten, aller Gegensatz, und darum auch alle bestimmte Gestalt; selbst musikalisch sind sie nicht abgerundet, denn auch dazu gehört jene sinnige andachtsvolle Stimmung, die immer noch etwas zurückhält, in der man in den heitersten Bildern einen dunklen Grund der Trauer herausempfindet. Man könnte sich versucht fühlen, das Ideal, welches im „Leben eines Taugenichts" geschildert wird, aus der Sehnsucht des Bureaukraten nach einem Augenblick sorglosen Müßiggangs herzuleiten. Es ist begreiflich, daß der Beamte, der jeden Tag wie ein Uhrwerk seinen bestimmten Gang, einen ihm äußerlich gesetzten Zweck verfolgt, sich die Zwecklosig-

keit als das Paradies des Lebens ausmalt und sich kein lieberes Genrebild ersinnen kann, als einen vergnügten Menschen, der auf der Welt nichts zu thun hat, als träumerisch ins Blaue hineinzusehen, seine Pfeife zu rauchen, und höchstens einmal die Blumen zu begießen und der hübschen Nachbarstochter einen Strauß zuzuwerfen. Charakteristisch ist das häufig vorkommende Gähnen, nicht das verdrießliche Gähnen der Langeweile, sondern das glückliche Gähnen eines in seinem Innern zufriedenen Müßiggängers, der eine unerhörte Anstrengung gemacht zu haben glaubt, wenn er die Kinnbacken von einander zieht. Dieser träumerische Müßiggang im hellen muntern Sonnenschein, wo die Bäume im frischesten Grün prangen und man sich nicht die Mühe zu geben braucht, den Ofen zu heizen, wo man an das geschäftige Treiben der Welt nur durch herumziehende Prager Musikanten erinnert wird, macht einen sehr behaglichen Eindruck.

Sehr sinnig umschreibt Eichendorffs Novelle „das Marmorbild" die alte volksthümliche Sage vom Venusberg. Ein deutscher Künstler kam in der Nähe von Rom in einen alten heidnischen Tempel, der sich nächtlich mit den Gestalten, die ihn früher belebt, wieder anfüllte. Die Säulen strahlten in der alten Pracht, phantastische Blumengewinde deuteten irgend ein Fest der alten Götter an, und diese selbst traten aus ihren Marmorbildern heraus, in aller Kraft der heidnischen Sinnlichkeit und all der jugendlichen Lebensfülle, wie sie die griechischen Dichter geträumt hatten. Es erfolgte eine jener wilden Orgien, die für den Christen ein Abscheu sein mußten. Berauscht schlief der Künstler ein, und als er erwachte, fand er sich unter zertrümmerten Säulen und Götterbildern, die von wildem Unkraut und von Giftpflanzen umrankt waren, und welchen selbst das Morgenlicht ein gespenstisches Ansehn gab; ein Symbol für die lüsterne Sehnsucht unsrer Dichtkunst nach der antiken Kunst, Religion und Sitte, in die wir uns bis zur Selbstvergessenheit verloren, bis uns langvergessene und eben darum im Anfang fremdartig und unheimlich klingende Glocken- und Orgeltöne diesem Zauber entrissen.

Der alte Führer der romantischen Schule, Ludwig Tieck, fühlte sich in seiner Schule immermehr vereinsamt, in seinen Ueberzeugungen immermehr geirrt. „Die jetzige Jugend", heißt es in der neuen Ausgabe des Lovell, „überkommt das Schönste der Kunst und Poesie, das Tiefsinnigste der Philosophie im Frieden und ohne Kampf: mag sie sich nun hüten, daß diese Bequemlichkeit nicht Nachbeterei und Phrasenspiel veranlassen; mögen sich jüngere Autoren davor wahren, daß man ihren

Schriften nicht Mangel an Selbstthätigkeit anmerke. Alles Errungene, Selbsterlebte hat Leben; was wir als Erbtheil empfangen, besitzen wir oft nur zum Schein."

Wenn er sich aber kritisch über die Neuerungen seiner Schule erhob, so war die Weise seines Schaffens noch die alte. Sein „Fortunat" (1815) ist nichts als die rohe Dialogisirung eines novellistischen Stoffs, eine Mosaik aus lauter Episoden. Das Stück, das wegen seines ungeheuern Umfangs in zwei Abtheilungen zerfällt, hätte noch bis ins Unendliche fortgesetzt werden können; am schlimmsten ist's im zweiten Theil, wo man nach einer Reihe von Schwänken und Possen plötzlich durch einen schrecklichen Ausgang überrascht wird, der wohl beleidigend, aber nicht tragisch wirkt. Wir finden hin und wieder einen guten Einfall, eine launig vorgetragene phantastische Begebenheit, aber diese einzelnen Bilder können den Eindruck der Dürftigkeit nicht aufheben. Wenn wir von den phantastischen und wunderbaren Motiven absehn, die nur des Contrastes wegen angebracht sind, so bleibt kein andres Verdienst als das des rohesten Realismus. Der Dichter sucht die Menschen so darzustellen, wie sie sich im gewöhnlichen Leben, wenn keine erhebenden Motive in dasselbe eintreten, benehmen. Das ist genau dasselbe, was Tieck bei Kotzebue und andern populären Schriftstellern mit so viel Beredsamkeit angreift: vielleicht gerade, weil sie das Handwerk besser verstanden.

Der Fortunat machte den Schluß des Phantasus (1812—1816), einer Sammlung, in die der Dichter alles aufnahm, was ihm aus seinen romantischen Flegeljahren der Beachtung werth schien. Den Rahmen der Sammlung bildet eine neue Novelle, oder eigentlich eine Reihe von Unterhaltungen über sociale Gegenstände, die man als den Uebergang zu den späteren Novellen betrachten kann. Tieck hat in diesen physiognomielosen Gesprächen alles an den Mann gebracht, was ihm über Literatur, Theater, bildende Kunst u. s. w. am Herzen lag. Das ästhetische Urtheil geht völlig in Toaste über, an denen jeder romantische Glaubensbruder den andern erkennt. Noch bequemer machte es Franz Horn, der Vertreter der Schule in Berlin, den angehenden Aesthetikern. Mehr und mehr wurden Tieck und seine Anhänger Lobredner der vergangnen Zeit; von dem jungen Nachwuchs, der die Almanache füllte, die Uhland, Kerner, Eichendorff, Fouqué, wollte man nicht viel wissen, und über Uhlands: „Singe, wem Gesang gegeben!" hätte der alternde Dichter den Kopf geschüttelt. Dagegen hätte er gern das Dornröschen der deutschen Poesie unterschrieben, das Uhland durch Goethes Kuß erlösen läßt.

Zu Tiecks treuesten Anhängern gehörte der Historiker Friedrich von Raumer und der philosophische Professor Solger in Berlin. Der letztere versuchte in „Erwin: vier Gespräche über das Schöne in der Kunst“ die alten Theorien der Romantik, die Ironie mit einbegriffen, im Licht der modernen Bildung zu verklären. In ihm fand Tieck seinen alten Jugendfreund Novalis wieder.

Von dem prächtig gebauten Schloß Ziebingen kam er öfters zum Besuch nach Berlin; so September 1817. Er hatte sich mit Burgsdorf mehrere Monate in England aufgehalten, um Studien zu Shakespeare zu machen. Unterwegs hatte er A. v. Humboldt in Paris, Görres in Koblenz, Fr. Schlegel in Frankfurt aufgesucht. Der letztere hatte endlich die gewünschte Anstellung als Legationsrath der österreichischen Gesandtschaft am Bundestag gefunden. In Berlin hielt Tieck sich an Solger, Schleiermacher, Arnim, Bettina, Brentano, Fouqué, Schinkel; auch Oehlenschläger fand sich ein: „L. Tieck“, erzählt dieser, „fand ich sehr verändert, er geht von Gicht gekrümmt an seinem Stock und ist ziemlich stark geworden. Wenn ich mit ihm allein spreche, hat er einen einnehmenden schalkhaften Blick und einen gutmüthig aufrichtigen Ton.“ Der schwedische Romantiker Atterbom, der 13. Mai 1819 ein Frühstück bei Tieck in Ziebingen einnahm, erzählt: „Auf einem von langjähriger Gicht gebeugten und zusammengezogenen, im Uebrigen etwas wohlbeleibten Körper sitzt ein schönes, noch ganz jugendliches Haupt, mit Augen, aus denen Phantasie, Witz, Schmerz und eine bisweilen an Mephistophelismus grenzende Schalkhaftigkeit leuchtet. Er spricht lebhaft, sinnreich und mit einer ungezwungenen Würde, die ihn sehr gut kleidet.“

Eben um diese Zeit ging das Stillleben in Ziebingen seinem Abschluß entgegen. Graf Finkenstein, Tiecks alter Gönner, war gestorben, die Verhältnisse löſten sich auf und Tieck siedelte im Sommer 1819 nach Dresden über. Er hatte Frau und zwei Töchter bei sich und außerdem seine alte Verehrerin, die Comteß Finkenstein, die ihm bis zum Ende treu blieb. Sein alter Liebling Shakespeare wurde bald der Mittelpunkt seiner gesammten Thätigkeit. „Könnte ich nur“, schreibt er an Raumer, „Ihren oder unsers Solger stetigen und ruhigen Fleiß gewinnen! Allein seit meiner frühen Jugend ist dies eins meiner größten Leiden, daß ich nur selten meiner Laune gebieten kann, in Träumen, Plänen, Wünschen und oft unfruchtbaren Studien lebe, und dann plötzlich wie im Sturm und dann zu viel und zu schnell arbeite. Wenn Sie einen Sohn haben, erziehen Sie ihn zur Ordnung!“

Während des Wiener Congresses schlug zum ersten Mal Beethovens „Fidelio“ durch; vor 9 Jahren hatte er keinen Anklang gefunden. Hier sah man, daß die Musik keines phantastischen Beiwerks, keiner Pracht, keiner Wunder und keiner Symbolik bedürfe, um mächtig die Seele zu ergreifen: eine einfach rührende Geschichte, das menschliche Herz im Kampf mit dem Leben, weckte die höchsten Accorde der Kunst. Jetzt endlich drangen die Werke des Meisters auch im übrigen Deutschland durch. Er selbst hatte keine Freude mehr daran: 44 Jahr alt, war er völlig taub, vereinsamt und verbittert. „Er ist kurz gewachsen, aber stark gebaut; hat tiefsinnige, melancholische Augen, eine hohe, gewaltige Stirn und ein Antlitz, in dem sich keine Spur von Lebensfreude mehr lesen läßt.“

Sonst hatte man die Musik mehr genossen, als über sie reflectirt, das war nicht mehr möglich, seitdem die wortlose Musik einen so großen Spielraum gewonnen. Bei Beethovens Sinfonien haben wir das Gefühl, es handle sich um etwas ganz Anderes als um den gewöhnlichen Wechsel von Lust und Schmerz. Wir ahnen den geheimnißvollen Abgrund einer geistigen Welt und quälen uns um das Verständniß; wir wollen wissen, was den Tondichter so bis zur grenzenlosen Verzweiflung, bis zum ausgelassensten Jubel getrieben hat. Um so mehr drängt sich das Bedürfniß auf, wenn die Musik sich immer tiefer in den Abgrund der innerlichen Welt einwühlt, wie in Beethovens letzter Periode.

Die Musik schien für das freie Phantasiren der Romantiker eine sehr willkommene Kunst zu sein; sie führt ein ideales, von der Wirklichkeit gesondertes Leben, ihr Gesetz ist an einem bestimmten Gegenstand nicht zu messen. Auch ließen sie es an Sonetten und Canzonen zu ihrer Verherrlichung nicht fehlen; aber sie verstanden zu wenig von der Sache und kamen daher über ganz allgemeine Sympathien und Antipathien nicht hinaus.

Im „Phantasus“ findet Tieck, daß man nur in Rom wahre Musik höre, er ist begeistert von Palestrina und Pergolese; die Neuen läßt er nur theilweise gelten. Selbst von Mozart will er kein Requiem hören. „Als die Musik ihre himmlische Unschuld verloren und sich schon längst zu den kleinlichen Leidenschaften der Menschen erniedrigt hatte, lehrte sie Mozart aus bewegtem Herzen das Wundersamste, Fremdeste, ihr Unnatürlichste austönen; zugleich jene tiefe Leidenschaft der Seele, jenes Ringen aller Kräfte in unaussprechlicher Sehnsucht; nicht fremd sogar blieb ihr das gespenstische Grauen und Entsetzen. . . .

Himmel und Hölle, die durch unermeßliche Klüfte getrennt waren, sind zauberhaft und zum Erschrecken vereinigt in einer Kunst, die ursprünglich reines Licht, stille Liebe und lobpreisende Andacht war." — Nachdem er so ins Blaue hineinphantasirt, kommt er auf Beethovens Sinfonien. „In ihnen vernehmen wir aus dem tiefsten Grunde heraus das unersättliche, sich verirrende und in sich zurückkehrende Sehnen, jenes unaussprechliche Verlangen, das nirgends Erfüllung findet und in verzehrender Leidenschaft sich in den Strom des Wahnsinns wirft, nun mit allen Tönen kämpft, bald überwältigt, bald siegend aus den Wogen ruft, und Rettung suchend tief und tiefer versinkt. Es geschieht dem Menschen allenthalben, wenn er alle Schranken überfliegen und das Letzte und Höchste erringen will, daß die Leidenschaft in sich selbst zerbricht und zersplittert. Wenn wir Mozart wahnsinnig nennen dürfen, so ist der geniale Beethoven oft nicht vom Rasenden zu unterscheiden, der selten einen musikalischen Gedanken verfolgt und sich in ihm beruhigt, sondern durch die gewaltthätigsten Uebergänge springt, und der Phantasie gleichsam selbst im rastlosen Kampf zu entfliehen sucht."

Anders ein Urtheil in Rochlitz' „Zeitung für Musik". „Den musikalischen Pöbel drückt sein mächtiger Genius, die Weisen versichern, es fehle Beethoven nicht im mindesten an einer reichen Phantasie, aber er verstehe sie nicht zu zügeln; er werfe ohne Auswahl und Formung alles hin. — Nur durch ein sehr tiefes Eingehen entfaltet sich in Beethovens Instrumentalmusik, wie bei Shakespeare, die hohe Besonnenheit, die vom wahren Genie unzertrennlich ist."

Der so geistvoll der Zeit vorausurtheilte, T. A. Hoffmann aus Königsberg, hatte das juristische Studium nur des Broderwerbs wegen betrieben; seine idealen Neigungen richteten sich auf Musik und bildende Kunst; in jener war er früh ernstlich gebildet, in dieser legte er sich hauptsächlich auf Carricaturen: sein Falkenauge zeigte ihm die bunte Welt deutlich genug. Sein Geschmack für Poesie war nicht sehr entwickelt, Geistergeschichten waren seine Lieblingslectüre, bis Jean Paul ihn ganz gefangen nahm. Eine Freundschaft mit den Neffen des Dichters Hippel gab seiner angebornen Sentimentalität reiche Nahrung. Nachdem er erst in Glogau gedient, kam er als Referendar an das Berliner Kammergericht, und nachdem er sein drittes Examen bestanden, April 1800 nach Posen. In der liederlichen Atmosphäre dieser Stadt verwilderte er sehr; endlich heirathete er eine junge Polin und wurde April 1802 nach Plock, später nach Warschau versetzt. Hier ging ihm eine neue Welt auf: prachtvolle Paläste neben schmutzigen Hütten, Mönche

und Nonnen, Kameele und Tanzbären, slavischer Kaftan neben dem modischen Pariser Frack. Bald nach seiner Ankunft führte ihn Hitzig bei Z. Werner ein, dessen „Kreuz an der Ostsee" er in Musik setzte; die Geheimnisse der romantischen Schule wurden ihm enthüllt, Tieck und Calderon wurden seine Abgötter: des letztern „Schärpe und Blume" bearbeitete er zur Oper. Ein Liebhabertheater wurde aufgeschlagen, Hoffmann richtete die Stücke ein, setzte die Musik, malte die Decorationen. Die Politik hielt man sich geflissentlich fern, man las nicht einmal die Zeitungen und war nicht wenig überrascht, als eines schönen Morgens der preußische Staat zusammenstürzte, und die preußischen Beamten in Polen brodlos wurden.

Hitzig ging März 1807 nach Berlin, Hoffmann folgte Juli 1808. Jener errichtete eine Buchhandlung, für diesen fand sich die Stelle eines Musikdirectors am Theater zu Bamberg. Das Verhältniß löste sich, da die Direction Mai 1809 sich für insolvent erklärte; seitdem schrieb er für Rochlitz' musikalische Zeitung: zu seinen ersten Aufsätzen gehörten die „Kreisleriana", die er später in den „Phantasiestücken in Callots Manier" sammelte. Im folgenden Jahr nahm sich Holbein des Bamberger Theaters an, und Hoffmann trat mit vollem Eifer wieder ein. Ihm lag hauptsächlich daran, Propaganda für Calderon zu machen. Er befolgte darin eine andere Methode als Tieck: während dieser die Stücke durch die eigene Kraft wollte wirken lassen, bot Hoffmann den denkbarsten Aufwand von Decorationen, bengalischen Flammen, Ballet, Musikbegleitung auf, um sie zu heben. Als Holbein Juli 1812 die Direction niederlegte, war er wieder brodlos. In diese Zeit fällt das leidenschaftliche Verhältniß zu einer hochbegabten Schülerin Cäcilie, die er als „Ombra adorata" gefeiert hat. Seine Gattin begnügte sich damit, ihm als treue Hausfrau das Leben angenehm zu machen. September 1812 schrieb er die Phantasie über Don Juan. Er stellte die Hypothese auf, zwischen Don Juan und Donna Anna habe eine wahre Liebe stattgefunden, die dämonische Natur sei dem hohen Weibe ebenbürtig gewesen, und er sei nicht unbefriedigt von ihr geschieden. Der Don Juan-Cultus begann; bald darauf erfüllte Lord Byron im „Childe Harold" die Welt mit den Bildern hypochondrischer und blasirter Genialität. 1814 eröffnete Spohr die Reihe seiner Opern mit dem Faust, der zugleich eine Art Don Juan war.

Aus seiner üblen Lage wurde Hoffmann April 1813 durch einen Ruf an das Dresdner Theater gerissen. Die Truppe spielte bald hier, bald in Leipzig. Die Composition der „Undine", die Fouqué auf

seinen Wunsch für ihn zur Oper umgearbeitet hatte, wurde noch in demselben Jahr fertig. Die Kriegsunruhen, die ihm nahe genug kamen, berührten ihn nur, insofern sie die Kunst störten. Dagegen machten sich bald Zerwürfnisse mit dem Theaterdirector geltend, seine Stelle hörte auf, und der alte Freund Hippel vermittelte seinen Wiedereintritt in den Staatsdienst. Als unbesoldeter Assessor am Kammergericht kam er 27. September 1814, 38 Jahr alt, in Berlin an, wo er Hitzig, der seine Buchhandlung aufgegeben, in der nämlichen Stellung antraf.

Eben (22. September) war Iffland gestorben, vorher hatte er noch den genialen Ludwig Devrient engagirt, der in Breslau als Franz Moor Aufsehen erregt. Die beiden Männer fanden sich bald, und die Weinstube Lutter und Wegener bewahrt noch treulich die Traditionen des lustigen Cirkels, der sich um sie gruppirte. Daneben pflegte Hoffmann die Literatur in den solideren Serapions-Abenden bei Hitzig: in diesem Kreis fanden sich Fouqué, Graf Loeben, Varnhagen, der Schlesier Contessa und der mehrjährige Gastfreund der Frau von Staël in Coppet, A. v. Chamisso, der sich, nach der Flucht seiner durch Napoleon bedrohten Wirthin, im Herbst 1812 bei den alten Freunden wieder eingefunden. Er hatte sich in Coppet auf das Studium der Botanik gelegt, das er in Berlin fortsetzte, bis er Juni 1815 als Naturforscher einer russischen Weltumsegelung sich anschloß und seinem Vaterlande fast vier Jahre fern blieb. Während der Feldzüge hatte er auf dem Landgut eines Freundes bei Berlin das hübsche Märchen von Peter Schlemihl gedichtet, der seinen Schatten an den Teufel verkauft hat und nun, um dem üblen Gerede zu entgehen, auf Siebenmeilenstiefeln die Welt durchstreift. Hoffmann beutete diesen originellen Einfall zu einer Variation, „das verlorene Spiegelbild“, aus. Offenbar hat er in den beiden seltsamen Schicksalsgefährten, die er in dem „Abenteuer einer Sylvesternacht“ einander begegnen läßt, Chamisso und sich selbst geschildert. Er war klein, hatte ein gelbes Gesicht, schwarze Haare, graue Augen, einen ungemein beweglichen Körper, seine Bewegungen streiften oft ans Fratzenhafte.

Das Werk, wodurch Hoffmann seinen Ruf begründete, die „Phantasiestücke in Callots Manier, Blätter aus dem Tagebuch eines reisenden Enthusiasten“, erschien 1814 mit einer Vorrede Jean Pauls; das Werthvollste darin sind jene Urtheile über Musik. Jetzt geht vieles davon als geprägte Münze um, damals war es sehr neu. Gegen die fade Salonmusik und den affectirten Dilettantismus ist Hoffmann unerbittlich; für alles Große hat er ein warmes Herz. Beethoven,

Mozart, Gluck sind durch ihn dem belletristischen Publikum zugänglich gemacht; aber auch auf die Größe Sebastian Bachs hat er zuerst hingewiesen. An die Phantasiestücke schlossen sich 1816 die „Elixire des Teufels", 1817 folgten die „Nachtstücke", 1819 die „Serapionsbrüder", eine durch Gespräche, ähnlich wie im Phantasus, verknüpfte Sammlung seiner besten Märchen und Erzählungen. Bei Tieck geht die Ironie gegen das Spießbürgerthum vom Salon aus, bei Hoffmann von der Weinstube. Unermüdlich die Philister zu geißeln, verarbeitet er sie zugleich zu komischen Idealen: sie haben Gestalt, Inhalt und Bewegung, ja sie sind in ihrer Art von einer ebenso fratzenhaften Genialität als die Künstler, während Tiecks Figuren: Nestor, Hintze u. s. w. nichts weiter sind als gestaltlose Träger mißliebiger Ansichten. Ein tüchtiger Jurist, ein tüchtiger Musiker, ein tüchtiger Zeichner, ein Virtuos im Vagabundiren, hatte er die Urbilder seiner Phantasien aus erster Hand und war im Stande, gut zu erzählen. Darum ward er unter allen Romantikern der populärste.

Bei den besten seiner Novellen geht ihm zuerst die sinnliche Anschauung einer bestimmten Scene auf, vielleicht hervorgerufen durch ein wirkliches Gemälde; die Stimmung krystallisirt sich zu einer Melodie, und diese bildet nun gleichsam den Refrain seiner Geschichte, wie das Gemälde ihren Mittelpunkt. Man verfolge diese Methode z. B. an folgenden Novellen: Doge und Dogaresse, die Fermate (vielleicht das reizendste unter seinen Bildern), Fragment aus dem Leben dreier Freunde, der Artushof, der Sängerkrieg, Martin der Küffner und seine Gesellen. Indeß, so heiter uns die bunten Farben und die zierlichen Arabesken in seinen Geschichten anmuthen, so bleibt doch etwas darin, was dem gesunden Gefühl widersteht. Worin das liegt, sieht man am deutlichsten aus einem seiner Phantasiestücke, der „goldene Topf", einer echt romantischen Gegenüberstellung des Ideals und der Wirklichkeit: auf der einen Seite eine phantastische Karfunkelpoesie, auf der andern die trostlose Alltäglichkeit, und beides in einem wilden Wirbel durcheinander getrieben. Das Fratzenhafte und das Ueberschwängliche spielt fortwährend in einander und man hat an keinem seine Freude, weil in dem Augenblick, wo es dem Anschein nach Gestalt gewinnen soll, ein neues Nebelbild dazwischen tritt. Das ist nicht eine Rückkehr vom farblosen Idealismus zur Poesie des wirklichen Lebens, sondern eine Entfärbung des Lebens durch schattenhafte Ideale, eine Entwürdigung des Ideals durch endliche Beziehungen. Diese Poesie ist ein Vampyr, der dem Leben das Blut aussaugt, aber keinen Gewinn davon hat, denn er bleibt todt und kalt.

Schon bei den ältern Romantikern haben wir die Theorie angetroffen, daß der Wahnsinn eine höhere Potenzirung des geistigen Lebens und der Poesie verwandt sei; das Raisonnement, durch das Hoffmann diese Vorstellung in den Gesprächen der Serapionsbrüder zu rechtfertigen sucht, hat kein großes Interesse: wo er auf Ideen ausgeht, wird er trivial in der unangenehmsten Manier, der mystischen. Wichtiger ist der künstlerische Instinct, der sich in seinen Ideen ausspricht. Trotz seines scharfen Verstandes fühlte Hoffmann eine geheime Wahnsinnsader in sich, die sich Luft machen mußte: die Furcht, wahnsinnig zu werden, hat ihn mehrfach beschäftigt, und das Grauen, das er schildert, empfand er selbst. Er ist über seine Geister nicht Herr. Allerdings weiß er so viel Entsetzliches zusammenzuhäufen, daß uns, wenn wir in der richtigen Stimmung daran gehen, das Blut in den Adern stockt; bringen wir aber diese Stimmung nicht mit, so kommt uns das Ganze von Anfang bis zu Ende ekel, schaal und unersprießlich vor. Wir werden in eine Fieberphantasie hineingerissen, wir wissen nicht warum, und blos materielle Gespenster ertragen nicht das Tageslicht des Verstandes. Der Dichter darf entsetzliche Erscheinungen, auch wenn er sie gegenständlich schildert, nur aus der Stimmung hervorgehen lassen, die sie begreiflich macht, und sie nur soweit enthüllen, als sie der Seele angehören. Am breitesten ausgeführt sind die „Elixire des Teufels". Dieser Wirrwarr, in dem man nie recht unterscheidet, ob man den Teufel oder einen Wahnsinnigen oder einen gewöhnlichen Menschen vor sich hat, macht, wenn man den ersten Anlauf überstanden, einen unaussprechlich komischen Eindruck: diesmal ganz wider Willen des Dichters, der sonst die Verbindung des Entsetzlichen mit dem Scurrilen als eine ganz besondre Würze der Phantasie anwendet. Es ist ein Leben im Traum. Im Traum, wo die höhern Functionen des Geistes aufhören, jagen wir mit hexenartiger Geschwindigkeit einem unbekannten Ziele nach, durch Mauern und Wände; es giebt keine feste Realität, die unsern Flug aufhalten könnte, und doch bewegen wir uns im Kreise und sehen uns plötzlich an den Ort des Grauens zurückversetzt, wo dann das frühere Entsetzen uns von Neuem von dannen peitscht. Wir verwandeln uns willkürlich in andre Personen: der Ermordete in den Mörder; wir verlieren den Begriff des Unterschiedes, weil wir den Kern unsrer Persönlichkeit verloren haben. Mit einer unschönen Angst kämpft der Geist gegen die dämonischen Gewalten, die ihn vernichten wollen.

Hoffmann versteht nicht zur rechten Zeit abzubrechen. In den „Nachtstücken" ist des Schauders zu viel, z. B. in dem „Sandmann",

wo zuerst dem armen Jungen, der der Held der Geschichte ist, von dem Teufel oder einem ihm ähnlichen Individuum aus Scherz oder versuchsweise die sämmtlichen Glieder auseinandergenommen werden, wo sich ihm später unter den Händen eine Geliebte im Augenblick der feierlichsten Entzückung in einen Automaten verwandelt, dem man die künstlich verfertigten Augen ausreißt u. s. w. Der plötzliche Uebergang aus dem Lebendigen ins Todte, in welchem sich in der That aller Gespensterschauder concentrirt, hat dem Dichter die reichste Ausbeute geliefert. Diese Art Poesie kann man zuletzt handwerksmäßig treiben. Am deutlichsten zeigt sich die Geistlosigkeit, wenn sich der Dichter bemüht, philosophische Reflexionen an seine phantastischen Einfälle zu knüpfen, wenn er von dem doppelten Princip des Lebens spricht und die überirdische Welt analysirt. Höher stehn diejenigen Erzählungen, in denen das Unheimliche sich an Leidenschaften knüpft, z. B. die Darstellung einer dämonischen Mordlust und eines dämonischen Spieltriebs.

Wie J. Pauls Katzenberger sucht Hoffmann die innerste, verborgene Natur in den Mißbildungen und krankhaften Auswüchsen, die Poesie in den Contrasten, und darin wurde er das Vorbild der heroischen Zwerge, der tugendhaften Giftmischerinnen, der schönen Seelen aus dem Bordell, der empfindsamen Hanswürste und der rührenden Blödsinnigen, mit denen uns die neufranzösische Romantik überhäuft hat. Diese Neigung, widersinnig psychologische Probleme pragmatisch aufzulösen, oder mit halbverschlafener Mystik in ihnen die Spuren einer geheimnißvollen Offenbarung zu suchen, ist ein Rest jener Sentimentalität, die als Bodensatz der einseitigen Aufklärung zurückblieb. In dem Gefühl, doch noch einen starken Philister in sich zu haben, ersetzt Hoffmann den Vollgehalt der Poesie durch Phantastik: er macht aus seinen Künstlern Sonderlinge, deren Denken und Empfinden einem andern Gesetz folgt als dem der Natur. Er liebt es, zu mystificiren und bei einem Charakterproblem, das in die lebhafteste Spannung versetzt, den Schlüssel vorzuenthalten. Seine Charaktere haben immer einen geheimen Doppelgänger, der ihr Gegentheil ist, und wenn wir in dem Glauben stehen, es mit dem einen zu thun zu haben, grinst uns plötzlich aus der Larve heraus das boshafte Satyrauge des andern an. Die Züge des Alltagsmenschen legen sich unvorbereitet in entsetzliche, dämonische Falten, und Satan verwandelt sich ebenso unvermittelt in einen bequemen, gelangweilten Philister. Hoffmann hat mit scharfem Auge fratzenhafte Erscheinungen verfolgt und seine Gedanken darüber in Tagebüchern aufbewahrt; später drängen sich diese Gedanken hervor, wo sie

am wenigsten hingehören. Seine phantastischen Lieblingsfiguren, z. B. Kreisler und der Rath Krespel, obgleich sie auf realen Beobachtungen beruhen, gehen vielleicht gerade deshalb in der Widersinnigkeit noch weiter als Arnims Koboldgestalten. Ein Symbol für Hoffmanns Poesie ist die Art und Weise, wie der Rath Krespel sich ein neues Haus baut. Er läßt zuerst vier Mauern ohne alle Oeffnungen und Gliederungen aufrichten, dann an beliebigen Orten Fenster hineinbrechen, an diese Fenster Zimmer ankleben, und aus diesem Wirrwarr soll dann ein vollständig befriedigender romantischer Bau hervorgehen. Hoffmann hat es häufig nicht anders gemacht.

Sealsfield läßt in „Süden und Norden" einen deutschen Philosophen das Innere eines mexikanischen Landhauses überschauen. Es verwirren sich die wunderlichsten Gestalten durcheinander, um die heiligen Götterbilder winden sich abscheuliche Thierformen, so daß es scheint, als wollte das verkümmerte Gemüth der Mexikaner seine eignen Heiligthümer mit einer Mischung von Schmerz und Muthwillen ironisiren. Bei Tage erkennt er, daß an diesem Durcheinander nur die falsche Perspective schuld war: er hat Körpertheile combinirt, die nicht zusammengehörten. So geht es uns bei den Hoffmannschen Märchen; sie verlangen, um als richtig empfunden zu werden, das Lampenlicht und die Dämmerung, den Tag ertragen sie nicht, denn ihre Romantik liegt nur in einer künstlichen Verrückung der Gesichtspunkte. „Wer auf Marionettenbühnen", sagt Börne, „jene tanzenden Figuren gesehen hat, die Hände und Arme, dann Füße und Schenkel, endlich den Kopf wegschleudern, bis sie zuletzt als gräuliche Stümpfe umherspringen, der hat die Gestalten der Hoffmannschen Erzählungen gesehn."

Hoffmann starb 1822 an der Rückenmarksdarre. Es dürfte Manches in seinem poetischen Schaffen erklären, daß ihn seine Natur zur höchsten Leidenschaft und Extravaganz der Empfindung trieb, während seine Persönlichkeit zu dieser Romantik einen fast lächerlichen Contrast bildete. Auf die Stürme der Leidenschaft folgten Momente der Reflexion, in denen er sein eigenes Wesen ironisirte, und dieser Wechsel der Stimmungen ging so rasch vor sich, daß man die Poesie des Contrastes, die von spätern Dichtern künstlich hervorgerufen wurde, bei ihm als den Ausdruck eigenster Natur betrachten muß.

Hoffmann hat einen außerordentlichen Einfluß auf unsre Literatur ausgeübt; das moderne Feuilleton ist ganz in seine Fußtapfen getreten; dieselbe Mischung von Idealismus und Humor, von künstlerischer Begeisterung und scurrilen Einfällen, von phantastischen Nebel-

bildern und hausbackener Wirklichkeit. Für die Franzosen war er vor und neben Heine der Apostel der Romantik. Keiner von unsern Dichtern hat in Paris so viel Anklang gefunden. Kaum waren seine Novellen durch die Uebersetzung Loeve-Weimars 1823 bekannt geworden, als die französische Novellistik eine deutsch-romantische Färbung annahm.

Unter seinen Mitarbeitern und Nachahmern zeichnen sich Salice-Contessa und Weißflog aus, der erste im schauerlichen, der zweite im komischen Fach. Die zweckmäßigste Uebersicht dieser Restaurationsnovellen giebt das Taschenbuch Urania, welches seit 1810 bei Brockhaus in Leipzig erschien. Im Anfang überwiegen noch die Gedichte, alle Namen von einiger Bedeutung sind vertreten. Der Jahrgang von 1818 bringt die bezauberte Rose von Ernst Schulze. Das Gedicht wurde wegen seiner melodischen Sprache trotz des schwächlich-sentimentalen Inhalts und der äußerst geringen plastischen Kraft ein Lieblingsbuch der Zeit, und jeder folgende Jahrgang brachte neue Versuche derselben Gattung. Fouqué mit seiner Schule nimmt den Vordergrund ein. Die Frauen sind stark vertreten, z. B. Luise Brachmann, Helmine von Chézy, Amalie von Helvig, Fanny Tarnow, Therese Huber, Agnes Franz u. A. Seitdem Hoffmann mitarbeitet, überwiegt die Novelle, zunächst noch ganz im romantischen Geschmack, dann aber mischt sich immer mehr modernes Leben ein, und seit den ersten Novellen von Tieck treten die Gedichte ganz hinter den socialen Schilderungen aus der Gesellschaft zurück.

3.

Die Fortbildung der Wissenschaft.

1814—1819.

In der Culturentwicklung der Völker giebt es Perioden, gegen die man gewöhnlich ungerecht ist, weil man nicht daran denkt, daß die schöpferische Volkskraft sich von Zeit zu Zeit ein neues Gebiet suchen muß, um nicht in einseitiger Ausbildung zu erkranken. Wer zu Anfang dieses Jahrhunderts die Blüthe des deutschen Culturlebens darstellen wollte, mußte sich an die Dichter, Philosophen und Philologen halten. Das Leben der deutschen Literatur wurzelte damals im griechischen Alterthum. Aus ihm nahm man die Muster für die Darstellung, in seiner

Weise bemühte man sich zu denken und zu empfinden, ja auch der positive Inhalt des Glaubens, der Idealismus des Herzens und Verstandes erinnerte mehr an die alten Hellenengötter als an die germanisch-christliche Vergangenheit. Der Idealismus war die Signatur der Zeit in allen Zweigen des Schaffens und Empfindens, man achtete die Wirklichkeit gering und setzte auf die Zukunft nur insofern Hoffnungen, als sie aus dem höhern Bewußtsein der freien Bildung hervorgehn sollte. Allmälig trat überall die Reaction ein. Die Dichtkunst hörte auf, sich an dem griechischen Ideal zu befriedigen, sie durchsuchte alle Zeiten und Völker, um in der Allseitigkeit des Idealismus dem Bild des reinen Menschen immer näher zu kommen, bis sie endlich für das Gewirr widersprechender Ideale kein anderes Correctiv fand als die Wirklichkeit, und so auf weitem Umweg zum deutschen Leben zurückkehrte. Die Philosophie, ihrer subjectiven Ideale müde, kam endlich in derjenigen Schule, die am tiefsten vom griechischen Geist durchdrungen war, zu dem überraschenden Resultat, das Wirkliche sei das Vernünftige, womit sie, ohne es selbst klar einzusehn, die Führerschaft abgab und sie den historischen Wissenschaften übertrug. Auch die Philologie eignete sich die historische Methode an, und die Durchforschung des alten Rechts- und Staatslebens drängte die Beschäftigung mit den Künstlern, Dichtern und Philosophen in den Hintergrund. Die Gelehrten standen nicht mehr wie früher den Künstlern und Schöngeistern als Pedanten gegenüber, sie hatten alle die ästhetische Schule durchgemacht, die classische oder die romantische, und waren an Geschmack und Verständniß der Literatur dem poetischen Nachwuchs ebenso überlegen als an Wissen im Allgemeinen. Es war, als ob die schöpferische Kraft sich mehr und mehr von der Kunst zurückzog und der Wissenschaft zuströmte.

Zwei Erscheinungen sind es, in denen sich dieser Proceß anschaulich macht, die historische Schule und die Hegelsche Philosophie.

Wenn die historische Schule sich als den Gegensatz der philosophischen ankündigte, so meinte sie zunächst die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, die Philosophie Voltaires, die den Verstand als die einzig fruchtbare Weltmacht gelten ließ, und die verborgen waltenden Kräfte der Geschichte entweder leugnete, oder leidenschaftlich bekämpfte. Die historische Schule ehrte diese stillen, geheimnißvollen Kräfte, und suchte den Philosophen nachzuweisen, daß sie bei ihrer schrankenlosen Anerkennung des Verstandes im Grunde kurzsichtig waren; daß sie weder die Werthe, noch die Kräfte des geschichtlichen Lebens richtig tarirten. Es war sehr begreiflich, daß diese Schule,

deren letzte Absicht aufs Aufbauen gerichtet war, mit einer rücksichtslosen Kritik begann, mit einer Kritik der unreifen Ideale, welche die Entwicklung des vorigen Jahrhunderts in die Irre geführt hatten. Es war kein bloßer Zufall, daß Niebuhr, der Zerstörer der römischen Legende, zugleich ein leidenschaftlicher Vorkämpfer der deutschen nationalen Bewegung gegen das nivellirende Weltreich war. Seine Analyse der hellenistischen Aufklärung innerhalb der römischen Geschichte, die das echt Römische entstellte oder verwischte, ist wie in der Stimmung eines Patrioten geschrieben, der das heimische Werthvolle vor den unberechtigten Uebergriffen einer fremden Bildung retten will. Die Berechtigung nationaler Eigenart im Gegensatz gegen eine gestaltlose weltbürgerliche Abstraction, lag diesen gelehrten Forschungen wie der Erhebung der deutschen Freiheitskriege zu Grunde; es ist das nämliche Grundprincip, welches noch heute, bewußt oder unbewußt, den Gang der Weltgeschichte beherrscht.

Niebuhrs ganze Art zu sein steht im Gegensatz zu dem früher herrschenden classischen Idealismus, wie er sich am schroffsten in Goethes und Humboldts italienischen Briefen ausprägt: das Interesse an der sittlichen Volkskraft überwog bei weitem das ästhetische Interesse. Von den ältern Schriftstellern lehnt er sich am meisten an J. Möser; mit den gleichzeitigen Forschungen von Savigny und Grimm geht er Hand in Hand; sie sind die eigentlichen Gründer der historischen Schule, welche die Individualitäten den stetig fortwirkenden geschichtlichen Mächten unterwarf, und dem Nationalleben zu Gute kommen ließ, was sie den begünstigten Persönlichkeiten entzog. Die große Entdeckung der Volksseele wurde gemacht. Unbewußt hatte F. A. Wolff, indem er die homerischen Gesänge als Naturproduct des schaffenden Volksgeistes begriff, zu dieser Bewegung den Anstoß gegeben: Lykurg und Solon fielen mit Numa; in Sprache, Rechtsschöpfung, Staatenbildung, wo man früher nur eine Reihe einzelner Willensacte gesucht, erkannte man nun die Continuität einer bleibenden Naturkraft.

Sohn des berühmten Orientreisenden hatte Barthold Niebuhr sich jung mit Innigkeit in die Sitten seiner dithmarsischen Heimath eingelebt; in Kiel studirte er die Rechte; seine Kenntnisse im Staatsrecht und in der Volkswirthschaft vervollständigte er in London und Edinburgh. Mit Ernst hatte er die Kantische Philosophie sich angeeignet und den ihm angebornen sittlichen Charakter, sowie die ihm eigne Kühnheit in der Durchforschung des Ueberlieferten durch sie gestählt.

Nach seiner Rückkehr von England wurde er im dänischen Finanz-

ministerium angestellt, von wo er, durch Stein berufen, 1806 in preußische Dienste trat und diesem scheinbar sinkenden Staat in den Zeiten der Noth treu blieb. Nach Steins Entlassung, als Hardenberg die Oberleitung erhielt und er dessen finanziellen Entwürfe nicht zu theilen vermochte, zog er sich aus dem Staatsdienst zurück und widmete sich den Wissenschaften, die er als die eigentliche Aufgabe seines Lebens begriff. Juli 1810 zum Mitglied der Akademie erwählt, sagte er in seiner Antrittsrede: „Nachdem Deutschland jede andere Art des Ruhmes verloren hat, da die schöne Zeit unsrer Dichter ihrem Abend entgegengeht, bleibt ihm noch der Ruhm höherer Gelehrsamkeit, und diesen vermag die Nation sich in den schwersten Zeiten zu bewahren." In diesem Sinne entschloß er sich, an der neuen Berliner Universität Vorlesungen über römische Geschichte zu halten, in die er sich von frühester Jugend an völlig eingelebt. Er setzte diese Vorlesungen drei Wintersemester hindurch fort, bis die Erhebung zum Freiheitskriege die Jugend aus den Hörsälen ins Lager und ihn selbst in das Hauptquartier rief, wo er seine alte Berufsthätigkeit wieder aufnahm. Die Vorlesungen des ersten Semesters erschienen in zwei Bänden 1811 und 1812. Sie machten einen fast nicht geringeren Eindruck als Wolffs Prolegomena, und diese Wirkung wurde dadurch nicht beeinträchtigt, daß ein Theil der gelehrten Welt und die Speculation sich mißtrauisch davon abwandte.

Der Zweck des Werks war zunächst ein kritischer: der Nachweis, daß, was Livius von den ersten Jahrhunderten der römischen Geschichte erzählt, nicht Geschichte ist; daß mit dem gallischen Brand die historischen Urkunden verloren gingen. Dazu aber machte Niebuhr nicht blos ein ganz neues Bild der römischen Geschichte, sondern der Geschichte überhaupt, zum Gemeingut der Wissenschaft. Für die frühere Auffassung der römischen Geschichte waren die Quellen Livius und Plutarch, vorzugsweise die symbolischen Anekdoten von dem Geist des Volks, die keineswegs die Unbefangenheit rein und unverfälscht überlieferter Mythen hatten, sondern durch die Rhetorik eines spätern Zeitalters ausgeschmückt waren. Aus den Geschichten von Regulus, Coriolan, Fabricius, Brutus, Cincinnatus setzte man ein Bild des römischen Lebens zusammen, welches in den Schulen als Ideal aufgestellt wurde, und von dem man keinen Anstand nahm, Wünsche und Forderungen für das gegenwärtige Staatsleben herzuleiten. Die spätere Renaissancebildung faßte jene mythischen Anekdoten in einem ganz andern Licht: die Verleugnungen des sittlichen Instincts zu Gunsten einer Abstraction schien jener Zeit, wo man die Individualität auf den Altar hob, eine Versündigung am heiligen Geist

der Menschheit. Herder sah in der ganzen römischen Geschichte einen Abfall von der Natur. Zuletzt betrachtete man die Römer als ein zusammengelaufenes Räubervolk, wie es die Sage von seinem Ursprung beschreibt.

Niebuhr erkannte die hohe Kraft des römischen Organismus; er sah, daß es allen Analogien der Geschichte und allen Begriffen eines Causalnexus widersprach, sich ein vollkommenes, durch und durch consequentes und dem concreten Leben aller Zeiten entsprechendes Rechtssystem in einem Volk entstanden zu denken, welches ohne alle sittliche Traditionen aus einer Sammlung von Uebelthätern aller möglichen Stämme hervorgegangen sein sollte. Nicht die einzelnen Widersprüche in den Thatsachen waren für ihn entscheidend, sondern der große Widerspruch zwischen der Natur der Dinge und dem Inhalt der Ueberlieferung.

Von dieser aprioristischen Anschauung ging Niebuhr aus; sein Scharfsinn und seine Gelehrsamkeit gaben ihm die Mittel an die Hand, dieselbe in ein bestimmtes Verhältniß zu den Ueberlieferungen zu bringen. Er glaubte hinter der gräcisirenden Handschrift des Livius zwei halb erloschene echte Quellen zu entdecken: einmal die Ritualien, Formeln und Observanzen, die in der eigenthümlichen Rechtsentwicklung Roms eine noch größere Bedeutung hatten als in England; sodann alte historische Volkslieder, in denen das ganze römische Alterthum aufbewahrt sein sollte. In Bezug auf das Erste hat er Großes und Bleibendes geleistet, die zweite Hypothese ist von neuern Forschern nicht angenommen.

Niebuhr hatte für einen Geschichtsschreiber ausgezeichnete Gaben. Schon im 23. Jahr war er über 20 Sprachen Herr; sein wunderbares Gedächtniß befähigte ihn, in jedem Augenblick alle Hilfsquellen seines reichen Wissens auszubeuten. Jedes Fragment eines verloren gegangenen Annalisten, aufbewahrt durch irgend einen unbekannten Grammatiker, war ihm fertig zur Hand, wenn er es brauchte, und wurde mit einem unvergleichlichen Scharfsinn an der passenden Stelle angewendet. Seine Bekanntschaft mit den modernen Verfassungen und ihrer praktischen Bedeutung setzte ihn in Stand, die Einrichtungen des alten Rom durch Analogien zu erläutern, die er bald aus dem modernen England, bald aus den mittelalterlichen Sitten seiner dithmarsischen Heimath entnahm; aber gerade die Eigenschaft, welche seine Größe bedingte, war auch die Quelle seiner Irrthümer. Dieselbe Gewalt der Imagination, die ihn befähigte, den Gegenstand seiner Studien als organisches Ganze anzuschauen und aus den Einzelheiten ein lebendiges Gemälde zu entwerfen, verleitete ihn

zuweilen, die Schöpfungen seiner Phantasie für Wirklichkeit anzusehn. Nicht selten baute er auf seine alten Quellen einen Bau, den sie nicht tragen konnten, oder setzte ihr Zeugniß geradezu aus den Augen, weil es die Symmetrie seiner Zeichnung störte. Noch häufiger legte er ein unverhältnißmäßiges Gewicht auf irgend eine dunkle Stelle oder fragmentarische Notiz, die von früheren Schriftstellern übersehn war und die doch der allgemein angenommenen bestimmtern und breitern Erzählung widersprach. Die spätere Umarbeitung seines Werks zeigt, daß ihm selber die Einzelheiten seiner Construction nicht feststanden. Allein die Art seiner Forschung hat der Geschichte des Alterthums einen ganz neuen Charakter gegeben, und seinem Einfluß hat sich Niemand entziehen können, auch seine Gegner nicht, denn, wie Savigny sagt, auch sie kämpfen mit Waffen, die sie ihm abgeborgt.

Niebuhr ist ein vornehmer Typus der deutschen Gelehrten-Natur. Die politischen Ideen, deren Instinkt ihn in seinen wissenschaftlichen Studien leitete, erfüllten sein ganzes starkes Herz. Diese sittliche Integrität auch in seinen Forschungen, diese Rechtschaffenheit seiner Arbeit ist eigentlich noch mehr zu bewundern, als der ungemeine Umfang seiner Kenntnisse. Es ist rührend, die unausgesetzte Selbstprüfung zu verfolgen, mit der er seine Neigungen bekämpft, mit der er jeden Schritt in der Erkenntniß nach allen Seiten erwägt. Bei dieser Gewissenhaftigkeit ist es kaum zu verwundern, wenn er gegen jeden leichtsinnigen Angriff auf das Hauptwerk seines Lebens auf das Aeußerste empfindlich war. Ein echter Gelehrter ist an seine Studien ebenso durch sittliche Bande gekettet als an seine äußere Thätigkeit.

Mit derselben religiösen Gewissenhaftigkeit wie seine Studien betrieb Niebuhr auch die persönlichen Angelegenheiten; jede Auflösung eines ernsten sittlichen oder gemüthlichen Verhältnisses ging ihm an die Seele. Die widerwärtigen Kämpfe zwischen Schelling und Jakobi, Voß und Stolberg fühlte er tiefer als die Betheiligten selbst. Durch den Verlust seiner ersten Frau, seiner einzigen Jugendliebe, fühlte er sich bis in die Lebenswurzel versehrt und vermochte niemals, selbst bei einem spätern glücklichen Familienleben, die volle Frische wiederzugewinnen. Seine leicht eintretende Verstimmung, seine Neigung zur Schwarzsichtigkeit und zur Verzweiflung am Fortschritt der Menschheit, die namentlich in den letzten Jahren seines Lebens mächtig über ihn wird, von der wir aber schon Züge in seiner Jugendzeit antreffen, rührt zum Theil aus der Ueberspannung seiner Kräfte her. So hatte auch seine Abneigung gegen die Revolution etwas Fieberhaftes. Der Grund

war ein edler und hing auf das Innigste mit dem Lebensmotiv seiner Wissenschaft zusammen, aber seine reinliche, keusch-sittliche Natur scheute sich vielleicht zu sehr vor dem wüsten Wesen, das von Revolution nicht zu trennen ist. Sehr schön ruft er einmal bei Gelegenheit der gracchischen Unruhen aus: „Das ist das Unglück der Revolutionen: der Gang der Begebenheiten reißt auch die Guten, die sich einmal hineinbegeben, mit fort: die Möglichkeit sich ihrem Einfluß zu entziehn, ist nur bei einem eisenfesten Entschluß vorhanden, der nichts achtet und nichts scheut. Es ist eine schreckliche Erinnerung, eine Revolution erlebt und daran Theil genommen zu haben; man stürmt mit den Edelsten und bleibt mit den Buben vor der Bresche."

Um dieser großen Charaktereigenschaften willen hat Goethe vor Niebuhr stets die größte Hochachtung empfunden. Der Gegenstand seiner Forschungen war ihm mehr oder weniger gleichgültig, aber die Persönlichkeit des Mannes, die sich darin aussprach, flößte ihm eine Anerkennung ein, die er einer sichern concentrirten Kraft nie versagte. Schon das erste Erscheinen des Werks begrüßte er mit warmer Theilnahme. Er fühlte sich in seine römische Zeit zurückversetzt, wo ihm die Unzulänglichkeit der bisherigen Forschungen auf Schritt und Tritt entgegengetreten war. Nach Empfang des 2. Bandes 11. Dec. 1812 ruft er Niebuhr zu, er werde sich von diesen Bänden nie trennen, wohin ihn auch sein bewegliches Ich führe. Auch die spätere Bearbeitung hat der hochbetagte Greis von Anfang bis zu Ende wieder durchgelesen, und sich daran als an einem Musterbilde der Kritik erbaut. Als die herrlichste Wirkung seiner Bemühungen rühmt er, daß sie den Glauben an Wahrheit und Einfalt beleben und ermuthigen. Nach Niebuhrs Tode noch schrieb er an Zelter: „Niebuhr war es eigentlich, und nicht die römische Geschichte, was mich beschäftigte; so eines Mannes tiefer Sinn und emsige Weise ist eigentlich das, was uns auferbaut. Die sämmtlichen Ackergesetze gehen mich eigentlich gar nichts an; aber die Art, wie er sie aufklärt, wie er mir die complicirten Verhältnisse deutlich macht, das ist's, was mich fördert, was mir die Pflicht auferlegt, in den Geschäften, die ich übernehme, auf gleiche gewissenhafte Weise zu verfahren."

Mit Savigny blieb Niebuhr seit ihrem ersten schönen Zusammenleben an der neu gegründeten Berliner Universität bis an seinen Tod durch eine innige Freundschaft verbunden. Sie gingen von einem gleichen Gefühl aus, sie arbeiteten nach derselben Methode, und was der Eine gewann, kam auch dem Andern zu gut.

Savigny fesselte die öffentliche Aufmerksamkeit zuerst durch eine

polemische Schrift, in welcher er die geschichtliche Lehre in ihrer Beziehung zur Rechtswissenschaft zum ersten Mal darlegte. Thibaut, Professor in Heidelberg, hatte dem allgemeinen Verlangen des deutschen Publikums in der Schrift „über die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutschland" einen vernehmlichen Ausdruck gegeben: ein Schüler Kants, betrachtete er den Staat als Quelle alles Rechts, und glaubte, es käme nur auf den guten Willen an, die gesetzlichen Bestimmungen mit den öffentlichen Wünschen und Bedürfnissen auszugleichen. Ihm entgegnete v. Savigny Oct. 1814 in der Schrift „vom Beruf unsrer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft". Im Zweck sind wir einig: wir wollen Grundlage eines sichern Rechts, sicher gegen Eingriffe der Willkür und ungerechter Gesinnung; desgleichen Gemeinschaft der Nation und Concentration ihrer wissenschaftlichen Bestrebungen auf dasselbe Object. Für diesen Zweck verlangen Sie ein Gesetzbuch, das aber die gewünschte Einheit nur für die eine Hälfte von Deutschland hervorbringen, die andre schärfer als vorher absondern würde. Ich sehe das rechte Mittel in einer organisch fortschreitenden Rechtswissenschaft, die der ganzen Nation gemein sein kann. Den gegenwärtigen Zustand erkennen wir beide für mangelhaft: Sie aber sehn den Grund des Uebels in den Rechtsquellen, und glauben durch ein Gesetzbuch zu helfen; ich finde ihn vielmehr in uns, und glaube, daß wir eben deshalb zu einem Gesetzbuch nicht berufen sind." — Durch vieljährige Lehrthätigkeit hat Savigny alles Mögliche gethan, einen hochgebildeten Juristenstand zu schaffen, der dieser Aufgabe allerdings gewachsen war.

Schon 1803, noch Jüngling, hatte er sich durch das Buch „über das Recht des Besitzes" einen Namen gemacht; nun begann er seine „Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter", durch Gelehrsamkeit wie durch die Darstellung eins der vornehmsten Werke unsrer Literatur. — Gleichzeitig — noch vor Abschluß des Friedens von 1815 — unternahm er mit Eichhorn die „Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft": eine unausgesetzte Kritik der Phrase und Abstraction, ein unausgesetzter Protest gegen jede Revolution, d. h. gegen jede Unterbrechung des organischen Zusammenhangs der Geschichte; wobei freilich die Kritik mitunter vergaß, daß zu Zeiten solche Unterbrechungen des natürlichen Verlaufs aus dem Naturgesetz selbst entspringen.

Nach Savignys Lehre entsteht das Recht nicht aus den Bestimmungen menschlicher Willkür oder menschlicher Weisheit, sondern mit Naturnothwendigkeit aus dem Wesen des Volkes selbst, durch innere

stillwirkende Kräfte. Die Frage nach dem Ursprung des Rechts ist auf geschichtlichem Wege nicht zu lösen, denn überall, wohin uns urkundliche Geschichte führt, finden wir schon ein positives Recht, dem Volk eigenthümlich wie seine Sprache, Sitte, Verfassung. Diese Erscheinungen haben kein isolirtes Dasein; es sind in der Natur untrennbar verbundene Thätigkeiten und Kräfte, die den individuellen Charakter der Völker bestimmen, und nur unsrer Betrachtung als besondere Eigenschaften erscheinen. Das Recht lebt im gemeinsamen Bewußtsein des Volks, seine Entwicklung steht unter demselben Gesetz innerer Nothwendigkeit wie die Entwicklung der Sprache; es wächst also mit dem Volk fort, bildet sich aus mit diesem und stirbt endlich ab, wie das Volk seine Eigenthümlichkeit verliert. In der Jugendzeit der Völker leben die leitenden Regeln im Volksglauben, in der Sitte; sie gelangen nicht in Gesetzen, sondern in symbolischen Handlungen zu ihrem Ausdruck. Bei steigender Cultur aber sondern sich alle Thätigkeiten des Volks mehr und mehr; was sonst gemeinschaftlich betrieben wurde, fällt jetzt einzelnen Ständen anheim. Das Recht bildet sich nun in der Sprache aus, es nimmt eine wissenschaftliche Richtung, und wie es vorher im Bewußtsein des gesammten Volks lebte, so fällt es jetzt dem Bewußtsein der Juristen anheim, von welchen das Volk nunmehr in dieser Function repräsentirt wird. Das Dasein des Rechts ist von nun an künstlicher und verwickelter, indem es ein doppeltes Leben hat, einmal als Theil des ganzen Volkslebens, was es zu sein nicht aufhört, dann als besondere Wissenschaft in den Händen der Juristen. Aus dem Zusammenwirken dieses doppelten Lebensprincips — dem politischen Element und dem technischen — erklären sich alle spätern Erscheinungen, und es ist somit begreiflich, wie auch jenes ungeheure Detail ganz auf organische Weise ohne eigentliche Willkür und Absicht entstehn konnte.

„Daß Recht und Poesie aus einem Bette miteinander aufgestanden", schreibt J. Grimm in seinem ersten Beitrag für Savignys Zeitschrift, „hält nicht schwer zu glauben; in ihnen beiden stößt man auf etwas Gegebenes, Zugebrachtes, das man ein Außergeschichtliches nennen könnte, wiewohl es eben jedesmal an die Geschichte anwächst; in keinem ist bloße Satzung noch eitle Erfindung zu Haus; ihr beider Ursprung beruht auf zweierlei Wesentlichem, auf dem Wunderbaren und dem Glaubreichen. Unter Wunder verstehe ich hier die Ferne, worin für jedes Volk der Anfang seiner Gesetze und Lieder tritt. Glaube hingegen ist nichts anders als, die Vermittlung des Wunders, wodurch es an uns gebunden wird, und man darf also mit vollem Fug das Herkommen des

Gesetzes wie des Epos in eine unausscheidliche Mischung himmlischer und irdischer Stoffe stellen."

In den „deutschen Rechtsalterthümern", die 1828 erschienen, hat J. Grimm dann die Materialien für das sinnliche Element des altdeutschen Rechts, jene ursprünglichen Rechtsformeln und Symbole, da die Gesetze noch nicht vom poetischen Ausdruck getrennt waren, zusammengetragen. Niemand hatte eine Ahnung gehabt, wie viel davon sich theils in der Tradition, theils in Schriften bei uns noch erhalten hatte. Durch Grimms Forschungen gewinnt in unsrer ältern Geschichte Alles Farbe und Gestalt, die trockensten Contractverhältnisse erheben sich zu individuellem Leben, alle Gewohnheiten nehmen eine bestimmte, die Einbildungskraft anregende Physiognomie an, alle Gegenstände der Natur, der beseelten wie der unbeseelten, knüpfen sich bedeutungsvoll an altherkömmliche Sitten und Gewohnheiten, und es ist kein Geräth, kein Handwerkszeug so niedrig und so arm, daß es nicht der Wissenschaft dienen müßte. In der Freude über diese farbenreichen Erscheinungen und zur Abwehr der einseitigen Vorliebe für die moderne Gleichförmigkeit läßt sich Grimm hin und wieder zu romantischer Empfindsamkeit verleiten: „Statt der persönlichen Bußen des Alterthums haben wir unbarmherzige Strafen, statt seiner farbigen Symbole Stöße von Acten, statt seines Gerichts unter blauem Himmel qualmende Schreibstuben, statt der Zinshühner und Fastnachtseier kommt der Pfänder, namenlose Abgaben in jeder Jahreszeit zu erpressen. Eintöniger Mattheit gewichen ist die individuelle Persönlichkeit, die kräftige Hausgewalt des alten Rechts." — Grimm sieht in seiner Sprachlehre sehr wohl ein, daß die Abschwächung der sinnlichen Laute nothwendig war, um eine classische Form der allgemeinen Bildung hervorzubringen: es ist mit dem Recht nicht anders; sein sinnlicher individueller Inhalt muß verblassen, damit der allgemeinen Gerechtigkeit Bahn gebrochen werde.

Seine diplomatische Laufbahn hatte J. Grimms wissenschaftliche Forschungen unterbrochen; doch erschienen noch während derselben, gemeinsam von den Brüdern herausgegeben, die „Altdeutschen Wälder" und die „Lieder der alten Edda" und gleich darauf, als er mit seinem Bruder an der Bibliothek zu Cassel angestellt war, die deutschen Sagen mit einer Abhandlung über den Begriff der Sage.

Ueber die „Altdeutschen Wälder" erschien in den Heidelberger Jahrbüchern Oct. 1815 eine Kritik, in der der classisch gebildete A. W. Schlegel seinen Gegensatz scharf hervorkehrte.

„Die Herrn Grimm machen es sich zum vorzüglichen Geschäft,

den bald zuströmenden, bald sich in mehrere Arme theilenden Quellen aller wunderbaren Erzählungen aus der Vorzeit nachzugehn. Bei dieser lehrreichen und anziehenden Bemühung räumen sie aber einer blos leidenden Ueberlieferung zu viel, der freien Dichtung zu wenig ein. Das Erhabene und Schöne kann nur ein Werk ausgezeichneter Geister sein; wohlgeartete doch gewöhnliche Menschen sind empfänglich für alles, was den ewigen Bedürfnissen und Ahndungen des menschlichen Gemüths entspricht, aber sie können es nicht selbst hervorbringen. — Wie unschuldig die ursprüngliche Kunst auch sein mochte, so mußte sie dennoch bald aufhören, unabsichtlich zu sein. In den Jahrhunderten, wo die volksmäßige Heldendichtung entstand, genoß sie des Vorrechts, trotz aller Wunder für wahr zu gelten: leicht und willig zu glauben, ist ein Merkmal kräftiger Naturen; aber die Dichter, welche absichtlich um zu verschönern, erfanden, konnten nicht umhin, hiebei ihre eignen Vertrauten zu sein."

— „Bei aller geschichtlichen Prüfung ist die einfache Frage: ob etwas wirklich geschehn oder nicht? ob es auf solche Weise geschehn, wie erzählt wird, oder anders? Der Sage selbst geschieht ein schlechter Dienst, wenn man Alles auf ihre Rechnung schreibt, was irgend eine Chronik Falsches, Unglaubliches, Widersprechendes meldet. Nicht alle Irrthümer haben eine Ahnentafel." —

— „Man möchte Jacob Grimm einen etymologischen Heraklit nennen. Dieser Philosoph lehrte, alle Dinge seien fließend. Aber es läßt sich auf seine Art der Sprachforschung anwenden, was Plato von jener Lehre sagt: gewisse Philosophen hätten sich so lange herumgedreht, um das Wesen der Dinge nach allen Seiten zu suchen, daß sie darüber schwindlig geworden, und nun erscheine ihnen die Welt selbst wie von einem unaufhörlichen Wirbel umhergetrieben." —

Manche von diesen Vorwürfen treffen zu: etwas wie Haß gegen den logischen Schematismus liegt wirklich in Grimm, und die Hervorhebung des Unvermittelten streift zuweilen an Eigensinn. Aber die Verworrenheit war bei Grimm nur ein Zeichen der Fülle, die freilich ihren Orientirungspunkt noch nicht gefunden hatte. Diese nervöse Reizbarkeit, welcher die Worte und Formeln gewissermaßen in individueller Macht entgegentreten, diese Unfähigkeit, sich etwas Andres zu denken, als was in lebendiger Fülle vorgestellt werden kann, diese Gebundenheit der Einbildungskraft hat für die Sprachwissenschaft ein Gesetz und eine Methode gefunden, von der man früher keine Ahnung gehabt.

Auch A. W. Schlegel ließ J. Grimm vier Jahr später volle

Gerechtigkeit widerfahren, als dessen deutsche Grammatik erschien. Einen massenhaften Stoff hatte Grimm bewältigt und zu einer wunderbaren Durchsichtigkeit geordnet: alle deutschen Sprachzweige, Gothisch, Hochdeutsch, Niederdeutsch, Angelsächsisch, Schwedisch, Dänisch waren umfaßt, und fast alle von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, mit einer fast erschöpfenden Erörterung aller zugänglichen Quellen, deren viele selbst mancher Gelehrte nicht einmal dem Namen nach kannte. Der Begriff einer Grammatik gewann eine neue Bedeutung. Brachte man früher nach der französischen Methode der Sprache Anforderungen entgegen, die nicht aus dem Geist der Sprache selbst, sondern aus dem Bedürfniß des Augenblicks hervorgegangen waren, so erkannte man jetzt im Walten der Sprache die Spur einer geheimnißvollen, dem Verstand incommensurabeln Kraft, die man, wie der Naturforscher das Naturgesetz, andächtig zu belauschen, aber nicht am Leitseil zu führen habe. Das instinctive Schaffen des Geistes in der Sprache wurde Gegenstand der Wissenschaft; man erkannte, daß man auch hier, wie in der gesammten Natur, von ewigen Wundern umgeben ist.

Fast überall wird man hier wieder auf Herders Anregungen gestoßen, der mit großartiger Combination den Punkt, auf den es ankam, aufspürte, aber zu wenig eigene und fremde wissenschaftliche Bildung vorfand, um ein bleibendes Gebäude darauf zu errichten. Die Sprache sollte nicht als etwas Fertiges, sondern als etwas Werdendes dargestellt, die Grammatik historisch analysirt werden: das war seit Grimm die bleibende Aufgabe aller Philologen. Wenn man sich früher nur auf die Antike beschränkt hatte, so wurde jetzt durch die Einsicht in den deutschen Sprachstamm der historische Horizont außerordentlich erweitert; aber ein organischer Zusammenhang konnte erst gefunden werden, als man die Sprachverwandtschaft bis zu ihrer ersten Quelle zurück verfolgt hatte.

Zuerst in Fr. Schlegels deutschem Museum 1812 entwickelte W. v. Humboldt die Idee einer vergleichenden Sprachwissenschaft, die nicht von einem Einzelnen ausgeführt, sondern nach einem bestimmt vorgezeichneten Plan von allen Gelehrten in Angriff genommen werden solle. Man müsse bei der Analyse einer jeden Sprache auf zweierlei Bedacht nehmen: auf das der Sprache immanente Gesetz, das sich in stetigen Analogien darstellt und in allmäliger Entwicklung alle fremden Bestandtheile assimilirt, sodann auf die zurückbleibenden elementaren Stoffe, die, durch diesen Bildungsproceß nicht überwunden, für die Verwandtschaft mit andern Sprachen den Maßstab geben. Nur bei der

strengen Sonderung zwischen dem individuellen Naturgesetz der einzelnen Sprache und dem allgemeinen logischen Gesetz, das die Gliederungen des ganzen Sprachbaus durchdringen muß, könne die neue Wissenschaft im organischen Fortschritt sich entwickeln.

Mit dem gründlichen Studium der alten Sprachen hatte Humboldt begonnen, in Paris hatte er das Baskische studirt, in Rom lernte er die Sprache der amerikanischen Wilden; 1814, gleichzeitig mit A. W. Schlegel begann er, sich das Sanskrit anzueignen. Den völligen Abschluß gewannen seine Studien erst 20 Jahre später durch die Kawi-Sprache, eine eigenthümliche Dichter- und Gelehrtensprache auf der Insel Java. Eine Reihe der tüchtigsten Forscher hat seitdem die Gliederung der Sprachfamilien, namentlich der indo-germanischen, zu ihrer Lebensaufgabe gemacht. Im Anfang, als man nur eine Periode der indischen Literatur genauer kannte, als der deutsche Sprachschatz selber noch nicht vollständig durchforscht war, geschah manches Verwegne und Uebereilte. Aber durch die genaue Kenntniß von den verschiedenen Perioden des Sanskrit und von seinen Dialekten, durch die vergleichende Grammatik der slavischen Sprachen und durch die Feststellung der Sprachverwandtschaft in den altitalienischen Dialekten ist eine Gruppirung möglich geworden, die alle Willkür ausschließt.

Die jedesmalige Entwicklungsstufe einer Wissenschaft ruft anders angelegte Talente hervor; für die erste Begründung der deutschen Philologie war ein synthetischer Kopf wie J. Grimm nothwendig; die Analyse im strengeren Sinn konnte erst Raum gewinnen, als hinlängliches Material vorhanden war. In seiner Habilitationsschrift schrieb 1816 der junge Königsberger Professor Lachmann „über die ursprüngliche Gestalt des Nibelungenliedes": er suchte aus äußern und innern Gründen nachzuweisen, die gegenwärtige Version desselben sei eine Zusammenschweißung alter Balladen, die er wiederherzustellen unternahm. Augenscheinlich hatten Wolfs Kritik des Homer und Niebuhrs Kritik der römischen Geschichte auf ihn eingewirkt.

Lachmanns Natur war eigens für die Kritik geschaffen; unter allen deutschen Gelehrten war er am meisten gefürchtet wegen seines unbarmherzigen Spottes und seiner wegwerfenden Verachtung alles vorlauten Dilettantismus. Allem unfertigen und zweifelhaften Wesen unnahbar, machte er auf Fremde den Eindruck der Herbigkeit und Härte. Der Umfang seiner Gelehrsamkeit wurde nur durch eine eiserne Concentration des Geistes und eine niemals zweifelnde Methode möglich. Für eine Reihe ausgezeichneter Gelehrten war sein Urtheil maßgebend.

Die classische Philologie, die sich bisher vorzugsweise mit den griechischen Dichtern, Philosophen und Grammatikern beschäftigt hatte, ging nun, da der geschichtliche Sinn wieder geweckt war, auf die griechischen Alterthümer überhaupt und namentlich auf die politische Geschichte ein und suchte durch mühsames Studium sich von den innern Verhältnissen der Staaten und ihrem allmäligen Werden ein anschauliches Bild zu machen. Das epochemachende Werk dieser Richtung ist Böckhs „Staatshaushaltung der Athener", 1817 Niebuhr gewidmet, an das sich dann eine Reihe verwandter Forschungen anschlossen.

Böckh war in Halle unter F. A. Wolf gebildet. Nach Ablauf seiner Studien hatte er in Heidelberg gelehrt und sich dem Kreuzerschen Kreise angeschlossen; seit sechs Jahren war er Professor in Berlin. Der Begründer der historischen Alterthumskunde hatte sich in seiner Jugend hauptsächlich mit platonischen Studien beschäftigt und war der altphilologischen Schule ebenso wegen ihrer naturalistischen Tendenz, wie wegen ihrer Einschränkung auf das Linguistische und Aesthetische feind. Bald nach Erscheinen seines Werks spottete er über den Aerger der Altgläubigen, daß die ABC-Wissenschaft nicht der Gipfel der Weisheit sein sollte; er sah schon im Geist voraus, wie die sächsische Schule (Hermann), für welche es außer Grammatik und Metrik keine Alterthumskunde gebe, sich gegen ihn als einen Realisten ins Zeug werfen werde. „Für mich aber", setzt er hinzu, „giebt es keine Philologie, die nicht Geschichte wäre, und als einen Theil dieser Geschichte sehe ich die Geschichte der Sprache an, welche in einseitig gebildeten Köpfen zum Ganzen geworden ist."

Die Polemik zwischen den Historikern und Grammatikern nahm zuweilen eine unerfreuliche Wendung, aber sie war nicht ohne Nutzen, denn die historische Schule wurde dadurch vor manchen Uebereilungen bewahrt, zu denen sie nur allzu geneigt war. Der Bau der alten Geschichte, der unter den Händen des Werkmeisters von tüchtigen Schülern unermüdlich fortgeführt wurde, gewann mit seiner wachsenden Ausdehnung auch eine immer größere Festigkeit, und bei dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft haben wir alle Ursache, den Mann zu verehren, durch dessen unerhörte Anstrengung sie ins Leben gerufen ist.

Von tieferer Bedeutung für die allgemeine Bildung war Ritters „vergleichende Erdkunde im Verhältniß zur Natur und Geschichte der Menschheit", ebenfalls eine Frucht, die das Jahr 1817 zeitigte. Ritter war in Schnepfenthal erzogen, hatte dann unter Sprengel in Halle, später in Göttingen studirt. Seine eigentliche Arbeitszeit fällt während eines

Aufenthalts in der Schweiz seit 1807, wo er umfassende geognostische Karten entwarf. Den ersten Band seines Werks, das in jeder neuen Bearbeitung immer kolossalere Dimensionen gewann, schrieb er in Berlin, wohin er nach einer kurzen Anstellung in Frankfurt 1820 wieder zurückkehrte. Wie sehr Creuzers „Symbolik" auf ihn gewirkt, sieht man weniger aus seinem Hauptwerk als aus der „Vorhalle europäischer Völkergeschichten am Kaukasus" 1820, die auch an Kühnheit der Combination mit Creuzer und Görres wetteifert. — Die ältere Geographie, als deren Höhepunkt Büsching erscheint, war überwiegend politisch und statistisch gewesen; die physikalische Geographie hatte sich in zusammenhanglose Notizen geflüchtet. Nun war in den napoleonischen Kriegen die politische Grenze einem so beständigen Wechsel ausgesetzt, daß die Wissenschaft sich nach einem bleibendern Material umsehn mußte. Auch das militärische Interesse war nicht auf die Grenzpfähle gerichtet, die den Marsch der Armeen nicht aufhalten, sondern auf die Abdachung des Bodens, auf die Verhältnisse der Gebirge und Flüsse. Ein tüchtiger Generalstabsofficier geht mit der echten Wissenschaft Hand in Hand. Nun kamen die großen Entdeckungen der Naturgeschichte hinzu, von Humboldt, Forster, Blumenbach, die dem von einer großen organischen Idee ausgehenden Sammler eine Ueberfülle empirischen Materials geben. So konnte man nun Herders Ideen wieder aufnehmen: die Erde wie ein lebendiges individuelles Wesen künstlerisch darzustellen und den Sohn der Erde, den Menschen, als das Erzeugniß des Bodens, dem er eignet, zergliedern.

Ritters Werk lehnt sich an die Arbeit eines Größern. In demselben Jahr, wo der erste Band der „vergleichenden Erdkunde" erschien, entdeckte A. v. Humboldt die Isothermen. 48 Jahr alt, hielt er sich seit 9 Jahren in Paris auf, als der anerkannte Führer aller Naturforscher Europas. Was Ritter in strengem und ausführlichem System zusammenstellte, war der Idee und auch der maßgebenden Forschung nach durch Humboldt angebahnt. In dem Werk „über die geographische Vertheilung der Pflanzen", der Wiederaufnahme eines vor 10 Jahren begonnenen Versuchs, spricht er die Ideen aus, die gleichzeitig Ritter bestimmten.

„Was für ein Mann!" sagte Goethe von ihm. „Ich kenne ihn so lange, und doch bin ich von Neuem über ihn in Erstaunen. Er hat an Kenntnissen und lebendigem Wissen nicht seines Gleichen, wohin man rührt, er ist überall zu Hause und überschüttet uns mit geistigen Schätzen." — Die Zeit, die Alexander im engen Verkehr mit Goethe und seinem

Bruder in Jena zugebracht, trug ihre reinen Früchte: sie hatte seinem Denken den idealen Gehalt, seinem Gemüth die ideale Stimmung gegeben, die bei der Unermeßlichkeit seiner Einzelforschungen doch das Größte ist, was wir an ihm bewundern. Die Natur ist das Leben Gottes: wie alles Leben ist sie Organismus, wie alles Leben ist sie Geschichte! Diese Gedanken schweben als geistiger Hauch über all' seinen Darstellungen.

Mit derselben Energie, die er als Politiker während des russischen Feldzuges entwickelt, warf sich der Freiherr von Stein, da seine politische Thätigkeit vorläufig abgeschlossen war, auf ein umfassendes wissenschaftliches Unternehmen. Er erkannte, daß es der deutschen Geschichtswissenschaft an einer vollständigen und kritischen Ausgabe der Quellen fehle. Für dieses Unternehmen die Mittel zu schaffen und zuverlässige Gelehrte anzuwerben, war er nun, trotz aller Hemmnisse, unablässig bemüht. Wie früher in dem Kriege, so hatte nun sein Feuereifer die Kraft, die Unschlüssigkeit der gelehrten Welt zu beseitigen und auch in diese bisher isolirten Kreise deutschen Gemeinsinn zu bringen. Mai 1818 wurde der Plan dem deutschen Publicum angekündigt; 20. Januar 1819 fand die erste große Zusammenkunft statt. Zu den angeworbenen Gelehrten gehörten: Büsching, Dahlmann, Docen, Eichhorn, Görres, die beiden Grimm, Heeren, v. Hormayr, Hüllmann, Niebuhr, Pertz, Pfister, v. Raumer, Rudhardt, Rühs, v. Savigny, A. W. Schlegel, Fr. Schlegel, Schlosser, J. Voigt. Alle diese Männer waren bald von dem patriotischen Geist und der wissenschaftlichen Gewissenhaftigkeit ihres Führers durchdrungen. Es dauerte Jahre lang, ehe man an den eigentlichen Anfang kam; mit ihm beginnt eine neue, fruchtbare Periode unsrer Wissenschaft. Nicht blos, daß für das Studium der deutschen Geschichte jetzt erst die rechte Basis gewonnen wurde, alle diese Männer, zum Theil noch in der besten Jugendblüthe, machten eine Schule durch, die sittlich ebensowohl wie intellectuell den deutschen Gelehrtenstand auf eine früher nie geahnte Höhe erhob. Was sich später in der deutschen Geschichte auszeichnete, hat bis auf unsre Tage fast ohne Ausnahme diesem Unternehmen die erste Anregung zu danken.

Bei der allgemeinen Richtung der Wissenschaft auf das erfahrungsmäßige Erkennen hätte man erwarten sollen, daß auch die Philosophie den Weg der Construction a priori verlassen und zur sachlichen Beobachtung und Analyse zurückkehren werde. Allein die Persönlichkeiten

Fichtes, Schellings und Hegels hatten zu mächtig gewirkt, die Zahl ihrer Anhänger und Schüler war zu groß, als daß die bisherige Richtung so ohne Weiteres hätte verändert werden können. Man trug der Zeit Rechnung, indem man die realen Anschauungen in die aprioristische Form einwob, aber diese Form zu Gunsten der streng wissenschaftlichen Methode aufzugeben, dazu hatte man zuviel Selbstgefühl auf das bisher Errungene. Der einzige Philosoph von Bedeutung, der sich dem transscendentalen Idealismus entgegensetzte und den Weg des alten Kant wieder aufzufinden sucht, war Herbart, 1794 Fichtes Schüler in Jena, seit 1809 Professor in Königsberg, wo er 24 Jahre gleichsam der officielle Vertreter Kants blieb.

„Der Modephilosoph erlaubt sich bei jedem Einzelnen an Alles zu denken, auf jedem Punkt der Peripherie zugleich im Centrum stehn zu wollen. Er spricht vom Endlichen und Ewigen in einem Athem. Ich dagegen fordere, daß man die Anfänge des Systems nicht im Unendlichen, sondern im Allbekannten suche, weil nur aus dem Bekannten das Unbekannte zu finden ist; ich fordere ferner, daß man die Principien der Wissenschaft nicht für unmittelbare Erkenntniß eines Realen halte, denn das Reale ist das Streitige, das Allbekannte aber sind die Erscheinungen."

So suchte Herbart die Philosophie wieder auf den kritischen Weg zurückzuführen, in dem „Lehrbuch der Psychologie als Wissenschaft, neu begründet auf Erfahrung und Mathematik", 1816. Es war am härtesten gegen die Naturphilosophie gerichtet: „Keine Parodie kann den Unsinn so weit treiben, daß nicht der Scherz Gefahr liefe, verwechselt zu werden mit dem, was in der Schule ernstlich gelehrt und laut bewundert wird. Wer aber vermag eine Lehre zu widerlegen, die überall dasjenige selbst ausspricht, was in jedem andern Zusammenhang für die schlagendste Deductio in absurdum gelten würde?" —

Alles unmittelbar Gegebene ist Erscheinung, alle Erkenntniß des Realen beruht auf der Einsicht, daß das Gegebene nicht erscheinen könnte, wenn das Reale nicht wäre. Die Psychologie ist nichts Anderes als Ergänzung der innerlich wahrgenommenen Thatsachen, Nachweis des Zusammenhangs und der Beziehungen dessen, was sich wahrnehmen läßt, durch vergleichende Schlüsse.

Der Philosoph kann nicht ausgehn vom Selbstbewußtsein. Das Ich ist ein Punkt, der nur insofern vorgestellt werden kann, als unzählige Reihen von Vorstellungen auf ihn als ihr gemeinsam Vorausgesetztes zurückreichen. Uns selbst finden wir niemals im Selbstbewußt-

sein, immer schiebt sich eine individuelle Bestimmung ein: wir finden uns denkend, wollend, fühlend, leidend, handelnd. Je nachdem die Reihen von Vorstellungen beschaffen sind, welche sich im Ich kreuzen, darnach richtet es sich, wie der Mensch sich in diesem Augenblick sieht. Das Ich ist nicht die bekannte, sondern die unbekannte, die gesuchte Vorstellung. — Auch die einzelne Vorstellung ist nicht das Bekannte, sondern ihre gegenseitige Hemmung und Wechselwirkung; erst im Zusammentreffen mit einer andern ihr entgegengesetzten Vorstellung erhält eine jede die Activität, wodurch sie über sich hinausgeht.

Die Wirkung der Schrift blieb einer spätern Zeit vorbehalten, vorläufig wurde sie durch ein Werk ganz in den Hintergrund gedrängt, das ein Menschenalter hindurch die deutsche Bildung beherrschte.

Schon 1812 gab Hegel, damals Rector in Nürnberg, den ersten Band seiner „Logik“ heraus; 21. Juli 1816 unterzeichnete er die Vorrede zum Schlußband. Gleich darauf bewirkten Paulus, Daub und Creuzer seine Berufung nach Heidelberg, wo er 28. October 1816 seine Vorlesungen eröffnete. Er sprach seine Freude darüber aus, daß die deutsche Nation ihre Nationalität, den Grund alles lebendigen Lebens, gerettet habe; sie habe sich aus dem Gröbsten herausgehauen, damit sie sich nun wieder nach Innen, zu den Interessen reiner Geistigkeit, wenden könne; das heilige Feuer der Philosophie zu bewahren, sei der Beruf, den die Deutschen von der Natur empfangen.

Im folgenden Frühling gab er zum Behuf seiner Vorlesungen die „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundriß“ heraus; das System enthält neben der „Logik“ die „Philosophie der Natur“ und die „Philosophie des Geistes“. Das Register war nun fertig, für die Schüler im Ganzen leicht zu memoriren, und Hegel selbst hatte sich gebunden: wohl oder übel mußten jede neue Erfahrung, jeder neue schöpferische Gedanke sich in dies Fachwerk fügen.

Hegels „Logik“ sieht ganz wie ein Lehrbuch aus, mit Lehrsätzen, Zusätzen, Capiteln, Paragraphen und Anmerkungen, aber der wissenschaftliche Weg wird so wenig klar, daß man selbst über den Gegenstand noch zweifelhaft bleibt, nachdem man das Buch gelesen hat. — Man hatte sonst unter Logik immer die formale Theorie der Denkgesetze verstanden. Kant hatte streng darauf gedrungen, erst die Grenzpfähle abzustecken, innerhalb deren die reine Vernunft ihre Berechtigung habe, sich frei zu bewegen. Hegel meinte, das heiße soviel, als wollte man nicht eher ins Wasser gehn, bis man schwimmen gelernt habe; wenn man correct denke, habe man darin zugleich den Gegenstand des Denkens; die echte

Logik sei zugleich Metaphysik, d. h. der Inhalt ergebe sich zugleich mit der Form. Nach dem Grundsatz: dem Muthigen gehört die Welt, fängt er dann auch sofort zuversichtlich zu construiren an zuerst in der Logik sämmtliche überhaupt denkbare Begriffe, dann sämmtliche Kategorien der Natur und des Geistes, und so finden wir in seinem System eine Philosophie des Rechts, der Geschichte, der Religion, eine Aesthetik u. s. w., die sämmtlich nicht blos die metaphysische Grundlage der Wissenschaft festzustellen suchen, sondern die Wissenschaft selbst enthalten, höchstens mit Auslassung von Jahreszahlen und Namen. Seine Rechtsphilosophie enthält das ganze System des Rechts, seine Religionsphilosophie die ganze Theologie, und so ist sein System anscheinend eine Encyklopädie des Wissens überhaupt, wobei dem Empiriker nur überlassen bleibt, Handwerksdienste für das absolute Wissen zu leisten.

Es kann kein härterer Widerspruch gegen Kants Auffassung gedacht werden. Die intellectuelle Anschauung ist ein wichtiges Mittel für den Fortschritt der Wissenschaft, aber sie kann niemals ein wissenschaftlicher Abschluß sein. Jede bahnbrechende Hypothese ist eine intellectuelle Anschauung, aber sie darf in das System der Wissenschaft erst aufgenommen werden, wenn sie an der Empirie geprüft ist, denn sie kann das Richtige treffen, sie kann aber auch fehlgreifen.

In der Wolfschen Schule galt als unumstößlicher Grundsatz alles Denkens: jeder Begriff, der einen innern Widerspruch enthält, ist eine Chimäre; in Hegels Logik gilt als Grundsatz: jeder Begriff, der nicht einen innern Widerspruch enthält, ist eine Chimäre. Wenn man offen und ehrlich den einfachsten Begriff ausdenkt, so muß man sich zugleich als in ihm enthalten seinen Gegensatz hinzudenken. So ist z. B. in jedem Satz das Verbum sein enthalten, dieser einfachste aller Begriffe wäre aber völlig sinnlos, wenn man nicht als in ihm enthalten zugleich das scheinbar Entgegengesetzte hinzudächte. Um zu sein, muß man etwas sein, d. h. man muß anderes nicht sein. Indem so jeder Begriff uns zwingt, zu seiner Vervollständigung den entgegengesetzten hinzuzudenken, hat er eine ihm innewohnende Bewegung, eine Dialektik, die uns zwingt, über ihn hinauszugehen, einen dritten Begriff zu suchen, welcher die beiden Gegensätze ausgesprochen in sich combinirt. Indem wir z. B. das Sein und das Nichtsein als zusammengehörig denken, kommen wir nothwendig auf einen Begriff, in dem beides bereits ausgesprochen zusammengehört, auf den Begriff des Werdens.

Hier spielt nun ein zweites Motiv hinein. Anscheinend bewegen die Begriffe sich selbst, der Philosoph hat nur das Zusehn. Nun weiß

aber Hegel als Kenner der Geschichte, daß dies Zusehn bereits stattgefunden hat. Als das erste Culturvolk der Welt, als die Griechen zuerst aus der Form der Vorstellung in die Form des Begriffs übertraten, vertieften sie sich (die Eleaten) in die Dialektik des Seins und kamen aus den Widersprüchen dieses Begriffs nicht heraus, bis endlich Heraklit sie belehrte, daß der abstracte Begriff des Seins nur in dem Begriff des Werdens seine Wahrheit finde. Und so hat in der Geschichte der Philosophie immer ein höherer Begriff den niedern abgelöst, nicht um ihn zu widerlegen oder ihn zu vernichten, sondern um ihn in der untergeordneten Stellung, die ihm gebührt, zu erhalten. Die echte Logik wird die Fortschritte des Denkens, die in der Geschichte zeitlich getrennt waren, als Paragraphen des Systems aufbewahren, und jeder Paragraph der Logik wird einen Standpunkt bezeichnen, den die Eleaten Heraklit, Parmenides, Plato, Aristoteles, Cartesius, Spinoza, Kant, Fichte 2c. errungen haben. — Mit einem unglaublichen Scharfsinn sind nun diese Fortschritte vom Abstracten zum Concreten in Hegels Logik registrirt, rubricirt, motivirt, wobei freilich Hegel es mit der Chronologie nicht genau nimmt.

Hinter diesen beiden Motiven spielt aber noch ein drittes. Bisher schien es ein objectives Interesse am Denken: man will correct denken und wird dadurch gezwungen, vom Abstracten zum Concreten fortzuschreiten. Aber der Mensch hat noch ein höheres Interesse, er will nicht blos denken, sondern er will das Absolute denken. Er will für Gott, der zunächst nur ein Namen ist, das Prädikat finden, das ihm einen Inhalt giebt, und auch diese Prädikate kann er, weil sie Gedanken sind, nur in der logischen Form finden. Gott ist das Sein, er ist das Werden, er ist die Erscheinung, er ist das Wesen, er ist die Idee, er ist die Wirklichkeit — er ist die Natur —, damit tritt die Logik durch einen Salto mortale in die Naturphilosophie — endlich: er ist Person; er ist der Geist. Wenn aber im letzten Paragraphen sich herausstellt, die höchste Form des Geistes sei das Absolute, und man nun fragt: was ist das Absolute? so weist der Philosoph auf die ganze durchlaufene Bahn zurück und sagt: dort ist es und nirgend draußen. Gott ist die Dialektik der Begriffe, der Geist ist die Geschichte des Geistes.

Die Geschichte der Menschheit ist das Streben nach dem Absoluten. Das Absolute ist nicht ein Jenseitiges, sondern das Wirkliche: die Menschen streben nach dem Himmel und merken nicht, daß sie mitten drin stehen. Die Logik ist nicht eine Denklehre, sondern eine idealisirte Geschichte des Denkprocesses, den die Menschheit durchgemacht, um auf

dem Wege des Begriffs eben dahin wieder zu gelangen, womit die Vorstellung anfängt, sich das Absolute als Person darzustellen.

In der Mathematik hängt jeder folgende Lehrsatz durch seine Beweise so eng mit jedem vorhergehenden zusammen, daß man die Genesis der Wissenschaft nicht gut anders vorstellen kann als in der chronologischen Folge, wie sie im Lehrbuch stehn. Man erzählt von Pascal, er habe ohne Beihülfe eines Lehrers und eines Lehrbuchs Mathematik studirt, und sei in seinen Entdeckungen bis zu Paragraph so und so des Euklid gekommen.

Hegel faßte seine eigene Logik als den philosophischen Euklid auf und unternahm von jedem historischen Philosophen nachzuweisen, bis zu welchen Paragraphen desselben er in seinem Denken gekommen sei: die ganze Geschichte der Philosophie sah wie eine Reihe von Randbemerkungen zur Logik aus, welche bei jedem Paragraphen Namen und Zeit des Entdeckers notirten. Jeder Rückschritt im philosophischen Bewußtsein war nach dieser Auffassung nur ein scheinbarer, eine nothwendige Einseitigkeit, die ebenso nothwendig die entgegengesetzte und endlich die Vermittelung hervorruft, in welcher die beiden Widersprüche in ihrer relativen Berechtigung begriffen werden. In jedem Begriff forschte Hegel nach dem immanenten Widerspruch und der Lösung durch einen höhern Begriff; für jeden bahnbrechenden Gedanken suchte er die Bildungsstufe, die seinem Verständniß gewachsen sei, für jede Bildungsstufe ihre natürliche Atmosphäre. So wurde in seinem Denken das Licht jedes einzelnen Begriffs durch zehnfache Spiegelung nach allen Seiten hin- und hergeworfen: es giebt keinen fremden Gedanken, den er nicht eigenartig von Neuem durchdacht und mit dem Gepräge seines Geistes gestempelt hätte. Freilich wird dadurch das Verständniß seiner Schriften sehr erschwert.

Hegels Periodenbau ist schwerfällig, die Constructionen sind oft so bunt in einander verstrickt, daß man erst mit einiger Mühe Subject und Prädicat herausfindet. Im Gegensatz gegen die lateinischen Kunstausdrücke der bisherigen Scholastik wählte er deutsche, aber nicht vorsichtig genug, um nicht zuweilen den Worten, die doch organisch geworden sind, einen neuen Sinn unterzuschieben und so, indem der populäre Begriff in den künstlich gemachten hineinspielt, nicht blos den Leser zu verwirren, sondern sich selbst.

Schon Goethe fiel bei Hegel, den er übrigens sehr hoch stellt und dem er großen Dank wußte, daß er für seine Naturauffassung gegen Newton in die Schranken trat, die Unbehilflichkeit des Ausdrucks auf.

Zwar gelingt es ihm, in einzelnen Stellen, wo er den Gegenstand vollkommen beherrscht und wo zugleich eine Erregung des Gefühls hinzutritt, sich zu einer seltenen Schönheit des Stils aufzuschwingen, aber das sind Ausnahmen. Vieles, was sich vollkommen einfach ausdrücken ließe, ist bei ihm breit, weitschweifig und durch verworrene Construction dunkel geworden.

Am 26. December 1817 wurde Hegel von Altenstein, der eben preußischer Cultusminister geworden war, der immer noch unbesetzte Lehrstuhl Fichtes angetragen. Gleichzeitig wurde sein Verehrer J. Schulze bisher in Weimar vortragender Rath im Cultusministerium. Welche Hoffnungen Hegel im Stillen eigentlich hegte, als er den lang ersehnten Ruf annahm, verräth sein Abschiedsgesuch an die badische Regierung; er bekennt, „daß er die Gelegenheit suche, bei weiter vorrückendem Alter von der precären Function, Philosophie auf einer Universität zu dociren, zu einer andern Thätigkeit übergehn und gebraucht werden zu können." — Hoffnungen, die sich nicht realisirten: er ging einer 13jährigen akademischen Thätigkeit entgegen, welche die letzte Epoche seines Lebens ausfüllte. Am 22. October 1818 eröffnete er seine Vorlesungen in Berlin. Marheineke, der neben seiner Professur auch die Kanzel der Dreifaltigkeitskirche mit Schleiermacher theilte und eben an den „Grundlehren der christlichen Dogmatik" schrieb, schloß sich ihm enge an. Schleiermacher nahm gleich zu Anfang eine ablehnende Haltung an, auch mit Solger machte sich kein Verhältniß. Wenige Tage nach seiner Ankunft in Berlin erschien Schopenhauers „die Welt als Wille und Vorstellung".

4.

Der neue Orient.

1815—1822.

In jeder vorwiegend lyrischen Periode scheiden sich drei Zeitabschnitte. Zuerst suchen die Dichter für die heftig gährenden Empfindungen, die den Eintritt eines neuen Culturmoments bezeichnen, mühsam nach einer angemessenen Form: sie haben sich die Mittel, deren sie zum Ausdruck derselben bedürfen, noch nicht soweit angeeignet, daß ihre Werke das Gefühl der freischaffenden Natur erregen. Ist ihnen das endlich gelungen, hat ihnen ein Gott gegeben, zu sagen was sie leiden,

und ist diese Kunst von den Meistern allmälig auf die Schüler übergegangen, so tritt bei dem Ueberwiegen der Technik über die schöpferische Kraft bald die Neigung hervor, die Mittel an Stelle des Zwecks zu setzen, Farbe, Stimmung, Rhythmus, Tonfall zur Hauptsache zu machen, da doch diese Mittel nur so lange Werth haben, als sie einem positiven geistigen Inhalt Form geben. Je zahlreicher die Dichter werden, je mehr die Masse der Gebildeten lernt, Reminiscenzen aus früheren Dichtern in eine gefällige Form zu kleiden, desto tiefer sinkt die Lyrik aus der Kunst in den Dilettantismus, desto eifriger müht man sich, die mangelnde Ursprünglichkeit durch Wunderlichkeiten zu ersetzen. Es deutet auf den Beginn des Verfalls, wenn man anfängt, das Gebiet des Gemeingefühls aufzugeben und Stimmungen auszudrücken, für deren Verständniß ein besonderer Schlüssel erforderlich ist. Ebenso überschreitet die Composition des Liedes ihre Grenze, wenn die Wucht der Stimmung jede Articulation zurückdrängt, wenn die Farbe die Zeichnung erstickt.

Die Gefahr wurde bei uns vergrößert durch die Nachahmung der Fremden. In der französisch-lateinischen Schule, bei Horaz und Boileau, hatten wir gelernt, nicht jedem Einfall blindlings nachgehn, sondern den angemessensten auswählen. Dann kam die Empörung gegen Frankreich, wir lernten die griechischen Maße nachbilden, wir ahmten den biblischen wie den Pindarischen Schwung nach und vertieften uns so in das griechische Ideal, daß dies Land der Fremde mit der Wirklichkeit nur noch durch die Sehnsucht in Verbindung stand. Griechenland wurde durch die Romantik verdrängt, der Hexameter durch Sonett, Glosse, Assonanz, Canzone: die rechte Spielart für formgewandte Dilettanten. Der letzte Versuch des Nachahmungstriebs warf sich auf den Orient.

Für Goethe war die Abwendung zum Orient eine innere Nothwendigkeit. Hammers Uebersetzung des Hafis war ihm in die Hände gefallen: „ich mußte mich productiv dagegen verhalten, weil ich sonst vor der mächtigen Erscheinung nicht hätte bestehen können". So entstand der Plan zum „Westöstlichen Divan". „Nord und West und Süd zersplittern, Throne bersten, Reiche zittern, flüchte du, im reinen Osten Patriarchenluft zu kosten! unter Lieben, Trinken, Singen soll dich Chisers Quell verjüngen."

„Alles was dem Stoff und dem Sinn nach bei mir Aehnliches verwahrt und gehegt worden, that sich hervor, und dies mit um so mehr Heftigkeit, als ich nöthig fühlte, mich aus der wirklichen Welt, die sich selbst offenbar und im Stillen bedrohte, in eine ideelle zu flüchten, an

welcher vergnüglichen Theil zu nehmen meiner Lust und Fähigkeit überlassen war. Nicht ganz fremd mit den Eigenthümlichkeiten des Ostens wandte ich mich zur Sprache; sofern es unerläßlich war, jene Luft zu athmen, sogar zur Schrift mit ihren Eigenheiten und Verzierungen. So häufte sich der Stoff, bereicherte sich der Gehalt, daß ich nur ohne Bedenken zulangen konnte, um das augenblicklich Bedurfte sogleich zu ergreifen und anzuwenden. Obgleich die Gelehrten kaum ahnen konnten, was ich eigentlich wollte, so trug doch ein jeder dazu bei, mich eiligst in einem Feld aufzuklären, in dem ich mich manchmal geübt, aber nie ernstlich umgesehen hatte. Ueberall schöpfte ich frische östliche Luft."

„Diese muhamedanische Religion, Mythologie und Sitte geben einer Poesie Raum, wie sie meinen Jahren ziemt. Unbedingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes, heiterer Ueberblick des beweglichen, immer kreis- und spiralartig wiederkehrenden Erdetreibens, Liebe und Neigung zwischen zwei Welten schwebend, alles Reale geläutert, sich symbolisch auflösend: was will der Großpapa weiter?" Freilich konnte er sich nicht verhehlen, daß die persische Dichtkunst nie mit vollem Behagen von den Westländern aufgenommen werden würde. „Die Einheit Gottes, Ergebung in seinen Willen, Vermittelung durch einen Propheten, stimmt mehr oder weniger mit unsrer Vorstellungsweise überein. Unsre heiligen Bücher liegen auch dort, obgleich nur legendenweis zum Grunde. In die Märchen jener Gegend, Fabeln, Parabeln, Anekdoten, Witz- und Scherzreden sind wir längst eingeweiht; auch ihre Mystik würden wir verstehn. Was aber dem Abendland nie eingehn kann, ist die Unterwürfigkeit unter einen Herrn. Welcher Abendländer kann erträglich finden, daß der Orientale seinen Kopf nicht allein neunmal auf die Erde stößt, sondern denselben sogar wegwirft; daß er sein Gesicht in den Staub wirft und es mit Wollust empfindet, wenn der Sultan oder ein Gönner oder die Geliebte darauf tritt, oder auch nur der Huf des Rosses, auf dem sie reiten. Aehnlich ist es mit der Bildersprache des Orients: sie ist durchweg symbolisch, was im Ganzen genommen einen poetischen Eindruck macht, aber im Einzelnen bei der abstracten Auffassung des Phantastischen ermüdet."

Die Aeußerungen des Divan über die Religion sind recht geeignet, Vorurtheile gegen Goethe zu berichtigen, die davon herrühren, daß man einzelne seiner Aussprüche als die endgültigen aufgefaßt hat.

— „Und nun kommst du, hast ein Zeichen dran gehängt, das unter allen den Abraxas seinesgleichen mir am schlecht'sten will gefallen. Diese ganz moderne Narrheit magst du mir nach Schiras bringen!

soll ich wohl in seiner Starrheit Hölzchen quer auf Hölzchen singen? . . . Da viele Frauen Salomonis ihn verkehrten, Götter betend anzuschauen, wie die Närrinnen verehrten: Isis' Horn, Anubis' Rachen boten sie dem Judenstolze — mir willst du zum Gotte machen solch ein Jammerbild am Holze! . . . Jesus fühlte rein und dachte nur den Einen Gott im Stillen; wer ihn selbst zum Gotte machte, kränkte seinen heil'gen Willen. Und so muß das Rechte scheinen, was auch Mahomed gelungen: nur durch den Begriff des Einen hat er alle Welt bezwungen." So spricht der persische König Kosru zu einer Christensklavin, der zur Liebe er schließlich doch das Kreuz gelten läßt: die Geschichte war überliefert und wurde vom Dichter humoristisch vorgetragen, der freilich seine eigne Meinung durchblicken läßt.

Die ausschließliche Anbetung des leidenden Gottes gab ihm Anstoß, dagegen heißt es in den Anmerkungen zum Divan: „Die Vielgötterei ist immer ein Abweg; selbst die reinere der Griechen und Römer mußte zuletzt sich selbst verlieren. Dagegen gebührt der christlichen Religion das höchste Lob, deren edler, reiner Ursprung sich immer dadurch bethätigt, daß nach den größten Verirrungen, in welche sie der dunkle Mensch hineinzog, ehe man sich's versieht, sie sich in ihrer ersten lieblichen Eigenthümlichkeit als Mission, als Hausgenossen- und Brüderschaft zur Erquickung des sittlichen Menschenbedürfnisses immer wieder hervorthut."

Was hier in Prosa ausgesprochen wird, das bestätigt vollkommen der Dichter, indem er sich mit Hafis, dem großen Korankenner, vergleicht: „der ich unserer heiligen Bücher herrlich Bild an mich genommen, wie auf jenes Tuch der Tücher sich des Herrn Bildniß drückte, mich in stiller Brust erquickte, trotz Verneinung, Hinderung, Raubens mit dem heitern Bild des Glaubens."

Hatem will den Glauben, aber der Glaube soll heiter sein; er will das Kreuz mit Rosen umwinden. Darin versah es Mahomed, der in seinem heiligen Eifer das Schöne nicht gelten ließ, den Dichter und Märchenerzähler verachtete und nur Prophet sein wollte. Zwischen dem Propheten und Poeten ist ein Gegensatz: „Beide sind von einem Gott ergriffen und befeuert, der Poet aber vergeudet die ihm verliehene Gabe im Genuß, um Genuß hervorzubringen. Alle übrigen Zwecke versäumt er, sucht mannigfaltig zu sein, sich in Gesinnung und Darstellung grenzenlos zu zeigen. Der Prophet dagegen sieht nur auf einen einzigen Zweck; solchen zu erlangen, bedient er sich der einfachsten Mittel: irgend eine Lehre will er verkünden und, wie um eine Standarte, durch sie und um

sie die Völker versammeln. Hiezu bedarf's nur, daß die Welt glaube; er muß also eintönig werden und bleiben; denn das Mannigfaltige glaubt man nicht, man erkennt es."

Goethe verehrt den Propheten und begreift das Hohe seiner Einseitigkeit; er selbst bleibt aber als Dichter im Mannigfaltigen, und wenn der Prophet den Wein wie das Märchen verbietet, so behauptet der Dichter: „Der Trinkende, wie es auch immer sei, blickt Gott frischer ins Angesicht." Das aber ist die Hauptsache, denn nur so gesundet der Mensch. Als Anhänger des Korans, aus Reaction, ergiebt sich der alte Proteus reichlicherem Weingenuß, physisch und geistig, als in irgend einer seiner frühern Metamorphosen, und wenn der Prophet ihm lästig wird, hält er sich an den Narren Nusreddin, der selbst den Tyrannen zum Lachen bringt. Das Lachen beweist nichts, aber es lehrt die Welt ertragen, auch wo sie krumm ist. Das Dichten ist an und für sich ein Uebermuth, und aus diesem Uebermuth entspringt das wahre Glück des Lebens. Es hat sein Gutes, im ernsthaften Streben nach greifbaren Zielen befangen zu bleiben: aber wie der Sonntag wohlthuend das ewige Triebrad der Wirklichkeit unterbricht, so weiß die Poesie in ihrem tollen Maskenscherz die Unbefangenheit wiederherzustellen, die denn doch zum vollen Menschen gehört: wer von dem fremdartigen Costüm absieht, wird auch in Hatems Maske den geliebten Dichter wieder herauserkennen, der stets die edelsten Weine des Lebens in der zierlichsten Schale ihm gereicht hat. War ja der langlockige Student im altdeutschen Rock auch eine Maske!

„Jetzt erst" (Mai 1815 an Zelter) „habe ich eingesehn, wie diese Dichtung zur Reflexion hintreibt: ich fand im Divan nichts Singbares. Auch ist es merkwürdig genug, daß die Orientalen durch Schreiben, nicht durch Singen verherrlichen. Jedes einzelne Glied ist so durchdrungen von dem Sinn des Ganzen, so innig orientalisch, bezieht sich auf Sitten, Gebräuche, Religion und muß von einem vorhergehenden Gedicht erst exponirt sein, wenn es auf Einbildungskraft oder Gefühl wirken soll. Ich habe selbst noch nicht gewußt, welches wunderliche Ganze ich daraus vorbereitet." — Goethe wollte einmal, historisch, eine interessante Weltanschauung als Reisender beobachten und davon erzählen; und dann, im fremdartigen Turban, Wahrheiten aussprechen, die man früher nur der Schellenkappe verstattete.

„Indessen ist es eine Dichtung, die meinem Alter zusagt, meiner Denkweise, Erfahrung und Umsicht, wobei sie erlaubt, in Liebesangelegenheiten so albern zu sein als immer nur die Jugend." Das „Buch

Suleika" gehörte nothwendig in den Divan, und Goethe hatte schon verschiedene Lieder an Suleika fertig, als er 12. August 1815 mit Boisserée in Frankfurt eintraf und sich bis 8. September auf der Gerbermühle ansiedelte, wo Marianne nun die Herrin war. Es war ein erquicklicher Aufenthalt. Der Dichter wurde vom ganzen Hause verehrt, ja angebetet; sein Geburtstag wurde glänzend gefeiert, aber man genirte ihn nicht, man ließ ihm völlige Freiheit. Er las seine Lieder vor, und fand zu seiner Ueberraschung, daß ihm der „liebe kleine Blücher" mit seiner reizenden Erscheinung nicht blos zum Modell dienen, nicht blos seinen Galanterien einen feurigeren Ton einhauchen, sondern sie auch fein erwidern konnte.

„Sag', du hast wohl viel gedichtet, hin und her dein Lied gerichtet, schöne Schrift von deiner Hand, prachtgebunden, goldgerändet, bis auf Punkt und Strich vollendet, zierlich lockend manchen Band? Stets wo du sie hingewendet, war's gewiß ein Liebespfand?" — Hatem gesteht seine vielfältigen Versuche ein: „Denke nun, wie von so Langem prophezeit Suleika war." —

Aber noch mehr sollte er überrascht werden. — Der ganze Aufenthalt dauerte nur einige Wochen und schloß mit einem Besuch in Heidelberg, wo ihn am 24. September die Freunde von der Gerbermühle noch einmal aufsuchten. Zwischen Abschied und Wiedersehn entstanden jene beiden Lieder Mariannens:

„Ach, um deine feuchten Schwingen, West, wie sehr ich dich beneide! Denn du kannst ihm Kunde bringen, was ich in der Trennung leide. Die Bewegung deiner Flügel weckt im Busen stilles Sehnen; Blumen, Augen, Wald und Hügel stehn bei deinem Hauch in Thränen. Doch dein mildes, sanftes Wehen kühlt die wunden Augenlider; ach, für Leid müßt' ich vergehen, hofft' ich nicht zu sehn ihn wieder. Eile denn zu meinem Lieben, spreche sanft zu seinem Herzen; doch vermeid', ihn zu betrüben und verbirg ihm meine Schmerzen! Sag' ihm, aber sag's bescheiden: seine Liebe sei mein Leben!"

„Was bedeutet die Bewegung? bringt der Ost mir frohe Kunde? Seiner Schwingen frische Regung kühlt des Herzens tiefe Wunde . . Ach, die wahre Herzenskunde, Liebeshauch, erfrischtes Leben wird mir nur aus seinem Munde, kann mir nur sein Athem geben." —

Goethe war fast betroffen, nicht blos über diese Wärme und Zartheit der Neigung, sondern über dies vornehme poetische Talent. „Hauchest du so froh-verwegen fremden Athem mir entgegen, der dich ebenso belebet, ebenso in Liebe schwebet, lockend, ladend zum Vereine,

so harmonisch als der meine?" — „Es sind ja deine Lieder!" antwortet Suleika. — Und so sind diese beiden herrlichen Gedichte unter Goethes gekommen; Marianne hat das Geheimniß lange streng bewahrt und es sich erst 17 Jahre nach Goethes Tod halb widerstrebend ablocken lassen. „Wie oft", schreibt ihr Goethe 9. Mai 1824, „habe ich das Lied vom West singen hören, wie oft sein Lob vernommen, und in der Stille mir lächelnd angeeignet, was denn auch wohl im schönsten Sinn mein eigen genannt werden durfte." — —

— — „Meine Ruh, mein reiches Leben geb' ich freudig, nimm es hin!"

— Goethe war nicht mehr der wilde, ungestüme Jüngling, der die Liebe der Frau v. Stein halb mit Gewalt erkämpfte. Damals hatte er die „Stella" geschrieben; der Freundschaft mit Mariannen gehn die „Wahlverwandtschaften" voraus; dort wollte das Herz gar keine Schranken kennen, hier wurde mit Ernst die Heiligkeit der Schranke verkündigt. „Das wahre Leben ist des Handelns ew'ge Unschuld, die sich so erweiset, daß sie Niemand schadet als sich selber."

„Wunderlichstes Buch der Bücher ist das Buch der Liebe! Aufmerksam hab' ich's gelesen: wenig Blätter Freuden, ganze Hefte Leiden; einen Abschnitt macht die Trennung, Wiedersehn, ein klein Capitel, fragmentarisch! Bände Kummers, mit Erklärungen verlängert, endlos ohne Maß! . . Doch am Ende hast den rechten Weg gefunden: — Unauflösliches, wer löst es?" — — Dies Lied des Divans ist fast wörtlich der Diez'schen Uebersetzung eines arabischen Dichters entnommen; aber wie vollständig konnte Goethe es sich aneignen!

Goethe hat die Liebe, nachdem ihm Klopstock vorgearbeitet, zur großen Angelegenheit der Nation gemacht. Seinen Liebeserfahrungen nachzugehn, muß jeden reizen, der ihn selber liebt: nur darf man nicht darauf rechnen, allzuviel zu erfahren.

Aus dem Verhältniß zu Frau v. Stein gingen seine schönsten Liebeslieder hervor; aber sie waren das Secundäre; der Dichter kam erst hinter dem Liebenden. Zu Marianne trat zuerst der Dichter, er hatte das Bild Suleikas schon im Kopf, und er selbst war ja Hatem der Perser, der lustige Zecher. Nun nahm das Bild in der Wirklichkeit feurigere Farben an.

„Daß Suleika von Jussuf entzückt war, ist keine Kunst; er war jung, Jugend hat Gunst, er war schön, sie sagen, zum Entzücken; schön war sie, konnten einander beglücken. Aber daß du, die so lange mir erharrt war, feurige Jugendblicke mir schickst, jetzt mich liebst, mich später

beglückst, das sollen meine Lieder preisen, sollst mir ewig Suleika heißen!"

Der Dichter bleibt Hatem; zwar läßt er mitunter schelmisch durch den Reim den „Goethe" durchklingen, aber wenn man ihn zu fassen sucht, so zieht er sich hinter seinen Turban zurück und ruft nach Wein. — „Freude des Daseins ist groß; größer die Freud' am Dasein, wenn du, Suleika, mich überschwenglich beglückst, deine Leidenschaft mir zuwirfst, als wärs ein Ball, daß ich ihn fange, dir zurückwerfe mein gewidmetes Ich: das ist ein Augenblick! Und dann reißt mich von dir bald der Franke, bald der Armenier. — Aber Tage währt's, Jahre dauert's, daß ich neu erschaffe tausendfältig deiner Verschwendungen Fülle, aufdröfle die bunte Schnur meines Glücks, geklöppelt tausendfadig von dir, o Suleika! — Hier nun dagegen dichtrische Perlen, die mir deiner Leidenschaft gewaltige Brandung warf an des Lebens verödeten Strand aus. Mit spitzen Fingern zierlich gelesen, durchreiht mit juwelenem Goldschmuck! Nimm sie an deinen Hals, an deinen Busen, die Regentropfen Allahs, gereift in bescheidener Muschel!" — Das ist nicht die Sprache der Leidenschaft, sondern der Galanterie, einer äußerst zierlichen und geistreichen Galanterie.

In den Anmerkungen zum Divan erzählt Goethe von Hafis, den er als sein Vorbild rühmt, er habe sich mit theologischen und grammatischen Arbeiten beschäftigt und eine große Zahl Schüler um sich gesammelt. „Mit solchen ernsten Studien stehn seine Gedichte im völligen Widerspruch, der sich wohl dadurch heben läßt, daß der Dichter nicht geradezu alles denken und leben muß, was er ausspricht; am wenigsten derjenige, der in späterer Zeit in verwickelte Zustände geräth, wo er sich immer der rhetorischen Verstellung nähern und dasjenige vortragen wird, was seine Zeitgenossen gern hören. Denn wie ein Märchenerzähler nicht an die Zaubereien glaubt, die er vorspiegelt, sondern sie nur aufs beste ausstattet, damit seine Zuhörer sich daran ergötzen, ebenso wenig braucht gerade der lyrische Dichter dasjenige alles selbst auszuüben, womit er hohe und geringe Leser und Sänger ergötzt und beschmeichelt." Goethe stellt sich also auf Lessings Seite gegen Klopstock: freilich spricht er nicht von sich, sondern von Hafis, wie Lessing von Horaz, aber für Hatem nimmt er jedenfalls dasselbe Privilegium in Anspruch wie für Hafis. „Eine gewisse Aufschneiderei durfte dem Divan nicht fehlen, wenn der orientalische Charakter einigermaßen ausgedrückt werden sollte."

Etwas Aufschneiderei ist es auch wohl, wenn der Dichter ausruft: „Nur dies Herz, es ist von Dauer, schwillt in jugendlichstem Flor!

unter Schnee und Nebelschauer raſ't ein Aetna dir hervor!" Und wenn er von der jugendlichen Geliebten hinzuſetzt, ſie beſchäme „wie Morgenröthe jener Gipfel ernſte Wand", ſo iſt es tactvoll, wenn er beſchämen ſtatt beſcheinen ſetzt, da die Röthe der Felswand eine geliehene iſt und ſchwerlich von Wärme zeugt.

Hatem meint, er hätte auch im Paradies keine ſchönere Lieder als die an Suleika dichten können; Goethe hat ſchon auf Erden ſehr viel ſchönere gedichtet. Um einigermaßen abzutönen, nahm er ſich ſogar die Freiheit, in den Gedichten der Freundin, was gar zu zart war, etwas zu vergröbern. Aus: „ſitz' ich ſtill zu ſeinen Füßen!" wurde: „lohn' ich ihm mit tauſend Küſſen!" Das erſte ziemte ſich für Marianne, das zweite für Suleika. In einer ſchönen Vollmondnacht hatten ſie verabredet, zur Vollmondzeit einander zu gedenken, aber im Gedicht ſah das gar zu deutſch empfindſam aus, und Suleika, nicht Marianne ruft dem Vollmond zu: „Küſſen will ich! küſſen! küſſen!"

Im „Buch des Paradieſes" fragt der Dichter die Huri, die ihn mit ihren Küſſen beglückt, ob ſie nicht auf Erden Suleika geheißen? Sie antwortet: wir ſind aus den Elementen geſchaffen, aus Waſſer, Feuer, Erde und Luft unmittelbar, und irdſcher Duft iſt unſerm Weſen ganz zuwider; wir ſteigen nie zu euch hernieder." Indeß haben die Menſchen für die reine Schönheit kein Verſtändniß; ſie ſehnten ſich wieder nach der Erde zurück. Da haben die Huris auf den Rath des Propheten irdiſche Geſtalten angenommen, jeder glaube nun ſein altes Käthchen mit all ihren Grillen und Schrullen im Arm zu haben und fühle ſich wohl. „Du aber biſt von freiem Humor, ich komme dir paradieſiſch vor. Du giebſt dem Blick, dem Kuß die Ehre, und wenn ich auch nicht Suleika wäre."

Dies Paradies wird wohl ungefähr auf daſſelbe herauskommen, was ſonſt das Reich der Mütter oder das Reich der Schatten hieß. Da blühn die Ideale der Dichtung in ewiger Jugend, ſie nehmen vom irdiſchen Weſen nur eine Tinctur an. Man möchte auf ſie anwenden, was Goethe ſo artig vom Roſenöl ſagt: um dieſe Ideale hervorzubringen, muß erſt eine Welt von Lebenstrieben in Gluthen untergehn. — Der Duft, der von den Liedern an Suleika ausgeht, iſt nicht mehr der einfache Blumenduft der früheren Lieder, er hat etwas Narkotiſches, er iſt concentrirter Parfum: etwas von dem fieberhaften Zittern der Sinnlichkeit iſt aus den orientaliſchen Vorbildern zurückgeblieben.

Der liebende Dichter wird vom Moraliſten angeklagt; aber weiß denn der Dichter, „mit wem er geht und wandelt? er, der immer nur

im Wahnsinn handelt! Grenzenlos, von eigensinn'gem Lieben wird er in die Oede fortgetrieben. Seiner Klagen Reim', in Sand geschrieben, sind vom Winde gleich verjagt; er versteht nicht, was er sagt; was er sagt, wird er nicht halten."

Weshalb hält man gleichwohl Hafis' Gedichte so hoch in Ehren? Ein heiliger Priester soll den Wahrspruch fällen: er findet in den Gedichten sehr viel ausgemachte Wahrheit, aber hie und da auch „Kleinigkeiten außerhalb der Grenze des Gesetzes", die man ausscheiden müsse. „Aber gerade diese Kleinigkeiten außerhalb der Grenze des Gesetzes sind das Erbtheil, wo der Dichter übermüthig, selbst im Kummer lustig, sich bewegt."

Der vierwöchentliche Traum auf der Gerbermühle war zarter in der Wirklichkeit als im Gedicht. Freilich viel Weinseligkeit; der Weihrauch, die Turbane, das alles brachte die erhöhte Stimmung eines Maskenscherzes hervor. Aber Goethe hatte bei allem Uebermuth auch viel Treuherziges in seinen Augen, und seine Empfindung war inniger, als er sie aussprach.

Der Abschied wurde ihm recht schwer. Sie hatten eine Art Chiffersprache verabredet, aus orientalischen Gedichten wurden einzelne Verse zusammengesetzt, die ein artiges poetisches Ganze bildeten. In dieser Sprache zu verkehren, konnte ihnen nicht schwer werden, sie setzten nur ihre alte Uebung fort; aber sich brieflich mitzutheilen, in andrer Umgebung, andrer Atmosphäre, mit bleibenden prosaischen Worten, was früher beim engen Zusammensein sich flüchtig wie von selbst ergab, dafür wurde der rechte Ton nicht leicht gefunden; beide waren befangen. Goethe zog vor, indirect zu schreiben, an Willemer, an Rosette, immer mit inniger Theilnahme für die kleine Frau; von der andern Seite trafen artige Geschenke ein, namentlich Artischoken.

„Der Geist und Hauch einer Leidenschaft, der durch das Buch Suleika weht", sagt Goethe in den Noten, „kehrt nicht leicht wieder zurück: wenigstens ist seine Rückkehr wie die eines guten Weinjahrs in Hoffnung und Demuth zu erwarten."

6. Juni 1816 starb Christiane, mit der Goethe, im Guten und Schlimmen, 27 Jahre gelebt. „Wenn ich Dir, derber geprüfter Erdensohn!" schreibt er an Zelter, „vermelde, daß meine liebe kleine Frau uns verlassen hat, so weißt Du, was es heißen will!" — An Alexander v. Humboldt, der ihm sein Werk „Ueber Vertheilung der Pflanzengestalten auf dem Erdboden" zuschickte: „An Trauertagen gelangte zu mir Dein herrlich Heft; es schien zu sagen: Ermanne dich zu fröhlichem

Geschäft! Die Welt in allen Zonen grünt und blüht nach ewigen beweglichen Gesetzen, das wußtest Du ja sonst zu schätzen; erheitre so durch mich dein schwer bedrängt Gemüth!" — Und ins Tagebuch: „Du versuchst, o Sonne, vergebens durch düstere Wolken zu scheinen. Der ganze Gewinn meines Lebens ist, ihren Verlust zu beweinen." — Es war eben mehr Pietät in Goethes Gemüth, als man gewöhnlich annimmt. —

Sehnsüchtig hatte Marianne Willemer auf seinen Besuch geharrt; 20. Juli 1816 trat Goethe mit seinem Freunde Meier die Reise an; aber nach wenig Stunden brach der Wagen; Goethe sah es als Omen an und kehrte zurück.

In derselben Zeit, wo der „Westöstliche Divan" abgeschlossen wurde — 26. März 1819 — erschien unerwartet Willemer in Weimar; mit einigem Beben sah Goethe, daß Marianne nicht mit war; aufgefordert hatte er sie nie. Nun schrieb er ihr einige wärmere Worte. Sie zauderte vier Monate mit der Antwort. „Ich war überrascht, gerührt, ich weinte bei den Erinnerungen einer glücklichen Vergangenheit. Daß Willemer Sie gesehn, vermehrte das Unbegreifliche meines Zustands, und Ihr eigner Brief vollendete meine Verwirrung. Ich konnte oder ich wußte nicht zu antworten." — Sie wünscht eine Directive; sie giebt ihm eine sichere Adresse an.

In der Antwort — 26. Juli 1819 —, von der Goethe übrigens Willemer Meldung thut, dutzt er sie und ertheilt ihr „doppelt und dreifach die Versicherung": „daß ich jedes Deiner Gefühle herzlich und unabläſſig erwidere!" Er wiederholt ferner, „daß bei dem treuen Anblick des Freundes alles in mir rege ward, was er uns so gern und edel gönnt." — Es war eine Sordine, die Marianne vollkommen verstand; ihr nächster Brief ist nicht mehr aufgeregt, sondern im Ton einer Freundin, die zwar liebt, aber bescheiden liebt. — „Der Ernst tritt in mein Leben, jener Froh- und Leichtsinn, den Sie so liebreich bei mir entschuldigten, ja sogar nothwendig fanden, kommt gewaltig ins Gedränge . . . Die Vergangenheit gab mir zu viel! zu viel! Es wäre ungerecht, wenn ich von der Zukunft noch etwas erwarten wollte!" (December 1820.) — Der Briefwechsel geht fort, heiter, herzlich, zuweilen neckisch; Marianne zehrt von der schönen Erinnerung, aber unverbittert: es wird aus ihr das liebe herzige Großmütterchen, als welches alte Freunde sie beschreiben. — Für sie war die Begegnung mit Goethe der Gipfel des Lebens; für Goethe eine schöne und gehaltvolle Episode.

October 1814 hatte Uhland seine Gedichte herausgegeben; die Sammlung, die ziemlich alles enthält, was wir an Uhland lieben,

machte damals keinen bedeutenden Eindruck: an das volltönende Pathos der Schiller'schen Schule gewöhnt, konnte man sich in diese knappe, schlichte Art nicht finden; war doch von Gesinnung kaum die Rede! Es dauerte fast zwölf Jahre, ehe man dahinter kam, welch tiefer Schatz des Gemüths in diesen einfachen Rhythmen verborgen lag: es war die alte, ursprüngliche deutsche Weise, die das liebe Heimathgefühl erregte und in den Gottesfrieden des Hauses einführte. Auch Goethe sprach sich meist ungünstig aus. Er mußte wohl die Einwirkung seiner eignen Poesie erkennen; aber was bei ihm nur als Spielart gelitten wurde, sollte nun — denn unzählige kleine Sänger zwitscherten in Uhlands Weise! — den ganzen Markt der Dichtkunst ausfüllen: das Treuherzige und Gemüthliche wurde gleichsam eine Façon: die nur angedeutete holzschnittartige Zeichnung, die zierlich bescheidene Farbe, der einfache Tonfall. In allen Künsten begegnete Goethe das falsch verstandene deutsche Gemüth. Auch die Maler wurden fromm und sittig. Man vermied alles, was den Geist stärker in Bewegung setzen konnte, denn dem Menschen ist es nur da gemüthlich, wo er sich ungenirt bewegen kann, wo er nur gewohnten Vorstellungen, nur geläufigen Modulationen des Gefühls begegnet. Der Divan ist ein heimlicher, humoristischer Protest, in „Kunst und Alterthum" kämpfte er offen dagegen an.

„Kunst und Alterthum" ist bekanntlich der Anregung des Freiherrn v. Stein zu danken, der den verehrten Dichter 15. Juli 1815 in Wiesbaden zu einer Besichtigung des Kölner Doms verlockte und auf der gemeinsamen Fahrt ihn aufforderte, über das Wünschenswerthe für Kunst und Alterthum in den wiedergewonnenen Provinzen ein Memorial an Hardenberg aufzusetzen. In Folge dieser Aufforderung schrieb Goethe den Bericht „über Kunst und Alterhum in den Rhein- und Maingegenden", das erste Heft der Zeitschrift, die er dann bis an seinen Tod fortgesetzt hat. Im Vordergrund des Interesses stand zunächst die Gemäldesammlung der Brüder Boisserée, die damals in Heidelberg untergebracht war, von der man aber noch hoffte, Preußen werde sie für Köln oder Berlin erwerben. Sulpiz hatte nicht umsonst versucht, den Freund in den Kreis seiner rheinisch-byzantinischen Heiligenbilder zu ziehn: „Da freut euch eurer Früchte", rief Goethe, wenn ihm ein schlechtes Bild aus der nazarenischen Schule vor Augen kam. „Manchmal muß ich lächeln, wenn in meiner heidnisch-muhamedanischen Umgebung Vera Icon auch als Panier weht. Täglich wird eine Pericope aus dem Homer und dem Hafis gelesen; erscheint dann dazwischen der moskowitische Bilderkalender, so nimmts sich freilich bunt genug aus, und

es bleibt nichts übrig als zu rufen: Gottes ist der Orient, Gottes ist der Occident!"

Wie J. Grimm den altdeutschen Studien, ähnlich stand Goethe der altdeutschen Kunst gegenüber: die Sammler und Liebhaber ließ er gelten, die Nachahmer verdammte er. In diesem historischen Sinn brachte das erste Heft von Kunst und Alterthum Juni 1816 eine warme Empfehlung der Boisseréeschen Sammlung. Das zweite Heft, Mai 1817, war im Sinn der frühern Propyläen gegen die neudeutsche frömmelnd patriotische Partei unter den Künstlern gerichtet. „Es ist da viel Zeug unsrer geläuterten Sinnlichkeit zuwider, das man nur durch den Begriff zu etwas machen kann; denn auch das Absurde freut uns, wenn wir uns darüber aufklären." „Das Heft wird als eine Bombe in den Kreis der Nazarener hineinplumpen. Es ist gerade jetzt die rechte Zeit, ein zwanzigjähriges Unwesen mit Kraft anzufallen und in seinen Wurzeln zu erschüttern. Die paar Tage, die mir noch gegönnt sind, will ich benutzen, um auszusprechen, was ich für wahr und recht halte, und wäre es auch nur, meine Protestation zu den Acten zu geben." — In derselben Zeit wurde die „italienische Reise" redigirt. „Ich habe schon in meinem Leben viel zu viel gedämmert und suche jetzt meine alten Papiere durch, wo ich manches Gute finde, aber nichts ausgeführt". Ueberall sieht man Drang zur Sache und Zerstreuung ins Leben.

Seltsamer Weise fand der heidnische Geist dieser Reisebeschreibung bei dem Katholiken Sulpiz den reinsten Beifall, während Niebuhr, seit dem vergangenen Jahr preußischer Resident in Rom, argen Anstoß daran nahm. Das rein ästhetische Wohlgefallen, theils an den prachtvollen Ruinen, theils an dem heitern gedankenlosen Maskenspiel des italienischen Lebens, war ihm unerträglich. Ihn entsetzte dieser Leichtsinn, der die heiligsten Angelegenheiten der Menschheit zum Spiel der Phantasie herabsetzt. Für ihn hatte die Kunst nur insofern Werth, als sich in ihr eine lebendige Richtung des sittlichen Volksgeistes ausspricht. Goethe gegenüber empfand er stets ein gewisses Unbehagen, er liebte und verehrte ihn, aber sein Mangel an geschichtlichem Sinn versetzte ihn in Kummer, zuweilen in Zorn. Er ließ sich dann wohl hinreißen, ihm auch den echten und sicheren Kunstsinn abzusprechen, da dieser ohne den historischen schlechterdings nicht bestehen könne.

Um Niebuhr drängte sich der Kreis junger, hochbegabter Künstler in Rom, die fast alle vom Studium des „Klosterbruders" ausgingen und der nazarenischen Richtung angehörten. Zwar Thorwaldsen war klassisch, Cornelius suchte seinen großen Stil mit liberalem

Urtheil jeder individuellen Aufgabe anzupassen; aber die Andern, Overbeck, Veit, Dorotheens Sohn (beide wieder katholisch), Schnorr, Schadow, gaben sich fast ausschließlich den christlichen Stoffen hin. Wie warm und verständnißvoll Niebuhr sich gegen diese Bestrebungen verhielt, zeigt sein Bericht über Cornelius, den er zwei Jahr später an Altenstein abstattete. „Sein Genie ist in Deutschland nur höchst unvollkommen bekannt. Was nach ihm gestochen worden, ist aus früherer Zeit und erregt wegen der den Gegenständen angeeigneten Darstellungsart eine ganz irrige Vorstellung von freiwilliger Beschränkung auf einen gewissen Stil. Wir sehn ihn, der sich seinen Weg selbst bahnen mußte, in jeder neuen Arbeit sich selbst übertreffen. Man bewundert in dem neuesten Carton eine ebenso tiefe, liebende und echte innige Auffassung der griechischen Poesie, als in seinen früheren Werken der heiligen Geschichte und der vaterländischen alten Zeit, und unerschöpflichen Reichthum der Erfindung, vereint mit dem einfachsten Tiefsinn. Einen Ausspruch, von dem man wie von seinem Dasein gewiß sein kann, daß wenigstens das nächste Geschlecht ihn allgemein bekennen wird, darf man getrost äußern: Cornelius ist unter unsern Malern, was Goethe unter unsern Dichtern ist. Sein Verstand ist ebenso vorzüglich wie sein Genie; er zeichnet sich aus durch die seltenste Richtigkeit der Beurtheilung; er ist in keinem Vorurtheil befangen und durch und durch von lebendiger Wahrheitsliebe beseelt."

Der schwedische Romantiker Atterbom, der auf mehrjähriger Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich alle wichtigen Culturmomente kennen zu lernen suchte, beschreibt aus jener Zeit ein deutsches Künstlerfest in Rom. Rückert, Bunsen, die Humboldt, die Herz waren dabei. Cornelius, Veit, Overbeck hatten die Transparente gestellt. Der Mittelpunkt war Kronprinz Ludwig von Bayern, „der Abgott aller deutschen Künstler, dessen Hauptleidenschaft schöne Künste und schöne Damen sind". Alles war in altdeutscher Tracht; „der Kronprinz war äußerst guter Laune und behandelte die Künstler wie Seinesgleichen; in seinen Augen, die beständig auf die Frau eines Berliner Malers gerichtet waren, gewahrte man ein allergnädigstes Feuer .... Ein Toast wurde auf die deutsche Einheit gebracht ... Die Scene kam mir wie ein schöner Traum aus dem Mittelalter vor." — Die deutsche Einheit auf einem römischen Maskenball! Die deutsche Nation ein schöner Traum aus dem Mittelalter!

Ueber Rückert danken wir Atterbom jenen hübschen Vergleich mit Volker, unter dessen Bild er in unserer Vorstellung fortlebt. „Eine

vollkommene Riesengestalt, altdeutsche Tracht, langer Schnurrbart, dunkles Haar, das in langen dichten Locken auf die breiten Achseln fällt, die Augenbrauen finster zusammengezogen, die Augen gedankenvoll, bieder, bald kindlich milde, bald kriegerisch blitzend, kurzum es fehlt zum Bilde des Spielmanns aus den Niebelungen nur der eiserne Fiedelbogen."

Der westöstliche Divan vertritt eine nicht unwichtige Periode der Entwickelung Goethes, die wie alle größern Metamorphosen, die er durchmachte, sich der deutschen Literatur bemächtigte. Auf den westöstlichen Divan folgten Rückerts „Oestliche Rosen". Der Dichter hatte sich fast ein Jahr in Italien aufgehalten und als Ausbeute eine Reihe Ottaven, Glossen, Sicilianen, Ritornelle u. s. w. mitgebracht, zierliche Aquarellbildchen mit leicht epigrammatischer Wendung; dazu eine Blumenlese aus allen möglichen Völkern, mit vollendeter Meisterschaft nachgebildet. Die „Oestlichen Rosen" führten das Gasel in die deutsche Poesie ein, einzelne dieser Versuche sind von einer bezaubernden Farbe, z. B.: „Wo jagt ihr nun, scherzende Morgenwinde, meine Gazelle?" oder die Anrede an die Poesie: „Du Duft, der meine Seele speiset, verlaß mich nicht!" — Doch ist die Form kein Fortschritt in unsrer poetischen Technik. In jedem echt poetischen Bilde muß eine Bewegung sein, wenn auch die Melodie scheinbar in sich selber zurückkehrt; die Empfindung muß vor unsern Augen entstehen und wachsen, ehe sie zum beruhigten Abschluß kommt. Die Form des Gasel bedingt jenen Parallelismus der Gedanken, Empfindungen und Bilder, der äußerlich das Eine an das Andre klebt. Das Gasel wie die Assonanz spinnt sich ohne rhythmische Gliederung weiter, und will man es dem Ohr vernehmlich machen, so muß man nach Matthisson-Freiligrath'schen Endreimen suchen; dadurch hört die melodische Unbefangenheit auf. Trink- und Liebeslieder müssen in der Weise unsers Volks gesungen werden. Um an Rosen und Wein sich zu erfreuen, darf man nicht die weite Reise nach Schiras machen, und die Nachtigall schlägt vernehmlicher an unser Herz als die phantastische Bulbul. Das Christenthum, das die sanctionirte Liebe, die Ehe, zu einer heiligen Handlung macht, hat darin einen tiefern Blick bewiesen als der Koran, der die Frauen zu sinnlichen Reizmitteln herabsetzt und sie aus dem Paradiese ausschließt. Aber was man sich gewöhnt hatte, in den lateinischen Dichtern als geistlos zu betrachten, erschien unter der fremdartigen Hülle plötzlich als hochpoetisch; die Kunst gewann wieder den Muth, die Freude am Genußleben als höchste Lebensweisheit zu predigen, und mit jugendlicher Elastizität erhob die unterdrückte Sinnlichkeit ihr Haupt.

Mit jener pantheistischen Empörung gegen die christliche Abstraction des Geistes, mit jener Wiederbelebung der Sinnlichkeit in allen Formen war zugleich die zarte Empfänglichkeit für das Naturleben verknüpft, das selten ein Dichter mit so viel Wärme ausgemalt hat als Rückert in den bessern seiner Lieder. Die höchste Vollendung erreichte seine Lyrik in der Zeit unmittelbar nach den „Oestlichen Rosen".

Im „Liebesfrühling", 1821, ist freilich ein pantheistisches Tändeln, das sich im Leben des Alls verliert, weil es an das Individuelle nicht glaubt; aber diese innige Vertiefung in die Geheimnisse des Naturlebens übt doch einen wunderbaren Reiz, und einzelne Lieder (die sterbende Blume, des fremden Kindes heiliger Christ, aus der Jugendzeit, traurige Frühlingsbotschaft) erinnern an die zartesten Mysterien der Poesie; es kann auch in dem äußerlichen Gewande der Dichtung, gerade wie in der bloßen Farbe bei den Malern, eine wunderbare Poesie liegen, die sich bis zu einem gewissen Grade vom Inhalt ablösen läßt, und diese Poesie der Form ist es, was Rückert von den zahlreichen Dichtern zweiten Ranges, die nur ein formales Talent hatten, unterscheidet. Seine Lyrik findet nicht die Worte, die unmittelbar zu unserm Geist sprechen, sie findet nicht die Gestalten, die unserm Auge das Leben versinnlichen, aber sie schlägt Töne an, die unbewußt einen Wiederklang in unserer Seele erwecken, weil sie aus den Tiefen des Naturlebens hervorquellen. Er selber hat dies in dem Gedicht: „Das eine Lied" versinnlicht, wo er den einfachen Tönen einer Hirtenschalmei, die immer in sich selbst zurückkehren, eine größere Wirkung zuschreibt als der kunstvollsten Composition. Mit Recht konnte der Dichter sagen: „Ich bin König eines stillen Reichs von Träumen". — „Die Welt ist eine Lilie, eine blaue, ein Inbegriff geheimnißvoller Dinge; ihr Brautkelch ist die Sonn', um die im Ringe Staubfäden gleich Planeten stehn zur Traue. An dieser Lilie weitem Wunderbaue hängt schwebend mit der sehnsuchtmüden Schwinge des Menschen Geist gleich einem Schmetterlinge, und lechzet durstig nach des Kelches Thaue. Sieh! durch die Blumen wehen Gottes Hauche; da neigen die Planeten sich zur Sonnen, wetteifernd, wer darin sich tiefer tauche. Wie so das heilige Liebespiel begonnen, füllt Duft die Blume wie mit Opferrauche; den trinkt der Schmetterling und stirbt in Wonnen!"

Die griechische und römische Lyrik hatte durch ihr Maß und ihre Anmuth auf unsre eigne Dichtung, die ins Maßlose zu verfallen drohte, einen segensreichen Einfluß ausgeübt. Von der orientalischen Dichtung konnten wir für die Form nichts lernen, denn sie war viel weniger zu

freien Modulationen und zu organischer Gliederung befähigt; sie hat weder unsre Anschauungen bereichert, noch unsern Gedanken einen edlern Inhalt, unsern Empfindungen eine freiere Form gegeben. Und dabei wirkt sie doch durch ihre Masse: zuerst wurde unsre Einbildungskraft durch die überschwenglichen Bilder in Verwirrung gesetzt, dann unsre Sprache durch Aneignung der widerstrebenden Formen verkünstelt.

Ein zweiter Virtuos, aber ohne Rückerts poetischen Schmelz, Graf Platen, schloß sich ihm an. August 1820 stellte er sich Rückert in Ebern bei seinen Eltern vor, Ausgang des Jahres meldet er ihm zuerst von seinen persischen Studien, 16. Januar 1821 wird die erste Gasele gemacht, 19. März das Büchlein bereits in Druck gegeben. So lief er scheinbar Rückert den Vorrang ab, der seine Sammlung erst 1822 veröffentlichte. Platen hatte inzwischen bereits den „Spiegel des Hafis" vollendet, diesem folgten 1823 die neuen Gaselen, deren veränderte Tendenz durch das Motto bezeichnet wird: „Der Orient ist abgethan, nun seht die Form als unser an". Er hatte bereits in allen möglichen, griechischen und modernen Rhythmen sich versucht: die Handhabung des Metrums ist sehr geschickt und der Stil zeigt ein löbliches Streben nach Reinheit und Würde. Aber der Stil wird doch durch die Gedanken und Empfindungen bedingt, und wo diese fehlen oder wenigstens matt sind, wird das größte Formtalent nicht befriedigen. In Ramlers Zeit hatte die lyrische Stilübung eine ganz andre Bedeutung: es kam darauf an, der Sprache eine neue edlere Form und einen poetischen Inhalt zu geben, sie in Rhythmus, Melodie, Bildern und Wortfügungen, kurz in den eigentlichen Elementen der Kunst zu bereichern und zu veredeln. Seitdem litt die Sprache nicht mehr an Armuth und Einseitigkeit, sondern an einem bedenklichen Ueberfluß; der Deutsche hatte nicht nöthig, nach fremden Formen für den Ausdruck des Schönen zu suchen. Platen hat Gedichte in deutschen Formen geschrieben, und es zeugen einige darunter von einer natürlichen Anlage für Melodie, die wohl hätte entwickelt werden können; doch nur einige: in den meisten wird die deutsche Weise gerade so behandelt, wie die ausländische. Es ist nie der Strom eines gewaltigen und innigen Gefühls, der sich sein angemessenes Bett sucht, sondern die Reflexion, die von der Form zum Inhalt übergeht und höchstens zu einem epigrammatischen Effect gelangt. Die Thätigkeit seiner Seele erschöpfte sich mehr in Sehnsucht und Verdruß als in einem realen Streben. Ohne es zu wissen, nahm er seine Zuflucht stets zu fertig zubereiteten Stoffen, zu ältern lyrischen Stimmungen, die er metrisch reconstruirte, und es war immer eine literarische Beziehung, die

sein Schaffen bedingte. Er wird von irgend einer neu auftauchenden Richtung oder auch von einer, die bereits verjährt ist, mit fortgerissen, bildet dieselbe zu ihrem Extrem aus und wundert sich dann, daß er keine Anerkennung findet. Das geheime Gefühl seiner Unsicherheit sucht er durch Prahlerei zu übertäuben; bei jedem neuen Werk erklärt er zuerst, es sei etwas Gewaltiges, das auch seine Neider zur Bewunderung zwingen müsse; dann modificirt er seinen Ausspruch dahin, er habe mit seiner Kraft nur gespielt, aber jetzt wolle er dem Strom der Poesie alle Schleusen öffnen, auch wenn die Welt davon verschlungen würde. Es ist nicht Liebe zum Gegenstand, nicht Freude am Schaffen, sondern angstvolle Sehnsucht nach Ruhm, was ihn treibt, verbunden mit dem Gefühl einer innern Lehre. So bezog sich, was er dachte und dichtete, in letzter Instanz lediglich auf sein eignes Innere, und von diesem konnte er, da er das Leben der Wirklichkeit nicht mitmachte und keine Geschichte hatte, nichts weiter mittheilen als seine literarischen Sympathien und Antipathien.

Rückert kann als Repräsentant der Naturphilosophie in der Posie angesehen werden; in Würzburg war er Schellings Zuhörer gewesen. Als er 1826 eine Professur für orientalische Sprachen in Erlangen erhielt, wo Schelling damals noch ein Jahr auf Urlaub lebte, trat er ihm in gerühmter Gastfreundschaft näher. Auch die andern Häupter, Schubert und Kanne, fand er hier vor. Die Naturphilosophie hat auch in künstlerischer Beziehung keinen befriedigenden Abschluß erreicht, denn sie mischte beständig die farblosesten Abstractionen mit lebendigen Anschauungen; aber das Verdienst kann man ihr nicht absprechen, daß sie den Sinn für das Stillleben der Natur rege gemacht, daß sie die Augen geschärft und der Phantasie zur Darstellung des Fremdartigsten Muth gemacht hat.

Im Begriff des Pantheismus durchkreuzen sich zwei entgegengesetzte Anschauungen. Der Pantheismus Spinozas zerdrückt alle Individualität unter dem eisernen Gedanken der Nothwendigkeit; er giebt einem edlen Geist die Gewalt der Ruhe und Entsagung, aber er ist eher dazu geeignet, ihn gegen das individuelle Leben gleichgültig zu machen, als ihm Interesse dafür einzuflößen. Der indische Pantheismus dagegen, und dieser war es, der sich in der deutschen Mystik geltend machte, sieht in allen Lebendigen das Göttliche und läßt in der Andacht, die er gegen das Einzelne hegt, die allgemeinen Ideen untergehen. Er belauscht die Thiere, die Pflanzen, ja selbst die Steine in ihrer geheimen und dem profanen Auge verschlossenen Geschichte, und dehnt Leben,

Seele und Individualität, die man sonst nur im Menschen suchte, über den ganzen Himmel und die ganze Erde aus.

Unter diesen pantheistischen Dichtern nimmt Leopold Schefer den ersten Rang ein. Er ist ein sinniges, poetisches Gemüth, das in seiner anmuthsvollen Andacht das Blut der Natur pulsiren hört, wo die gewöhnliche Betrachtung nur den Tod sieht. Schefer ist in Muskau zur Welt gekommen. Seine Gemüthsbildung verdankt er der Mutter; sein Vater, ein Arzt, war ein Sonderling. Schon früh fühlte der Knabe Sehnsucht nach der Fremde, namentlich nach dem Orient. Die Türken dacht' er sich als ein höchst poetisches Volk. Sein erster Lehrer war ein Günstling des Grafen Zinzendorf. Aus den Büchern des väterlichen Arbeitstisches erfuhr er viel von den Geheimnissen der Natur, zu einer Zeit, wo andre Knaben noch über die Mirakel des Jahrmarkts erstaunen. Von einem ungemessenen Lerntrieb angefeuert, grauste ihm doch vor einem Brodstudium, das ihm einer Verzichtleistung auf das heiße Verlangen, ein vollendeter Mensch zu werden, gleichzukommen schien. Da wurde seinem Leben eine neue Richtung gegeben durch die Ankunft des Grafen Pückler, der nach dem Tode seines Vaters 1811 die Standesherrschaft übernahm, die berühmt gewordenen Parkanlagen begann und Schefer zum Generalverweser seiner Besitzungen ernannte. Muskau wurde Sammelplatz einer vornehmen und geistvollen Gesellschaft, in die auch der junge Schefer eingeführt wurde. Man entlockte ihm ein Heft Gedichte, das Pückler drucken ließ. Seine Stimmung kann man sich ungefähr vorstellen, wenn man sich an Jean Pauls Gottwald erinnert, wie er zuerst einer jungen Gräfin seine schüchternen Huldigungen darbringt. Noch als Kind hatte er sich in eine schöne Helena verliebt, Clementine Kallenberg (Pücklers Mutter, die ihrem Gemahl, dem sie mit 15 Jahren angetraut wurde, Muskau zubrachte). Bei einer Aufführung lebender Bilder, wo er, in weißes Leder genäht, auf ihrem Schooß den Amor spielte, küßte sie ihn und mit diesem Augenblick begann „die Welt sich für ihn in Gleichgültiges und Werthvolles zu trennen für alle Zeit". Später übertrug er diese Liebe auf die Tochter der Gefeierten. Es fanden Correspondenzen statt, nach kurzem Wiedersehn starb die jüngere Geliebte auf ihren Gütern in der Provence, ihre Mutter aber, „des Knaben erster Stern", brachte dem Dichter als ein theures Vermächtniß eine Sammlung von Gedichten, leise auf das letzte derselben hindeutend, welches also lautete: „Das, was wir vor der Welt verschweigen, verborgnes Glück, es bleibt uns eigen, das löscht kein Tag aus unserm Herzen, das überwachsen keine Schmerzen.

Durch unser Aug' kann's niemand sehn, im Grund der Seele funkelnd stehn. Wir tragen's still von Port zu Port, und tragen's stumm zum Himmel fort." — 1812 entführte ihn eine Geschäftsreise nach Oberungarn. Diese erste große Ausflucht brachte ihn mit einem griechischen Mädchen in Berührung. Es schien ihm ein unglaubliches Wunder, daß ein solches überhaupt existire, und er widmete ihr, gleichsam als deutschen Nationaldank für ihre Existenz, ein Bändchen Gedichte. Im folgenden Jahr dehnte sich die allgemeine Noth Deutschlands auf seine friedliche Landschaft aus, und er erlebte jene entsetzlichen Scenen des Kriegs, die er später in der „Osternacht" geschildert hat. Nach dem Frieden machte er eine Reise nach England. Die Schätze, die sich hier, aus allen Theilen der Welt gesammelt, seinem Auge darboten, erfüllten ihn mit heißer Sehnsucht nach Italien und dem Orient. Seine Sehnsucht zu befriedigen, gab ihm endlich der Fürst die Mittel und so reiste er 1815 über Wien, nachdem er vorher neugriechisch und arabisch gelernt, nach Italien ab, das er in seiner ganzen Ausdehnung durchzog. In St. Giusto regte er die Priester zur Aufsuchung der Gebeine Winkelmanns an. In Rom vermittelte Bunsen seine Bekanntschaft mit Cornelius und Thorwaldsen. Niebuhr wollte ihn einige Jahre festhalten, um an der Beschreibung Roms mitzuarbeiten, allein hiezu war ihm sein „einziges Leben doch zu kostbar". Die lange Seefahrt nach Sicilien benutzte er zu Uebungen der Phantasie, durch die er es dahin brachte, mit geschlossenen Augen jede Landschaft in beliebiger Farbe zu sehn und Töne jedes Instruments zu hören. Durch diese Uebungen, meinte er, werde man erst völlig Herr seiner Sinne. Von Messina aus segelte er mit Miaulis, dem spätern Seehelden im griechischen Freiheitskampf, nach Hydra, besuchte Eleusis, Aegina, Corinth u. s. w., dann ging es nach Constantinopel und Kleinasien, 23 Tage verweilte er in der Troas. Der griechische Aufstand war im Stadium des Ausbruchs, als er zurückkehrte. Nach seiner Heimkehr 1821 heirathete er, und die Romantik seines Lebens war nun zu Ende.

Die orientalische Reise war das Material, von dem seine Dichtung gezehrt hat. „Hafis in Hellas" und der „Koran der Liebe" entstammten ihr unmittelbar, wenn sie auch erst viele Jahre später aus seinem Schreibtisch an das Licht gefördert wurden. 1822 beginnt seine novellistische Thätigkeit, die nun im unaufgehaltenen Fluß blieb, ohne eine geschichtliche Entwickelung zu haben: wir dürfen sie daher in einem Gesammtblick überfliegen.

Der Zauber der pantheistischen Poesie liegt in der Virtuosität, mit

der sie das Leben der Natur empfindet und wiedergiebt. Auch der Mensch hat sein Naturleben und die Ausmalung der Stimmungen, Leidenschaften, Wünsche und Conflicte, deren Causalzusammenhang Jeder nachfühlt, die sich also als einen innern Naturproceß darstellen, wird demjenigen Dichter am meisten gelingen, der sich durch Beobachtung und Analyse am gründlichsten in das Gesetz des Naturlebens vertieft hat. Allein, wenn der Dichter sich ausschließlich nach dieser Richtung bewegt, verfällt er in zwei scheinbar entgegengesetzte Fehler: er löst durch zu weit getriebene Analyse die Individualität auf, und er macht durch Trennung des Einzelnen von dem sittlichen Ganzen, zu dem es gehört, die Individualität zu einer Anomalie. Wer den Menschen lediglich in dem Naturproceß seiner Leidenschaften, Stimmungen, Gefühle betrachtet, die nothwendig bei allen Naturwesen übereinstimmen, vernichtet damit den Kern seiner Persönlichkeit, den speciellen Lebensnerv, der ihn von andern Wesen unterscheidet. Diejenigen Zustände, die sich innerhalb des Naturprocesses bewegen, schildert Schefer mit einer wunderbaren Virtuosität; aber wo sie in die Welt der Freiheit, der sittlichen Folgen, der Zurechnung übergehn, da erlahmt seine Kraft, seine Zeichnung wird verwaschen, und über seine Bilder breitet sich der trübe Flor eines halb melancholischen, halb ironischen Skepticismus.

Wenn der Pantheist der Individualität Abbruch thut, indem er sie chemisch zersetzt, so übertreibt er sie wieder, indem er sie von dem Gattungsleben isolirt. Schefer kennt nur Individuen, bei denen das Allgemeingefühl höchstens im Keim vorhanden ist. Bis zur vollsten Consequenz läßt sich das freilich nicht treiben, man müßte denn dem Einzelnen auch die Sprache nehmen; aber Schefer hat es weit genug getrieben. Zum Theil wird das versteckt durch die unbestimmte, in fieberhafter Erregung zitternde Sprache, und so vergißt man zuweilen über der Ungenauigkeit der Erzählung die Ungenauigkeit der Charakteristik.

Es scheint auf den ersten Augenblick unglaublich, aus einer Weltanschauung, die den sittlichen Causalnexus aufhebt, eine fortschreitende Handlung zu entwickeln. Allein grade diese unausgesetzte feindselige Beziehung zu den gewohnten Vorstellungen ist es, was den Novellen Schefers einen ganz eigenthümlichen Reiz verleiht, denn man fühlt bei den unerhörtesten Einfällen heraus, daß der Dichter sich ein bestimmtes psychologisches oder naturphilosophisches Problem dabei gedacht hat. Er entwickelt zuweilen eine so überraschende Kenntniß der geheimen Motive in den menschlichen Empfindungen, daß wir auch da, wo auf den ersten Augenblick alles barock und unmöglich erscheint, uns

wenigstens die Mühe geben, nach einem versteckten Mittelglied zu suchen, das die Sache erklären könnte. Bis auf den kleinsten Zug ist alles von jenem narkotischen Spiritualismus zersetzt, der die Welt in ein Reich der Wunder und Chimären verwandelt. Zwar wird Schefer durch die Nothwendigkeit, sich im Thatsächlichen zu bewegen, fortwährend darauf geführt, daß die Folgen der Schuld sich vom Menschen ablösen, ihn äußerlich umstricken und dadurch allerdings objectiv werden; aber weil das Herz die Schuld nicht bekennen will, bleibt das Schicksal etwas Aeußerliches. Deshalb hat die wirklich vorhandene Macht sittlicher Verhältnisse ein nicht minder finstres Aussehen; sie erscheint als ein gespenstischer Kreis, in den der Fuß des Menschen sich verstrickt, obgleich er keinen Theil an den Wesen hat, die darin walten. Wir sollen uns fortwährend daran erinnern, daß alle Greuelthaten, die ein menschliches Herz verwüsten können, ebenso in das Gebiet des Scheins gehören, wie eigentlich das gesammte Leben. „In dieser Welt ist Schuld und Ursache, ja nur Veranlassung nicht rein zu unterscheiden; wir haben daran so viel, als wir uns annehmen.“ Dieser Gedanke hat nichts Tröstliches, da wir blind und ungeläutert in den Abgrund getaucht werden, ohne einen Blick auf den Himmel, der uns verdammt.

Bei diesem Traumleben der Seele verflüchtigt sich auch der Inhalt des wirklichen Lebens ins Phantastische. Die Bilder wechseln scharf, blendend, unvermittelt, wie bei dem Spiel einer ombre chinoise. Wir sind auf einem Fasching; es befremdet uns nicht, wenn unter der jugendlichen Harlequinsmaske unversehens ein fahles Todtengesicht hervortaucht; wir werden nicht überrascht, wenn um das Haupt eines alten hartgesottenen Sünders plötzlich eine Heiligenglorie strahlt. Wem ist's nicht im Traum einmal vorgekommen, daß er selbst erstochen wurde, sich im Tode fühlte, dann sich in die Person seines Mörders verwandelte, und so ins Unendliche fort. Am besten schildert der Dichter, wie eine fieberhafte Aufregung der Nerven durch eine herandrohende Gefahr, durch einen Schrecken, oder auch durch eine wirkliche Folter herbeigeführt wird: den Reiz des Schwindels, des Grauens und der Angst. Grandios ist die Schilderung der Nacht, die ein kühner Waghals auf dem Kreuz der St. Peterskuppel zubringt, die Darstellung des Waldbrandes, das Abenteuer in einem Grottenlabyrinth. Der Dichter kennt die leise Empfänglichkeit der Nerven genau genug, um sie wirksam auf die Folter zu spannen. Wenn eine solche Nervenspannung nicht vorwaltet, zerfließt die Erzählung ins Unbestimmute.

Wie der Anatom eine Vorliebe für Mißgeburten hat, so legt

Schefer sein Messer am liebsten an anomale Seelenzustände. Ein gefallenes Mädchen, das bei einem katholischen Fest die Mutter Gottes, die unbefleckte, darstellen muß und im Gefühl dieser Blasphemie stirbt; eine Nonne, die in der Revolution als Göttin der Freiheit gepreßt wird und darüber in Wahnsinn verfällt; ein Bauchredner, der seine innere Stimme als einen fremden Geist empfindet; Scheintodte, die im Grabgewölbe aufwachen; Gekreuzigte und Gepfählte, die längere Zeit zwischen Leben und Sterben schweben; vor allem aber Wahnsinnige von jedem Grad und jeder Beschaffenheit. Wenn der Dichter das Walten der sittlichen Ideen nicht zu verfolgen vermag, muß er sich wohl in den dunklen Irrgängen einer Seele verlieren, die durch abnorme Zustände dem allgemeinen Leben entzogen ist. Am liebsten wühlt Schefer in der Unergründlichkeit des weiblichen Herzens, wie ihm überhaupt das Weib als die eigentlichste Menschwerdung der namenlosen Naturgottheit erscheint. „Die Natur wird kaum wahrer empfunden als in den Weibern. Sie leben lebendig, fühlen die traumähnlichsten, geheimnißvollsten Zustände klar und deutlich. Sie denken das Leben weniger, als sie es fühlen, und meist ohne Phantasie versenken sie sich leicht in die Zauber der Natur, weil sie zeitlebens mehr Natur sind, darstellen und bleiben, als im beständigen, jungfräulichen, mütterlichen, bis zur Verkennung verwandten Verkehr mit ihr in allen entzückenden und schweren Stunden des Lebens, der Geburt und des Todes." Es ist zuweilen unbegreiflich, wo ein Mann diese Kenntniß hergenommen haben kann: kein Dichter hat den Satan im weiblichen Herzen treffender geschildert als Schefer in der „Künstlerehe". Bei der Schilderung von Männern sind es mehr die weichen, gewissermaaßen weiblichen Seiten ihrer Natur, die den Dichter anziehen, z. B. die Finessen einer empfindsamen Künstlerseele. Auch unter den Verbrechen zieht Schefer diejenigen vor, bei denen die Natur der Unsittlichkeit in einer nebelhaften Dämmerung bleibt, die Heirath in verbotenen Graden, die Bigamie. Ueber solche Verbrechen wird in verschiedenen Zonen und unter verschiedenen Religionssystemen verschieden geurtheilt. Schefer forcirt daher die Romantik dieser Verbrechen dadurch, daß er einen Religionswechsel eintreten läßt, daß er also die That und das Urtheil an verschiedne Voraussetzungen knüpft. Ein ihm geläufiger Kunstgriff ist auch, daß er die Intention eines und desselben Verbrechens in die Seele verschiedner Personen legt, sie alle, ohne daß der eine vom andern weiß, an der Ausübung theilnehmen läßt, und keine Aufklärung darüber giebt, wem der eigentliche Thatbestand der Schuld zufällt. So schwebt das Gespenst dieses ein=

zigen Verbrechens über der Seele verschiedner Menschen und macht sie wahnsinnig.

Als Pantheist und Naturdiener sieht er in der Geschichte nur ein geistloses Gewebe vereinzelter Erscheinungen, einen unaufhörlichen fanatischen Kampf gegen die Natur. Das Christenthum erscheint ihm fast nur als ein boshafter Spuk, der unheimlich in das Leben greift und den Sinn bethört. In den großen Thaten, die aus einer Idee hervorgingen und darum rücksichtslos gegen alle sonstigen Empfindungen ausgeführt wurden, sieht er etwas Willkürliches und Dämonisches. Wenn aber der ideale Sinn der Geschichte dem Dichter fremd und feindselig bleibt, so versteht er sehr gut, aus ihr die Localfarben für seine Traumbilder zu entlehnen. Mit Vorliebe bewegt er sich in solchen Gegenden, wo die Natur Gewalt über den Menschen hat, wo ihre Erscheinung so mächtig und das Blut des Menschen so erhitzt ist, daß eine freie Ausübung des Willens ein Wunder wäre, also in südlichen Gegenden, vor allen im Orient. Wenn er sich darauf beschränkt hätte, rein türkische Geschichten darzustellen, so würde man an seiner Virtuosität in materiellen Dingen eine unbefangene Freude haben können; allein er verwickelt überall Europäer in diese Fabelwelt und verstrickt sie in die Netze einer Sittlichkeit oder Unsittlichkeit, für die wir gar keinen Maßstab mehr haben. So in den orientalischen Bildern „Palmerio" und „der Zwerg": jenes ein Capriccio über die Religionswirren auf den griechischen Inseln, dies eine Modernisirung der türkischen Vampyrsage.

Wie die Metaphysik zwei gleich unwiderlegliche Thatsachen, die Thatsache des allgemeinen Causalgesetzes und die Thatsache der menschlichen Freiheit, mit einander in Einklang bringt, mag für die Wissenschaft Interesse haben, die wirkliche Sittlichkeit wird dadurch nicht angefochten. Die Schwierigkeit liegt gar nicht in dem realen Gegensatz der beiden Begriffe Nothwendigkeit und Freiheit, sondern nur darin, daß man aus der gewöhnlichen Vorstellung Momente hineinträgt, die ihnen eine falsche Farbe geben, nämlich in die Nothwendigkeit das Moment der Blindheit, in die Freiheit das Moment der Willkür oder des Wunders. Die Erscheinung der Freiheit wird dadurch keineswegs aufgehoben und verkümmert, daß uns die Metaphysik ihre Entstehung aus Naturbedingungen herleitet, sie wieder in Naturelemente auflöst. In der Poesie wie im praktischen Leben müssen wir an die Freiheit glauben, das heißt, wir müssen uns den Gedanken, daß auch diese Freiheit wieder eine chemisch auflösbare Erscheinung ist, aus dem Sinn schlagen. Der Chemiker, der Metaphysiker hat Recht, über die Individualität wie über die Erschei-

nung im Allgemeinen hinauszugehn; aber der Künstler und der handelnde Mensch muß bei ihr stehn bleiben, weil er sonst nicht zeichnen, nicht schaffen könnte. Die Wirklichkeit ist ein fortgesetzter Taumel, in dem eine Erscheinung die andre widerlegt; aber der Künstler fixirt den Moment. Die pantheistische Dichtung geht wie der Chemiker zu Werk, der nur Beziehungen, nur Werden und Vergehn begreift; sie hebt das Göttliche auf, indem sie es in alle Erscheinungen gleichmäßig vertieft; sie vernichtet den Kern des Lebens, indem sie alle Individualitäten analysirt; sie leugnet den Geist, indem sie ihn zu einem Ergebniß der Elemente herabsetzt und ihn nur im Licht der Erscheinung betrachtet.

Zwölf Jahre nach seinen ersten Novellen sammelte Schefer das „Laienbrevier", eine vollständige Codification des Pantheismus. „Die Welt ist schaffbar, ein Kind mit großen Anlagen, eine große Anlage in Kindeshänden." Trotz dieses embryonischen Zustandes sieht der Dichter viel Sinniges und Schönes in ihr. Zwar hat die Fülle exotischer, wildglühender Blumen, die er in seine Kränze flicht, etwas Berauschendes; es sind Blüthen aus einem Traumreich, die bei Nacht ihre Berechtigung haben, wenn sie auch den Schein des Tageslichts nicht aushalten. Die sich in ihnen abschattenden Gedanken erinnern an Novalis. „Nichts ist als Gott, und außer ihm ist nichts. Er ist allein, und Alles kommt aus ihm und geht in ihn zurück, und war auch keinen Athemzug ihm fern. Er macht sich selbst zu Staub, um jeden Staub zu sich emporzuheben. So wie vom ungeheuren Gewölbe der Tropfsteinhöhle die ungezählten Tropfen niederregnen und drunten mit den Silberstimmen singen, so strahlt und glänzt und blitzt und strömt und säuselt, der Alles ist, aus seinen Himmeln nieder, wird Alles, und ist Alles. Er ist das All, Alles ist neben-, mit einander göttlich, sogar der Staub auf Sommervögelschwingen." — Auch der Mensch erhebt sich im Wesen nicht über den Stein. „Denn mehr als göttlich kann nicht etwas sein; und was da ist, ist selber die Natur, und wie sie selbst vollkommen ist ein Jedes, sonst wär das All ein tausendfacher Frevel." — Wir werden gelebt: die Natur giebt in fortwährender Verwandlung den Einschlag in das Gewebe unsres Lebens, und durch die eiserne Bestimmung, was wir in unsre Empfindungen aufnehmen, bestimmt sie auch, wie wir empfinden sollen, indem sie geheim in unserm Innern die Kette der Geister hält. In diesem Ineinandergreifen wechselnder Lebenskräfte verschwindet nur gar zu leicht das lebendige Einzelne. Je aufmerksamer der Poet auf die geheimen Töne der befreundeten Natur lauscht, desto mehr klingt Eins in das Andere über; in dem Fluß des Lebens löst sich die Gestalt.

Die Unendlichkeit des Lichtes verfließt in die geheimnißvolle Nacht, wo alle Unterschiede schwinden. „Der helle Tag ist auch nur eine Nacht, die Eine heil'ge große Nacht im All; die Sonne eben ist die Lampe nur, aus Noth der Nacht zu steuern aufgehangen." — Nicht dauerhafter ist das Netz der Spinne, als dieses Tags hellleuchtendes Gespinnst, leicht hingehangen, leicht bewandelt, leicht hinweggenommen wie ein Schleier! In solcher Wunderhöhle dieses Tags nun sitzen wir, so wie in einem Märchen, hervorgegangen, Niemand weiß woher? Unleugbar Märchenwesen; Märchenhäuser die Königsschlösser und die Göttertempel; selbst jene Sonne, die da sinkt, ist Märchen!" — „Kann der Gott zum Menschen werden? Kann sterblich der Unsterbliche erscheinen? Das ist des alten Meisters alte Kunst, sich selber zu verwandeln, zu verkleinen in Splitter stiebend wie ein Diamant, sterblich zu scheinen, gleich unsterblich bleibend." — „Mit dir geboren wird der Gott. Er lebt in dir, mit dir, liebt, thut aus dir das Gute; wenn du stirbst, stirbt der Gott mit dir." — „Die eine Wehmuth theilst du mit dem Himmel, dem Frühling, ja du theilst sie mit dem Gott, auf den sie als der Wiederschein der Welt von allem, was da lebt, zurückfällt: daß sich die reine frohe Himmelsseele hier an die alte Erde knüpfen muß und an den alten Tod." — „Was du denken kannst, das bist du selbst auch, oder hast du selbst geschaffen, wären's auch die schönen Götter." — „Die Menschenherzen gleichen Diamanten; sie werfen gern das Göttliche aus sich hinaus und hängen es dann Einem an, und nur draußen als Farben schauen sie fröhlich ihren Strahl, und was an Zauber ringsum wirklich lebt, das lassen sie sich in dem Schein erscheinen." — „Und wenn dich das beruhigt, daß nicht ein Böses ist in diesem All, dem Werke der vollkommen reinen Liebe, dann lebe ruhig, erlöst vom Wahne der Schrecken um dich her." — „Du kannst nach jeder Schuld der reinste Mensch sein, wenn du sie alt, dich selber jung empfindest, als diesen Guten, der du heut nun bist. Du bist die frische Kraft, die Kinderreinheit, das Götterzürnen eben bist du selbst. So tief und schwer du meinest zu bereuen, so tiefbescheiden ja auch freust du dich, daß in dir ein so reines Wollen lebt und solche Macht, daß du so wie die Sonne in jeder Stunde neu und göttlich bist. Versteh das Wort nun: Gott vergiebt die Sünde." — „Könnte eines Morgens je die Menschheit vergessen, was sie an den vor'gen Tagen geträumt zu sein — dann wär' ihr wohl. So wird es leis' allmälig: was sie voreinst gewesen, hat die Menschheit fürwahr schon halb vergessen; alle Träume der alten geistbeschränkten schweren Tage; und was sie alle Nächte ihres Daseins

gelebt, das fängt sie an am hellen Tag zu träumen! — Und nicht der Tag wird bald die Welt beherrschen, nein, herrschen wird die Nacht, die große, freie, gleichmachende, die Mutter aller Götter. Und wer schon jetzt im hellen Licht der Sonne das Große denkt, das Heilige empfindet, dem ist die Sonne, ist die Zeit verschwunden, und göttlich steht er in der alten Nacht, im Zauberglanz der Geister."

„Hafis in Hellas" und „der Koran der Liebe" geben neue Variationen auf das alte Thema. Liebe und Schlaf sind die beiden Güter, nach denen sich Hafis in seinen Irrfahrten sehnt, die ihn von dem verhaßten Licht befreien sollen, welches ihm harte, bestimmte Gestalten entgegenführt. Wenn nach seinem Lieblingsbild die Memnonssäule, von den Strahlen der Sonne angehaucht, plötzlich in Töne ausbricht, um den Sinn der Gestirne zu erfüllen, so ist das nicht eine von Innen heraustönende Stimme, nicht ein Ausdruck des Geistes, sondern eine mystische Naturbeziehung, die vom Traum ausgeht und wieder zum Traum zurückführt. Wenn sich der Dichter gegen die Personification des Heiligen auflehnt, so liegt das nicht blos in dem übertriebenen Glauben an die Erde und ihre Mächte, sondern auch in dem Unglauben an die wirkliche Existenz. Es genügt nicht, wenn Hafis versichert, kein Bilderstürmer sein zu wollen; unsre Ideale sind keine bloßen Bilder, sie sind das wahrhaft Existirende auf dieser Welt. Hafis bleibt in Hellas ebenso fremd, trotz seiner Bemühung, die Ruinen der alten Tempel und Säulen zu durchforschen, als im Christenthum. Nur den arabischen Propheten versteht er, und auch von diesem nur eine Seite, die träumerisch phantastische. Die Größe des Sehers, die seine Religion zu einer geschichtlichen gemacht hat, bleibt ihm fremd, weil er mit Schrecken eine Macht des Geistes in ihr wahrnehmen würde. Die griechischen Götterbilder treten ihm nur ironisch und klagend gegenüber, weil er in der Geschichte wie in der Natur nur den bacchantischen Taumel sieht, nicht das Ideal, welches, dem Zeitstrom entrissen, gerettet auf den Höhen der Menschheit bleibt. Bei der Gleichgiltigkeit des Schönheitsgefühls gegen alle Unterschiede von Raum und Zeit können ihm die Bilder aus der Gegenwart, wo sie Zustände versinnlichen sollen, nicht gelingen; wenn es aber gilt, den bacchantischen Zauber der Sinne zu schildern, so findet er oft Farben und Lichter, die keinem andern Poeten zu Gebote stehn. Und zuweilen blickt uns aus diesem wilden Sinnentaumel ein frommes, schwermüthig dunkles Auge an mit einer Innigkeit, die uns räthselhaft bleibt, weil wir den Zusammenhang mit dem Princip des Dichters nicht verstehn. Gewiß werden alle Leser mit Rührung dem greisen Dichter

zuhören, wie er von den Mächten des Lebens, als deren vorübergehende Erscheinung er sich ansieht, Abschied nimmt: — „Und nun entlaß ich euch aus meinem Dienst, ihr guten Geister alle dieses Alls! Ihr habt mir alle immer wohlgedient, wie einem Kinde seine Mutter dient. Schweigend freudig sterbt ihr selbst in jedem, — denn inniges Verwandeln ist der Tod — wie ihr ihn sterben könnt, ihr Ewigen, um immerfort zum Opfer ihn zu sterben! Der Mensch, der einmal lebt, nur stirbt einmal, denn Er ist eures Opfers heil'ge Wirkung, das süße Kraftgedüft des ganzen Himmels! Noch voll Empfindung bin ich eures Webens, und was ich alles war und alles hatte, es ward mir sanfte Thränen in den Augen. Die Sonne ist mir immer pünktlich an jedem Morgen auf, an jedem Abend hinabgegangen, und der Mond gekommen, der Schlaf zum rechten müden Augenblick. Am rechten Abend stand die Jungfrau mir zum Weibe da! — Am rechten Morgen richtig lag ihr ein Kind im Schooß; zur rechten Zeit war ihm die Erdbeer, war die Kirsche reif. So wurden uns die Monde reif zusammen, die Jahre wurden nach einander reif. Zur rechten Stunde ward das erste Haar mir reif. Zum rechten Augenblicke starb — nach eurer himmlisch-treu gewissenhaften und wundervollen höchsten Kunst — mein Weib! Dies schwere Lob versetzt mir meinen Athem — für alles seid bedankt mit tausend Thränen! Zur rechten Stunde werdet ihr mir nahen und mich verwandeln, wie den Todten ziemt, auf daß ihr Ehre habt bei euren Menschen. Ich hab' euch wohl gelebt. Nun lebt ihr mir wohl. Ich nehme selbst mir meinen Schatten mit, und so entlaß ich euch aus meinem Dienst." —

Wenn Schefer in der Form seiner Composition hauptsächlich, und nicht zu seinem Vortheil, durch Jean Paul bestimmt wurde, so ist auf seine Bilder und Anschauungen ebenso unverkennbar der Einfluß eines großen europäischen Dichters. Lord Byron ist es, der den Duft und die Farbe des Orients recht eigentlich in Europa eingeführt hat; sein Childe Harold, Giaur, Belagerung von Korinth, Sardanapal u. s. w. zündeten mehr die allgemeine Phantasie als der „westöstliche Divan" und Schefers orientalische Skizzen. Der schwarze Reiter mit dem finstern Weltschmerzblick, Leere im Herzen und Gluth in der Phantasie, der Ocean, das Firmament, die Wüste, die Türken und die Schatten von Marathon — es war die dankbarste Nahrung für diesen Geschmack; hauptsächlich aber der Dichter selbst, der vornehme und schöne junge Lord, der den Hellespont durchschwamm, mit Ali Pascha wie mit seines Gleichen verkehrte, dabei, wie man sagte, äußerst ruchlos und mit einer

geheimen Schuld beladen! Soviel Romantik war in Europa noch nicht dagewesen! Als er vollends für die Befreiung Griechenlands persönlich eintrat und in Missolunghi starb (13. April 1824, 36 Jahr), gab das seinen griechischen Dithyramben eine neue Folie. Allem, was nach ihm geschrieben wurde, hat er etwas von seiner Physiognomie aufgeprägt.

Die Zeit, da man die Formen des Ostens in die deutsche Dichtung übertrug, ist auch die Zeit, da die wissenschaftliche Forschung tiefer in den Orient eindrang. Seit 1818 gab Creuzer eine neue Bearbeitung seiner Symbolik heraus, die jetzt erst, hauptsächlich durch den Widerstreit, den sie erregte, eine allgemeinere Verbreitung gewann. Ungefähr gleichzeitig förderte er ein Dutzend Briefe in den Druck, die er mit Professor G. Hermann in Leipzig über Homer und Hesiod gewechselt hatte, worin er nachdrücklich erklärte, wer den alten Griechenglauben aus der homerischen Quelle schöpfen wolle, könne unmöglich zur vollen Erkenntniß durchdringen; um den griechischen Mythus zu verstehn, habe man sich erst im Orient zu orientiren. Damit erhob sich in der Wissenschaft die orientalische Frage, das noch heute nicht rein gelöste Problem, wie weit griechisches Geistesleben im Orient wurzelt? Ob und wann eine Uebertragung morgenländischer Götterdienste und Culturerrungenschaften auf den Boden Griechenlands stattgefunden hat? Und, aufs Engste damit zusammenhängend, eine erneute Forschung über Ursprung und Wesen des Mythus überhaupt, sowie über das Verhältniß Homers zur mythischen Ueberlieferung. Hermann, Voß und Lobeck waren die berufenen Stimmen der Wissenschaft, die sich den Symbolikern — Creuzer, Schelling, Welcker — gegenüber an diesem Problem betheiligten, während Humboldt und Goethe mit genialem Verständniß ihre Forschungen begleiteten und das Ergebniß zum Theil vorweg nahmen.

Die Symboliker fußten auf Herders Lehre von der Wanderung der Sagen und ihrer Wandlung aus fest geglaubten Götterworten in halb verhüllte Symbole, sodann in Mythologien, endlich in freie Dichtung. Nach Creuzer bilden solche Götterworte — Totalanschauungen des religiösen Gemüths, oder offenbarte Wahrheiten einer allgemeinen, rein monotheistischen Urreligion — die Grundlage des griechischen Mythus. Aus dem Tempelschatz altägyptischer Weisheit auf griechischen Boden verpflanzt, sind sie durch ein erbliches Priestergeschlecht bewahrt und dem Volk in Sinnbildern und Symbolen mitgetheilt worden, aus deren Mißverständniß erst der vielgestaltige Olymp entsprossen: vor Homer liegt

ein Zeitalter höchster Cultur, dessen Glaubensinhalt ihm schon fremd geworden war.

Einen gab es, der eine solche Blasphemie nicht mit Gleichmuth hinnehmen konnte, den alten Puristen Voß in Heidelberg. Die behauptete Wandlung der Götterbilder kam ihm mystisch vor. Er hatte ja seinen Poseidon, seine Athene schwarz auf weiß vor sich: wie sollten sie zu irgend einer Zeit etwas Anderes gewesen sein, als er mit Augen sah! Die priesterliche Bedeutung der ursprünglichen Dichter war ihm ein Greuel: unter Priestern stellte er sich Jesuiten vor und Leute wie den Hauptpastor Götze; wie sollten Menschen dieses Schlages je Anregung gegeben haben zu Dichtungen von so feinem Geschmack wie die Ilias und die Odyssee! Man durfte nur die Bilder von den Pyramiden und die Kunstwerke der Griechen vergleichen, um sich zu überführen, daß griechisch nicht ägyptisch ist. Zuletzt kam noch das rationalistische Interesse hinzu, und er redete sich in den Glauben hinein, die ganze Symbolik und Mythologie sei nichts Anderes als eine Verschwörung von Creuzer, Schlegel, Tieck und Andern, Deutschland katholisch zu machen. Mit steigender Erbitterung trug er in der Jenaischen Literaturzeitung die Bausteine zusammen, mit denen er einige Jahre später seine Antisymbolik ausbaute. „Der Baum", sagt Welcker, „fängt ihm über der Erde an, an Wurzeln denkt er nicht."

Ganz im Unrecht war keiner von beiden Theilen. Der Historiker muß allerdings den Versuch machen, fertig gegossene Gestalten wieder in Fluß zu bringen, wenn er den Zusammenhang der Dinge ergründen will; der Künstler, der ästhetisch Betrachtende dagegen hat ebenso das Recht, auf Erhaltung der Statuen zu dringen und zu behaupten, daß griechisch absolut nicht ägyptisch ist, daß eine Volksseele nur in dem mit Bewußtsein begabten einzelnen Menschen zur Erscheinung kommt und daß die Sonne Homers auch uns leuchtet.

„Sie haben mich genöthigt", schreibt Goethe 1. October 1817 nach Empfang des Hermann-Creuzerschen Briefwechsels an Creuzer, „in eine Region hineinzuschauen, vor der ich mich sonst ängstlich zu hüten pflege. Wir andern Nachpoeten müssen unsers Altvordern Homers Verlassenschaft als urcanonische Bücher verehren; als vom heiligen Geist eingegebenen beugen wir uns vor ihnen und unterstehn uns nicht zu fragen, woher, noch wohin? Einen alten Volksglauben setzen wir gern voraus, doch ist uns die reine charakteristische Personification ohne Hinterhalt und Allegorie alles werth; was nachher die Priester aus dem Dunkeln, die Philosophen ins Helle gethan, dürfen wir nicht beachten.

So lautet unser Glaubensbekenntniß. — Geht's nun aber gar noch weiter, und leitet man uns aus dem hellenischen Gottmenschenkreise nach allen Regionen der Erde, um das Aehnliche dort aufzuweisen in Worten und Bildern, hier die Frostriesen, dort die Feuerbrahmen, so wird es uns gar zu weh, und wir flüchten wieder nach Jonien, wo dämonische liebende Quellgötter sich begatten und den Homer erzeugen."

Mit Entzücken las er dagegen die von Hermann herrührenden Briefe, der der einseitig theologischen Ansicht Creuzers vier verschiedene Möglichkeiten, die Mythologie auszulegen, entgegenhielt, diese verschiedenen Möglichkeiten, die poetische, philosophische, historische und theologische aber wieder unter einen einheitlichen Begriff, den der Weisheit überhaupt, d. h. des gesammten menschlichen Wissens zusammenfaßte, und den griechischen Mythus für sinnbildlich eingekleidete, aus der Betrachtung und Erforschung der Natur und Welt hervorgegangene Philosopheme erklärte, das Princip ihrer Einkleidung aber im Unterschied von der allegorischen, alle Bilder mischenden Weise der Orientalen, in die Personification, als die einem historischen Volk allein angemessene Form der Mythenbildung, setzte.

Das war ganz nach Goethes Sinn. „Wer sichert den Olymp, vereinet Götter? des Menschen Kraft im Dichter offenbart!" Er dichtete die Visionen der Symboliker zu den „Orphischen Urworten" um, jener tiefsinnigen Metamorphose seiner frühern Studien über das Dämonische. „Der Dichtung allein", schreibt er an Riemer, „kann es gelingen, solche Geheimnisse gewissermaßen auszudrücken, die in Prosa gewöhnlich absurd erscheinen."

Auch Schelling warf, auf Creuzers Studien gestützt, ein ganzes System der Mythologie in das bewegte Treiben. Und zwar wie er mit stolzem Selbstgefühl versicherte, als Schlüssel aller übrigen. In der Rede über die Gottheiten von Samothrace, die er am 12. October 1815 in der Münchener Akademie hielt, benutzte er die alte Kabirenmythe, um seine eigne Gottesidee als das religiöse Ursystem der Menschheit nachzuweisen. Das Ergebniß der auf kühner Namendeutung fortschreitenden Untersuchung war ein aus kosmogonischen Potenzen sich emporarbeitender drei=, d. h. vier=, eigentlich sieben=, vielmehr achteiniger, überweltlicher Demiurg. Unmöglich, das eigne Chaos, das in der Schrift waltet, treffender und zugleich harmloser zu persifliren als durch das Zwiegespräch, das in der classischen Walpurgisnacht den Sirenen mit den die Kabiren heranschiffenden Nereïden und Tritonen in den Mund gelegt ist: „Sind Götter, wundersam eigen, die sich immer=

fort selbst erzeugen und niemals wissen, was sie sind." — „Drei haben wir mitgenommen, der Vierte wollte nicht kommen; er sagt, er sei der Rechte, der für sie Alle dächte. Sind eigentlich ihrer sieben. Wo sind die drei geblieben? Wir wüßten's nicht zu sagen, sind im Olymp zu erfragen. Dort wes't wohl auch der Achte, an den noch niemand dachte." „Diese Unvergleichlichen wollen immer weiter, sehnsuchtsvolle Hungerleider nach dem Unerreichlichen." — „Die Ungestalten seh' ich an als irden-schlechte Töpfe. Nun stoßen sich die Weisen dran und brechen harte Köpfe."

Humboldt bezeichnet es als die Krankheit der Zeit, unerhörte Resultate aufstellen zu wollen und sie auf isolirte Thatsachen zu gründen. Er findet hauptsächlich die Beweisführung aus der etymologischen Namendeutung bedenklich, da ein Jeder die Götternamen aus der Sprache deute, die er zufällig am besten wisse.

„Ich gestehe", schreibt er an Welcker, der sich im Wesentlichen an Creuzer anschloß, obschon seine Unkritik ihn zuletzt zur Verzweiflung brachte, „ich gehöre nicht zu denen, die darüber zürnen, daß die leichte, anmuthige, vermenschlichte griechische Götterlehre mit manchem dunkeln Symbol, manchem widrigen gottesdienstlichen Gebrauch, mancher unkünstlerischen Mißgestalt vermischt wird, und dadurch an Lieblichkeit und Reiz verliert: denn auf der andern Seite kenne ich nichts Traurigeres, als die griechische Götter- und Heroenlehre von allem Symbolischen entkleidet zu sehn. Die Gestalten gleichen dann entweder auf sehr trockene Weise blos historischen Figuren, oder auf gehaltlos tändelnde, willkürlichen Geburten der Phantasie. Aber bei Creuzer schwimmt mir alles zu ungeschieden herum. Wenn von einem mythologischen Begriff die Rede ist, so wird so von einer Ausbildung der Idee in die andre übergegangen, Erklärung und Erzählung so verbunden und untermischt, daß ich mich oft vergebens quäle, einen einfachen Sinn darin zu finden.

„Freilich gehn die mythologischen Ideen wirklich in einander über, sie haben nicht immer, ja selten bestimmte Umrisse, und es ist gerade das Schwanken die charakteristische Eigenthümlichkeit des Symbols. Man könnte also gerade durch die von mir geforderte Bestimmtheit und Vereinzelung der Wahrheit Eintrag thun. Es giebt indeß einen Weg auszuweichen. Das Symbol hat immer einen festen Punkt, in dem Begriff und Bild einander gleichsam decken, und die in ihren Umrissen unbestimmtesten und schwankendsten Bilder zeigen doch, wie die Kometen, einen Kern, von dem aus ihre, nur in den Endpunkten vielleicht nicht bestimmbare Richtung sich verfolgen läßt.

„Nach Creuzer stehn alte Priesterreligion, wo noch die Natureinheit vorwaltete, und Zersplitterung durch fabelnde Dichter einander gegenüber. Allein sollten jene Priesterinstitute wirklich so sinnvolle und philosophische Ideen gehabt haben? Ich kann mich überhaupt nicht überzeugen, daß gerade die rohe Idee Eines Gottes die ursprüngliche Idee der Menschheit gewesen, und nur nachher verdunkelt und verloren gegangen sei. Der Unterschied zwischen der frühern Zeit und der hellenischen bestand dann nur darin, daß an die Stelle des befehlenden Priesters, der einer Kaste angehörte, eine Schule von Denkern trat, und selbst das Volk befand sich besser dabei: denn auch die Priester ließen es die erkannte Wahrheit nur durch ein trübes Medium sehn, und da war die Darstellungsart der Dichter wie Homer heiterer, belehrender und schöner einwirkend auf Gefühl und Sitte. — Es scheint mir überhaupt eine Tendenz, welcher man nicht streng genug ihre Beweise abfordern kann, eine vorhistorische Periode anzunehmen, in welcher ein über den ältesten, uns bekannten historischen sich so sehr erhebender Zustand des Menschengeschlechts sollte stattgefunden haben. Wenn also Schelling sagt, das griechische Urvolk, die Pelasger, habe die Grundbegriffe der Religion in natürlicher Unschuld und Frische erhalten, so habe ich gar keinen Begriff, wie ich mir das als eine historische Thatsache construiren soll. Alles, was Creuzer und Schelling sagen, bleibt so dunkel, so unbestimmt, daß ich mich vergebens peinigen würde, nur mit einiger Klarheit hinzuschreiben, was denn nun diese Pelasger wirklich geglaubt, welche Priesterinstitute sie wirklich gehabt haben?

„Ich möchte wissen, was und wieviel sich über diese Gegenstände wahrhaft historisch behaupten läßt? Hierauf muß man antworten: Nichts oder so und so viel. — Der Geschichtsschreiber hat nur da die Pflicht, zu erklären, wo er Spuren wahrscheinlicher Erklärung ungezwungen vorfindet. Sonst läßt er die Erscheinung unerklärt. Nach solchen Spuren suchen muß er, aber finden muß er nicht gerade, denn es kann ja unmöglich sein. Daraus aber, daß man suchen muß und nichts andres findet, folgt wahrlich noch nicht, daß das Gefundene der Wahrheit auch nur nahe kommt."

„Tief in Aegyptisches und Indisches einzugehn, halte ich nicht für nöthig. Denn ich bin überzeugt, daß, wie viel oder wie wenig die Griechen von andern Völkern genommen haben mögen, sie es immer auf ganz eigenthümliche Weise verarbeiteten; daß daher das, was sie aus den Dingen machten, ihrem Ursprunge ganz unähnlich wurde, die griechische Kunst der ägyptischen, die griechische Sprache der indi-

schen, und daß daher zur Erklärung der Art, wie die Griechen Griechen geworden sind, weit weniger daran liegt zu zeigen, wie viel und was sie entlehnt haben, als zu entdecken, woher die eine Form entstand, in welche sie alles Entlehnte assimilirend gossen."

Die Symboliker brachten alle mythologischen Bilder in Fluß, um einen dialektischen Proceß daraus zu machen; dazu wurde hauptsächlich die indische Sage gemißbraucht. Auch Goethe hatte sich zuweilen mit der Vorstellung getragen, es sei feiner, nach Art der Brahminen aus Wasser Gestalten zu bilden, als nach Art der Griechen aus Marmor. Aber zuletzt war seiner Natur das Gestaltlose unerträglich.

In den Anmerkungen zum Divan preist er den Monotheismus des Islam. „Der Glaube an den einigen Gott wirkt immer geisterhebend, indem er den Menschen auf die Einheit seines eignen Innern zurückweist . . . Eine solche einfache Gottesverehrung mußte mit dem indischen Götzendienst im herbsten Widerspruch stehn . . . Noch jetzt sind die indischen Ungeheuer jedem reinen Gefühl verhaßt; wie gräßlich mögen sie den bildlosen Muhamedaner angeschaut haben! Die indische Lehre taugte von Haus aus nichts, sowie denn gegenwärtig ihre vielen tausend Götter die Zufälligkeiten des Lebens nur noch mehr verwirren und den Unsinn einer jeden Leidenschaft begünstigen."

Mit Widerwillen wies er die Zumuthung von sich, das Absurde verkörpert zu sehn. „Ich bin ein Plastiker, habe gesucht, mir die Welt und die Natur klar zu machen, und nun kommen die Kerls, machen einen Dunst, zeigen mir die Dinge bald in der Ferne, bald in einer erdrückenden Nähe, wie ombres chinoises, das hole der Teufel!" — „Es steckt unendliche Weisheit in den indischen Sagen, nur darf man ihre Bilder nicht sehn, die verderben einem gleich die Phantasie bis zum Verfluchen!" Er ergriff die Geißel seiner Jugend und trieb die Bestien aus dem Göttersaal, die Urschildkröten, die verrückten Fratzen, das düstere Troglodytengeschlecht. Auf ewig hab' ich sie vertrieben! Vielköpfige Götter trifft mein Bann, so Wischnu, Kama, Brama, Schiven, sogar den Affen Hannemann. Nun soll am Nil ich mir gefallen, hundsköpfige Götter heißen groß! O wär' ich doch aus meinen Hallen auch Isis und Osiris los!"

5.

Der Ausgang der Romantiker.

1821—1828.

Nur mit Widerstreben hatten die Monarchen der heiligen Allianz die Völker zur Mitbetheiligung an dem Werk der Befreiung aufgerufen; die ernste Kritik des nationalen Princips konnten die bestehenden legitimen Staaten nicht ertragen. Am bedenklichsten war es für Oestreich. Die Franzosen waren vertrieben, aber nun meldeten sich die Spanier, die Italiener, die Griechen und verlangten nach nationaler Unabhängigkeit, und der Begriff der deutschen Nation empörte sich gegen die bestehenden Fürstenthümer von Flachsenfingen und Krähwinkel in sehr unreifen und ungebildeten Formen. Im Frühling 1821 bildete sich ein Geheimbund von deutschen Studirenden, die sich zu unbedingtem Gehorsam gegen unbekannte Obere verpflichteten und in feierlichen Paragraphen die Verräther mit dem Tode bedrohten. Die Regierungen, die selbst nichts schaffen konnten, betrachteten diese Symptome mit kläglicher Angst; Untersuchungen wurden eingeleitet, denen sich z. B. Steffens, damals Rector in Breslau, mit dem subjectiven Idealismus einer schönen Seele, d. h. sehr im Widerspruch mit dem gesunden Menschenverstand und dem natürlichen Rechtsgefühl, unterzog. Man stellte das Dogma auf, daß von allen leeren und gleißnerischen Phrasen, deren sich der Dämon der Revolution bediente, die Phrase der Nationalität die leerste und gleißnerischste sei. Die Italiener schlug Oestreich zu Boden, den Führer des griechischen Aufstandes schlug Oestreich in Fesseln. Nun aber regte sich das deutsche Gemüth; die eigne Unterdrückung hatte man ertragen, aber daß die Erben von Homer und Sophokles, von Themistokles und Cimon den Barbaren zur gräßlichen Metzelei ausgeliefert werden sollten, das fiel hart; die alten classischen Neigungen wachten wieder auf und man besang die Helden der Maina und des Archipelagus. Jetzt hätte Hölderlins Hyperion wieder Boden gefunden, wenn er nicht bereits ganz verschollen gewesen wäre. Die schönsten dieser Lieder sind von W. Müller, damals 26 Jahr alt. Er war aus Dessau gebürtig, hatte in Berlin studirt, den Feldzug mitgemacht und sich eine Zeit lang in Italien aufgehalten. Die „Gedichte aus den Papieren eines reisenden Waldhornisten" erschienen gleichzeitig, und bald darauf hauchte Franz Schubert seinen „Müllerliedern" und seiner „Winterreise" jene wundervollen, aus der Tiefe der Seele hervorgequollenen

Klagetöne ein, die leben werden, so lange von einem deutschen Lied die Rede ist. Wir denken heut nicht ganz mit dem gleichen Respect über das verschmitzte Geschlecht, das sich Hellenen nennt, aber für die deutsche Poesie war es ein unnennbarer Gewinn, daß sie endlich die ewigen Rosen und Nachtigallen, die Kapellen und Gelbveiglein einen Augenblick aus dem Sinn ließ und sich um einen kräftigern Ton, um neue lebendige Stoffe bemühte. Das Lied von dem mit Leichen gestopften, mit Blut getränkten Achelous ist nicht gerade politisch, aber es ist schön.

Noch war der Muth der Revolution nicht concentrirt, die Unruhen wurden überall unterdrückt, und ein geschärftes Reactionssystem war das einzige Resultat. Die Wirkung auf Görres, der seine Vorhersagung einer allgemeinen Eruption des verschütteten Nationalgeistes erfüllt sah, ist ganz eigenthümlich. In seiner neuen Schrift „Europa und die Revolution", 1821, wird zwar die letzte Verantwortung alles Unheils den zeitigen Machthabern beigemessen, die in eigensüchtiger Politik den Völkern ihre Rechte vorenthalten; zugleich aber wird angedeutet, auch die Völker hätten so alles Maß überschritten, daß man sich versucht fühlen müsse, nunmehr auf Seite der Autorität gegen die Licenz zu kämpfen. Der Grund dieser Wendung kann in nichts Anderm gesucht werden als in den neuen Kräften, die auf beiden Seiten auf den Schauplatz traten. Die Leiter der Revolution waren nicht mehr ausschließlich jene volksthümlichen Romantiker, die frommen und tugendsamen Burschenschafter, sondern freche Aufklärer in der französischen Manier, und die Sache der Fürsten wurde zum Theil durch geistreiche Männer vertreten, die der Romantik nicht fern standen. Görres wußte sich in diesen Gegensätzen nicht zurechtzufinden. Für die politischen Wirren in Deutschland sah er keinen Ausweg, er gab es also überhaupt auf, nach einem politischen Ausweg zu suchen und fand in der Herrschaft der Kirche über die in ihrem Fundament erschütterten Staaten die sicherste Zuflucht für das nothleidende Menschengeschlecht. Der Glaube an ein sich wieder aufrichtendes verjüngtes Rom findet sich von Görres zuerst in dieser wunderlich mystischen Schrift „Europa und die Revolution" ausgesprochen. Er war in Straßburg einer Bewegung zugeführt, die ihn unaufhaltsam in ihre Strömung riß.

Nach Napoleons Sturz war mit den alten Mächten auch das Papstthum restaurirt; mit Erstaunen bemerkt man, daß es gerade so aussieht wie vor zweihundert Jahren; die Maschine ist wieder in voller Thätigkeit. Der erste Akt ist die Wiederherstellung der Jesuiten. Die Bourbons werfen sich unbedingt in die Arme der Priesterpartei, Cha-

teaubriand führt den europäischen Kreuzzug gegen die spanischen Liberalen; Frankreich erstrebt durch die katholische Propaganda die Hegemonie über die romanischen Nationen. Mit glühender Beredsamkeit verlangt Lamennais die völlige Freiheit der Kirche vom Staat. An ihn schließt sich eine Schule an, die von Frankreich aus auf ganz Europa wirkte. Die Mittel, die sie anwendet, um die katholische Gesinnung wieder ins Leben zu rufen, sind genau dieselben, wie sie im 16. Jahrhundert angewendet wurden: Cultus und Beichte, Jesuitenschulen, Processionen, wiederholte Erscheinungen der Jungfrau Maria, Gründung neuer Klöster, vor allen Dingen starke Geldsammlungen. Gegenden, in denen sonst die Bekenntnisse friedlich neben einander gingen, werden mit solchem Eifer bearbeitet, daß sie sich zum Fanatismus steigern, Deutschland mit besonderm Eifer.

Hier aber machen sich unter den Katholiken zwei Strömungen geltend, von welchen die eine auf das Aufgeben aller Individualität in der Machtfülle der römischen Kirche, die andere auf wahre Versöhnung und Erfüllung der Menschen mit dem Geiste Christi hintreibt. Namen von Bedeutung gehn so stark in dieser letztern Richtung, daß eine Annäherung der ganzen Christenheit, eine Versöhnung ihrer confessionellen Gegensätze in einem Universalchristenthum um so weniger undenkbar schien, als auch in das Gemüthsleben der Protestanten ein neuer religiöser Inhalt gekommen war: die Erschütterungen der großen Zeit hatten beten gelehrt. Man suchte sich das Göttliche nicht mehr in geistreichem Spiel anzueignen, es gleichsam hervorzubringen, man wendete sich um Hülfe nach Oben, zu dem Gott, der unabhängig war von den wechselnden Regungen des Gemüths. Eine solche Umkehr, gelinder oder stärker ausgesprochen, tritt bei allen hervorragenden Männern jener Epoche hervor.

Friedrich Schlegel signalisirt in der „Signatur des Zeitalters“ ein eignes Phänomen, das noch nie dagewesen sei, ein inneres Christenthum ohne irgend etwas positiv Festgegebenes oder Festgesetztes, allein im freien Gefühl und innern Glauben schwebend, das sich dogmatisch nur durch eben diese Unbestimmtheit als ein christianismus vagus bezeichnen lasse. Diese „lose Mystik“, eine merkwürdige und bis jetzt eigenthümlich deutsche Erscheinung, habe auch im katholischen Deutschland Eingang gefunden. Es war das neuerwachte Glaubensleben der „Erweckten“, das, einer gemeinsamen Wurzel entstammend, in der protestantischen Kirche als Pietismus, in der katholischen als Mystik bezeichnet worden ist: eine überall in Deutschland aufsprossende, junge

und schwanke Saat, aus der gleichwohl eine Erneuerung der protestantischen Kirche emporgekommen ist. Denn Fr. Schlegel verkennt oder er verschweigt, daß ein festes, positives Dogma allerdings von vornherein bestand; ein gemeinsamer Grundzug, der die Erweckten von hüben und drüben zusammenband: das Bedürfniß der Erlösung von Sünde und Tod, die Lehre von der Rechtfertigung des Sünders allein durch den Glauben. Aber eines confessionellen Gegensatzes zu Rom waren die Erweckten innerhalb der katholischen Kirche sich in der That anfangs nicht bewußt; jene andre ultramentane Strömung erst klärte sie darüber auf. Je mächtiger sich die römische Hierarchie wieder fühlte, um so entschiedener nahm sie Stellung ihnen gegenüber, und belehrte sie, daß sie als Ketzer anzusehn seien. —

In Baiern, wo die Erweckung ihren Ursprung genommen und einige gewaltige Prediger in ihrem Dienst aufgetreten waren, die aus allen Gegenden Deutschlands Zulauf fanden — auch die Ecclesiola der Wilhelmstraße in Berlin, die Gerlach, Thadden, Lancizolle, sandte Boten nach ihrem Segen aus — wurden ihre Spuren bald mit Gewalt wieder ausgelöscht. Als Haupt der Bewegung galt der ehemalige Jesuitenzögling M. Sailer an der Universität Landshut, der spätere Bischof von Regensburg. Sämmtliche Apostel im Dienste der Erweckung hatten seine Schule durchgemacht. Als diese nun aber durch die Verfolgung ihres Glaubens sich an den Scheideweg gedrängt sahen, und bei dem begeisterten Wiederhall, den sie fanden, die Gefahr eines Schisma verlautete, sagte sich der innerlich doch an seine Kirche gebundene Urheber der ganzen Bewegung von ihr los: „Da der Geist eines Gefäßes bedarf, so ist es unerläßlich, daß er sich auch die Gemeinschaft mit der Kirche heilig sein lasse, dazu bedarf es eines demüthigen und einfältigen Sinnes". Seine Freunde tauften ihn nun Erasmus. Die eifrigsten unter ihnen wurden zur Inquisition gezogen, ihres Amtes entsetzt und für Apostaten erklärt, die sich selbst aus der katholischen Kirche ausgeschlossen hätten. Sie wanderten aus Baiern aus. Pater Goßner und Lindl ließen sich, von Kaiser Alexander berufen, zuerst in Petersburg nieder. Von Petersburg ebenfalls vertrieben, haben sie sich dann der evangelischen Kirche angeschlossen, für deren Erneuerung namentlich Goßner, der durch Vermittelung des Kronprinzen an der böhmischen Gemeinde in Berlin eine Anstellung fand, kräftig mitgewirkt hat.

Unter allen Mystikern als der genialste und tiefste galt der Münchener Theosoph Baader. Seine Absicht war, die katholische, protestantische und russische Kirche zu verschmelzen und zu diesem Zweck

eine philosophisch-religiöse Missionsanstalt an Stelle der Jesuiten und Freimaurer zu gründen. Den Stifter der heiligen Allianz glaubte er für diese Idee empfänglich gestimmt, Petersburg dünkte ihn der gegebene Vorort einer solchen Gesellschaft; so machte er sich auf, um an Ort und Stelle das Werk in Angriff zu nehmen. Aber seine religionsphilosophischen Illusionen wurden durch seine Aufnahme in Rußland empfindlich getäuscht. Pater Goßner und Lindl hatten hier, der eine durch seine Bibelverbreitung, der andre durch seine heimliche Ehe, der russischen Geistlichkeit bereits Anstoß gegeben und einige fanatische Dominikanermönche gegen sich aufgebracht. Man zettelte eine Intrigue an, um das die fremden Culte tolerirende Ministerium Galizin zu stürzen, man drohte mit einer Revolution, die in der aufgeregten Volksmasse ausbrechen werde — so erlangte man von Kaiser Alexander die Ausweisung der unbequemen Mystiker. — Diese Intrigue war gerade ins Spiel gesetzt, als Baader anklopfte: daraus erklärt sich die schnöde Abfertigung, die ihm zu Theil wurde. Nach langem Warten auf der Grenze wurde er ausgewiesen und verlor auch zugleich seine Correspondentenstelle, die er seit dem Wiener Congreß behauptet hatte.

Auf seiner Rückreise, Dec. 1823, kam er durch Berlin, wo er sich mit Hegel nicht übel verständigte; er reichte dem König ein Memorial ein, worin er auf das Mißverhältniß zwischen den Lehrvorträgen der Universitäten und den anerkannten Dogmen aufmerksam machte. „Es ist dahin gekommen, daß evangelisch bestellte Gottesgelehrte, sich von der Autorität aller Evangelien lossagend, den kirchlichen Lehrbegriff für etwas Problematisches erklären, ja diese ewige Unfertigkeit der Kirche für das Wesen der protestantischen Kirche ausgeben. Die römischen Curialisten sehen diesen Verfall der protestantischen Kirche ruhig an, weil sie auf ihn die Hoffnung der Wiedererlangung ihrer ehemaligen Alleinherrschaft stützen."

Es schien ein gutes Werk, wenn Preußen die Union der beiden protestantischen Kirchen, die man so lange als nothwendig begriffen, ernsthaft in die Hand nahm, aber es geschah mit so viel Willkür und Ungeschick, daß mancher Wohlmeinende auf die entgegengesetzte Seite getrieben wurde. Ein merkwürdiges Beispiel für diese innern Gemüthskämpfe ist Steffens. Einen Wendepunkt in seinem Leben bildete die Bekanntschaft mit dem altlutherischen Prediger Scheibel in Breslau, der ihm als Persönlichkeit imponirte. In Halle hatte er sich zur reformirten Kirche Schleiermachers gehalten, weil ihm die Confession an sich gleichgiltig war. Nun wurde seine Phantasie aufgeregt und er erblickte

die renitenten Altlutheraner im Licht von Märtyrern. In seiner Schrift „Von der falschen Theologie und dem wahren Glauben“ (1823) stellte er sich entschieden auf diese Seite und nahm an ihren Conventikeln Theil. — Mit auffallender Schonung besprach Börne in dem Aufsatz: „Die Apostaten des Wissens und Neophyten des Glaubens“ die seltsamen Wandlungen seines alten Lehrers.

Zu diesen Apostaten des Wissens und Neophyten des Glaubens wurde nun auch Görres gezählt.

Görres ging in seinen ersten Schriften mit der romantischen Schule Hand in Hand: er hielt eine innere Wiedergeburt der Religion für möglich. Er war günstiger gestellt als die Romantiker von Jena: als geborner Katholik konnte er auf dem fußen, was jene erst suchten. Die katholischen Formen durch begriffliche Abstraction zu vergeistigen, schien bei der damaligen Richtung der Phantasie leichter, als den bereits durch Begriffe vergeistigten Protestantismus mit dem mythischen Inhalt zu füllen, den die religiöse Stimmung zu verlangen schien. War der Ausgang verschieden, das Ziel, dem beide Richtungen zustrebten, schien ein gemeinsames. In diesem Sinne hat Görres noch lange mit eifrigen Protestanten verhandelt, ja noch 16. Mai 1818 tritt er dem Convertiten Adam Müller gegenüber als liberaler Katholik auf. Er sieht mit Befriedigung, daß die moderne Bildung nach einer zusammenhängenden religiösen Ansicht strebt. „Man kann hier sehr verschiedener Ansicht sein, aber das Streitende findet in jener durchgehenden innern Einheit auch sein Einendes, und so wird der Streit nicht eine Thierhetze, sondern eine edle anständige Geistesübung. Der Grund der Verschiedenheit unsrer Ansichten möchte wohl darin liegen: daß Sie das Christenthum für die Religion, ich aber für eine Religion, freilich für Gipfel und Mitte aller andern nehme. Darum ist mir der Dienst der Urwelt das kindliche Christenthum, das Judenthum mit den Mysterien des Heidenthums seine Jugend, die in vielen oft sehr excentrischen Bahnen sich versucht .... So gewinne ich Raum vorwärts und rückwärts, um auch das unterzubringen, was ja Gott selbst nicht verurtheilen muß.“

Die Jugendidee, durch Combination verschiedener Religionsformen eine mustergiltige Religion zu construiren, konnte bei positiven, willenskräftigen Menschen die Zeit der Unruhe nicht überdauern. In Görres lebte das tiefe Gemüthsbedürfniß nach einer Religion, wie es Schleiermacher schildert, und außerdem das tiefe Bedürfniß nach einer Autorität; das Wanken und Schwanken war ihm unerträglich. Eine andre Religion zu suchen, hatte er keinen innern Grund; in der Kirchengeschichte

war er nach eignem Eingeständniß damals noch recht unwissend, von der protestantischen Kirche kannte er nur den Berliner Rationalismus, der ihm gründlich zuwider war. So war er auf die Kirche gewiesen, der er von Geburt angehörte.

Görres war ein Mann des vollen Gefühls. 1814 und 1815 hatte er die Empfindung, im vollen Strom der nationalen Begeisterung zu schwimmen; vor diesem großen Zug traten die Nebenempfindungen zurück. Sie machten sich aber wieder geltend und wurden die Hauptsache, als durch seine Verbannung ihm jener Wahn gelegt war.

Ebenso leidenschaftlich wie seine deutsche Gesinnung war die Vorliebe für das schöne Rheinland: dieses fand er nun durch die preußische Büreaukratie gefährdet, und er hielt es für Pflicht, die rheinische Bewegung gegen Preußen zu leiten. Zu den berechtigten Eigenthümlichkeiten der Rheinprovinz aber gehörte die katholische Kirche, und sie konnte zugleich als Fahne gegen Preußen dienen; zu diesem Zweck knüpfte er mit den eidgenössischen und französischen Ultramontanen Verbindungen an. „In Ihre Seele hinein", schreibt ihm Jak. Grimm, „traue ich Ihnen die reinste Parteilosigkeit zu, aber die Jugendeindrücke Ihres Landes bilden einen Hintergrund, von dem eine gewisse Pique gegen das dumme unanstellige deutsche Wesen vorbricht." Görres nahm sich immer vor, auch im Briefwechsel mit Arnim, die Controverse zu vermeiden: „aber der Teufel weiß es immer zu karten, daß am Ende der Verdruß herauskommt!"

Gegen Jean Paul, den er sehr verehrte, sucht er noch immer als der Gemäßigte aufzutreten. „Ich habe", schreibt er ihm 26. Aug. 1822, „nach reiflicher Ueberlegung für besser gefunden, an dem alten Bau der Kirche fortzubauen, als auf eigne Faust aus Goldpapier ein Schwalbennest auf die Leibzucht zu bauen, das in stürmischer Witterung wenig behaglich ist. Sie sind darin wohl andrer Meinung, und ich habe für jede redliche Ueberzeugung Platz." — Bis jetzt hat der Protestantismus, „der laute, lärmende, anmaßliche, jüngere Bruder", den älteren verhöhnt: „die Reihe, exclusiv aufzutreten, ist nun am Katholicismus; hat er erst sein Recht, dann wird er sich auch seinerseits billig finden lassen. Für jetzt muß alles, was sich vertragen soll, erst sich mit einander gemessen haben!"

Die Losung zum Kampf gab Voß in der Antisymbolik, die sich den Katholiken gegenüber ziemlich auf den Standpunkt der Berliner Monatsschrift stellt: eine thörichte Herausforderung, die den Gegnern sehr starke Blößen bot. Unmittelbar darauf beginnt Räß im „Katho-

liken" seine Thätigkeit, der seine Inspiration von Görres empfängt. Görres ermahnt den jüngern Freund wiederholt, sich ja nicht in gelehrte, kirchenhistorische Untersuchungen einzulassen, sondern frisch und fröhlich auf das loszugehen, was eigentlich noththue.

Voß hatte nicht blos sehr schroffe Ecken: es lag in seinem Charakter neben vielen großen Zügen auch etwas recht Kleinliches. Seine unaufhörliche Polemik an sich würde noch keinen Anstoß geben, darin steht Lessing mit ihm ganz auf einer Linie; aber die Ausdauer, mit der er über alten Beleidigungen brütete, der Groll, mit dem er noch nach beinah 20 Jahren auf den Uebertritt seines alten Freundes Stolberg zu sprechen kam, macht gewiß keinen angenehmen Eindruck. Der Gesammteindruck seiner Persönlichkeit ist der, daß wir zwar nicht gern in einem vertrauten Verkehr mit ihm leben möchten, wohl aber aus vollem Herzen von Zeit zu Zeit ihm die Hand drücken, denn er war ein tüchtiger und braver Mann. Den großen Krieg gegen die Romantik, der sich bis in unsre Tage erstreckte, hat Voß eingeleitet. Mit einer Zähigkeit ohne Gleichen hat er auf ihren Zusammenhang mit der politisch-kirchlichen Reaction hingewiesen. Für ihn war Romantik gleichbedeutend mit Confusion, und die Confusion ist der Freiheit des öffentlichen Lebens nicht weniger gefährlich als der Correctheit des Denkens. Die philologischen Streitigkeiten hatten nicht wenig dazu beigetragen, ihn zu erbittern: im Grunde sah er in jedem Naturphilosophen, Mystiker und Symboliker einen verkappten Jesuiten. Wie oft von ihm und seinen Nachfolgern über das Ziel hinausgeschossen worden, weiß man jetzt allgemein; dagegen haben uns neuere Erfahrungen überzeugt, daß der Jesuitismus nicht blos eine Erfindung Nicolais ist, sondern eine recht reale Macht, die man freilich nicht dadurch meistern kann, daß man auf sie schilt. Mit Erfolg wird sie nur bekämpft durch eine gleich starke Gesinnung, die sich ihr entgegenstellt; und diese hervorzurufen war Voß nicht der Mann: er war ehrlich liberal und ehrlich protestantisch; aber seinem Liberalismus fehlte das belebende Staatsgefühl und seinem Protestantismus der religiöse Gehalt. Insofern verkannte er das relative Recht des Gegners. Die aufkeimende Reaction war nicht blos servil, sondern auch national, nicht blos kirchlich, sondern auch religiös. Wenigstens steckte ein solcher Kern in ihr und verschaffte ihr den Erfolg.

Wenn man nun erwägt, daß in einer lange fortgesetzten literarischen Fehde es sich zuletzt fast nur noch darum handelt, die Verkehrtheiten der Gegner aufzuspüren und nachzuweisen, so wird man sich erklären, daß Görres, ohne innerlich der strengen Richtung des Katho-

licismus anzugehören, und ohne unwahr zu sein, sich immer mehr in seinen Paradoxien verstockte.

Diese Empfindung hatten auch die alten Freunde, die Brüder Grimm und Arnim, die zwar den Verkehr mit ihm aufgaben, weil sie sich nicht mehr verständigen konnten, ihm aber von ihrer vollen Achtung nichts entzogen. So schreibt ihm Arnim noch 31. Mai 1827, als Görres einen Ruf nach München angenommen hatte, „du liebster Görres hast immer in Wahrheit geirrt, in Wahrheit dich erhellt und dich erheitert. Mögen dich die Menschen wandelbar schelten in deinem Glauben, eben das ehre ich an dir, daß du nicht aus Eitelkeit dich verstellst, als ob du fertig gewesen vom Anfang. Der Schall politischer Prophetenworte ist verklungen und stärkt dich nicht mehr. Du strebst auf anderm Wege zur Höhe, und ob das der rechte sei, wird dir auch zur rechten Zeit klar werden."

Hatte Görres sich erst nach reiflicher Ueberlegung zum vollen Bekenntniß seiner Kirche entschlossen und läßt sich bei ihm dieser Entschluß auch innerlich leicht motiviren, so kann man das von der Bekehrung seines alten Freundes und Schulkameraden Clemens Brentano nicht behaupten. Aus wirklicher Geschichte, aus wirklichen Schicksalen ist sie nicht herzuleiten; sein ganzes Leben war in der Phantasie und seine Motive sind lediglich aus Stimmungen zu erklären. Clemens Brentano ist eine der seltsamsten Erscheinungen unsrer Literatur. Namhafte Dichter haben versucht, einen solchen Charakter zu entwickeln, so Jean Paul, dem vielleicht wirklich Brentano vorschwebte im „Rocquairol", so G. Keller im „grünen Heinrich". Der letztere findet diese innere Unwahrheit eines ausschließlichen Phantasielebens ziemlich erklärlich und verzeihlich. Jean Paul sieht in ihr die Quelle alles Bösen; und ich muß bekennen, daß ich ihm beizupflichten geneigt bin.

Bis an sein Ende war Brentano redselig über seine Zustände. „Das Talent zu dichten, was ich liebe und verstehe", bekennt er einmal, „würde ich gewiß lauter vor der Welt ausgesprochen haben, wenn nicht alles, was ich dichten mochte, zu sehr die heiligere Geschichte meines Innern gewesen wäre, als daß ich es ohne Frechheit in das laute untheilnehmende Tagewerk der Welt hätte einfügen dürfen." In einem Gedicht sagt er: „Oft war mir schon als Knabe alles Leben ein trübes, träges Einerlei. Kein lieberes Spielwerk hatt' ich, als ein Glas, in dem mir alles umgekehrt erschien. Der Ekel und die Mühe drückten mich, ich blickte rückwärts, sah ein schweres Leben und dachte mir das Nichtsein gar viel leichter." — In einem andern Gedicht klagt

er zuerst, daß alle Leute, mit denen er umgegangen, ihm wie todt vorgekommen wären, daß die Kränze, die er gepflückt, nur in seinem Innern gewachsen seien; da habe er sich endlich, um seine Tiefe zu ergründen, in sein eignes Herz versenkt; aber auch von da habe es ihn wieder in die Außenwelt getrieben; dann sei ihm das Leben wie ein Traum erschienen, und er habe von eiskalten Stimmen die Worte gehört: „Das Herz will vor Wonne verzagen". So kommt ihm noch jetzt das Leben schal vor: „Wohl muß ich es gestehn, daß Dinge mich umscheinen, Menschen gleich; zu hören sie, ja leibhaft sie zu sehn, kann ich nicht leugnen; doch bleibt mir dies Reich der Welt so fremd und hohl, daß all ihr Wesen so viel nicht schafft, daß mir der Zweifel weich', ob Sein ob Nichtsein seinen Spuk hier treibe, ob solcher Welt auch Seele wohn' im Leibe."

Unruhe, Hast, Zerstreutheit; Hetzjagd aus einem Bild ins andre; unvermittelte Sprünge aus Hitze in Frost, aus überschwenglicher Gefühlserregung in Frivolität oder Nüchternheit; Virtuosität in der Form und launenhaftes Getändel mit der Form; unbezwingliches Gelüst für das absolut Verkehrte und Widerliche, tiefe Laute aus einer bessern Welt, unheimlich unterbrochen durch ein grelles Hohngeschrei: — wem fällt nicht die Dichtung H. Heine's ein? — Manche seiner zarten und wüsten Lieder könnten gradewegs von Heine sein. So die greuliche Ballade „Treulieb". Einmal hat sie mit einem todten Juden gebuhlt, dann mit einem Gehängten; endlich hat sie Satan entführt. „Nimm sie wieder! da sitzt sie, beschmutzt auf schmutzigem Flecke." — Sie selbst sagt: „Treulieb ist Dichterphantasie, und ich bin eine Dirne". — Aber ein Unterschied ist doch: Heine spielt frei mit seinen Launen und Stimmungen, Brentano wird von ihnen geknechtet.

„Ich war eine Goldharfe mit animalischen Saiten bezogen, alles Wetter verstimmte mich, und der Wind spielte mich, und die Sonne spannte mich. Und die Liebe spielte so leidenschaftlich Forte, daß die Saiten zerrissen. Nun habe ich die Harfe im Feuer ausgeglüht und sie mit Metall besaitet, und spiele sie selbst; aber eine Maus läuft darüber klingend, oder eine Fliege: diese nenne ich aber prophetisch."

Schon in seinen frivolen Tagen zieht sich durch seine Dichtung die geheime Sehnsucht nach einem Asyl, in welchem er von der Leidenschaft seiner Gedanken nicht angefochten würde. In der katholischen Kirche, in der er geboren war, hatte er dies Asyl nicht zu finden vermocht. Noch 1816 schreibt er an Ringseis, der ihn zwei Jahre zuvor bei einem Besuch in Berlin doch schon in religiösen Gemüthsaufregungen und irre an seinem Unglauben gefunden haben will:

„Ganz aufrichtig zu sein, habe ich nie recht herzlich gebetet, als da ich garnichts von Religion wußte. Da ich in der Jugend die Formen des katholischen Cultus mitmachte, habe ich dann und wann, aber bei Gott, nicht anders als ein Götzendiener gebetet. Da nachher die katholischen Formen mir so unverständlich und unangenehm wurden als die Synagoge, hatte ich häufig tiefere aber ganz unformelle Erhebungen zu Gott: dies sind die liebsten Momente meines geistigen Lebens. — Wenn ich mich um eine innere Ruhe im katholischen Christenthum bemühen will, gerathe ich in eine solche Quälerei und Verwirrung, daß es mir viel schlechter zu Muth wird als vorher. — Ich fühle, daß die Lauheit, Kälte, Leerheit, Unwürde und Verkehrtheit, ja oft Abgeschmacktheit der Formen, mit und durch welche das Christenthum gegeben wird und auch mir gegeben wurde, demselben den Charakter der höchsten Wahrheit und reinsten Schönheit gänzlich verbaut. — Die magische Fortpflanzung des Geistes durch Auflegung der Hände kann mir nie mehr sein als die Ertheilung der poetischen Kraft durch die Krönung eines Poetae Caesareus laureatus. — Der Priester ist in unsrer Kirche zu magisch abgesondert, es ist kein rechter Mensch und auch kein Gott, und selten ist er so voll des heiligen Geistes, daß man nicht überall die Manier und den Kirchencomment vorherrschen sähe. Ich fühle durch und durch, daß mir religiös nicht zu helfen ist als durch das Anschließen an einen Menschen, dem ich unbedingt traue und den ich innigst liebe, und daß ich dann allen eignen Willen aufgebe und ihm gänzlich folge wie ein Knecht."

Einen solchen Menschen glaubte er in einer frommen jungen Dame gefunden zu haben, Luise Hensel, der er in einem Berliner Salon begegnete; es entspann sich zwischen ihnen ein höchst wunderliches Verhältniß und ein noch wunderlicherer Briefwechsel. „Du hast mir unendlichen Trost und unendliche Marter gegeben — — — Dein Segen ist mein Fluch geworden: ach alles ist vergeblich! — Weißt du, was du gethan hast, als du mein Herz von Gott annahmst? — Du hast eine Pflicht genommen, es zu heilen und zu heiligen." — Als er immer ungestümer in sie drang, verwies sie ihn, obgleich Protestantin, an seinen Beichtvater. Lange sträubte er sich, endlich, 2. Febr. 1817 (38 J.), entschloß er sich, seit vielen Jahren zum ersten Mal zur Beichte zu gehn und mit seinem bisherigen Leben zu brechen. Seitdem sammelte er einen Kreis frömmelnder Romantiker um sich, die Brüder Gerlach u. s. w., und spielte vor ihnen den bigotten Katholiken.

„Poesie, die Schminkerin, nahm mir Glauben, Hoffen, Lieben,

daß ich wehrlos worden bin, nackt zur Hölle hingetrieben. Nur ein Schild blieb unbewußt mir noch aus der Unschuld Tagen: heil'ge Kunst, auf Stirn und Brust ein katholisch Kreuz zu schlagen." Dies Kreuz habe ihn bewahrt, als er übermüthig in die Hölle herabgestiegen sei, die Hölle habe ihn ausgestoßen, und er habe lange zwischen Licht und finsterm Graus in der Wüsten Mitte geschwebt, bis er endlich den Mutterpfennig wiederfand.

Nun hörte er von einer kranken Nonne in Dülmen (Westfalen), an der sich das Wunder der Stigmatisation vollzog, d. h. an ihrem Leibe zeigten sich alle Wundenmale des Heilands, und die unausgesetzt von Heiligen und Geistern besucht wurde. Er eilte zu ihr (Sept. 1818), blieb sechs Jahre bis an ihren Tod, und zeichnete ihre Gesichte in 24 Bänden auf: in ihren Schmerzen und Verrenkungen, die durch den rasendsten Aberglauben entweder gradezu hervorgebracht wurden oder wenigstens ihre Färbung erhielten, sah er ein erbauliches und preiswürdiges Wunder der göttlichen Liebe!

„Er spricht viel vom Teufel," schreibt Arnim, „er ist ein katholischer Eiferer geworden und will Geistlicher werden." Er hörte aber darum doch nicht auf, in den Mußestunden in der alten frivolen Weise zu empfinden und zu reden. „Ob er gleich den bösen Feind, den er im Leibe hat, mit frommen Betrachtungen in starker Abstinenz hält, ist dessen festes Temperament doch nicht so abgeschwächt, daß er nicht von Zeit zu Zeit sich wieder aufrichtet und den Herrn im Hause spielen will." So spottet Görres 16. Dec. 1822. Gleichwohl werden im Eifer für die katholische Sache ihre Beziehungen jetzt lebhafter als je. Juni 1825 wünscht Brentano, daß in Görres katholischen Kritiken „der politische Ingrimm nicht durchschauen möchte, damit Keiner sage, er kratzt sich katholisch, wo es ihn politisch juckt". Das Wort klingt frivol, es trifft aber den Nagel auf den Kopf. Nicht lange und er darf rühmen: „Der Katholik hält sich vortrefflich, du düngst gut!"

Brentano hielt sich damals in Coblenz auf, gemeinsam mit Luise Hensel, der er seine Bekehrung verdankte, und die 8. Dec. 1818 ebenfalls katholisch geworden war. Der Mitarbeit am „Katholik" enthielt er sich, er traute seiner Feder nicht recht: man wußte immer nicht recht, ob ihm alles Spaß oder Ernst sei? — „Ich armer Teufel fühle mehr als sonst, daß ich ohne Logik und Fassung, voll Einfälle bin, die oft nicht Stich halten, aber stechen (Hund voll Flöhe) . . . Ich bin den ganzen Tag einsam und mache das Register über den ungeheuren Schatz der Mittheilung der verstorbenen Nonne, um die Mate-

rialien überschauen zu können zu irgend einer Verarbeitung, die Gott fügen muß."

„Ich kann dir nicht verhehlen," schreibt Arnim 24. Jan. 1826, „daß alle Prophezeiungen, die mir Clemens als Anschauungen jener Nonne verkündete, durchaus leer und lügenhaft waren. Es hat mir wehe gethan. . . . Seine Glaubensquälerei ist nur ein anderer Ausdruck für das, was ihn stets zerrüttet hat, indem er sich auf frischen Fundamenten kerzengrad zum Himmel ohne Absatz auferbauen wollte." Er hofft, Görres werde heilsam auf ihn einwirken. Aber die Einwirkung fand grade umgekehrt statt. Clemens Brentano hat Görres nicht nur in seiner katholischen Polemik bestärkt, auch in Magie und Mystik hat er den phantasiereichen Mann verlockt. Im Sommer 1825 besuchten sie gemeinsam eine neue Stigmatisirte, deren nach dem Tode der Emmerich mehrere nun anderwärts auftauchten, und Brentano redet dem Freund noch lange ins Gewissen, diese Erscheinung wissenschaftlich zu beleuchten und für die Kirche nutzbar zu machen: „Es sind diese Wunden und ihre Blutungszeit, die mit kirchlichen Zeiten stimmt, ungemeine Lichtpforten in die Physiologie der Kirche als eines realen nicht blos mystischen Leibes." Für Görres war dies „das Ernsteste, was er je gesehen", und wohl nicht mit Unrecht hat man seine christliche Mystik, die er zehn Jahre später herausgab, und die von allen seinen Schriften den ärgsten Anstoß gegeben hat, an diese Erscheinung geknüpft und Brentano dafür verantwortlich gemacht.

Die Entdeckung des thierischen Magnetismus, die alle Köpfe damals beschäftigte, gab der wundersüchtigen Religionsstimmung eine neue Stütze. Schelling war überzeugt, daß man mit Geistern Communication haben könne, vermittelst einer, gewissen Individuen in der ursprünglichen Configuration gegebenen magnetischen Kraft. Baader erzählte von seiner eignen Tochter, daß sie vom Teufel besessen sei, der sie, die sonst arglose und unschuldige Jungfrau, unaufhörlich mit unzüchtigen Vorstellungen und Reden plage; er hatte durch magnetische Experimente die Namen verschiedener Gespenster erforscht. „Ohne die Einsicht, daß bei jedem Blutvergießen die Bluttinctur des Gemordeten ins Blut des Mörders tritt, versteht man nichts vom Blutgericht, vom Opferduft u. s. w.; man ahnt nicht einmal, wie durch verderbende Unzucht und Mordlust als gleichsam zwei Sacramente des Dämons dieser in ununterbrochenem Rapport mit den Menschen sich erhält. — Wie nämlich die giftige und blutlose Schlange dem warmen Blut der Lebenden nachstellt, so jener Selbstmörder von Anfang, welcher immer noch das Pro-

ject seiner Incarnation als Mensch nicht aufgab!" — Schubert entdeckte immer neue Nachtseiten der Naturwissenschaft; er war überzeugt, ein Hellsehender könne für jede Krankheit das wahre Heilmittel finden. — Heinroth suchte nachzuweisen, jede Krankheit sei Folge einer geheimen Schuld.

Aus Weinsberg wurden die Gesichte einer Somnambulen als Offenbarungen aus dem Geisterreich verkündet; Eschenmayer enthüllte an ihr die „Mysterien des innern Lebens". Justinus Kerner schrieb nach ihrem Tod (zehn Jahre trieb sie es fort) die „Geschichte der Seherin von Prevorst". In diesem Buch bewegen sich die Gespenster in so unermeßlicher Fülle durch die Natur, daß für lebendige Wesen kaum noch Platz bleibt. Es wird uns von diesen Geschöpfen eine vollständige Naturgeschichte aufgestellt; wir erfahren, daß es zwischen Geist und Körper noch zwei Mittelglieder giebt, die Seele und den Nervengeist, von denen der letztere, der sich im Tode mit der Seele und dem Geist vom Körper trennt, Gestalt und Farbe hat und so den sterblichen Menschen wahrnehmbar ist; nur richtet sich die Farbe nicht nach der früheren Beschaffenheit des Körpers, sondern nach der Gemüthsart der Seele; ganz böse Geister erscheinen grün; wenn sie sich allmälig bessern, denn auch die Gespenster haben ihren Bildungsproceß, gehen sie allmälig ins Gelbliche über u. s. w. Das alles ist zwar außerordentlich lächerlich und könnte, wenn es nicht in einer unerquicklichen pedantischen Breite geschrieben wäre, einen humoristischen Eindruck machen, aber es ist doch ein schlimmes Zeichen der Zeit, daß sich nicht blos romantische Schöngeister finden, die die Gespenster gelten lassen, wenn sie nur mit süddeutscher Gemüthlichkeit zersetzt sind, sondern weit vorgeschrittene Philosophen, die in bitterm Ernst die Frage erörtern, ob diesen Erscheinungen objective Wahrheit zuzusprechen sei, oder ob vielleicht der Teufel die Hand dabei im Spiel habe.

Görres sah in der Mehrung der Exstatischen im Katholischen, und der Besessenen und Gespenster im Protestantischen ein göttliches Gnadenmittel, wodurch der Glaube der Christenheit greifbar näher gelegt werde.

Aus seinem 8jährigen Exil wurde Görres 1827 durch einen Ruf nach München erlöst, wo indeß eine neue Aera eingeweiht war. Seit 2 Jahren regierte König Ludwig. Seine patriotischen Reden, seine Liebe zur Poesie und Kunst, sein anscheinender Liberalismus hatten große Hoffnungen erregt: diese wurden nun freilich getäuscht, und die Abbitte vor Königsbild wie das Präsentiren protestantischer Soldaten vor der

Monstranz paßten ebensowenig zu den Vorstellungen, die seine Jugend erregt, als später Lola Montez. Für den Augenblick aber erregte er wirklich neues Leben in seinem Staat. Eine seiner ersten Regierungshandlungen war die Verlegung der baierschen Hochschule von Landshut nach München. Sie wurde der Sammelplatz der Naturphilosophie. Dort vereinigten sich Schelling, 52 Jahr, der nach zwanzigjähriger Pause wie in frischer Jugend, das Katheder betrat; Baader, 62 Jahr, der Vorlesungen über Jakob Böhme, das Mysterium magnum und die Gnadenwahl hielt, Schubert, 47 Jahr, der eine Geschichte der Seele schrieb, Oken, 45 Jahr, Görres, 51 Jahr. Eine Apostrophe im Katholik: „Kurfürst Maximilian an König Ludwig bei seiner Thronbesteigung", worin Görres den neuen Monarchen aufforderte, das Haupt der Liga sich als Vorbild zu setzen und ein Schirmvogt des katholischen Glaubens zu werden, hatte zu seiner Berufung den Anlaß gegeben. Es herrschte unter den neuen Collegen nicht völliger Einklang: Okens materialistische Richtung stimmte wenig zu der spiritualistischen Schuberts, und weder Baader noch Görres konnten sich recht mit Schelling verständigen. „Es ist sonderbar", schreibt Görres 22. Dec. 1827 über den letzteren, „die natura naturata in ihm ist nicht grade angenehm. Es ist etwas Animales, Ungestümes, Unbezwungenes in ihr, und daneben wieder etwas Schlumperiges, Abgetragenes, Abgespanntes und Altmodisches, Arrak in schwarzlackirter japanischer Schaale. Aber er ist gescheidt, leicht verstehend, gehalten und klug, und hat ein ehrliches blaues Auge." — Wichtiger wurde der Einfluß des Königs auf die Kunst. Cornelius, der schon seit seiner Berufung nach Düsseldorf (1820) für ihn einiges ausgeführt, kam nun, 43 Jahr, als Director der Akademie ganz nach München; ihm folgten Schnorr, 33 Jahr, H. Heß, 29 Jahr, der große Stil der deutschen Kunst begann. Die Pinakothek wurde 1828 angefangen; als Bildhauer wirkte Schwanthaler, 25 Jahr, als Architekt Leo v. Klenze, 43 Jahr. Wie wenig dies Künstlertreiben sich mit dem bayrischen Volksleben zu mischen und auf dasselbe einzuwirken vermochte, ist bekannt.

Görres findet eine schöne kräftige Anlage in diesem Stamm: „sie sind schwerer, massiver wie die Norddeutschen, nicht so superfein, gewandt und beweglich, sie haben mehr Recht darauf sich breit zu machen, als diese Preußen, bei denen nur die Masse wiegt". König Ludwig unterläßt nicht, der in Görres Apostrophe Raum gegebenen Hoffnung Erfüllung zu verheißen. Unsicher ist er freilich in seinem Gang: „Er hat wie alle Jetzigen eben auch das zweiseitige, migränische Wesen, wo

die eine Hälfte zappelt, während die andre im Sonnenschein liegt; da hört er nun hinüber und herüber und muß natürlich oft irre werden, zuletzt traut er doch der bessern Stimme, weil sie mit dem guten Grunde in ihm harmonirt und sein Mißtrauen, das Keinem leicht durchgreifenden Einfluß gestattet, zeigt sich zur Zeit noch sehr heilsam, weil er von lauter Solchen umgeben ist, bei denen es wohl angewendet erscheint." Im Kirchlichen, berichtet Görres weiter, finden die Sachen sich langsam wieder zurecht. Der Klerus ist zwar matt und ohne Eifer, der junge Anwuchs aber ist besser. Ein Dutzend Nonnenklöster haben sich ohne weiteres Zuthun schon wieder zusammengefunden; sie erklärten sich eben, als die Luft hell wurde, als existirend und wie sie nie zu bestehen aufgehört. Montgelas geht jetzt in die Kirche und hat's wohl Gott geklagt, wie schändlich man seine Gutmüthigkeit mißbraucht habe.

Das Katheder hatte Görres seit seiner Heidelberger Zeit nicht mehr betreten und mußte sich erst wieder gewöhnen, öffentlich zu reden. Der Ruf seines Namens ging ihm voraus, Freund und Feind drängte sich in seine Vorlesungen. Mit besonderer Genugthuung erfüllte ihn, daß er das halbe katholische Seminar zu Zuhörern hatte. Eine eigentliche Lehrkraft war er nicht. Er rollte in gewaltig entworfenen Bildern, an denen auch noch W. Kaulbach seine Meisterschaft in der Geschichtsgruppirung entwickelt haben soll, gleichsam ein Campo Santo der Geschichte auf und stimmte vor all dem dahingegangenen Großen und Schönen eine feierliche Todtenklage an. Der gezogene Laut seiner Stimme, sein goldhelles Auge, sein weichflatterndes Haar ließen ihn wie einen Seher erscheinen. So riß er seine Zuhörer fort: er berauschte sie, ohne sie doch wirklich zu belehren, denn seine Gedankenflüge gingen weit über ihre Fassungskraft hinaus. Hie und da, wenn er auf die Entwickelung Deutschlands zu sprechen kam, schlug die Glut, die im rheinischen Mercur einst die deutschen Herzen entflammt, wohl noch wieder aus und loderte empor, in Verzweiflung verkehrt über das arme Vaterland. Dann brach er plötzlich ab, und das schneeweiße Haupt ganz auf die Brust gesunken, verließ er langsam den Saal: „anzusehen", sagt ein Hospitant seiner Vorlesungen, „wie ein verwitterter Runenstein jener vergangenen Zeit des deutschen Aufschwungs, der heute in einem katholischen Kirchhof eingemauert ist".

Nach München waren damals die Blicke aller gläubigen Gemüther gerichtet. So fragt Eichendorff 30. Aug. 1828 bei Görres an, ob dort nicht Aussicht für seine Anstellung sei? Er war zur Bearbeitung der katholischen geistlichen Angelegenheiten nach Königs-

berg berufen. „Sie kennen indeß die preußische Wirthschaft so gut wie ich. Ich habe ehrlich gekämpft, aber ich bewege mich hier wie in Fesseln, ohne Hoffnung lohnenden Erfolgs, und sehe mit Gewißheit voraus, mich in diesem Verhältnisse nicht lange mehr halten zu können. Auch die Dichtkunst kommt mir läppisch vor in Zeiten, wo der Herr wieder einmal unmittelbar die Sprache der Poesie zu den Völkern redet. Denn so erscheint mir jetzt die tiefe Bewegung, der junge König und das ganze großartige Walten in Baiern."

Clemens Brentano ließ sich für seine ganze spätere Lebenszeit in München nieder, nachdem er vorher noch den Versuch einer gemeinsamen Lebensführung mit M. v. Diepenbrock in Regensburg, dem spätern Fürstbischof von Breslau, gemacht und unter den Augen dieses Freundes „das bitt're Leiden Jesu Christi nach den Betrachtungen der gottseligen Anne Catherine Emmerich", ein kleines Bruchtheil seiner Aufzeichnungen, herausgegeben hatte, worin der ebenso wahrhaftige als fromme Mann übrigens nichts weiter als ein etwas forcirtes, altdeutsches Bild erblicken konnte. Das Zusammenleben mit Brentano hatte sich ihm bald als unhaltbar gezeigt: „Anfangs überreizt er sich und Andre durch Mittheilung und Anregung, das kann auf die Dauer nicht bestehen, und wenn die Erschlaffung eintritt, nachdem der Reiz der Neuheit vorüber, folgt bald der bittre Gegenreiz und die Stimmung wird trübe. Man kann den Most auf die Dauer nicht täglich trinken, und zur süßen Weingährung und Klärung läßt er sich nicht Ruhe." Derselbe Freund, der zuverlässigste Zeuge, den wir über Brentano hören können, äußert nach seinem Tod: „möge Gott ihm den Frieden schenken, den sein unruhiges Gemüth auf Erden nicht finden konnte; nicht in der Poesie, nicht in der Kunst, nicht in der Liebe und Freundschaft und leider selbst nicht in der Religion."

Den Ausgang der Brüder Schlegel zu betrachten, macht keine Freude. Mit Friedrich fand Schelling schon im Jahr 1819 eine wahrhaft entsetzliche Veränderung vorgegangen. Von diesem Menschen, was er auch unternehmen möge, könne nie mehr ohne Wunder etwas Reines kommen. „Fr. Schlegel", erzählt Atterbom, der ihn in demselben Jahr in Wien besuchte, „ist von seinem Fetwa und von seiner eingebildeten Staatsmannschaft wie von einer undurchdringlichen Mauer umgeben. Er spricht theils aus physischer Bequemlichkeit, theils weil er glaubt, daß den Staatsmann immer ein gewisser Nimbus umgeben muß, meist in räthselhaften Mienen, die nur dann und wann ihre Bedeutung in einen Orakelspruch concentriren. Uebrigens trauen ihm die

alten Perrücken, unter denen er Sitz und Stimme zu erlangen strebt, immer noch nicht recht; sie sehn in ihm immer noch den wilden Renommisten aus den Tagen des Athenäums."

In Frankfurt hatte ihn die östreichische Gesandschaft zu nichts anderm gebraucht, als zum Corrector der durch den Bundestag veranlaßten Druckschriften. Nach dem unausbleiblichen Zerwürfniß mit seinem Chef, „diesem alten Simplex", und einem kurzen Aufenthalt in Rom mit dem gleichfalls fehlschlagenden Versuch, eine Bibliothekarstelle am Vatican zu erlangen, war er in Wien auf seine frühere Beschäftigung zurückgekommen, eine Zeitschrift „Die Concordia", herauszugeben, die es indeß wieder nur auf einige Hefte brachte und aus seiner Feder nur den einen durchgehenden Aufsatz: „Die Signatur des Zeitalters" enthielt. Die Signatur des Zeitalters hat der brüderlichen Liebe die Grube gegraben. Als Görres' Buch „Europa und die Revolution" erschien, hatte Friedrich den Verfasser, als den umfassendsten und geistvollsten unter den deutschen Doctrinärs, den Vertheidigern der christlichen Staatstheorie beigezählt, nur lasse er es noch an Klarheit und Festigkeit in den Principien fehlen. Anknüpfend an Burke, Bonald, De Maistre, Ad. Müller und Görres suchte er dann selbst den Begriff des christlichen Staats festzustellen und kommt zu folgendem Ergebniß. Das Christenthum weiß nichts vom Staat, sondern nur von der Obrigkeit, die immer von Gott ist, die gerechte wie die ungerechte; der man Gehorsam schuldig ist, ohne erst ihren legitimen Ursprung an allgemeinen Rechtsbegriffen zu prüfen. Der Papst ist der wachsame Volkstribun der Christenheit zu Gunsten aller Unterdrückten. — Der auf Corporationen beruhende ständisch monarchische Staat ist dem modernen Repräsentativstaat entgegengesetzt. Die Wiederaufnahme jener Staatsform ist die einzige Rettung vor den willkürlichen Ausgeburten der revolutionären Theorie, die mit Vernichtung alles geschichtlich Begründeten den ganzen Körper der bürgerlichen Gesellschaft erst in seine Atome zerschlagen, und diese Atome dann in Masse, bald nach dieser, bald nach jener Richtung in Bewegung setzen.

Die philosophisch-historischen Untersuchungen waren in so vieldeutigen Worten geführt, die Haltung der ganzen Schrift zeigte eine solche Absichtlichkeit und Künstlichkeit, daß das bekannte Wort seines Bruders von einem Vorgehen auf conciliatorischen Filzsohlen ohne Zweifel durch sie eingegeben ist.

A. W. Schlegel, jetzt Freiherr von Schlegel — es hatte sich ein großväterliches Diplom vorgefunden — war nach dem Tode der

Frau von Staël, 14. Juli 1817, nach Deutschland zurückgekehrt und an die neue Universität Bonn berufen, wo er, namentlich durch seine indischen Arbeiten, sein altes Ansehn behauptete. Er wollte sich dies Ansehn nicht schmälern lassen, noch seinen Ruhm bei der Nachwelt dadurch einbüßen, daß er mit seinem Bruder länger identificirt werde. Er faßte den Entschluß, diesem die Gegnerschaft wie ein alter Römer, öffentlich anzukündigen. Die Beschwichtigung der Schwägerin, Henriette Mendelssohn, hielt ihn noch zurück. Als aber einige Jahre später Ecksteins „Katholik" unter den berühmten Convertiten auch ihn anführte, und zugleich Voß ihn anklagte, an einem Geheimbund zur Wiedereinführung des Katholicismus theilgenommen zu haben, legte er ein feierliches Glaubensbekenntniß ab, und sagte sich in harten Worten von den Bestrebungen seines Bruders los. „Ich schätze mich glücklich, in einer evangelischen Gemeinde erzogen worden zu sein, und von meinem Vater den ersten Unterricht in den Lehren des Christenthums empfangen zu haben. Ich bin weit davon entfernt, mich von der Gemeinschaft meines Vaters und so vieler Vorfahren, welche seit mehr als 200 Jahren Prediger des evangelischen Glaubens waren, trennen, sie als verderbliche Irrlehrer verdammen und ihre Gebeine aus der christlichen Begräbnißstätte hinauswerfen zu wollen. Ich betrachte das durch die Reformatoren so heldenmäßig wiedererrungene Recht der eignen freien Prüfung als das Palladium der Menschheit, und die Reformation, dieses große Denkmal des deutschen Ruhms, als eine nothwendige weltgeschichtliche Begebenheit, deren heilsame Wirkungen, durch mehr als hundertjährige Kämpfe nicht zu theuer erkauft, seit drei Jahrhunderten sich als jeder Erweiterung der Erkenntniß, jeder sittlichen und geselligen Verbesserung förderlich bewährt haben. . . Europa ist wenigstens theilweise mündig geworden, und alle Versuche, den mit dem Mark wissenschaftlicher Forschung genährten und zur Männlichkeit herangewachsenen Geist wieder in die verlegenen Windeln einzuschnüren, werden hoffentlich vergeblich sein. Will nun Jemand mir einwenden, daß manche Stellen meiner frühern Schriften mit dieser Erklärung nicht übereinzustimmen scheinen, so bin ich nicht gesonnen, wie jener Römer zu antworten: was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben. Es sollte mir leid thun, wenn mannigfaltige Welterfahrung in einer vielbewegten, ja stürmischen Zeit, wenn anhaltende innre Thätigkeit des Geistes, ernste Betrachtung und Selbstbeobachtung in verschiednen Lebensaltern mich gar nichts gelehrt hätte. Wer also in meinen frühern Schriften hie und da Unreifes,

Uebertriebenes und Einseitiges findet, dem werde ich bereitwillig beitreten."

Den Uebertritt Friedrichs und seinen jüngsten Jesuitismus beurtheilt er mit einem Scharfsinn und einer Bitterkeit, die nichts zu wünschen übrig lassen würden, wenn sie nicht — aus der Feder eines Bruders flössen. „Nehmen wir an, der Uebergetretene habe eine öffentliche Laufbahn, z. B. als Schriftsteller; er setze seine Wirksamkeit in diesem Fache fort und rücke mit dem Eifer eines neuangeworbenen Soldaten für die römische Kirche gegen uns ins Feld. Es könnte gar wohl sein, daß er vermöge seiner frühern, bei uns empfangenen Geistesbildung gewisse Folgerungen dreist ausspräche, welche die verständigsten unter den katholischen Theologen gern in den Schatten stellten; daß er bei allem mitgebrachten Scharfsinn nunmehr alle Freiheit und Unbefangenheit der wissenschaftlichen Forschung eingebüßt habe und einbüßen mußte, um folgerecht zu bleiben. — Das Verfahren dabei ist folgendes: Anfangs tritt man leise mit conciliatorischen Filzsohlen auf; wenn dies ungerügt und vielleicht von arglosen Lesern unbemerkt durchgegangen ist, dann wird man dreister; man holt aus der Rumpelkammer der Zeiten Sätze hervor, die wenigstens an dieser Seite der bewohnten Welt längst abgethan waren; man stellt sie hin, als ob sie sich von selbst verständen, und Niemand etwas dagegen einzuwenden hätte; die wissenschaftlichen Untersuchungen, welche den Zweifel und die Verneinung nothwendig herbeigeführt, verschweigt man als gänzlich ungeschehen, oder man erwähnt sie aus der Ferne als Verirrungen des menschlichen Verstandes, hütet sich aber vor jeder nähern Erörterung."

Das schrieb A. W. Schlegel schon 1828, ein Jahr vor Friedrichs Tod; in derselben Zeit hörte Tieck in Dresden Friedrichs Gerede mit Schrecken; fast gespenstisch kam er ihm vor. Dem reinsten Aberglauben war er verfallen. Einmal kündigte er die Nähe des jüngsten Tages an, dann würden sich die Gestirne gegen einander bewegen und die Gestalt des Crucifixes bilden. Auslegungen der Apokalypse waren ihm das Höchste. Er sprach, als werde er binnen kurzem Wunder thun, Todte wecken und Berge versetzen. Besonders suchte er die Weiber zu gewinnen; einmal sagte er zu einer widersprechenden Frau: „Hätte Maria dem heiligen Geist so widerstehen wollen, so wäre Christus nicht geboren!!" — Nach seinem Tod (10. Jan. 1829) mußte Dorothea selbst gestehn: „Friedrichs Werke sind nur Bruchstücke; wie vielmehr sein ganzes Leben! Es liegt darin viel Schwankendes und Unfertiges, es sind mehr Ahnungen und Träume."

Tiecks Familie war seit dem römischen Aufenthalt katholisch. Seine Tochter Dorothea, ein schönes Mädchen, die unter seiner Leitung und mit des Grafen Baudissin Hülfe den Shakespeare übersetzte, wollte im 18. Jahr Nonne werden — „Mir", schreibt ein Besucher in Dresden, „scheint dies eine verdiente Strafe für Tieck, der während seiner ganzen Schriftstellerlaufbahn mit dem Katholicismus gespielt hat wie mit einer Tonart der Poesie, daß nun der Dämon der Römischen Kirche schließlich allen Ernstes in sein eignes Haus dringt". — In einer spätern Novelle warnt Tieck einen Künstler, der in Begriff ist, katholisch zu werden, nicht gleich Don Quixote die ideale Welt in der wirklichen zu suchen. Blind überzeugt, die entzückende Fabelwelt müsse auch in der Erscheinung sein, verfällt das Gefühl dem Eigensinn der Consequenz, und „spinnt aus dem Wahren eine Fabel heraus, die dann oft mit den Wahngeburten der Irrenhäusler in ziemlich naher Verbindung steht". — Nun klingt das sehr aufgeklärt und der Dichter kann nach Herzenslust im Gebiet der Poesie seiner Einbildungskraft die Zügel schießen lassen, ohne fürchten zu müssen, mit der Bildung seiner Zeit in Conflict zu kommen. Aber das Princip ist falsch, ja die Grundlüge der Romantik. Die poetischen Ideale und die sittlichen Ideale der Wirklichkeit dürfen nicht von einander getrennt werden.

Tieck hatte die Religion vom Standpunkt der Poesie vertheidigt, aber wo sie aus der Poesie heraustreten und sich im Leben geltend machen, ja wohl gar die ironische Freiheit des Dichters beeinträchtigen wollte, ließ er sie nicht gelten. Die auf Speculation, Phantasie und Mystik gegründete Kunstreligion der Romantiker sollte das Lebensgefühl kräftigen, der moderne Pietismus wollte die Lebenslust ertödten. „Ich war schon ziemlich ein Christ", schreibt in jenen Tagen Rückert, „und wäre es noch mehr geworden: doch mir verleidet ist auf einmal der ganze Orden. Ihr machtet es mir zu toll mit eurem christlichen Leide; mein Herz ist noch freudenvoll, darum bin ich ein Heide. Bricht einst mein Lebensmuth, dann könnt ihr vielleicht mich erwerben, denn eure Lehr' ist gut zu nichts auf der Welt als zum Sterben." Dieser Stimmung gehört Tiecks Novelle, die Verlobung, an (1822). Der frömmelnden Werkheiligkeit gegenüber rechtfertigte er die Freude am Leben selbst im epikureischen Sinn. Gerade damals hatten die Pietisten den Freunden der Poesie großes Aergerniß gegeben. Gleichzeitig mit den echten „Wanderjahren" erschienen falsche, die unter dem Schein, die „Lehrjahre" fortzusetzen, nachzuweisen suchten, ein wie gefährlicher, sittenverderblicher Egoismus sich hinter der Schönseligkeit und der freien heid-

nischen Kunst jenes Buchs verstecke. Der Standpunkt war nicht gerade der pietistische, sondern mehr der alte der Gellert'schen Moral, wenn auch ein wenig mit moderner Frömmigkeit gefärbt. Das Buch war bösartig im höchsten Grad, seine Ansichten engherzig: manche Vorwürfe freilich trafen ins Schwarze. Verfasser war Pastor Pustkuchen bei Lemgo. Lebhaft trat Varnhagen für den Dichter in die Schranken.

Tiecks erste Novellen (neben der „Verlobung", „die Gemälde") erregten im Kreise seiner Verehrer ein nicht geringes Staunen. Der Dichter der Genoveva verspottete die Mystik, der Dichter des Sternbald die deutschthümlichen Maler und die Kunstenthusiasten überhaupt; er trat für die gründliche Gelehrsamkeit gegen den nach allen Seiten regsamen Dilettantismus in die Schranken. Seine frühern scherzhaften Novellen in den „Straußfedern" waren dem Publicum entweder ganz unbekannt geblieben oder vergessen, sonst hätte es wohl gemerkt, daß er der Alte war. — Zergliedert man die Novellen, so findet man dasselbe feine Gift, welches in der frühern Romantik zersetzend auf alle wirklichen Gestalten des Lebens einwirkte. Aber im Gegensatz gegen die Märchenwelt der ältern Periode spielt auf ihrer Oberfläche der Schein des modernsten Lebens. Es zeigt sich in ihrer Physiognomie jene krankhafte Bläße, die aus raffinirter Cultur, verfrüht und übersteigert im Lebensgenuß, und voreiliger Verarbeitung aller Illusionen hervorgeht; aber diese Bläße hat etwas Interessantes, und wie die Frauen zuweilen die krankhafte Farbe, die abgespannten Züge eines Blasirten nicht ohne Gefahr für ihr Herz anschauen, so lag in diesen feinen, obgleich kraftlosen Gebilden ein geheimer Reiz für die überspannten Nerven der Zeit. Die moderne Gesellschaft zu schildern, war Tieck ungewöhnlich befähigt. Er gehörte mehr, als es sonst dem deutschen Dichter gelingt, der großen Welt an, er hatte ein scharfes Auge für die kleinen Schwächen der Menschen und eine feine Empfänglichkeit für die verschiedenen Formen des Lebens. In diesem Sinn, daß sie den romantischen Geist allmälig in das Bett des modernen Lebens überleiteten, wird man die Wichtigkeit der Novellen nicht leicht verkennen, wie gering man auch ihren Kunstwerth anschlägt.

Tieck hatte sich neben den leichtsinnigen kleinen Capriccios drei große Aufgaben gesteckt: das Werk über Shakespeare, das endlich in ein paar Novellen zusammenschrumpfte; den „Aufruhr in den Cevennen", von dem 1822 schon fast alles das fertig war, was wir jetzt kennen, und den „jungen Tischlermeister". Der letztere Roman, der seine ganze Lebensanschauung enthalten sollte, war vor 26 Jahren begonnen und

wurde erst nach 14 Jahren fertig: er hat also drei Umwandlungsperioden durchgemacht, und man merkt ihm das an. Vieles Einzelne gehört in die Periode der „Lehrjahre", z. B. die Versuche der Inscenirung Shakespearescher und Goethescher Schauspiele. Dann spielen die „Wanderjahre" eine Rolle, namentlich in der symbolischen Verherrlichung des Handwerks. Allein es ist ihm kein rechter Ernst. Die gute Gesellschaft, die sich über Kunst und Literatur unterhält, schwebt ihm doch immer als Ideal vor, und seine Handwerker sind Masken, hinter denen sich der feingebildete Dilettant versteckt. Sein Tischlermeister Leonhard hat studirt; er liest die griechischen Schriftsteller wie deutsch; er hat die feinsten Urtheile über Kunst und Literatur; er betreibt das Handwerk als grand seigneur, und findet keinen Anstand, sich in die adelige Gesellschaft als Professor der Architektur einführen zu lassen. Bei diesem lügenhaften Wesen wird nicht nur der Zweck, die Hervorhebung der interessanten Seiten des bürgerlichen Lebens, verfehlt, sondern es wird auch in die sittlichen Verhältnisse jener Geist der Lüge übertragen, der unser ganzes Leben unterhöhlt hat. Leonhard hat eine vortreffliche Frau; aber auf dem adeligen Schloß, das er als zweiter Wilhelm Meister besucht, verliebt er sich sofort in eine vornehme Philine, und nachdem er endlich mit dieser gebrochen, sucht er eine ehemalige Geliebte auf, mit der er mehrere Monate, bis an ihren Tod, zusammenlebt; nachher kehrt er wieder zu seiner Frau zurück, und es fällt Niemand ein, an seinem Betragen Anstoß zu nehmen, dem Dichter am wenigsten. Die Excurse sind von nicht geringem Werth, namentlich verdient die Auseinandersetzung von den Vorzügen geschlossener Standschaft Beachtung, wenn auch eine gewisse Ironie darin liegt, daß sie von einem alten Lakaien ausgeht, der in seinen Mußestunden den Gentleman vorstellt. Und da Tiecks Gesammtthätigkeit darauf auszugehn schien, allen Ernst, alle Ehrbarkeit und allen Enthusiasmus lächerlich zu machen, so möge hier zum Schluß der sehr beherzigenswerthe Ausspruch des würdigen Domestiken seinen Platz finden: „Ueberhaupt, Herr Leonhard, es müssen andre Zeiten kommen; die Welt hat sich abgenützt; sind Sie nicht auch der Meinung? Der Malvolio wird gehänselt und abgehetzt; aber der Narr, so viel hübsche Einfälle er auch hat, wird doch hoffentlich auch nicht zur Regierung kommen?" —

Auch auf Tieck hatte man in München ein Auge geworfen: man bot ihm eine Professur für neuere Literatur mit 2500 Gulden Gehalt. Tieck lehnte ab, er war in Dresden heimisch geworden. Dazu hatte er ein Amt, er war Dramaturg der Hofbühne mit dem Titel eines Hof-

raths. Eine Reihe enthusiastischer Anhänger hatte sich um ihn geschaart, v. Malsburg, der seit 1817 den Calderon übersetzte; Graf Löben, Graf Kalkreuth, W. von Schütz, Helmine von Chézy. Diese ganze Atmosphäre war von Calderon, Minne, Lilien und Ritterthum geschwängert. Sehr nahe trat ihm der Componist des Freischütz, C. M. von Weber. Mit den ledernen Schriftstellern der Abendzeitung: Böttiger, Tiedge, F. Schulz, G. Schilling, Fr. Kind, Theodor Hell stand Tieck sich leidlich, schon wegen der geschätzten Theaterkritiken, die er seit 1823 für das Blatt schrieb; öfters erhielt er Besuche: Raumer, Hegel, W. Müller, L. Robert, Jean Paul (1822). Dresdens Corinna war Fräulein Therese von Winkel: sie verstand alle möglichen Sprachen, war in den Künsten bewandert, spielte die Harfe. Ihr Haus war Sammelplatz der ersten internationalen Gesellschaft.

Auf einer Rundreise, die Tieck 1825 in Begleitung seines Chefs zur Durchmusterung der deutschen Bühnen machte, wurde er überall als berühmter Dichter gefeiert. Nach seiner Rückkehr stellte er seine Bemerkungen über den Verfall der deutschen Kunst zusammen. Als schuldig an diesem Verfall bezeichnete er ebenso die Romantiker wie die Classiker, die Spanier wie die Griechen. Die Nachahmung des Auslands habe unserm Theater die volksthümliche Basis entzogen, ohne die es nicht bestehn könne, die Schule Schillers habe in der Declamation das dramatische Leben erstickt, die Begeisterung für Calderon der Poesie das Mark, d. h. die Wahrheit entzogen. Zuletzt sei alles in äußern Prunk, in Aufzüge und Decoration untergegangen. Die Schilderung ist treffend, der Spott gegen die modernsten Romantiker trifft überall ins Schwarze; wie sehr er selbst mitschuldig war, hatte Tieck vergessen. Mit schöner Wärme empfahl er Heinrich v. Kleist.

In der That hatte die Bühne den alten Einfluß auf die deutsche Bildung eingebüßt. Goethes Interesse für das Theater hatte schon längere Zeit aufgehört. Als auf Befehl der Frau v. Heigendorf der Hund des Aubry über die Bretter ging, riß seine Geduld und er legte 12. April 1817 die Theaterintendanz nieder. Sie hatte ihn innerlich nie beschäftigt. Seine letzten Bemühungen hatten Müllners Schuld und Kotzebues Schutzgeist gegolten, worin der alte Sünder der Mystik seinen Tribut abtrug. An wohlmeinenden Versuchen fehlte es nicht, wohl aber an schöpferischer Kraft. Die Schicksalstragödie hatte in Müllner („Der 29. Februar", „Die Schuld", 1813) ihren geschicktesten, in Houwald („Das Bild", „Der Leuchtthurm", 1821) den schwäch-

lichsten Vertreter; die Weise Calderons in Zedlitz („Turturell“, 1819, „Zwei Nächte in Valladolid“, 1825) ihren ganz mechanischen Nachahmer, Tiecks eigne Romantik in Immermann („Periander“, 1823, „Cardenio und Celinde“, 1826) und Grabbe verwilderte Apostel, die im Willkürlichen, Abnormen und Abscheulichen stehen blieben, weil sie das Tragische nicht finden konnten. Titus Andronikus schien ihr Vorbild. „Die Poeten“, sagt Goethe zu Eckermann, „schreiben alle, als wären sie krank und die Welt ein Lazareth; die echte Poesie soll den Menschen mit Muth ausrüsten, den Kampf des Lebens zu bestehn“. Der talentvollste dieser Dichter, Grillparzer in Wien, hatte nach seinem ersten Versuch, die Ahnfrau, die dem Inhalt nach zu den tollsten Ausgeburten der Schicksalstragödie gehört, sich der gräcisirenden Richtung hingegeben; er schildert in Sappho (1818), Medea (1821), Hero (1830) stolze Weiber, die daran untergehn, daß die Höhe ihres Gemüths mit den Voraussetzungen der Weiblichkeit in Widerspruch steht; etwas Corinna, etwas Penthesilea. Sophie Schröder brachte diese Dramen durch ganz Deutschland zur Geltung. Die Sprache ist edel und gedankenreich, man athmet dichterische Luft; eine so reine poetische Erscheinung ist durchaus hoch zu halten, und außer den Dramen unsres H. von Kleist, der ihn freilich an belebendem, dramatischem Zug weit überragt, dürften seine Leistungen doch die einzig nennenswerthen unsres Theaters unter den Einflüssen der Romantik sein.

Mit ganz andrer Wucht nahm sich die Oper des Uebernatürlichen an; in der Tonmalerei ausgezeichneter Meister wurde auch das Unmögliche glaubhaft. Mehr und mehr wich der natürliche Ausdruck des Gefühls dem Bestreben, die Nerven zu irritiren, und wie überall, wo man den Boden der menschlichen Seele verläßt, ging der Spiritualismus zuletzt in Materialismus über. Die menschliche Seele hat ihre Tiefen und Abgründe, die der Musik die reichste Entfaltung in allen Nuancen des Schreckens, des Grauens, der Wuth und des Entzückens verstatten; sie bedarf der Gespenster und Kobolde nicht. Wer hat nicht mit Entzücken Webers prachtvollen Melodien gelauscht: aber wo bleibt in dem Lärm der Wolfschlucht, in den zierlichen Rhythmen der Preciosa und des Oberon die Tiefe, die Mozart und Beethoven uns aufgeschlossen! Die musikalische Romantik ging, wie ihre Vorbilder, ganz ins Aeußerliche. Aber gegen die Reihe: „Preciosa“, „Freischütz“, 1821, „Euryanthe“, 1822, „Jessonda“, 1823, „Oberon“, 1826, konnte das recitirende Drama nicht aufkommen. Weber starb 5. Juni 1826; sein Schüler Marschner, durch ihn in Dresden eingeführt, brachte end-

lich das schmutzigste aller Gespenster, den Vampyr, vor dem selbst die Teufel Ekel empfinden, auf die Bretter, und ließ ihn jene bestialische Arie abheulen, in der er seine Sehnsucht nach frischem Menschenfleisch ausspricht.

Die Kritik war damals sehr in ihrer Kindheit; dagegen fehlte es nicht an aristophanischen Spottgedichten. 1826 schrieb Platen „Die verhängnißvolle Gabel" gegen die Schicksalstragödie, gleich darauf den „Romantischen Oedipus" gegen Immermann; eigentlich ist in beiden nur der Einfall und die Versification zu loben, und Platen, der in seinen eignen Versuchen in den Zauberkreis der Tieckschen Waldeinsamkeit und des halb phantastischen, halb altklugen Märchendramas gebannt blieb, hatte keinen Grund, gegen seine Gesellen strenge zu sein. Auch war es nicht die Satire, welche die Umkehr herbeiführte, sondern die veränderte Richtung der allgemeinen Bildung. Geschichte wurde das Interesse des Tages, die Poesie mußte sich fügen. Der Geister und Ahnungen müde, suchte man den Idealismus in dem großen Zusammenhang der Weltbegebenheiten; man kehrte wieder zu Schiller zurück. Einen willkommenen Stoff boten Raumers „Hohenstaufen"; die Rhetorik konnte hier im Eifer gegen das Papstthum, gegen die französischen Intriguanten und die welsche Hinterlist sich laut und vornehmlich aussprechen und war gewiß, den Beifall der Menge zu gewinnen, und an lyrischer Theilnahme für das traurige Geschick des schönen Enzius, des Manfred und Conradin fehlte es auch nicht. Die meisten dieser Poeten begnügten sich, Fiesko, Verrina und Andreas Doria, Max Piccolomini, Thekla und die Jungfrau von Orleans in neuen Masken aufzuführen, den Helden Reflexionen über die Größe des werdenden Jahrhunderts in den Mund zu legen, oder sie kurzweg den Heldentod für die Freiheit sterben zu lassen. Bei einer reiferen Bildung ohne schöpferische Kraft wurde es fast noch schlimmer: man hatte über die Motive aller Thaten und ihre Bedeutung für die Geschichte der Menschheit reflectirt und war geneigt, dies Nachdenken aus der eignen Seele in die Seele der handelnden Personen zu verlegen, sie über sich selbst und ihre Stellung in der Weltgeschichte sich aussprechen zu lassen. Wer recht geistreich sein wollte, nahm sich in Schlegels Sinn der Männer an, welche die Geschichte wegen ihrer Grausamkeit gebrandmarkt hatte, und suchte nachzuweisen, wie vollberechtigt diese Härte im Gegensatz zu ihrer Zeit gewesen war. Es ist viel Geist und Gemüth in den dramatischen Versuchen jener Zeit, aber wenig schöpferische Kraft, es ist alles gedacht, nichts angeschaut. In die Jahre 1825—1829 fallen Grillparzers

„König Ottokar“ und „Ein treuer Diener seines Herrn“, Fouqués „Don Carlos“, Immermanns „Kaiser Friedrich II.“ und „Andreas Hofer“, Fr. v. Uechtritz „Alexander und Darius“, Eichendorffs „Ezzelin“ und „Heinrich von Plauen“, endlich (1830—1837) Grabbes und Raupachs Hohenstaufencyklus. Wenn man heute die vergessenen Stücke vornimmt, wundert man sich zuweilen über die Bildung, die darin herrscht, und freut sich über den gewaltigen Fortschritt gegen die Verkehrtheit der Schicksalstragödie; aber hält man sie neben Schiller, so versteht man, warum sie nicht wirken konnten. Schiller hatte die poetische Kraft, für die Begebenheiten selbst Interesse zu erregen, die Spätern suchten das Interesse in dem geschichtsphilosophischen Bewußtsein über deren tiefern Sinn. In dieselben Jahre fällt die Abwendung der großen Oper von den phantastischen Stoffen zu den historischen: Aubers „Stumme von Portici“ und Rossinis „Tell“.

Bedeutender machte sich der Einfluß der Geschichte im Roman geltend.

Als Jean Paul, der Meister des alten sentimentalen psychologischen Romans, 14. Nov. 1825, 62 Jahr alt gestorben war, hielt ihm Börne eine Denkrede. „Eine Krone ist gefallen von dem Haupt eines Königs! ein Schwert ist gebrochen in der Hand eines Feldherrn! ein hoher Priester ist gestorben! Eine Zeit wird kommen, da werden alle ihn beweinen, er aber steht geduldig an der Pforte des 20. Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkommt. Für die Freiheit des Denkens kämpfte er mit andern, im Kampf für die Freiheit des Fühlens stand er allein. Vom Himmel ist er gekommen, auf der Erde hat er gewohnt, unser Herz ist sein Grab.“ — Als der spätere wilde Demokrat, der mehr schöne Seele war, als man ihm gewöhnlich ansieht, in diese lyrischen Ergüsse ausbrach, war Jean Paul aus dem Gedächtniß der Menge schon sehr geschwunden. Man war des Lächelns durch Thränen, der stofflosen Gefühlsschwärmerei müde und sehnte sich nach Thatsachen. Nur feiner gestimmte Seelen weideten sich an den Novellen von Tieck und Schefer, die Menge las ihren W. Scott und Cooper in schlechten Uebersetzungen. Wenn so der Roman im Stande war, die wilden Clans der schottischen Hochlande und die Rothhäute von Canada dem deutschen Leser gefällig zu machen, warum sollte man es nicht mit der eignen Geschichte versuchen? Zudem war es für unsern Patriotismus nöthig; wir haben ein lebhaftes Nationalbewußtsein, aber wenig historische Tradition, weil unsre Geschichte sich provinciell zersplittert hat. Bei uns hat fast jeder Landstrich eine Zeit, wo er mit

der allgemeinen Geschichte in Berührung kam und den Inhalt seines individuellen Geistes der Nation übertrug. Im Mittelalter ist zwar viel allgemein historisches Interesse, aber es fehlt die individuelle Färbung. Im 14. und 15. Jahrhundert haben wir Färbung und Material für die Detailzeichnung im Ueberfluß, aber keine Mittel, die Geschichte zu concentriren. Die Reformation ist eine der günstigsten Perioden, denn in ihr wurden alle Theile unsers Vaterlands aufgerüttelt und in Bewegung gesetzt, und sie bietet, wenn nicht einen localen, doch einen geistigen Mittelpunkt. Aus dem dreißigjährigen Kriege, den französischen Raubkriegen, dem siebenjährigen und dem Befreiungskriege schlummert noch eine Fülle von Erinnerungen im Volk, die durch ein lebendiges Gemälde wieder erweckt werden kann. Wir haben treffliche Vorarbeiten; der Stoff ist durch Gelehrte und Ungelehrte in Märchen, Sagen, Liedern und Gedichten, Kupferstichen und Holzschnitten so reichlich aufgespeichert, daß es an Hülfsmitteln, ein beliebiges Zeitalter bis zur Anschaulichkeit zu detailliren, nicht mangelt. Auch an Talenten fehlte es nicht. Aber es hat ihnen nicht gelingen wollen, in einem größern Werk irgend eine Periode der deutschen Geschichte künstlerisch wiederzugeben. Das Glück, welches die Tromlitz und van der Velde eine Zeit lang bei der Lesewelt gemacht, ist begreiflich; sie sind im Stande, eine zusammenhängende Geschichte zu erzählen, man bewegt sich vorwärts und bleibt in einer gewissen Spannung. Die Seltenheit dieses Talents ist auch ein Symptom von der mangelnden Disciplin in unsrer Bildung, die uns in der Poesie wie in der Politik so unendlich zurückgebracht hat. Ein fernerer Grund ist die durch die Romantiker hervorgerufene und gepflegte Neigung, sich in Empfindungen zu bewegen, die der Natur widersprechen. Wenn man die energischen Charaktere der frühern Zeit auf gleiche Weise subtilisirt, wie die schönen Seelen unsrer Salons, so geht daraus die vollendete Unnatur hervor. Die Romantiker sahen in den verschiedenen Zeitaltern eben nur die Wunderlichkeiten, die aller Analyse widerstanden, das Märchenhafte, das Excentrische; und diesen Mondscheinphantasien zu Liebe verwischten sie alle bestimmte Zeichnung, aus der ein wirkliches Verständniß des Zeitalters hätte hervorgehen können.

In allen historischen Novellen geht Tiecks Bestreben dahin, Züge aufzufinden, die ein psychisches oder culturhistorisches Problem enthalten, die nicht aus sich heraus begriffen werden können, nicht aus der menschlichen Natur im Allgemeinen, sondern nur aus ganz eigenthümlichen Voraussetzungen der Bildung. Aber es gelingt ihm nicht, diese Voraussetzungen zu charakterisiren. Er führt in den Gesprächen und Reden

seiner Personen Gedankenverbindungen, Stimmungen, Schattirungen der Empfindung, Reflexionen und Ideale ein, die nicht nur mit der wirklichen Bildung des Zeitalters in schreiendem Widerspruch stehen, sondern die auch die Handlung, welche neben jenen Gesprächen hergeht, unmöglich machen. Mit einem Wort: die Ritter des 13., die Höflinge des 15., die Dichter des 16. und die Fanatiker des 18. Jahrhunderts empfinden, denken und reden genau auf dieselbe Weise, wie die feingebildete Theegesellschaft im Phantasus empfindet, denkt und redet. In dieser Disharmonie des Denkens liegt zugleich der Schlüssel für die falschen Motive der Handlungen. Tieck beobachtet zuweilen sehr fein, insofern er für excentrische Züge und für kleine Schwächen der menschlichen Natur ein scharfes Auge hat; aber er ist zu subjectiv in seiner Beobachtung; er giebt sich nicht unbefangen den Gegenständen hin, er sieht sie durch das Medium eines poetischen Aethers, der Farbe und Umrisse doch sehr wesentlich verändert.

Gleichzeitig (1826) erschien der (unvollendete) „Aufruhr in den Cevennen" und „Dichterleben". Im ersten ist der Fanatismus in seiner Massenwirkung nicht schlecht geschildert, aber die Seelenbewegung des Helden (Edmund) ist ganz undeutlich — man wird sehr an L. Schefer erinnert. Und wie blaß und schattenmäßig sehn die Führer der Camisarden aus, namentlich Cavalier, wenn man sie mit der kräftigen Farbe in W. Scotts Old Mortality vergleicht, gegen den sich Tieck sehr zur Unzeit das Ansehn der Superiorität zu geben sucht. Das „Dichterleben" sollte das Publicum für das größere gelehrte Werk über Shakespeare entschädigen, das Tieck lange verheißen hatte und nie zu Stande brachte: er versuchte, im Geist Shakespeares zu denken und zu reden, es ist ihm nicht gelungen. Der Versuch ist von jüngern Dichtern mehrfach wiederholt, in der Regel ohne allen Erfolg.

Das Jahr 1826 war höchst fruchtbar für den historischen Roman. Steffens schrieb die „Familien Walseth und Leith", ein etwas verwirrtes aber höchst geistvolles Bild von der Nachtseite des 18. Jahrhunderts mit prachtvollen Naturschilderungen; Zschokke, seit 31 Jahren in der Schweiz, die Bilder aus den Heldenkämpfen der Eidgenossen im 15. Jahrhundert, „Addrich im Moos" und „Der Freihof von Aarau"; Hauff aus Stuttgart, der bisher Capriccios und Erzählungen im Stil Hoffmann's geliefert, „Lichtenstein", den Kampf des schwäbischen Bundes gegen Ulrich von Würtemberg in der Reformationszeit; leider starb er schon im folgenden Jahr, kaum 25 Jahr alt. Bei beiden Dichtern ist W. Scott Vorbild und Muster; ebenso bei Spindlers erstem Roman

„Der Bastard"; im nächsten Jahr folgte „Der Jude". Spindler, aus Breslau, besitzt ein sehr starkes, realistisches Talent, seine zahlreichen spätern Romane sind voll von wirklichen Anschauungen; nur ist seine Bildung gering, und es fehlt ihm das Talent, die Ereignisse zu gruppiren, sie drängen sich in fieberhafter Eile so hart aneinander, daß eines den Eindruck des andern beeinträchtigt. Die Portraits sind deutlich, oft kühn, aber meist häßlich, ans Verzerrte grenzend; auch hat seine leichtsinnige Arbeit ihm sehr geschadet. W. Alexis hatte sein rechtes Talent noch nicht erkannt; er ließ sich darauf ein, W. Scott persifliren zu wollen, bei dem er später für die märkische Geschichte eine gute Schule durchmachte.

Tieck schrieb an historischen Novellen noch den „Hexensabbat", den „griechischen Kaiser", „Camoens", und im 65. Jahr „Vittoria Accorombona". In dieser Novelle hat der Dichter seinen alten Neigungen freien Zügel gelassen. Wir leben im Lande der Märchen und Charaden, die wahnsinnigsten Bösewichter treten einer nach dem andern auf, begehn eine Reihe von Scheußlichkeiten und verschwinden; der Dichter hat nicht einmal den Versuch gemacht, sie psychologisch zu erklären, im Gegentheil, er identificirt sich mit ihnen, er findet ihre Handlungsweise ganz natürlich, er hält sie für edle und würdige Männer. Und diese launenhafte Unbestimmtheit des Gewissens, diese Unfreiheit der Empfindung und des Urtheils gegen die eignen Einfälle ist in Tiecks Dichtungen der durchgehende Grundzug. Tieck erreichte ein hohes Alter und in Deutschland die Geltung eines classischen Dichters. In den Augen der exklusiven Cirkel nahm er die Stellung Goethes ein; ins eigentliche Volk ist er wenig gedrungen. Die jungdeutsche Poesie ist vorzugsweise durch ihn gebildet, der dem Anschein nach ihr erbittertster Feind war.

6.

Die Anfänge einer nationalen Geschichtschreibung und Hegels Kathederwirksamkeit 1821—1831.

1821—1831.

Für den aufmerksamen Beobachter gab es Anzeichen genug, daß in der deutschen Bildung ein entscheidender Wendepunkt sich vorbereite, wie unmerklich auch die Uebergänge sein mochten. Vor 24 Jahren hatte Fr. Schlegel als die beiden Formen der echten Poesie die Mythologie und den Roman bezeichnet; einer gleichzeitigen Wahrnehmung, daß die

moderne Poesie auf Geschichte beruhe, gab er in seiner durch Stimmung gefärbten Deduction keinen Spielraum. Jetzt kam die Zeit, wo die Geschichte sich wirklich der Kunst bemächtigte. Wohl hatten auch die frühern Artisten Werth darauf gelegt, aber nur in dem Sinn, den Schiller ganz offen aussprach: sie betrachteten die Geschichte als ein Magazin für dramatische Motive, die den Poeten die Erfindung erleichterten; im Uebrigen müsse sie sich gefallen lassen, zu welcher höheren Form er sie verklären wolle.

Ein Volk ohne Geschichte oder das seine Geschichte vergessen hat, das sich seiner Eigenthümlichkeit schämt und im Streben nach allgemeiner Bildung den eignen Boden aufgiebt, kann nicht wohl anders empfinden. Die deutsche Literatur seit Klopstock und Winckelmann litt an der Armuth eignen substanziellen Lebens; sie arbeitete sich wohl die Idee eines Vaterlandes aus, aber nur eines Vaterlandes für alle deutsche Individuen; ein gemeinsames Leben, ein gemeinsames Gewissen, eine ineinandergreifende zweckvolle Thätigkeit war nicht vorhanden. Durch die Freiheitskriege kam substanzieller Gehalt in die Nation, sie wußte nun, was sie zu hoffen und zu glauben habe, und die Geschichtschreibung beeilte sich, dem neuerworbenen gemeinsamen Gewissen den sachlichen Ausdruck zu geben, es aus seiner Schüchternheit und Befangenheit zu erlösen und ihm das Gefühl der Berechtigung einzuflößen. Früher hatten die deutschen Geschichtschreiber dem Weltlauf nur zugesehn, jetzt erfüllten sie sich mit den Empfindungen, Interessen, Vorurtheilen ihres Volks, sie wurden die Träger seines Stolzes und seiner Größe.

Wie immer, wenn ein Drang ins Große treibt, fanden sich auch die nothwendigen Vorbereitungen. Durch die Sammlung der Quellenschriftsteller kam Stoff und Methode in die deutsche Geschichte. Die historische Schule gab den Schlüssel für das Verständniß sittlicher und rechtlicher Zustände. Die Romantik riß den Gelehrten aus dem engen Kreise kleinbürgerlicher Gewohnheiten, die seinem Blick die Freiheit nahmen, und stellte ihn auf eine Höhe, von wo aus sich ihm eine Perspective in die Ferne öffnete, daß er starke Farben und Linien zu unterscheiden vermochte. So war die Technik vorgebildet und die Phantasie erweitert. Es kam darauf an, daß man den Muth faßte, die vorbereitete Bahn wirklich zu betreten.

Freilich schien die Schwüle der Restaurationszeit für das Gedeihen der neuen Wissenschaft und Kunst nicht günstig. Es war nicht blos der Druck, der schwer genug auf dem Nacken des Volks lastete, es war hauptsächlich das bittre Gefühl der Kleinlichkeit aller Verhältnisse, und

das ebenso bittre Gefühl, daß man selber nichts thun könne, um ihnen abzuhelfen, das ein allgemeines dumpfes Mißvergnügen erregte, und der Verdruß ist nur in ganz besonders gearteten Zeiten im Stande, sich zu einem historischen Zorn und damit zu einer lebendigen Darstellung zu erheben.

1823 gab Niebuhr seinen römischen Posten auf und trat eine Professur in Bonn an; er kehrte aus Italien noch hypochondrischer zurück, als er hingegangen war. „Der Ausdruck von Gram und Trübsinn in Ihrem Schreiben", schreibt ihm Freiherr v. Stein 29. Febr. 1824, „betrübt mich: ein Mann von Ihren Geisteskräften, Ihrer Gelehrsamkeit, Ihrem edlen Charakter!" — „Mir fehlt", antwortet Niebuhr, „das unabhängige Gemüth, das sich gleich gesund fühlt in reiner Luft und mitten in Epidemien. Ew. Excellenz sind einem eigenthümlichen Leiden des Mittelstands nicht ausgesetzt, der Tyrannei der Mittelmäßigkeit! Von dieser Noth war ich los, so lange wir in Rom lebten; und es war ein schweres Opfer, einen Stand aufzugeben, der mich aus dieser vermaledeiten Gleichheit heraussetzte! Nun bin ich nichts weiter als ein Gelehrter und Schriftsteller. Soweit mag der Aerger etwas Egoistisches haben, aber nicht egoistisch ist der Mißmuth über den Geist der Auflösung und Verneinung, der durchaus nichts will, sondern nur nicht will." — Daß diese Klagen einigen Grund haben, gesteht der Freiherr zu. „Das Streben der Einen nach phantastischer Freiheit, die Bemühungen der Andern, den menschlichen Geist zu lähmen; die Auflösung Deutschlands in zwanzig kleine Fragmente, die durch ein Spinngewebe verbunden sind: das alles betrübt jeden Redlichen."

Das preußische Königthum hätte das Mittel in Händen gehabt, dem Nationalgefühl zu einem kräftigen Ausdruck zu verhelfen, wenn es die verheißenen Reichsstände einberufen hätte. Statt dessen entschloß man sich aus Scheu vor der Revolution 1823 unter der Leitung des Kronprinzen zu Provinzialständen. „Diese sind zwar nützlich", schreibt Freiherr von Stein an Niebuhr, „aber sie können die Reichsstände nicht ersetzen, sie sind zu ohnmächtig, dem Mißbrauch der obersten Gewalt Grenzen zu setzen, sie lassen sich leicht lähmen, einschüchtern, selbst mißbrauchen; ihr Gesichtskreis ist zu beschränkt, zu einseitig, um das Interesse der großen Gesellschaft zu beurtheilen, ihr Wirkungskreis zu kleinlich, um im Volk die großen edlern Gefühle der Vaterlandsliebe, der Selbstaufopferung zu erwecken, um die Geisteskräfte in ihrem vollen Umfange zu entwickeln."

Es irrte ihn jedoch nicht in seinem Glauben an Preußens Zukunft.

„Was das Preußenthum betrifft“, schreibt er an Gagern, „so finde ich hier zehn Millionen Menschen, die eine politische, intellectuelle Geschichte und Selbständigkeit haben, denen die Vorsehung im 17. und 18. Jahrhundert drei große Regenten gab, durch die eine große Gegenwart, und der Grund zu einer vielleicht größern Zukunft gelegt wurde. Hiedurch bildete und erhielt sich im Volk selbst während der napoleonischen Herrschaft eine Kraft, ein innerer Unwille, während die kleinen Mächte in Deutschland und insbesondere ihr Militär sich in dieser Nichtswürdigkeit gefielen und für ihre Aufrechthaltung behaglich fochten. Auch jetzt finde ich in der preußischen Verwaltung trotz großer Mißgriffe ein Fortschreiten in geistiger und militärischer Hinsicht.“

In diese Gährungen wechselnder Stimmungen fällt der Anfang zweier Werke, in denen die Geschichtschreibung zum ersten Mal als Macht in die Literatur eintrat. Raumers „Geschichte der Hohenstaufen“ und Schlossers „Geschichte des 18. Jahrhunderts“. Schlosser bekleidete, als Nachfolger Wilkens, seit sechs Jahren eine Professur in Heidelberg. Fr. v. Raumer eröffnete 23. Oct. 1819 in Berlin seine historischen Vorlesungen. Als gemäßigter Liberaler spielte er in der Hauptstadt eine Rolle. „Es ist das Hauptbestreben aller meiner Vorlesungen“, hatte er aus Breslau, wo er vorher eine Professur bekleidete, geschrieben, „die unseligen revolutionären Grundsätze, die sich Oben und Unten in tausend verschiedenen Gestaltungen fast in allen Ländern Europas blicken lassen, und unendlich reizender, geistreicher, natürlicher erscheinen, als das alte Hauskleid bürgerlicher Ruhe und Zufriedenheit, jene Grundsätze zu bekämpfen und durch alle denkbaren Gründe des Verstandes und geschichtliche Beispiele zu widerlegen. Die unselige Besserungswuth, welche sich ganz anders herausputzen kann als die bornirte Neigung, alles beim Alten zu lassen, die hat Europa ruinirt.“

Raumer hatte im Verkehr mit Tieck seinen Sinn für das Mittelalter gebildet, sein Geschmack war frei und vielseitig, seine Kenntniß nicht gering, seine Darstellung frisch und natürlich, und er hatte den für einen Historiker nothwendigen Muth, einmal mit den Vorarbeiten abzuschließen, wenn auch ernsthafte Gelehrte über die Leichtigkeit seiner Arbeit den Kopf schütteln mochten. Wie sein schmiegsamer Charakter sich in der wirklichen Politik trotz eines stark ausgeprägten Liberalismus den Einwirkungen des Restaurationsgedankens nicht ganz entzog, so brachte er als Geschichtschreiber den großen Päpsten und den Ghibellinen gleiches Verständniß und gleiche Theilnahme entgegen. „Mir scheint die Zeit an Tugenden wie an Fehlern großartig, es ist keine Seite in meinem

Gemüth, die nicht angesprochen würde, die ganze Tonleiter von Gedanken und Gefühlen tönt auf- und abwärts von der kühnsten Heldenfreude bis zur bittersten Wehmuth." „Nächst der alten Geschichte", antwortet ihm Tieck, „hat noch keine mich so tief erschüttert und ganz und völlig durchdrungen als die der Hohenstaufen. Ja los werden kann ich noch immer nicht die mächtigen Gestalten, sodaß sie mich in manchen Stunden stören." Er empfand den Stoff als eine erhabene Tragödie, ähnlich den Nibelungen. Zahlreiche Dichter schauten mit Begierde auf die gewaltigen Figuren, sie überlegten, was poetisch mit ihnen anzufangen sein mochte, und nur wenig Jahre vergingen, so war die Zahl der Hohenstaufen-Dramen kaum noch zu ermessen.

Schlosser stammte aus dem ostfriesischen Bauernthum; seine ersten Lebenseindrücke erinnern an Voß. Das Familienleben hatte ihm früh alle Illusionen zerstört und seine ohnehin starke Neigung zum Sarkasmus bestärkt, er hatte früh mit einem ganz ungewöhnlichen Heißhunger alles verschlungen, was ihm neuen Stoff bot. Er hatte in Göttingen Theologie studirt und bedeutende Anregung durch Spittler empfangen; seine Dürftigkeit nöthigte ihn zu einem langjährigen Hauslehrerstand. In dieser Stellung studirte er Kant, der auf seine moralischen und historischen Ansichten eine durchgreifende Wirkung ausübte. Schlegel führte ihn auf Dante, der bald sein Lieblingsschriftsteller wurde: der härteste aller Rationalisten hatte sein Leben lang einen Winkel seines Herzens, welcher der Mystik zugewandt war. — In einer seiner ersten Schriften verurtheilt er das Streben seiner Zeit nach sinnlichem Genuß, „weil es thöricht ist, das Wandelnde festhalten zu wollen, und weil jeder Genuß einem Schatten gleicht, der, wenn wir ihn fassen, sich zerstreut." Demgegenüber hält er für nützlich, zu zeigen, „wie es eine Zeit gab, wo der Wunsch einer ewigen Seligkeit jeden Gedanken des irdischen Vortheils überwog." „Die Erinnerung an das verschiedene Ziel unsrer und jener alten Zeiten kann uns bei Beurtheilung der Helden des Glaubens allein vor jenem gewöhnlichen Fehler der Gemeinheit bewahren, mit flacher Unparteilichkeit alle Menschen zu unsrer Kleinheit herabzuziehn; wenn wir nämlich entdecken, wie gewisse Handlungen aus Leidenschaft oder Rücksicht auf irdischen Vortheil flossen, und nun mit boshafter Freude alle andern aus ähnlicher Quelle herleiten." „Das einzige wahre Interesse, welches das Leben der Männer, die, ohne Heere zu führen und Reiche zu beherrschen, in ganz Europa mächtig wirkten, einflößen kann, entspringt nur daraus, daß man erkennt, wie der Gedanke, Gottes Sache zu führen, ihre Seele

mächtig bewegte." — Schlosser ist also von Natur Idealist, und seine Sarkasmen entspringen nicht aus Herzenskälte, sondern aus dem Zorn, daß die Wirklichkeit diesen Idealen mit Kälte begegnet. Die ungläubigen Historiker, Voltaire und seine Nachfolger, bespricht er mit Widerwillen; seine „Geschichte der bilderstürmenden Kaiser", 1812, ist ausdrücklich gegen Gibbon gerichtet.

Eine Hauptschlacht gegen diese materialistische Aufklärung und ihre ursprüngliche Quelle, das ancien régime, ist die „Geschichte des 18. Jahrhunderts". Sie ist zugleich, wenn man von Herders „Adrastea" absieht, der erste epochemachende Versuch, die Bewegungen der Literaturgeschichte mit den Bewegungen der Politik in Verbindung zu setzen. Schlosser hatte das hohle Treiben der Emigranten aus der Nähe angesehn, und die Depravation der altfranzösischen Cultur durchschaut. Er erklärte ausdrücklich, die Regierungen und Völker unsrer Zeit warnen zu wollen, die mit blindem Glauben sich auf Polizei und Bajonette verließen, weil, was einmal geschah, zwar nicht wieder geschehn muß, aber wieder geschehn kann. Kein Glanz, keine Anmuth der Erscheinung blendet ihn, er fragt überall: wie hat jedes einzelne Ereigniß auf die sittliche Haltung des Volks gewirkt? Die härtesten Farben, das nackteste Wort wählt er mit Vorliebe. Er hat sich „das undankbare Geschäft erwählt, die Prosa der Armuth, die nirgend Vertheidiger findet, gegen die vielen Lobredner der Künste des Reichthums in Schutz zu nehmen." Nur eins freut ihn an diesem Zeitalter ausgesprochenster Modernität, die vollständige Vernichtung mittelalterlicher Zustände. Mit nicht geringerem Haß bespricht er die Schönfärberei der deutschen Zustände in jener Zeit: „Die Nation würde durch eine Bande Sophisten um alle Kenntniß der Geschichte des Vaterlands betrogen werden, wenn nicht ehrliche Forscher Thatsachen lieferten, vor denen alles patriotische Geschwätz zu Schanden wird."

In Schlossers Urtheil zeigt sich eine gewisse Hast und Leidenschaft, die es selten zu einer ruhigen allseitigen Erwägung aller einschlagenden Umstände kommen läßt, die ihn nicht selten zu Widersprüchen in seinen Anforderungen verführt. Er steht immer mitten im Gewühl der Parteien als leidenschaftlich Betheiligter und bringt doch die Voraussetzung seiner eignen Bildung, seines eignen Jahrhunderts mit. Er ist Pragmatiker im Sinn des 18. Jahrhunderts. Seine Porträts sind scharf gezeichnet und höchst lehrreich, aber nicht selten entgeht ihm bei den größten Charakteren das entscheidende Moment, das sich nun eben rationalistisch nicht auflösen läßt. Endlich fehlt ihm die richtige

Methode der historischen Kritik; sein Wissen ist von einem erstaunlichen Umfang, aber er traut dem Gedächtniß zu viel zu und verschmäht in dem Bewußtsein moralischer Ueberzeugung, die Zeugnisse sorgfältig gegen einander abzuwägen. In ihm tritt zum ersten Mal in Deutschland der Bürger hervor, mit dem vollen Gefühl seines Werths und seiner Berechtigung; es widerfährt ihm dann wohl mitunter, daß er darin über das Ziel hinausschießt.

Wie bei Kant das moralische und das historische Urtheil sich nicht decken, so bleibt auch Schlosser dabei stehn, daß alleinigen Werth der gute Wille hat, aber er bekennt mit einem stillen Seufzer: „moralische Verdorbenheit und Größe des Geistes und der Thaten sind leider unter Menschen stets unzertrennlich!" Er findet die Hebel der Geschichte in der Gewalt leidenschaftlicher Charaktere; er spöttelt über die moralisirenden Historiker: „Der Menschenfreund, welcher weiß, daß jede durchgreifende Verbesserung nur gewaltsam durchgesetzt werden kann, kümmert sich z. B. gar nicht um die Mittel, welche Friedrich der Große anwandte, um ein Heer zu vereinigen, das die Forderungen der Vernunft gegen die vereinigte Macht der Fürsten geltend machen sollte." Das Fortschreiten der menschlichen Cultur mag man sich etwa so denken, „wie wir bei der Geschichte der Erdoberfläche die Trümmer der früheren Cultur stets den Grund bilden sehn, auf dem das Neugewordene, wenn es vollendet war, um eine Stufe höher stand als das früher Geborne." Wie es nun aber mit dem Fortschritt dessen beschaffen ist, was den höchsten oder vielmehr den einzigen Werth im Leben behauptet, des guten Willens, darüber läßt er sich nicht aus, und nur einmal tritt der versöhnende Gedanke hervor, daß alle größten Revolutionen, alle rein und dauernd beglückenden, von dieser stillen moralischen Welt und ihren Einwirkungen ausgingen.

Drei Jahre später begann er die „Universal-historische Uebersicht der Geschichte der alten Welt", die zu 9 Bänden anschwoll, und mit einer Kraft und Anschaulichkeit, von der wir früher keinen Begriff gehabt, uns das Culturleben der Vergangenheit vor die Augen führte.

Unter den Nachfolgern Niebuhrs in der historischen Kritik ist Otfr. Müller, Professor in Göttingen, der bemerkenswertheste. Leider hat ihn ein zu früher Tod hinweggerafft. Schüler von Böckh und Steffens, hatte er vor 4 Jahren in „Orchomenos und die Minyer" die Autochthonie der griechischen Bildung gegen Creuzer vertreten; in dem neuen Werk „Die Dorier", 1824, kam es ihm darauf an, die Geschichte von den entstellenden Einflüssen der Ueberlieferung zu reinigen. In der

griechischen Geschichte war der spartanische Staat die auffallendste Anomalie, vor allem seiner Entstehung wegen, die nach der Tradition in den Entschluß eines einzelnen Mannes gelegt wurde. Wie es möglich war, daß eine anscheinend der Natur so widersprechende Staatseinrichtung, wie die Lykurgische, nicht blos in einer Zeit der allgemeinen Rathlosigkeit vom Volk angenommen, sondern eine ganze Reihe von Jahrhunderten hindurch mit der größten Zähigkeit festgehalten werden konnte, diese Frage hatten sich die bisherigen Geschichtschreiber gar nicht vorgelegt. Müller verfolgte die Tradition in ihrem ersten Auftreten und suchte sie aus dem Vorstellungskreise einer spätern Zeit herzuleiten. Er wies nach, daß diese mit so eiserner Consequenz durchgeführte Verfassung nicht willkürlich in einem bestimmten Zeitpunkt gemacht, sondern durch die alten sittlichen Einrichtungen eines historischen Volks und durch die eigenthümlichen Verhältnisse, die aus der Eroberung des Peloponnes hervorgingen, bedingt ward. So zerfloß die Person des Staatenschöpfers Lykurg, an dessen Namen die spätere Zeit der bequemern Uebersicht wegen alle im Lauf der Jahrhunderte gewordnen Einrichtungen angeknüpft hatte, in Nebel, dagegen trat ein solider, in allen Punkten zusammenhängender, stattlicher Bau aus dem Schutt der alten Tradition hervor.

Echte Kritik ist productiver als der Köhlerglaube, der ruhig in der alten Weise fortgeht, weil es ihm unbequem ist, die gebahnte Heerstraße zu verlassen. Indem die Kritik die Erzeugnisse der Sage aus der Geschichte verbannte, hat sie damit eine neue Welt entdeckt, jene stille Poesie des Volkes, das seine eignen Ideale in Liedern und Erzählungen fixirt; eine Poesie, die für das Studium des Volksgeistes ebenso wichtig ist als die Geschichte selbst, wenn man nur nicht die Kenntniß von Thatsachen daraus herleiten will. Die Aufgabe der modernen Geschichtschreibung ist, die Sage von der Geschichte loszuschälen und jeder von beiden ihr eignes Recht angedeihen zu lassen. Die Sage hat feste, positive Voraussetzungen, unter deren Einfluß sie auf allen Bildungsstufen zu Tage tritt. Ihre Gebilde erscheinen, sobald die Phantasie der Masse eine starke Anregung erhält. Die Fähigkeit einer Zeit zur Geschichtschreibung hindert nicht die Entstehung der Sage: wohl aber bestimmt sie deren Einfluß auf die historische und thatsächliche Auffassung der Vergangenheit. Im Beginn nationaler Cultur rinnen beide Formen der Erinnerung ununterscheidbar zusammen, eine vollständig entwickelte Bildung führt beide in scharfer Trennung neben einander fort. Aber noch in den Kreuzzügen gestalten dieselben Menschen, welche heute das Er-

eigniß gesehn und geschaffen haben, es morgen nach religiösen, ritterlichen, oder patriotischen Motiven in der freisten Weise, aber in völlig gutem Glauben um: ein weltgeschichtliches Ereigniß umzieht sich vor dem Blick zahlloser Augenzeugen mit dichten Ranken der Sagenpoesie.

Die Sympathien der historischen Schule waren conservativer Art, aber die Methode ihrer Untersuchung war ein zweischneidiges Schwert. Wenn man die traditionelle Staatenschöpfung des Lykurg, des Solon, des Servius Tullius und der Decemvirn in einen organischen Naturproceß aufgelöst hatte, so lag der Gedanke nicht fern, ebenso die größte Revolution der Geschichte zu analysiren, und was man bisher für einen einzelnen Act des göttlichen Willens gehalten, gleichfalls in einen Naturproceß aufzulösen, das Christenthum.

Eine Ahnung davon zeigt sich schon in der „Symbolik und Mythologie, oder die Naturreligion des Alterthums", die gleichzeitig mit den „Doriern" erschien. Der Verfasser, Chr. Baur, Lehrer am Seminar zu Blaubeuren, war in Tübingen erzogen, Schleiermachers und Hegels Schriften hatten seine Bildung bestimmt, in den Forschungen der gegenwärtigen Schrift lehnt er sich an Creuzer, mit dem er auch persönlich in Verbindung trat. Er sucht die Begriffe der Symbolik und Mythologie subjectiv aus den Geisteskräften, objectiv aus dem Gang der Natur und der Geschichte zu bestimmen. Vor kurzer Zeit in Fehde mit den Rationalisten, die das Historische des Christenthums gering anschlagen, ist ihm jetzt Mythologie und Offenbarung nicht mehr entgegengesetzt, sondern coordinirt. Noch wird die christliche Mythe selbst nicht analysirt, doch finden sich Andeutungen, daß es geschehen könne.

Es ist bekannt, daß in der Zeit, da die Barbaren sich gegen die Renaissance erhoben, eine Reihe von Geschichtschreibern auftraten, die mit der vollen Kunst und Bildung der Antike ausgestattet, die Begebenheiten ihrer Zeit nach dem Muster der Alten darzustellen unternahmen. Sie gehörten zu den gebildetsten Männern ihrer Zeit und galten länger als ein Jahrhundert als Muster der Darstellung. Diese Geschichtschreiber nun hat Ranke gleich in dem Erstlingswerk, das 1824 seinen Ruhm begründete, zum Gegenstand seiner Kritik gewählt und nachgewiesen, daß sie mit ihrem einseitigen Streben nach Schönheit die historische Wahrheit übel beeinträchtigt haben. Er hat mit der feinsten Analyse in all' ihren Irrthümern und Entstellungen das psychologische Motiv nachgewiesen und die echten Quellen hervorgehoben, die uns über das, was wirklich geschehen, gründlich unterrichten, wenn sie uns auch nicht so angenehm unterhalten, wie jene glänzenden Rhetoren. Aehnliche Versuche hat Ranke bis zu seinem

Tode fortgesetzt; ich möchte nicht bestimmt entscheiden, ob diese feinen Analysen der Geschichtsquellen vor seiner eigentlichen historischen Darstellung nicht den Vorzug verdienen.

Am glänzendsten in seinem ersten Versuch tritt die Charakteristik Machiavellis hervor, dessen räthselhaften Charakter zu ergründen Deutsche, Franzosen und Italiener sich vergebens abgemüht hatten. Friedrich der Große nahm ihn der allgemeinen Meinung gemäß für einen Bösewicht, der die Fürsten durch schändliche Lehren verführte; Fichte suchte in ihm einen leidenschaftlichen Patrioten, der, um die Barbaren aus Italien zu vertreiben, sich das Bild eines Fürsten ausmalte, der ungescheut alle Mittel der Willkür anwendete, um gleichsam Beelzebub mit Lucifer auszutreiben: solche Gedanken konnten nach den Erfahrungen der Pariser Schreckenszeit einem leidenschaftlichen Patrioten wohl aufgehen. Ranke will bei seiner Charakteristik nicht einen abstracten Begriff zu Grunde legen; er sucht sich einen concreten, lebendigen Menschen zu versinnlichen, er betrachtet das wechselvolle Leben des Staatsmannes und Schriftstellers, folgt ihm in seine Wünsche, Hoffnungen und Sorgen, wie sie gerade durch die augenblicklichen Zeitumstände auf ihn eindrangen, und so findet sich, daß seine Paradoxien, wenn nicht idealisch, doch natürlich zu erklären sind. Sein berüchtigtes Buch erscheint nicht als das letzte Resultat eines philosophischen Gedankens, nicht als der sorgfältig erwogene Plan eines leidenschaftlichen Politikers, sondern als der bittere Ausbruch eines in seinen besten Ansprüchen und Erwartungen getäuschten Herzens, eines rastlosen, unbefriedigten Ehrgeizes, eines Unmuthes, der endlich jede Rücksicht von sich wirft. — Fast um die nämliche Zeit, da Ranke diese Schrift veröffentlichte, widmete Macaulay dem nämlichen Gegenstand eine eingehende Studie, die zu einem abweichenden Resultat kommt. Nach ihm sind Machiavellis Lehren zwar paradox für uns, sie waren es aber keineswegs für seine italienischen Zeitgenossen, denen er im Grund nichts Neues erzählte und die mit den Grundsätzen des Fürsten lange vertraut waren und kein Arg an ihnen fanden. Vielleicht hat jeder der beiden ausgezeichneten Schriftsteller einen Theil der Wahrheit getroffen.

Rankes Kritik moderner Geschichtschreiber erschien als Beigabe zu der „Geschichte der Romanischen und Germanischen Völker von 1494 bis 1535", das mit dem Zuge Karls VIII. nach Italien begann, aber in dieser Form nicht fortgesetzt wurde. Es verschaffte Ranke, der bis dahin eine bescheidene Lehrerstelle in Frankfurt an der Oder bekleidet, 1825 eine Professur in Berlin: er war noch nicht volle dreißig Jahre alt. Es

ist der einzige durchgreifende Abschnitt in seiner Laufbahn. Er ist seitdem in stetigem Fortschritt geblieben, sein Wissen und Können ist stetig gewachsen und mit ihm sein Ruf. Eigentliche Schicksale hat er nicht erlebt. Vielleicht hat sich das Leben keines andern großen Denkers und Schriftstellers so gleichmäßig abgesponnen: immer unterwegs, um neue Schätze für seine wissenschaftlichen Zwecke aus den Archiven zusammenzutragen, hat er während seines langen Aufenthalts in Berlin kaum einmal die Wohnung gewechselt.

Zwei Jahre später erschien die erste Abtheilung der „Fürsten und Völker von Südeuropa im 16. und 17. Jahrhundert": sie umfaßt Spanien und die Türkei. Man hatte von Philipp II. kaum eine andre Vorstellung gehabt als die eines Theatertyrannen, der den gewöhnlichen Begriffen der Humanität sich gerade so fremd und finster gegenüberstellte, als sein Abbild in Don Carlos, und von der innern Einrichtung des türkischen Reichs wußte man gar nichts. In Rankes Darstellung gewannen nun diese Gegenstände ein überraschendes Licht. Nicht als ob sich Philipp als ein Muster von Weisheit und Tugend herausgestellt hätte, im Gegentheil, mit dem Nimbus des Dämonischen schwand auch der romantische Reiz dieser Gestalt. Aber man lernte ihn menschlich begreifen: man verfolgte die Empfindungsweise und den Ideengang, die ihn zu seiner thörichten Politik bestimmt hatten, man lernte die Maschinerie kennen, die er zu seinen umfassenden, aber chimärischen Zwecken in Bewegung setzte, und deren Beschaffenheit auf den Werkführer selbst eine rückwirkende Kraft ausübte, kurz er hörte auf, eine Abnormität zu sein, seine Geschichte wurde in die allgemeine Geschichte der Cultur verflochten. Noch viel überraschender waren die Aufklärungen über das Staatswesen der Türken. Das Bild der wilden Horden, wie man sie sich bis dahin vorgestellt, wurde durch die Einsicht in einen kräftigen Organismus verdrängt, der freilich nur auf eine Periode kriegerischen Unternehmungsgeistes berechnet war und nach Erlöschen desselben zu einer schnellen Auflösung des Reichs führen mußte, weil er gegen die Natur sündigte. Selten ist eine Anomalie des Staatslebens so lichtvoll dargestellt, als das verwickelte Lehnssystem der Osmanen und die allen Analogien der Geschichte widersprechende Einrichtung der Janitscharen von Ranke. Die Quellen, denen er hauptsächlich seine Entdeckungen verdankte, die Relationen der venetianischen Diplomaten, waren der gelehrten Welt nicht unbekannt, aber theils waren sie nie so umfassend benutzt worden, theils war noch nie ein verwandter Geist über sie gekommen. Vielleicht könnte man Rankes hervortretende Geistesrichtung als die Neugier eines feingebildeten und

einsichtsvollen Weltmanns bezeichnen, der sich bemüht, den Stoffen gegenüber so selbstlos als möglich zu sein. Seine Bildung gehört dem Restaurationszeitalter an, das, der unfruchtbaren Ideale müde, sich anstrengte, alles Bestehende zu begreifen, auch wohl das, was schlechthin nicht zu begreifen war. Für eine solche Anlage konnte kein Studium fruchtbarer sein als die Gesandtschaftsberichte jener Republik, die nicht nur wegen ihrer verwickelten Beziehung zu den europäischen Höfen verpflichtet war, über Personen und Zustände genau unterrichtet zu sein, sondern die aus dieser Forschung ein eigenes wissenschaftlich geordnetes Studium gemacht hatte. — Dieses dem Stoff beiwohnende Interesse wurde durch die Form des neuen Geschichtschreibers erhöht. Man hatte es mit einem Gelehrten vom ersten Range, mit einem eminenten Kritiker zu thun, und wurde doch so unterhalten, als wenn man einen Roman läse. So etwas war man in Deutschland nicht gewöhnt. Die Forschung stand in voller Blüthe, aber die Werke der Forscher waren der Menge ein Buch mit sieben Siegeln. Man redete von Niebuhr, von Grimm, von Savigny nur mit heiliger Scheu und überließ es den Gelehrten von Profession, was sie über die Curiatcomitien, über Quirium, über das Verhältniß der Tyrrhener zu den Pelasgern, der Geten zu den Gothen, des Gottes Thor zu den Schneidergesellen des deutschen Märchens denken wollten. Ranke war der erste, der die Grundsätze der Kritik von dem Alterthum auf die moderne Geschichte übertrug und es darin zu einer Meisterschaft brachte, mit der kein Anderer wetteifern möchte.

Dem allgemein erwachten Trieb zur historischen Darstellung gab die von Heeren und Ukert veranstaltete Sammlung der europäischen Staatengeschichte willkommene Nahrung. Leo behandelte Italien und die Niederlande; Lappenberg England; Schäfer Portugal; Stenzel den preußischen Staat. Die Sammlung hat auf die allgemeine historische Bildung des deutschen Publicums den segensreichsten Einfluß geübt. — In derselben Zeit schloß W. Grimm seine Forschungen über die Geschichte der deutschen Heldensage ab.

Nach 19jährigem Aufenthalt in Paris kehrte 1827 Al. v. Humboldt nach Berlin zurück. Auch er huldigte dem allgemeinen historischen Drang, die Vorarbeiten für seine prachtvolle Geschichte der großen Entdeckungen fallen in diese Periode. Die beiden Brüder lebten fortan in enger geistiger Gemeinschaft. Auch mit dem Kreise von Weimar erneuerte sich der alte Bund.

Lange hatte Hegel sich nach Berlin gesehnt, dem Mittelpunkt des Staats, welcher die Intelligenz auf seine Fahne schrieb und die

Hut derselben einem mehrfach geprüften Beamtenstand anvertraute. Der Widerwille gegen die süddeutsche Kleinstaaterei kam dazu, er lebte sich ganz ein in den Geist der preußischen Restauration. Schon in Heidelberg hatte er sich in dem Streit zwischen den altwürtembergischen Ständen und der Regierung, an welchem sich auch Uhland und Rückert poetisch betheiligten, der erste für den Landtag, der zweite für Wangenheim, entschieden zu Gunsten der Regierung ausgesprochen; er sprach der Opposition allen Staatssinn ab. In gänzlicher Verkennung ihrer Aufgabe stelle sie sich an die Spitze der Vorurtheile des Volks; sie steife sich den wirklichen Weltverhältnissen gegenüber auf das positive Staatsrecht eines entschwundenen Zeitalters. — Es entging Hegel, daß auch die aufgeklärteste Regierung die Verpflichtung hat, ihre Absichten den berechtigten Körperschaften des Landes deutlich und annehmbar zu machen.

„Das Wirkliche ist vernünftig, und das Vernünftige ist wirklich!" Dieser Satz in der Vorrede zu Hegels „Rechtsphilosophie" 1821 war ein Faustschlag ins Gesicht des Liberalismus, der zwar nicht leugnete, daß die Vernunft wirkt, aber diese Wirkung eigentlich nur für die Zukunft postulirte.

Durch das ganze achtzehnte Jahrhundert geht die Idee, daß die Philosophie nicht blos einen theoretischen, sondern auch einen praktischen Zweck habe, daß sie Regeln für das handelnde Leben zu geben habe. Für das Handeln ist aber mit jenem Satz nichts zu machen, er hat nur für die wissenschaftliche Betrachtung einen Sinn. Nun war aber alle Welt überzeugt, er sei auf irgend eine Weise praktisch gemeint, und von dem Günstling des preußischen Cultusministers Altenstein konnte man sich nichts Andres vorstellen, als daß er unter „Wirklichkeit" die preußische Regierung verstehe. Dies Mißverständniß fällt nicht blos den Gegnern zur Last; in dem bekannten Mythus, Hegel sei nur von Einem verstanden und von diesem mißverstanden, liegt ein Gran von Wahrheit: er hat sich selber oft genug mißverstanden. In der Stimmung, in welcher er die Rechtsphilosophie schrieb, war ihm die augenblickliche Ordnung gegen die subjectiven Gelüste der Jugend allerdings das Wirkliche; er vertheidigte mit Härte den preußischen Staat des Jahres 1821: seine geordnete Verwaltung, seine Richtung auf Intelligenz gegen den Dünkel der Weltverbesserer, die an dieser festen Ordnung rütteln wollten, gegen die Vermessenheit des subjectiven Meinens, gegen die leeren Phrasen excentrischer Köpfe.

„Das was ist, zu begreifen, ist die Aufgabe der Philosophie. Es

ist ebenso thöricht, zu wähnen, irgend eine Philosophie gehe über ihre gegenwärtige Welt hinaus, als ein Individuum überspringe seine Zeit. Geht seine Theorie in der That darüber hinaus, baut es sich eine Welt, wie sie sein soll, so existirt diese wohl, aber nur in seinem Meinen, einem weichen Element, dem sich alles Beliebige einbilden läßt. Zum Belehren, wie die Welt sein soll, kommt die Philosophie allemal zu spät, als der Gedanke der Welt erscheint sie erst in der Zeit, nachdem die Wirklichkeit ihren Bildungsproceß vollendet und sich fertig gemacht hat. Wenn die Philosophie ihr Grau in Grau malt, dann ist eine Gestalt des Lebens alt geworden, und mit Grau in Grau läßt sie sich nicht verjüngen, sondern nur erkennen." — —

Es ist ein wichtiger Fortschritt gegen den subjectiven Idealismus, der mit seinen Einfällen die Welt von vorn anfangen möchte, zu begreifen, daß die Vernunft wirklich die Welt regiert und immer regiert hat; daß eine Idee, die sich nicht verwirklichen kann, auch den Namen der Idee nicht verdient. „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!"

Freilich hat die Lehre auch ihre bedenkliche Seite. In dem löblichen Bemühen, die Vorsehung zu rechtfertigen und in dem Gang der Weltgeschichte Vernunft nachzuweisen, verfällt sie leicht in den Fehler, den Werth der Dinge nach dem Erfolg zu beurtheilen. Insofern der Erfolg auf der richtigen Erkenntniß der Umstände und der zweckmäßigen Wahl der Mittel beruht, gehört er wesentlich zum Inhalt einer Handlung, allein bei jeder That tritt ein incommensurables Moment ein, dessen Conflict mit der Freiheit die tragischen Geschicke hervorbringt. In der Siegesgewißheit der Idee verkennt der Philosoph jene Poesie des Erhabenen, daß der Geist sich als frei empfindet, auch wo er unterliegt.

Das Buch ist noch merkwürdig durch die Paradoxie, mit welcher der Staat als die absolute Wirklichkeit des Rechts, als die Verwirklichung der Freiheit über die Gesellschaft und die Sittlichkeit emporgehoben wird. Der Staat ist das Gefäß, welches die ganze Wirklichkeit umfassen soll. Zum echten Staat gehört nach Hegel die monarchische Form, die parlamentarische Vertretung, das lebendige Fortleben des Rechts durch Geschworene; er faßt diese Bestimmungen aber sehr formal auf und unterschätzt die lebendigen Kräfte, die sich in ihnen regen.

Bei der wachsenden Zahl seiner unmittelbaren Schüler gab Hegel seine schriftstellerische Thätigkeit zu Gunsten seiner Kathederpraxis fast völlig auf. „Die früh gealterte Figur", erzählt Hotho, „war gebeugt, weder von imponirender Höhe noch von fesselnder Anmuth. Ein Zug altbürgerlicher ehrbarer Gradheit war das Nächste, was sich bemerkbar

machte. Fahl und schlaff hingen alle Züge wie erstorben nieder; keine zerstörende Leidenschaft, aber die ganze Vergangenheit eines Tag und Nacht immer fortarbeitenden verschwiegenen Denkens spiegelte sich in ihnen und hatte Stirn, Wangen und Mund gefurcht. Abgespannt, grämlich sitzt er auf seinem Lehrstuhl, mit niedergebücktem Kopf in sich zusammengefallen; immerfort sprechend blättert und sucht er in den langen Folioheften vorwärts und rückwärts, unten und oben; das stete Räuspern und Husten stört allen Fluß der Rede; jeder Satz steht vereinzelt da und kommt mit Anstrengung zerstückt und durcheinandergeworfen heraus; jedes Wort, jede Silbe löst sich nur widerwillig los, um von der metallosen Stimme in schwäbisch breitem Dialekt, als sei jedes das Wichtigste, einen wundersam gründlichen Nachdruck zu erhalten. — Stockend begann er, fing noch einmal an, hielt wieder ein, sprach und sann, das treffende Wort schien immer noch zu fehlen, und doch war es unvermerkt schon ausgesprochen. Nun hatte man die klare Bedeutung eines Satzes gefaßt und hoffte weiter zu schreiten. Vergebens. Der Gedanke, statt vorwärts zu rücken, drehte sich mit ähnlichen Worten stets wieder um denselben Punkt. — Am Erzählen scheiterte er auf fast komische Weise; gerade im Faßlichsten wurde er schwerfällig und ermüdend, im Tiefsten dagegen bewegte er sich mit großartig selbstgewisser Behaglichkeit. Dann erst erhob sich die Stimme, die Wortfülle wurde sprudelnd, mit treffend malenden Eigenschaftswörtern konnte er nicht enden, und doch war jedes neu, unerwartet und so kernhaft, daß sich das Ganze, zu welchem die einzelnen bunt durch einander gewürfelten Züge sich rundeten, um nie wieder entschwinden zu können, dem Gedächtniß einzwang."

Es war für die Fortbildung der Schule Hegels ein großer Gewinn, daß ihr nächstes Publicum die mit dem Staatswesen bereits vertrauten und in der Dialektik geübten Berliner Geheimrathskreise waren. Das Selbstgefühl, mit welchem sie ohnehin auf die außerhalb des Staatslebens Stehenden blickten, wurde nun dadurch erhöht, daß sie sich als Eingeweihte eines höhern Wissens betrachten durften. Das größere Publicum bezog seine Nahrung hauptsächlich aus den Verhandlungen der süddeutschen Kammern, die sich bei der geringen Ausgiebigkeit des heimischen Stoffs mit besonderer Vorliebe mit dem beschäftigte, was in Berlin vorging oder hätte vorgehen sollen. Dieser wohlgemeinten aber ungebildeten Kritik begegneten die Berliner Geheimräthe mit dem vornehm ablehnenden Selbstgefühl einer höhern Bildung.

Das größere Publicum blieb über Hegel im Dunkeln. Man hörte nur, daß er im Gegensatz gegen die Aufklärung alles Wirkliche zu

rechtfertigen unternehme, die Dreieinigkeit und den Absolutismus, und deshalb von der Regierung begünstigt werde. Indeß konnten sich doch auch die Gegner seinem Einfluß nicht ganz entziehn und wandten selbst in ihren Streitschriften Redensarten und Wendungen an, die sie aus Hegels Logik gelernt.

Es machte kein geringes Aufsehn, als 1824 sein Schüler Gans im „Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwickelung" gegen Savigny in die Schranken trat. „Aus der historischen Schule", heißt es in der Vorrede, „ist unter den Juristen der eingefleischte Haß gegen die Philosophie und gegen das Denken, das nicht Ermitteln eines Factum ist, hervorgegangen; ferner die Anbetung des Aeußerlichen als des Absoluten: in jede Notiz legt man eine ganz unendliche Wichtigkeit. Eine Rechtsgeschichte, bemerkt Savigny dagegen, die nicht auf dieser gründlichen Erforschung des Einzelnen beruht, kann unter dem Namen großer Ansichten nichts anderes geben, als ein allgemeines flaches Räsonnement über halb wahre Thatsachen; gegen dies Verfahren räume ich einer ganz rohen Empirie den Vorzug ein."

Heute wird sich wohl Niemand mehr finden, der jene Idee einer Construction der Geschichte a priori, d. h. eines Räsonnements über Thatsachen ohne Kenntniß dieser Thatsachen zu vertreten wagte; so wenig in der Mathematik für die Könige, so wenig giebt es in der Geschichte für die Philosophen einen besondern Weg. In den wichtigsten Entwicklungsperioden können die Thatsachen jedoch nicht ohne weiteres durch philologische Kritik festgestellt werden. So ist die Entstehung jeder neuen Religion, auch wenn sie, wie das Christenthum, in eine Zeit fällt, die in andrer Beziehung hinlänglich aufgehellt ist, in tiefes Dunkel gehüllt. Um die Thatsachen der Urgeschichte des Christenthums festzustellen, ist es viel wichtiger, die Natur der menschlichen Religiosität überhaupt, den Zustand der religiösen Entwickelung zu Christi Zeit und ähnliches, was ins philosophische Gebiet gehört, festzustellen, als Thatsachen aus dem einen Evangelisten in den andern einzuschalten, anderes auszumerzen u. s. w. Auch hat die historische Schule, so eifrig sie gegen die philosophische zu Felde zog, sich im Ganzen derselben Mittel bedient und denselben Zwecken nachgestrebt. Es kam ihr ebenso darauf an, durch die Combination der einzelnen Thatsachen und durch Herbeiziehung der Regeln, die theils aus Analogien, theils aus dem Studium des menschlichen Geistes überhaupt entsprangen, ein zusammenhängendes Bild von Zuständen und ihrer Entwickelung zu entwerfen. Daß sie auf die Analogie größeres Gewicht legt als Hegel, war an sich noch kein

qualitativer Unterschied, denn die Analogie konnte ihr doch nicht als bloße Thatsache etwas gelten, sondern nur insofern sich in ihr ein nothwendiges und bleibendes Gesetz der menschlichen Natur aufschloß. Ob man nun die Fähigkeit, die geschichtlichen Bilder in großen Perspectiven zu umfassen, philosophisch oder historisch nennt, darauf kommt nicht viel an, wenn man nur gesteht, daß ohne sie alle historische Gelehrsamkeit Spreu ist.

Hegels Philosophie der Geschichte war ein bewußter oder unbewußter Versuch, für die widersprechenden Ideen Herders und Kants die Synthese zu finden, und zwar so, daß Herder den Stoff und Kant die Form gab. Auf einen solchen Versuch, den Geist als ewig wirkende, unerschöpfliche Kraft durch alle Zeitalter und Geschlechter zu verfolgen, alle seine Wandlungen in ihrer Berechtigung zu ergreifen, drängte die ganze Zeit hin. Hegels System ist kein leeres Blatt in unsrer Geschichte: mit starken Chiffern hat es die Ueberzeugung geprägt, daß der Geist von Ewigkeit zu Ewigkeit wirkt, in immer neuen Wandlungen und doch derselbe. Hegel dachte sich den menschlichen Geist als eine Individualität, welche mit derselben innern Nothwendigkeit, wie die Pflanze ihre Keime und Blüthen, organisch ihre Logik und ihre Geschichte aus sich selbst herausarbeitet. Die Geschichte der Menschheit ist eine stetige Evolution, deren letztes Product immer die frühern Keime in sich enthält. Gott ist der ewig schaffende und zugleich zerstörende Weltgeist, der unermüdlich seine alten Formen abstreift, um sich in immer edlern, immer bedeutendern Formen zu entwickeln. Er hat kein Mitleid mit der schwächlichen Pietät guter kleiner Seelen; er läßt in seinem rastlosen Schaffen der Gemüthlichkeit keinen Spielraum, aber alles, was er erzeugt, ist groß und gut, und er widerlegt sich selber nur durch noch Größeres und Besseres.

„Die Weltgeschichte ist der Fortschritt des Geistes im Bewußtsein der Freiheit“: das Vernünftige geschieht immer, aber je weiter die Geschichte kommt, ein desto klareres Bewußtsein gewinnt der Geist. „Nicht die allgemeine Idee ist es, die sich in Gegensatz, Kampf und Gefahr begiebt; sie hält sich unangegriffen und unbeschädigt im Hintergrund: das ist die List der Vernunft, daß sie die Leidenschaften für sich wirken läßt. Die Individuen werden aufgeopfert und preisgegeben, und die Idee bezahlt den Tribut des Daseins und der Vergänglichkeit nicht aus sich, sondern aus den Leidenschaften der Individuen.“

Die Helden und Märtyrer haben *schuldig* gelitten, d. h. ihre That, insofern sie wirklich einen historischen Fortschritt enthielt, machte

einen Riß in den alten Bau der Sittlichkeit. Diese Schuld war ihre Tragik, aber auch ihre Größe: indem sie zerstörten, schufen sie ein neues Princip der Sittlichkeit. Ohne diese Schuld keine Größe, weder für die Geschichte noch für die Dichtung.

Hegel wollte ursprünglich in der „Philosophie der Geschichte" wie Kant nur die Grundzüge feststellen; als Beispiel zur Erläuterung derselben wählte er das am wenigsten historische Volk, die Chinesen, die auch in dem ausgeführtern Werk einen unverhältnißmäßigen Raum einnehmen; dann aber machte er den Versuch, nach diesen Grundsätzen die wirkliche Geschichte zu construiren: er führt Herders Ideen weiter aus.

Das Bild der Menschheit vollendet sich in der Totalität der Weltgeschichte, die alle Bildungsformen hervorbringt, deren der Geist fähig ist. In der Geschichte geht nichts verloren, jedes neue Zeitalter steht auf der Höhe aller frühern. Im Leben der Menschheit wie im Leben des einzelnen Menschen lösen sich verschiedene Ideale ab, ohne daß eins das andre widerlegt; aus diesem Proceß geht eine Reihe ideeller Bildungsformen hervor, aber keine derselben ist ewig im wörtlichen Sinn; sie leben fort im Reich der Ideen, aber die Mächte der fortfluthenden Geschichte lösen sie auf.

Die Geschichte ist der ewige Kampf zwischen Orient und Abendland: dort die substantielle Gebundenheit, die Brutstätte der Religion; hier der individuelle Geist, das Recht. Jenes ist der Zettel, dieses der Einschlag im Gewebe der Weltgeschichte.

Bei den Griechen war das Streben nach dem Absoluten in der Form des reinen Begriffs der Kern der geistigen Entwicklung; die Philosophie der Römer war lediglich ein Herabziehn des griechischen Denkens zum Dienst praktischer Lebenszwecke. Der römische Staat — das war gegen Niebuhr gerichtet — ist künstlich gestaltet, darin grade lag sein Beruf zur Weltherrschaft. Aus dem römischen Weltreich ging die absolute Religion hervor: es war das Fatum, welches die heitern Götter erdrückte, das menschliche Gemüth von aller Besonderheit reinigte, so daß die Völker den Göttern abtrünnig wurden und zum Bewußtsein ihrer Ohnmacht kamen. Im römischen Pantheon wurden die Götter aller Völker versammelt und vernichteten einander gegenseitig. Dies ungeheure Unglück, diese Verzweiflung an allem Endlichen war der Boden für die Religion des Geistes. Alle frühern Religionen waren Beziehungen des natürlichen Lebens, das Christenthum ist die absolute Verleugnung des natürlichen Lebens, die Zerknirschung aller unmittelbaren Wünsche. Grade darum war es die Macht, die zur Zucht der

gesammten Welt berufen war, während alle frühern Religionen mit den Volksindividualitäten, denen sie eigneten, zu Grunde gingen.

Als die Barbaren das Christenthum annahmen, setzten sie sich damit ein Ideal, das nicht aus ihrem Gemüth hervorgequollen war, sondern ihnen als etwas Fremdes gegenüberstand. Das Ideal machte nicht den wirklichen Inhalt des Lebens aus, sondern verklärte es nur mit einem unheimlichen Schimmer, in welchem der Geist ein Grauen vor sich selbst empfand. Die größten Denker des Mittelalters quälten sich ab, die Aristotelischen Kategorien mit den Vorstellungen des Christenthums in Einklang zu bringen. Sie erhoben sich daher niemals zu der Form des reinen Begriffs, und erst nachdem die Reformation mit den theologischen und philosophischen Ueberlieferungen gebrochen hatte, wurde der Geist wieder soweit frei, um sich zunächst unbefangen die gegenständliche Welt zu betrachten (Bacon), in seiner eignen Thätigkeit die Quelle des Begriffs zu finden (Cartesius), und die Bildung endlich soweit vorzubereiten, daß die deutsche Speculation das unterbrochne Werk der Griechen aufnahm, wo diese es gelassen hatten.

Hegel hat sich nicht gescheut, die Aufklärung und den positiven Inhalt der Revolution als Consequenzen im Princip der Reformation anzuerkennen und zu feiern. „Wir haben den Franzosen gut Vorwürfe machen über ihre Angriffe der Religion und des Staats: welche Religion! welcher Staat! .... Was sie behaupteten, ist im Allgemeinen, daß die Menschen nicht Laien sein sollen, Laien weder in Bezug auf Religion noch auf Recht, so daß es im Religiösen nicht eine Hierarchie, eine geschlossene auserwählte Anzahl von Priestern, und ebenso im Rechtlichen nicht eine ausschließende Kaste und Gesellschaft sei, in der die Erkenntniß dessen liege und eingeschränkt sei, das ewig, göttlich, wahr und recht ist, und den andern Menschen von dieser angeordnet werden könne."

Der Inhalt der Religion, wie der Wissenschaft und Kunst ist das Absolute. Wo sie echt sind, können sie sich in ihrem Inhalt nicht von einander unterscheiden. Der Gegensatz liegt nur in der Form: die Religion giebt das Absolute in der Form der Vorstellung, die Wissenschaft giebt es in der Form des Begriffs. Wenn Kant in der „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" das, was außerhalb dieser Grenzen lag, an seinen Ort gestellt sein ließ, und sich beschied, nur einen Theil des Ganzen nachzuconstruiren, so vermaß sich Hegel, die gesammte Dogmatik in die Form des Begriffs aufzunehmen, und die härtesten Dogmen, die dem gesunden Menschenverstand am meisten zu widersprechen schienen, waren ihm gerade die gelegensten. „Der Mensch

weiß nur von Gott, insofern Gott im Menschen von sich selbst weiß; dies Wissen ist Selbstbewußtsein Gottes, aber ebenso ein Wissen desselben vom Menschen, und dies Wissen Gottes vom Menschen ist Wissen des Menschen von Gott; der Geist des Menschen, von Gott zu wissen, ist nur der Geist Gottes selbst." Klingt das nach dem Anfang des Evangeliums Johannis, so sieht es in andern Stellen beinah so aus, als wäre Gott erst in der Augsburger Confession zur völligen Klarheit über sich selbst gekommen.

Hegels Philosophie bestimmte der doppelte Gegensatz gegen die Rationalisten und gegen die Romantiker, er bekämpfte den Rationalismus wegen der Dürftigkeit und Rohheit der Abstraction, mit der er in dem reichen Leben des Christenthums aufgeräumt hatte. Er bekämpfte die Schleiermachersche Schule, welche die Religion in Stimmung und Empfindung auflöste, ebenso entschieden, wie die Kantische, die nur das Sittengesetz des Christenthums wollte gelten lassen und von den höchsten Angelegenheiten der Menschheit das Denken ausschloß. Er fand in dem Christenthum der Kirchenväter und Scholastiker ein tiefsinniges System des Gedankens und brachte dasselbe, seiner endlichen Beziehungen entkleidet und auf seine metaphysische Form zurückgeführt, in einen innern Zusammenhang. Dieses moderne Christenthum schwebte über Zeit und Raum im Aether der reinen Gedanken: was eigentlich die religiöse Entwicklung bestimmt hatte, Liebe, Haß, Furcht, Leidenschaft, fand in diesem Grau in Grau gemalten Bild keine Stelle.

Niemand war über diese Entdeckung des speculativen Inhalts im Christenthum mehr betroffen als die Theologen. Zwar kam es ihnen ganz gelegen, wenn ihre Gegner, welche sie bis dahin nur der Gemüthlosigkeit hatten zeihen können, von einem hochgebildeten Geist als flach und trivial verspottet wurden. Aber es wurde ihnen unheimlich dabei. Es war ihnen ganz recht, wenn sich Hegel der Dreieinigkeit annahm, aber daß er sie durch die Identität des Ansichseins, des Fürsichseins und des Anundfürsichseins erklärte — die alten Herren schüttelten die Köpfe, sie konnten sich nicht hineinfinden! Hegels christliche Ideen verwandelten sich in Speculationen von geistigem Gehalt, die nichts Jenseitiges an sich trugen, und während in der Theologie das Christenthum die Widerlegung der heidnischen Weltanschauung war, mußte es jetzt die idealen Vorstellungen auch des Heidenthums in sich aufnehmen, um jene Totalität des Geistes darzustellen, die es zur absoluten Religion stempeln sollte. Das Verderbniß der Natur und die Erlösung durch ein Wunder, die Grundzüge des Christenthums, wurden aufgegeben oder in

einem neuen Sinn aufgefaßt. Dem specifischen Christen ist die Offenbarung ein Wunder, d. h. das Eintreten einer fremden Macht in den Fortgang der Weltgeschichte, an dem sie sich bisher nicht betheiligt: die absolute Unterbrechung des natürlichen Zusammenhangs der Dinge: für Hegel ist das Christenthum, die Offenbarung, die Menschwerdung Gottes u. s. w. eine ebenso nothwendige Evolution des menschlichen Geistes in seinem Streben nach dem Absoluten als jede andre Evolution der Weltgeschichte.

Einen entgegengesetzten Weg schlug Schleiermachers „Darstellung des christlichen Glaubens nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche" ein. Wenn Hegel die christliche Dogmatik zur Speculation zu verklären suchte, so bemühte sich dieser, die christliche Ethik mit dem gebildeten Gefühl zu vermitteln. Er hielt an seiner alten Ueberzeugung fest, daß die Religion weder ein Wissen, noch ein Thun, sondern ein unmittelbarer Zustand des Bewußtseins sei. Die Glaubenslehre sollte nicht argumentiren, sondern nur Thatsachen des frommen Gefühls bloslegen, hauptsächlich die innere Erfahrung von der Erlösung durch Christus, d. h. von der durch die Lebensgemeinschaft mit Christus im Glauben uns zu Theil gewordenen Leichtigkeit, alle Regungen unsers sinnlichen Bewußtseins mit dem Gefühl unsrer Abhängigkeit von Gott zu durchdringen. Auf die Metaphysik des Christenthums ging er nur flüchtig ein; es kam ihm nur darauf an, das religiöse Gefühl in seiner Reinheit darzustellen. Ein großer Theil des alten dogmatischen Materials wurde über Bord geworfen und der wesentliche Kern aus der äußerlichen supranaturalistischen Hülle ausgeschält. Den Mittelpunkt des Glaubens fand Schleiermacher nicht, wie Hegel, in der Dreieinigkeit, sondern in der Erlösung, die er aus der alten juristischen Stellvertretungslehre zu einer geistigen Lebensgemeinschaft mit Christus läuterte. Gegen den specifischen Wunderglauben wandte er ein, daß es widersinnig sei, eine Thatsache so aufzufassen, daß durch ihre Abhängigkeit von Gott ihr Bedingtsein durch den Naturzusammenhang schlechthin aufgehoben werde, als ob die Allmacht sich größer zeigen sollte in den Unterbrechungen des Naturzusammenhangs. „Um unsers Gebets willen wird in dem von Gott angeordneten Lauf der Dinge nichts geändert: die Wirkung des Bittgebets ist nur, daß wir aufhören, mit Heftigkeit nach dem Besitz des irdischen Guts zu verlangen, daß wir Muth bekommen, wenn es Gott beschlossen hat, zu entbehren und zu dulden. Ueberhaupt ist das Bittgebet nur bestimmt, in jenes Beten ohne Unterlaß, d. h. die Gegenwart des Gedankens an Gott auf allen Gebieten unsers geistigen Lebens, überzugehen."

Von der größten Wichtigkeit waren Schleiermachers Forschungen über die Quellen des Christenthums. Lessings Hypothese eines verloren gegangenen Urevangeliums, der Quelle unsrer Synoptiker, war durch Eichhorn wissenschaftlich weiter geführt; durch Wolfs Homerische Forschungen angeregt, hatte Gieseler (1818) anstatt der schriftlichen Aufzeichnung eine mündliche Tradition vermuthet. Dieser Meinung schloß sich Schleiermacher an: die Ueberlieferung sei ohne Reflexion entstanden gleich zu Anfang nach zwei Kreisen gesondert, dem von Jerusalem und dem von Galiläa. Aus dieser mündlichen Ueberlieferung entstanden bald auch Aufzeichnungen einzelner Theile der evangelischen Ueberlieferung. Solche kleinern Schriftstücke, Diegesen, standen gleichsam in der Mitte zwischen der mündlichen Verkündigung des Evangeliums und den spätern evangelischen Compositionen; aus der verschiedenartigen Verbindung dieser kleinen Schriftstücke und der Benutzung verschiedener Quellen ist die Differenz zwischen unsern gegenwärtigen Evangelien zu erklären. Die Synoptiker sind nur Sammler und Bearbeiter des vorgefundenen Materials; keiner von ihnen hat aus eigner Anschauung geschöpft. Sie gehören sämmtlich der nachapostolischen Zeit an. Thatsächliches liegt ihren Erzählungen zu Grunde, aber Manches ist aus trüben Quellen hinzugeflossen, wo theils das mangelnde Gedächtniß, theils die Befangenheit der Vorstellungen, theils die Wundersucht Alteration hervorbrachte. Dagegen enthält das vierte Evangelium Selbsterlebtes. Der Augenzeuge tritt uns überall in klarer Lebendigkeit entgegen. Gegen die Episteln wandte Schleiermacher eine ebenso scharfe Kritik als gegen die platonischen Dialoge; ein großer Theil derselben wurde als unecht verworfen.

Der Antagonismus Hegels und Schleiermachers warf auf die Universitätsverhältnisse einen trübenden Schatten, auf die Gesammtbildung Berlins übte er mittelst der durch ihn bedingten Wechselwirkung der beiden geistigen Factoren einen wohlthätigen Einfluß aus. Vortrefflich hat Rosenkranz in seinem Leben Hegels diesen Einfluß und die Eigenthümlichkeit des Bodens, die ihn gleichsam herausforderte, ins Licht gesetzt.

Berlin ist die Stadt der absoluten Reflexion. Eine eigenthümliche Verstandesschärfe durchdringt alle Classen der Gesellschaft und theilt ihnen auch im Praktischen eine große Beweglichkeit und Rührigkeit mit. Aber mit der Reflexion ist auch eine Neigung zur ironischen Haltung verknüpft, deren Gefahr, in Langeweile, in Thatlosigkeit überzugehn, der Berliner zuletzt nur durch ein Streben nach Ueberwindung der Reflexion

besiegen kann. Er muß sich also bilden, und das thut er mit rastlosem Fleiß nach allen Seiten hin. Um alles, auch das Fernste, kümmert er sich; alles eignet er sich an, und nichts Neues geschieht unter der Sonne, das seine Reflexion nicht ergriffe. Eben deshalb bedarf er stets neuer Bildungsstoffe. Die Reflexion ist zwar immer bereitwillig zur Aufnahme von Stoffen, allein sie selbst erzeugt keine und spürt nach jeder Assimilation stets neuen Hunger. Diese Unruhe der Reflexion treibt nun aber von selbst zur Philosophie. Nur in der speculativen Einsicht verschwinden alle Widersprüche, welche die Reflexion umherwälzt, und in deren Gedränge sie sich nur durch die Gewandtheit erhält, von dem Einen immer zum Andern überzuspringen, was die berliner Intelligenz meisterhaft versteht. Durch die Universität hatte Berlin nun Gelegenheit, dem der Reflexion immanenten Triebe, zur Speculation sich abzurunden, in einem geordneten Studiengange genug zu thun, es konnte sich nun auch speculativ ausbilden. Fichte war der Erste, der es in die Schule der reinsten Abstraction einführte, aber das Bedürfniß nach Abrundung der Wissenschaft nicht befriedigte. Insofern wurde Schleiermacher für die Berliner bedeutender, als er einerseits mehr in die Breite der einzelnen Wissenschaften sich ausdehnte, Dialektik, Psychologie, Ethik, Aesthetik, Geschichte der Philosophie vortrug und andrerseits der Erkenntniß des Glaubens und der Fortbildung des Protestantismus eine vorzügliche Thätigkeit widmete. Schleiermacher hatte sich eine eigenthümliche, der ganzen Stadt, allen Ständen und Altern angehörige Gemeinde gebildet, welche in seinen Predigten und Vorlesungen das Bedürfniß befriedigte, die Reflexion über ihren Glauben ins Klare zu setzen. In seiner echt norddeutschen persönlichen Abgeschlossenheit, die mit stetem Vorbehalt ihrer Individualität in regster Betriebsamkeit nach allen Seiten hin sich öffnete, war Schleiermacher der vollkommenste Gegensatz Hegels, ein zur Natur gewordenes lebendiges Kunstwerk der Reflexion. Allein eben weil in ihm Alles Reflexion war, konnte er zwar den in der That plastischen Ausdruck des tiefern Berlinismus abgeben, aber nicht ihn über sich selbst hinausheben. — Hegel nun nahm Berlin förmlich in die Schule; die Eigenthümlichkeit Berlins begünstigte diese Zucht, wie Hegel selbst sie gern nannte, außerordentlich, weil der Berliner zwar sehr bildsam und bildungsbedürftig, aber noch wenig eigenschöpferisch ist. Es fordert durch diesen Zustand gleichsam das Beherrschtwerden heraus und duldet es gern, wenn es nur geistreich zu verfahren und ihm Nahrung zu geben weiß. Daher kann auch Berlin nicht Contraste genug in sich aufnehmen, damit nicht das Einerlei einer einzigen Richtung eine ganz

unerträgliche Plattheit erzeuge. So war es denn ein Glück für die heitere Stadt, daß dem Schleiermacherschen Element mit seiner versatilen Beweglichkeit das Hegelsche mit seiner gediegnen, ausgefächerten Systematik und mit seinem Dringen auf Methode sich entgegenstellte.

Soweit Rosenkranz. Dem durch alle Gesellschaftskreise verbreiteten Glaubensleben der Erweckten, das jetzt aus seiner losen separatistischen Form in einen neuen Orthodoxismus überging und den Lebensabend, namentlich Schleiermachers, als ein „überhandnehmendes Dunkel" umdüsterte — diesem sehr kräftigen, sehr streitbaren dritten Factor der Berliner Bildung hat Rosenkranz keine Würdigung geschenkt. Das Jahr 1827 ist epochemachend nach dieser Richtung.

In diesem Jahr erreichte die Hegelsche Schule ihren Culminationspunkt. Durch die Gründung der Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik erhielt sie ein einflußreiches Organ, an welchem nicht blos Hegel und seine Schüler, von Henning, Hotho u. s. w., sondern auch Männer wie Boeckh, Bopp der Sanskritist, Varnhagen u. A. mitarbeiteten. In der Politik vertrat die Zeitschrift den historisch geläuterten Liberalismus der feinern Bildung gegen die Demagogen, die orthodoxen Theologen und die resignirten Fachgelehrten. In der Kunst galt es hauptsächlich der Verherrlichung Goethes. Alle seine Liebhabereien fanden wie bei dem Meister so bei seiner Jüngerschaft einen gebildeten Widerhall. Mit besondrer Vorliebe commentirten sie die Dichtungen seines Alters. Es finden sich in ihrer Aesthetik viele Anklänge an die romantische Schule: ebenso weite Aussichten, dieselbe Vielseitigkeit der Bildung, trotzdem ist sie in Form und Inhalt ihr directer Gegensatz. Die Romantiker suchten im Genius wie in der Religion das Incommensurable, Unnahbare, Unbegreifliche, Jenseitige; Hegel will den Künstler ebenso begreifen wie den Schöpfer der Welt. Mit einem Kunstwerk ist es nicht wie mit einer Taschenspielerei, daß die Bewunderung aufhört, sobald man dahinter kommt, wie es zugegangen; die Bewunderung wird um so größer, je klarer wir erkennen, daß der Genius in seinem instinctiven Schaffen gesetzlich verfährt. Aber man vergaß, dem begreifenden Nachschaffen ein analytisches Urtheil vorausgehn zu lassen. Man legte ferner einen übergroßen Werth auf den Gedankeninhalt des Kunstwerks und es sah fast so aus, als hätte der nachschaffende Kritiker der Hauptsache einen correctern Ausdruck gegeben als der Dichter selbst. Die Kunst wurde wie die Vorstufe zur reinen Höhe der Bildung angesehn. Dies historische Moment des Urtheils, inwiefern der Künstler als Träger einer bestimmten weltgeschichtlichen Cultur aufzufassen sei, war von der

frühern Aesthetik zu sehr vernachlässigt, bei Hegel drängte es sich übermäßig in den Vordergrund. Für die ästhetische Kritik war damit nicht viel gewonnen, desto dankbarer konnte die Geschichte für das Streben sein, Religion, Philosophie und Kunst jeder Zeit mehr zu einem organischen Zusammenhang zu verknüpfen.

Wie bei den Griechen, deren Leben und Denken Totalität war, Philosophie nichts Andres sagen wollte, als Wissenschaft überhaupt, so faßte Hegel die auseinanderstrebenden Kräfte des Geistes in einer gemeinschaftlichen, zugleich wissenschaftlichen und künstlerischen Richtung zusammen. Er entführte das Princip der classischen Dichtung, von dem er ganz erfüllt war, seinem isolirten Kunstleben, um das gesammte Gebiet der Erkenntniß wie des practischen Lebens damit zu durchdringen. In diesem Sinn ist er der Abschluß der Goetheschen Kunstperiode, und man findet in seinen Werken alles beisammen, was Großes und Schönes in jener Periode gedacht und empfunden ist. Freilich haben diese Gedanken in der individuellen Frische der Dichter ein lebensvolleres Aussehen, als in dem trüben Ernst des Philosophen, bei dem man immer erst bestimmte Beziehungen hinzudenken muß, um den geheimen Sinn zu verstehn.

Hegel wie Goethe war die nationale Beschränktheit fremd, beide gingen auf eine Weltliteratur aus, zu der die jung aufblühende Kritik und Poesie in Frankreich die schönsten Hoffnungen bot. Im „Globe" wurde Goethe ebenso gewürdigt als Shakespeare. Die jungen Mitarbeiter dieser Zeitschrift wallfahrteten zu den Patriarchen der deutschen Dichtung. Hegels Lehre breitete sich in Frankreich durch Cousin aus. Cousin besuchte Berlin, Hegel Paris. Der eifrigste Vermittler zwischen beiden Nationen war Gans, ein Lebemann im vollsten Sinn des Worts, geistreich, von sprühendem Witz und in den Salons ebenso zu Hause wie auf dem Katheder. Er gehörte zu den genauesten Freunden der Rahel und gab häufig im Varnhagenschen Hause den Ton an. Man kann ihn als einen der ersten deutschen Gelehrten bezeichnen, in welchem sich die französische Leichtigkeit und Grazie nicht ohne eine Spur von Frivolität geltend machte. Es liegt in Hegels Dialektik, neben der Kraft, Alles zu begreifen, auch die Kraft, alle gegebenen Ideen zu zersetzen, aufzulösen, in Fluß zu bringen, sie ist im Stande, wie ein Triebrad alles Fertige zu zermalmen. Gans ist der erste, der innerhalb der Schule diese latenten Kräfte des Systems entbunden hat.

Die Theologen fingen an, den Uebergriffen der construirenden Speculation mit äußerstem Mißtrauen auf die Finger zu sehn; umsonst

versuchte Göschel in den „Aphorismen über Nichtwissen und absolutes Wissen im Verhältniß zur christlichen Glaubenslehre", denen Hegel selbst unerwartet zustimmte, das Christenthum der Hegelschen Philosophie zu retten. Hegel hatte die Geschichte zu Ehren gebracht, aber er hatte ihre scharfen Ecken durch Bildung abgestumpft, es war gleichsam das historische Gewissen, das gegen diese scheinbare Harmonie protestirte.

„Die moderne Bildung stimmt in keiner Weise mit dem historischen Christenthum!" Das war der Satz, den die „Evangelische Kirchenzeitung", die unmittelbar nach den „Jahrbüchern" begründet wurde, an allen Erscheinungen der Tagesliteratur zu erweisen unternahm. Gegen die Seichtigkeit des alten Rationalismus hatte Hegel nach Kräften geeifert, die moderne kirchliche Partei belehrte ihn, daß er der selben Schuld verfalle. Auch er gebe nur christliche Phrasen, auf die Thatsachen aber käme es an. Das echte Christenthum lehre die völlige Verderbniß der menschlichen Natur, die völlige Verfinsterung der menschlichen Vernunft: eine Poesie wie Goethes, welche die menschliche Natur als unbedingt gut verherrliche, eine Philosophie wie Hegels, welche die menschliche Vernunft als allwissend darzustellen suche, widersprächen dem Christenthum. Um wieder christlich zu werden, müsse das deutsche Volk mit seiner altheidnischen Bildung rücksichtslos brechen. Freilich war auch die neue Orthodoxie nichts weniger als naiv: überall durchzogen von den Anschauungen der Gegenwart, angefressen vom Gift der Philosophie, die sie verabscheute, konnte sie ihren Kampf gegen die Ketzerei nur durch persönliche Anklage führen.

Begründer der Kirchenzeitung waren die Brüder Gerlach und deren pietistischen Freunde. Die Theologen Tholuck, Strauß und Anfangs auch der kindlich-reine Neander, der wie mit geschlossenen Augen durch die Leidenschaft der Parteien hindurchging, standen dem Unternehmen zur Seite. Zur Leitung des Blattes wurde der junge, kaum 25jährige Professor Hengstenberg in Berlin bestimmt. Drei Jahre zuvor auf einer Hofmeisterstelle in Basel war aus dem Saulus ein Paulus geworden. Bei seiner Ankunft in Berlin hatte er sich in den Dienst der „christlichen Erweckung" gestellt, sofort aber in seinen ersten Schriften der frommen Gesellschaft die Mahnung zugerufen, das innere Wort dem äußern unterzuordnen, und damit dem losen Glaubensleben das neue Fundament zugeführt, auf dem es sich zum festen orthodoxen Kirchenthum ausbaute. Von diesem Erneuerer der orthodoxen Kirche giebt ein eifriger Theolog das folgende Bild. — Hengstenberg ist zu abstractem Denken geneigt, ohne Sinn für das Wirkliche, daher ohne

Verständniß für geschichtliche Entwickelung, so daß er die Begebenheiten und Thatsachen aus der Zeit der jüdischen oder christlichen Hierarchie, der römischen Kaiser, oder des 19. Jahrhunderts mit einem und demselben Maße mißt. Er hat sich ein Schema gemacht, nach welchem er denkt, fühlt, liebt, haßt, verherrlicht oder verdammt. Was Leben heißt, das weiß er nicht, in abgestorbenen Formen und Kräften sucht er das Heil der Welt: er klammert sich an den Buchstaben an und verketzert jede Regung des lebendigen Geistes als menschlichen Hochmuth. Er will die lutherische Kirche und zwar genau so, wie sie sich im Katechismus und in der augsburgischen Bekenntnißschrift ausspricht, wiederherstellen; er ist aller Entwickelung so sehr Feind, daß er die Reformatoren selbst schon an ihren eignen Buchstaben fesselt. Aller Unterricht in Schulen wie auf Universitäten soll nur Abrichtung sein, von freier Entfaltung der Individualität, von wahrer Gemüths- und Geistesbildung will er nichts wissen; was hier zu Grunde gerichtet wird, kümmert ihn wenig. Er will kein individuelles christliches Leben, er will nur ein mächtiges Kirchenthum, das durch ein menschlich formulirtes Glaubensbekenntniß geregelt und durch menschliche Satzungen zusammengeschlossen wird.

Wie übel die ganze Richtung gewirkt hat, eine relative Berechtigung im Sinn der allgemeinen Reaction der Geschichte gegen den Idealismus der alten Kunstperiode kann man ihr nicht absprechen.

Der heidnischen Weltanschauung in all ihren Phasen galt die Natur als gut. Die mit sich selbst übereinstimmende sinnliche Natur war die Schönheit; die zur vollsten Entfaltung gekommene Kraft, die ihr eignes Maß an sich selbst trug, war die Tugend; das Gesetz und die Sitte sollte nicht den Naturtrieb in seinem Lebensmotiv ersticken, sondern nur das Uebermaß abschneiden, das sowohl der individuellen Schönheit als der Harmonie des Allgemeinen widerstrebte. Was die Stimme der Natur in dem Herzen der Menschen aussagte, war heilig; darum war der Cultus der Alten die Freude; sie flohen den Schmerz und scheuchten den Gedanken des Todes von sich. Wohl erkannten sie Widersprüche in dem Leben der Menschen und in ihrem Willen an, aber sie glaubten an die Wahrheit der Natur, und ihre Frömmigkeit bestand darin, sich in das Walten der allgemeinen Mächte zu ergeben, wo sie ihnen nicht entfliehen konnten. Was das historische Christenthum als die schwerste Sünde auffaßt, der Trotz auf die eigne Gerechtigkeit und die Zufriedenheit mit sich selbst, galt im Heidenthum als einzige Tugend. Das ist ein harter Widerspruch, und er bezieht sich auf das Symbol unsers innersten Lebens.

Der Versuch unsrer Dichter und Philosophen, die classische Bildung mit dem christlichen Glauben zu versöhnen, war nicht gelungen. Das ideale Bild, das sie vom Christenthum entwarfen, war geistvoll gedacht, aber es war nicht historisch correct. Die Lehre von der vollständigen Verderbniß der Natur, wie sie von der neuen Rechtgläubigkeit mit krankhaftem Behagen wieder aufgenommen wurde, gehört in der That der Geschichte an. Die Noth hatte das Volk beten gelehrt, und man hatte empfunden, daß eine Philosophie, die den Schmerz und den Tod ignorirt, über das Leben keine hinlängliche Aufklärung giebt. Trotz aller Bemühungen einer reichen Literatur, das größte aller Wunder, die Erscheinung des Christenthums, dem Verstand begreiflich zu machen, stand sie noch immer wie eine räthselhafte Sphinx dem Menschen gegenüber.

7.

Goethes Faust und letzte Lebensanschauungen.

1821—1831.

Betrachtet man die deutsche Literaturgeschichte aus einiger Entfernung, so überragen die drei Gestalten, Luther, Leibnitz und Goethe, alles was neben ihnen steht, um Haupteslänge. Ihre Umgebungen kommen dabei insofern zu kurz, als sie kleiner aussehn im Verhältniß, da sie sonst wohl eine stattliche Erscheinung machen würden; aber sie haben auch einen großen Gewinn von der Nähe der Heroen: durch das Licht, welches von diesen ausgeht, werden ihre eignen Züge physiognomiereicher und charaktervoller.

Das geistige Leben dieser Männer fällt in eine weltbürgerliche Bewegung. Leibnitz' Zeitalter war das classische der philosophischen und naturwissenschaftlichen Entdeckungen. Um sich mit den Schülern von Grotius und Descartes, mit Locke, Spinoza, Newton, Bayle zu verständigen, drückt er sich in den Weltsprachen aus, französisch und lateinisch. Er wird als Ebenbürtiger von ihnen anerkannt, sein halb in lutherische Klopffechterei, halb in katholische Apathie versunkenes Volk kann ihm zu dieser Höhe nicht folgen.

Auch Goethe steht in der Mitte der geistigen Weltbewegung, die

von den Engländern und Franzosen ausgeht. Aber er steht nicht allein, ein jugendfrisches Streben regt sich allgemein in Deutschland, und seit Wiederherstellung des Friedens wird von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer mehr die deutsche Literatur auch im Ausland als eins der wichtigsten Fermente der Weltbewegung begrüßt. Für alle diese Freunde der deutschen Literatur war Goethe der geistige Führer des deutschen Volks, des so vielfach geschmähten, das durch ihn ein Bürgerrecht im Reich der Bildung gewann. Nicht blos die deutsche Dichtung, auch die Philosophie wurde in Frankreich und England eifrig studirt, und gerade Goethe zeigte die Nothwendigkeit, beide in einheitlichem Zusammenhang zu betrachten. Was Leibnitz versucht, die Welt als eine Harmonie zu begreifen, schien seinen glücklichen Nachfolgern gelungen zu sein.

Leider war es Goethe gegangen wie Luther und Leibnitz: mit seinem weltumfassenden Bildungstrieb und seinem stark ausgesprochnen deutschen Nationalgefühl war er in den engen Horizont eines Kleinstaats gebannt: er war und blieb Weimaraner, wie Leibnitz Hannoveraner geblieben war.

Die großen Dichter der andern Nationen — die Inder und Perser, Homer, Sophokles, Dante, Shakespeare, Calderon u. s. w. — hatten ihre Bedeutung darin, daß sie eine überlieferte Weltanschauung zu einer classischen Kunstform veredelten. Goethe, aus einer unfertigen Zeit hervorgegangen, hatte vielmehr die Aufgabe, im schneidenden Gegensatz gegen die gesammte Vergangenheit und Gegenwart, die man als unsittlich und ungesund empfand, die Ideale einer neuen Weltanschauung zugleich zu schaffen und zu gestalten.

„Amerika! du hast es besser als unser Continent, der alte: hast keine verfallenen Schlösser und keine Basalte. Dich stört nicht im Innern zu lebendiger Zeit unnützes Erinnern und vergeblicher Streit."

Schon in „Wilhelm Meisters Lehrjahren" trägt sich die geheime Gesellschaft mit dem Plan einer Auswanderung nach Amerika; am Schluß der „Wanderjahre" wird dieser Plan in großem Stil ausgeführt, in Deutschland ist ihres Bleibens nicht. Mai 1821 wurden die alten Papiere, an denen schon lange gesammelt war, mit der größten Unbefangenheit aneinander geklebt; die Idee eines innern Zusammenhangs ist völlig aufgegeben.

„Soviel kann ich Sie versichern, daß ich mitten im Glück in einem anhaltenden Entsagen lebe, und täglich bei aller Mühe und Arbeit sehe, daß nicht mein Wille, sondern der Wille einer höhern Macht geschieht, deren Gedanken nicht meine Gedanken sind." — Das ist der Kern, um

den „Wilhelm Meisters Wanderjahre" gewachsen sind. Das Buch führt den zweiten Titel „Die Entsagenden". Was sich in den „Lehrjahren" in freier Lebenslust bewegt hatte, muß wirken und schaffen, an die Stelle der harmonischen Ausbildung tritt die einseitige Fertigkeit des Talents, weil alles, was lebt, für den Nutzen des Ganzen wirken muß. Die „Wanderjahre" sind eine Verherrlichung der Arbeit, die „langsam schafft, doch nie zerstört". — —

Wenn das wirkliche Leben wie eine Massenbewegung aussieht, in deren Triebrad der Einzelne untergeht, so stechen die episodischen Novellen, in denen das individuellste Leben in seiner höchsten Excentricität gefeiert wird, im scharfen Contrast dagegen ab. Die Personen sind launenhafte Geschöpfe, deren arasbeskenartige Bewegungen uns anziehn, denen wir aber keine innere Theilnahme schenken können. Diese Excentricität gipfelt in der Figur der Makarie, jener schönen Seele, deren innerer Organismus so in das Planetensystem verflochten ist, daß ein Astronom daraus die überraschendsten Berechnungen herzuleiten vermag. So verflüchtigt sich hier durch die gesteigerte Excentricität das Geistige ganz in ein wunderliches Spiel der Natur, das der Poesie eben so fremd ist wie dem wirklichen Leben.

Die besten dieser Novellen hatte Goethe in rascher Folge schon 1807 geschrieben. Im Ganzen hatte er den Rahmen, der sie zusammenfassen sollte, ähnlich gedacht, wie bei den „Unterhaltungen", nur sollte diesmal auch der Rahmen in getriebener Arbeit sein; alles Realistische sollte erst durch das Medium der Phantasie gehn. Die Novelle, mit der jetzt die „Wanderjahre" beginnen, die Flucht nach Aegypten, sollte nicht erzählt werden, sondern vorgehn. Faßt man das ganze Buch als einen Roman auf, so hat man nicht die leiseste Ahnung, wie dies einleitende Gemälde mit dem Uebrigen zusammenhängen soll; an sich betrachtet, ist es sehr reizend und zeigt ungefähr, wie Goethe sich die Composition des Ganzen dachte: Novelle sollte sich an Novelle reihen, ein phantastisches Bild sollte das andre ablösen, so daß man nicht mehr unterscheiden konnte, was Traum und Wirklichkeit war; überall aber sollten Ahnungen und Symbole auf einen geheimnißvollen Zusammenhang deuten, auf einen tiefern Sinn des Lebensräthsels, das man von allen Seiten umkreist, ohne ihm näher zu kommen. Das gefundene Kästchen ohne den Schlüssel, von dem man hofft, er werde irgendwie aufgespürt werden, ohne zu wissen, was man in dem Kästchen eigentlich sucht, ist ein Symbol für den ganzen Roman. Die Welt ist von Geheimnissen erfüllt, eins drängt das andre, man vergißt das eine über

dem andern, aber der Mensch, der mitten darin steht, fühlt sich wohl, bald dem einen, bald den andern seine Aufmerksamkeit zuzuwenden; alles Symbolische ist ihm recht, woher es auch kommen möge: klärt es ihn nicht auf, so beschäftigt es ihn doch. Um aber in diesem Chaos von Symbolen nicht schwindlig zu werden, wird dem Einzelnen die Pflicht eines Handwerks aufgelegt: Wilhelm übt das Messer des Wundarztes, Philine schneidert. So hat Jedes Boden unter den Füßen, während die Symbole des Weltsystems wie ahnungsreiche Wolkengebilde über seinem Haupt durcheinanderwogen. Das Buch wird einmal nicht minder charakteristisch für die Zeit sein, der es angehörte, als Hegels „Phänomenologie", man könnte ganz gut ein Capitel aus dem einen Gebilde in das andre übertragen, ohne den Unterschied zu merken.

Man erinnere sich z. B. an die Beschreibung der pädagogischen Provinz und stelle sich die dort herrschenden Gebräuche in wirklicher Ausführung vor: wie unglücklich müßten die Kinder werden, die ihre Erzieher dazu anhalten, in stiller Betrachtung bald nach oben, bald nach unten zu blicken, und sich symbolisch an die Beziehung des Menschen zur Erde und zum Himmel zu erinnern. Die Gedanken aber, die diesen symbolischen Gebräuchen zu Grunde liegen, sind durchweg bedeutend, wahr und tief. Sie nehmen das religiöse Problem der vor einem Menschenalter unvollendet gebliebenen „Geheimnisse" wieder auf, worin die Coordination der verschiedenen Religionsformen unter Vortritt der christlichen Religion gefeiert werden sollte, und berichtigen jetzt endgültig Goethes oft fast feindselig scheinende Stellung zum Christenthum.

Die Religion hat danach den Zweck, im Menschen Ehrfurcht zu erwecken, und zwar eine dreifache Ehrfurcht: Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, und Ehrfurcht vor dem, was uns gleich ist. Diese dreifache Ehrfurcht erreicht ihre höchste Kraft und Wirkung, wenn sie zusammenfließt und ein Ganzes bildet. Das ist symbolisch bereits geschehn in den drei Artikeln unseres Glaubens.

Das eigentliche Geheimniß freilich der christlichen Religion ist begründet auf die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist. „Es ist ein letztes, wozu die Menschheit gelangen konnte und mußte. Was gehörte dazu, die Erde nicht allein unter sich liegen zu lassen und sich auf einen höhern Geburtsort zu berufen, sondern auch Niedrigkeit und Armuth, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Fördernisse des Heiligen zu verehren und lieb zu gewinnen! Hievon finden sich freilich Spuren zu allen Zeiten; aber Spur ist nicht

Ziel, und da dieses einmal erreicht ist, so kann die Menschheit nicht wieder zurück und man darf sagen, daß die christliche Religion, da sie einmal erschienen ist, nicht wieder verschwinden kann; da sie sich einmal göttlich verkörpert hat, nicht wieder aufgelöst werden mag."

Wohlgemerkt, die christliche Religion als einzelnes, wenn auch das größte Bildungsmotiv: denn die wahre Religion wird erst hervorgebracht, wenn mit dem Cultus der Gräber der Cultus der Sterne und der Cultus des Menschenlebens sich gattet. Ausdrücklich rechtfertigt Goethe bei dieser Gelegenheit die Mysterien: „Gewissen Geheimnissen, und wenn sie offenbar wären, muß man durch Verhüllen und Schweigen Achtung erweisen." Vor diesen starken und wohl überlegten Ausdrücken seiner Verehrung des Christenthums muß verstummen, wer einzelne momentane Ausbrüche seines Unmuths zu bleibenden Glaubensbekenntnissen stempeln möchte.

Goethes Heidenthum, sagt H. Heine sehr treffend, ist wunderbar modernisirt. Seine starke Heidennatur bekundet sich in dem klaren scharfen Auffassen aller äußern Erscheinungen, aller Farben und Gestalten; aber das Christenthum hat ihn zugleich mit einem tiefern Verständniß begabt: trotz seines Sträubens hat es ihn eingeweiht in die Geheimnisse der Geisterwelt. Er hat vom Blute Christi genossen, und dadurch verstand er die verborgensten Stimmen der Natur, gleich Siegfried dem Nibelungen, der plötzlich die Sprache der Vögel verstand, als ein Tropfen Blut des erschlagenen Drachen seine Lippen benetzte.

Den Faust hätte Goethe nicht dichten können, wenn er vom Christenthum nicht auch innerlich etwas erlebt hätte. In diesem Gedicht finden sich, wenn auch verstreut, fast alle Phasen seiner christlichen Stimmungen und Gedanken. Freilich sind dies immer nur Bekenntnisse eines Strebenden, nicht eines Befriedigten. Aber „wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen!"

Ein Jahr vor seinem Tode fand Goethe sich gedrungen, einen Brief an Sulpiz Boisserée, dessen Verkehr ihm auch die geistvolle Apologie der katholischen Sacramente eingegeben hatte, mit „etwas Wunderlichem" zu schließen, von dem er aber später bekennt, daß es ihm sehr ernst gewesen sei. „Des religiösen Gefühls kann sich kein Mensch erwehren. Dabei ist es ihm aber unmöglich, solches in sich allein zu verarbeiten. Von Erschaffung der Welt an habe ich keine Confession gefunden, zu der ich mich völlig hätte bekennen mögen, nun erfahre ich in meinen alten Tagen von einer Secte der Hypsistarier, welche zwischen Heiden, Juden und Christen geklemmt sich erklärte, das Beste, Vollkommenste,

was zu ihrer Kenntniß käme, zu schätzen, zu bewundern, zu verehren und, insofern es mit der Gottheit im nahen Verhältniß stehn müsse, anzubeten. Da ward mir auf einmal aus einem dunkeln Zeitalter her ein frohes Licht, denn ich fühlte, daß ich zeitlebens getrachtet habe, mich zum Hypsistarier zu qualificiren."

Dieser Brief wird erläutert und eingeschränkt durch einen der Sprüche in Prosa. „Frömmigkeit ist kein Zweck, sondern ein Mittel, um durch die reinste Gemüthsruhe zur höchsten Cultur zu gelangen." Es giebt große Schichten des Volks, für die, abgesehn von den Gesetzen des praktischen Lebens, das Christenthum das einzig sittliche Bildungsmotiv ist, die also darauf verzichten müssen, sich zu Hypsistariern zu qualificiren. Denen es aber Ernst ist, mit ihrer einheitlichen Bildung und denen die Kraft nicht fehlt, dürfen und sollen, das ist Goethes Meinung, auch das Heilige, das die offenbarte Religion ihnen überliefert, durch die Motive sich verständlich machen, die Kunst und Alterthum, Wissenschaft und Poesie ihnen an die Hand geben.

Im höchsten Alter stand Goethe auf der reinsten Höhe der Bildung, immer tiefer wurde seine volle Natur von dem Inhalt seiner Gedanken erfüllt; aber durch seine Empfindung geht ein gewisses Herbstgefühl, welches auf das Absterben der alten Zeit und der alten Kunst hindeutet. „Ein alter Mann ist stets ein König Lear! Was Hand in Hand mitwirkte, stritt, ist längst vorbeigegangen; was mit und an dir liebte, litt, hat sich wo anders angehangen. Die Jugend ist um ihretwillen hier, es wäre thöricht, zu verlangen: komm, ältle du mit mir." — „Jedem Alter des Menschen antwortet eine gewisse Philosophie; das Kind erscheint als Realist, denn es findet sich so überzeugt von dem Dasein der Birnen und Aepfel als von dem seinigen. Der Jüngling, von innern Leidenschaften bestürmt, muß auf sich selbst merken, sich vorfühlen, er wird zum Idealisten umgewandelt. Dagegen ein Skeptiker zu werden, hat der Mann alle Ursache; er thut wohl, zu zweifeln, ob das Mittel, das er zum Zweck gewählt hat, auch das rechte sei. Vor dem Handeln, im Handeln hat er alle Ursache, den Verstand beweglich zu erhalten, damit er nicht nachher sich über eine falsche Wahl zu betrüben habe. Der Greis wird sich immer zum Mysticismus bekennen; er sieht, daß so vieles vom Zufall abzuhängen scheint, das Unvernünftige gelingt, das Vernünftige schlägt fehl, Glück und Unglück stellen sich unerwartet ins Gleiche; so ist es, so war es, und das hohe Alter beruhigt sich in dem, der da ist, der da war und sein wird." Die freudige Gestaltungskraft, die ihn zuerst antrieb, in der bildenden Kunst wie in der Natur-

wissenschaft alles Trübe zu entfernen, weicht einer stillen Ergebung in die Geheimnisse des Lebens, die den Zustand des Staunens fixirt.

Gustchen Stolberg, die vor 47 Jahren in einem zart innigen Briefwechsel den jungen Dichter wie ein guter Genius umschwebt hatte, jetzt Gräfin Bernstorf, und fromm, nahte sich nach langem Schweigen 15. Oct. 1822 wiederum dem alten Freunde und beschwor ihn, „abzulassen von Allem, was die Welt Kleines, Eitles und Irdisches hat, und seinen Blick und sein Herz zum Ewigen zu wenden!" — Er antwortete nach einer schweren Krankheit 17. April 1823: „Lange leben heißt gar Vieles überleben: geliebte, gehaßte, gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte, ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich gesäet und gepflanzt. Wir überleben uns selbst und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch nur einige Gaben des Leibes und Geistes übrig bleiben. Alles dies Vorübergehende lassen wir uns gefallen; bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit. Redlich habe ich es mein Lebtag mit mir und Andern gemeint, und bei allem irdischen Treiben immer auf das Höchste hingeblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch gethan. Wirken wir also immer fort, so lang es Tag für uns ist; für Andre wird auch eine Sonne scheinen; sie werden sich an ihr hervorthun, und uns indessen ein helleres Licht erleuchten".

Sich von seiner Krankheit zu erholen, ging Goethe Juni 1823 nach Marienbad, wo er sich schon zwei Sommer aufgehalten. Dort hatte er ein Fräulein Ulrike v. Levezow kennen gelernt, zu der dem 74jährigen Greis noch einmal eine wilde Leidenschaft erfaßte, deren erschütternden Nachklang wir in der „Trilogie der Leidenschaft" vernehmen. „Verlaßt mich hier, getreue Weggenossen! laßt mich allein am Fels, in Moor und Moos! Nur immer zu! euch ist die Welt erschlossen, die Erde weit, der Himmel hehr und groß; betrachtet, forscht, die Einzelheiten sammelt, Naturgeheimniß werde nachgestammelt. Mir ist das All, ich bin mir selbst verloren, der ich noch erst den Göttern Liebling war; sie prüften mich, verliehen mir Pandoren, so reich an Gütern, reicher an Gefahr; sie drängten mich zum gabeselgen Munde, sie trennen mich und richten mich zu Grunde."

Von neuem ergriff ihn eine schwere Krankheit. In dieser Stimmung fiel ihm sein Werther in die Hand. „Zum Bleiben ich, zum Scheiden du erkoren, gingst du voran — und hast nicht viel verloren . . . Du ließest uns zu Wohl und Weh zurück; dann zog uns wieder ungewisse Bahn der Leidenschaften labyrinthisch an; und wir verschlungen

wiederholter Noth, dem Scheiden endlich — Scheiden ist der Tod! Wie klingt es rührend, wenn der Dichter singt, den Tod zu meiden, den das Scheiden bringt! Verstrickt in solche Qualen halbverschuldet, geb ihm ein Gott, zu sagen was er duldet!" — Wenn Goethe in dem Selbstverbrennungsproceß Euphorions es zunächst auf Lord Byron gemünzt hat, so hatte auch er die Narben. —

Nach seiner Wiederherstellung faßte Goethe die letzte Ausgabe seiner Werke ins Auge. Durch Boisserées Vermittelung wurde der Vertrag mit Cotta 6. März 1826 abgeschlossen. Mit einer Energie ohne Gleichen stellte er nun den Inhalt zusammen und schritt an die Fertigstellung des noch Unvollendeten. Die Wanderjahre wurden aufgelöst und neu bearbeitet; der zweite römische Aufenthalt, der letzte Band von Wahrheit und Dichtung in Angriff genommen. Am kühnsten Werk seines Lebens dichtete er langsam aber unablässig weiter. April 1825 wurde der Schlußgesang, „Rosen ihr blendenden!" gedichtet. Der dritte Act wurde unter dem Titel „Helena, classisch-romantische Phantasmagorie, Zwischenspiel zu Faust" Jan. 1827 an Cotta geschickt. Boisserée erhielt das Manuskript scenenweis zur Voransicht mitgetheilt. „Für Sie, mein Bester," schreibt Goethe ihm 3. Nov. 1826, „will ich den Vorhang noch etwas weiter lüpfen, indem ich eine Stelle aus Professor Göttlings Brief abschreiben lasse, der die Gefälligkeit hat, meine Werke Band vor Band in letzter Instanz durchzugehn." Der Auszug dieses Briefes, der sich in den von Kuno Fischer herausgegebenen Briefen Göttlings nicht findet, dessen Verbleib auch nicht erwähnt worden, lautet: „Es kann wohl nichts des alten Kothurns in Form und Ausdruck würdiger sein als diese Darstellung der Poesie in dreifacher Form: erst als classisch-antike, als deren Repräsentantin Helena mit ihrem unwiderstehlichen Zauber deshalb so schön gewählt ist, weil diese Gestalt in Epos und Drama den Griechen sich so innig verwachsen zeigt, daß beide Dichtgattungen fast ohne sie nicht gedacht werden können; ja diese Idee ist solch ein Dogma für die Griechen, daß der epische Herodot aller eigentlichen Geschichte Anfang mit dem Raube dieses schönen Weibes beginnen läßt. Dann die romantische Form, deren würdigster Vertreter Faust als eigenthümlichstes germanisches Erzeugniß ist." „Weiter", fügt Goethe bei, „darf ich vor der Hand nichts mittheilen, ohne das Räthsel zu verrathen, obgleich die Auflösung schon aus dem Titel sich vermuthen läßt."

„Den Schluß (Euphorion) hatte ich", äußerte er gegen Eckermann, „früher ganz anders im Sinn, ich hatte ihn mir auf verschiedene Weise

ausgebildet und einmal auch recht gut, aber ich will es euch nicht verrathen. Dann brachte mir die Zeit dieses mit Lord Byron und Missolunghi und ich ließ gern alles übrige fahren".

In der That reicht der Typus weiter: es ist ein Bild der aufstrebenden, aber durch mannigfache Beziehungen verwirrten Generation. Mehr zum Betrachten als zum Handeln erzogen, wurde sie plötzlich in den furchtbarsten Ernst der Weltgeschichte geschleudert: „Und hört ihr donnern auf dem Meere? Dort widerdonnern Thal um Thal? In Staub und Wellen, Heer dem Heere, in Drang um Drang, zu Schmerz und Qual!" — Glücklich genug erschien diese Jugend ausgestattet: „Scharfer Blick, die Welt zu schauen, Mitsinn jedem Herzensdrang . . . Und ein eigenster Gesang." Die Noth der Zeit wirkte edel auf sie ein, sie wollte das Herrlichste gewinnen. Aber voreilig warf sie das Leben weg.

Immer einsamer wurde es um den Dichter.

Am 14. Juni 1828 starb Karl August; er hatte fast bis zur letzten Stunde den Vorträgen A. v. Humboldts gelauscht. „Das Unerträgliche", schreibt Goethe, „das man so lange fürchtet, ja voraussieht, wird nicht erträglicher dadurch, daß es in die Wirklichkeit hereintritt, es übt alsdann erst seine eigentliche ganze Gewalt aus." — Der neuaufstrebende philosophische Nachwuchs sagte ihm wenig zu. „Kurzsichtig, blaß, mit eingefallener Brust, jung ohne Jugend, das ist das Bild der Meisten, wie sie sich mir darstellen. Und wie ich mich mit ihnen in ein Gespräch einlasse, habe ich zu bemerken, daß ihnen dasjenige, woran Unsereiner Freude hat, nichtig und trivial erscheint, daß sie ganz in der Idee stecken und nur die höchsten Probleme der Speculation sie zu interessiren geeignet sind." — Um diese Zeit redigirte er seinen Briefwechsel mit Schiller. „Mir ist dabei wunderlich zu Muthe, denn ich erfahre, was ich einmal war . . . Doch ist eigentlich das Lehrreichste der Zustand, in welchem zwei Menschen, die ihre Zwecke gleichsam par force hetzen, durch innere Ueberthätigkeit, durch äußere Anregungen und Störungen ihre Zeit zersplittern, so daß doch im Grund nichts der Kräfte, der Anlagen, der Absichten völlig Werthes herauskommt." Die Herausgabe dieses Briefwechsels erregte bei Altgläubigen und Demokraten gleichen Anstoß: Börne sprach sich fast ebenso heftig dagegen aus wie die evangelische Kirchenzeitung. Am härtesten traf die Enthüllung die ehemaligen Freunde. A. W. Schlegel hatte ihn noch im vorigen Jahr besucht: der Briefwechsel Schillers belehrte ihn nun, wie man in jenem Kreis über seine Schule gedacht; er

ließ sich dadurch zu den thörichten Spottgedichten verleiten, wie denn auch Goethes Urtheile über die beiden Brüder immer härter wurden.

Am 14. Febr. 1830 starb die Großherzogin Luise. „Ich muß mit Gewalt arbeiten, um mich oben zu halten und in diese plötzliche Trennung zu schicken. Der Tod ist doch etwas so Seltsames, daß man ihn, ungeachtet aller Erfahrung, bei einem uns theuern Gegenstand nicht für möglich hält, und er immer als etwas Unglaubliches und Unerwartetes eintritt. Er ist gewissermaßen eine Unmöglichkeit, die plötzlich zur Wirklichkeit wird." Am 28. Oct. verlor er seinen Sohn; in einem heftigen Blutsturz 25. Nov. machte die Natur sich Luft. Aug. 1831 machte er den Schlußstrich unter den Faust. „Aufschluß erwarten Sie nicht", schreibt er 7. Sept. an Reinhard, „der Welt- und Menschengeschichte gleich enthüllt das zuletzt aufgelöste Problem immer wieder ein neu aufzulösendes." Er wurde geheim gehalten und als Vermächtniß den Freunden hinterlassen. Eine gewisse Beklommenheit, seinen Widerhall in ihren Gemüthern nicht mehr zu vernehmen, klingt in seinen Briefen durch.

Der „Faust" ist ein Schatzkästlein der tiefsten Wahrheiten und der herrlichsten Bilder. Während der sechzig Jahre, die Goethe daran schrieb, legte er, was ihn innerlich erregte, von Zeit zu Zeit in dies Gedenkbuch nieder, zeichnete alle Tendenzen seiner Bildung darin ab, und wähnte, an dem alten Entwurf seiner Jugend fortzuarbeiten.

„Fausts Charakter", schreibt er in „Kunst und Alterthum", „auf der Höhe, wohin ihn die neue Bildung aus dem alten rohen Volksmärchen gehoben, stellt einen Mann dar, welcher, in den allgemeinen Erdeschranken sich ungeduldig und unbehaglich fühlend, den Besitz des höchsten Wissens, den Genuß der schönsten Güter für unzulänglich achtet, seine Sehnsucht zu befriedigen, der deshalb nach allen Seiten sich wendend, immer unglücklicher zurückkehrt. — Die Bearbeitung des zweiten Theils muß sich aus der bisherigen kümmerlichen Sphäre ganz erheben, und einen solchen Mann durch würdigere Verhältnisse durchführen."

Die Schwierigkeit in der Weiterführung des Problems lag darin, daß der Dichter dem Titanismus und dem Weltschmerz gegenüber seine Stellung völlig geändert hatte.

Der ursprüngliche Faust, der leidenschaftliche Grübler, der von den Freuden des Lebens noch nichts gekostet, will alles Leid und alle Freude genießen, die der ganzen Menschheit zugetheilt seien; ein Zauberspiegel hat ihm ein „Ideal" gezeigt, die absolute Erscheinung, die gelöst von

den Bedingungen des Raumes und der Zeit, dennoch lebt; er verlangt einen Augenblick, in dem er voll genieße, ohne zu entbehren, in dem er die höchste Erregung als Ruhe und Dauer fühle. Er weiß, daß ein solcher Moment nie kommen wird, daß der Mensch, das Kind der Stunde, zum Leiden geboren sei.

Dieser Drang ins Unendliche ist der bewegten Jugend eigen, die, absolut bestimmbar, noch keine Bestimmung in sich selbst findet, und darum vorläufig ihre ganze Kraft in Sehnsucht ausgiebt. Aus dieser Fauststimmung war Goethe bereits 1777 vollständig befreit; was hatte nun gar 54 Jahre später der greise Dichter für ein Verhältniß zu den Träumen seiner Jugend! Es waren Schattenbilder, die er in sinnigem Spiel an sich vorüberschweben ließ; aber Leben gewannen sie nicht mehr unter seiner Hand. Als Steffens Eckermanns Tagebuch las, drängte sich ihm die Bemerkung auf, „daß Goethe wie ein noch immer in der Erscheinung festgebannter Geist unter den großen Ruinen seines Lebens umherwandelte, bald hier bald dahin gelockt, als suche er verloren gegangene Gedanken und Entwürfe."

Goethes Faust ist nicht ein Kunstwerk in der Art der Iphigenie, des Tasso u. s. w.; er stellt nicht eine folgerecht ineinandergreifende Handlung dar; er widerspricht sich wiederholt in seinen Voraussetzungen; es werden Fäden angeknüpft, die der Dichter alsbald fallen läßt, und die der Leser beim besten Willen nicht wiederfindet. — Trotzdem gehört er, gleich den großen Persönlichkeiten der Geschichte, zu den lebendigen Existenzen, die unsern Glauben erzwingen, auch wenn sie uns lauter Räthsel aufgeben. Nur der historische Weg kann uns dem Verständniß dieser Schöpfung näher führen.

In dem Faust, wie wir ihn jetzt haben, liegen drei poetische Schichten übereinander, abweichend in der Form und dem Gehalt, verschiedenen Entwicklungsstufen des Dichters angehörig. Wunderbar schieben sich diese drei Schichten ineinander; sie gänzlich zu sondern, ist unmöglich; der Dichter selbst hat mitunter den Leser absichtlich geirrt.

Die erste Schicht gehört der Periode von 1771—1775 an: Sturm und Drang, Titanentrotz gegen die Weltmacht: die magischen Studien, der Verkehr mit der Geisterwelt, die Tragödie mit Gretchen: Motive der Faustsage und der Lebenserfahrung des Dichters.

Die zweite fällt in die Jahre 1797—1807: sie entstand unter dem Einfluß des transcendentalen Idealismus und ging auf eine Rechtfertigung Gottes aus. Dahin gehört der Prolog im Himmel, der Vertrag mit Mephistopheles, und aus dem zweiten Theil die Erfüllung des

Vertrags, die Sühne, bis zu Fausts Tod. — Darin verwebt ist das Helena-Motiv, die Idee von der erlösenden Macht der Schönheit, der Kunst, der Antike.

Diese beiden Schichten sind im zweiten und vierten Bande dieses Werks zur Zeit ihrer Entstehung betrachtet worden.

Nun trat um die Zeit der Freiheitskriege eine neue Stilwendung ein, die sich im „Westöstlichen Divan“ ankündigt. Goethe legt das griechische Gewand ab und zeigt sich in der Maske eines persischen Muhamedaners. Diese poetische Verherrlichung des Orients fällt mit einer allgemeinen Umwandlung der Cultur zusammen; in ihr crystallisirte sich allmälig die dritte Version des Faust, sie hat einen mythologischen, gleichsam aristophanischen Charakter: die classische Walpurgisnacht und der katholische Himmel; in beiden dominirt das „Ewig Weibliche“ als Helena, als Mutter Gottes.

So gern man am Wendepunkt des Jahrhunderts den Aposteln der griechischen Götter zuhörte, so empfand man doch, daß sie in manchen Punkten dem wirklichen Gefühl widersprachen, wenigstens es nicht vollständig ausdrückten. Man empfand namentlich für die Dichtkunst den Mangel einer dem eigentlichen Gehalt der Zeit entsprechenden Mythologie, und die romantische Schule bemühte sich, neue Symbole zu finden oder auch zu schaffen, um, was in ihr lebte, zur Gestalt zu bringen. Sie versuchte es zuerst mit der katholischen Mythologie; dann ging sie weiter nach dem Orient, nach Indien, nach dem hohen Norden, überall auf die Bilderjagd für die Symbole ihrer eignen Ideen. Die Etymologie einerseits, die Naturphilosophie andrerseits mußten dazu dienen, ein Götterbild in das andre zu verwandeln. Mit äußerstem Verdruß sahen die griechischen Puristen, wie man ihnen den homerischen Olymp durcheinander warf, die Kabiren und ähnliche Ungethüme einschwärzte.

Goethe verfolgte diese Studien mit lebhaftem Antheil, aber überwiegend ironisch: er fühlte sich als Hafis, dem ein Abraxas nach dem andern vorgezeigt wird. Er schrieb eine Reihe zahmer Xenien, um darüber zu scherzen, zugleich aber belustigte es ihn, diese fließenden Begriffe in eine Art Gestalt zu ballen. Hatte er früher die Fantome des deutschen Volksglaubens belebt, so versuchte er es nun mit der classischen Walpurgisnacht.

Diese ist der eigentliche Mittelpunkt für die dritte Version des Faust. Löst man sie von dem Ganzen ab, so hat man das köstlichste Possenspiel, das die Welt seit Aristophanes gesehn. Aber in Verbindung mit dem Ganzen deutet sie zugleich rückwärts nach

dem Blocksberg, vorwärts nach dem Himmel, der nun, da man an Bildlichkeit gewöhnt war, in den Formen der katholischen Mythologie vorgestellt wurde; das Lied der Sirenen klingt vernehmlich im Pater Seraphicus wieder.

Dadurch erhielt das Gedicht eine vom Schema der zweiten Version vollständig abweichende Grundlage. Die mythologischen Figuren drängen sich so in den Vordergrund, daß die bestimmten Menschen und ihre Schicksale in den Schatten treten. Auch von dem allgemeinen Menschenloos ist kaum mehr die Rede. Mephistopheles hat die Rolle des Versuchers aufgegeben, er ist selbst eine mythologische Figur unter andern mythologischen Figuren geworden. Als groteskes Erzeugniß der nordischen Phantasie neckt er die grotesken Erzeugnisse der griechischen Phantasie und wird von ihnen geneckt; fast ebenso verhält er sich später zu den Rosen spendenden Engeln. Ein Phantasiebild mißt sich am andern. Mephistopheles ist der Junker Voland aus der Hexenküche, der geistreiche Humorist mit etwas Neigung zum Phantastischen: er erscheint nur noch, er handelt nicht mehr.

Auch das andre Motiv der zweiten Version, die Antike, wird verschoben. Helena ist in der neuen Umgebung nicht mehr die Helena des Puppenspiels, die Teufelinne des Venusbergs, aus dem zurückkehrend Faust umsonst versuchte, beim Marienbild Gnade zu finden, da auch die Mutter Gottes in seinen Augen die Züge der Helena annahm; sie ist auch nicht mehr die reine Gestalt, göttlich unter Göttern, nicht die ideale Schönheit, die nur einmal auftauchte, in Griechenland. Sie ist, wie die ganze classische Walpurgisnacht, ein Traum verklungener Dinge. Die griechischen Dramatiker hatten ihr alle möglichen Liebesgeschichten angedichtet, auch mit Achill. „Ich als Idol ihm dem Idol verband ich mich. Es war ein Traum ... War ich das alles? ... Selbst jetzo, welche denn ich sei, ich weiß es nicht ... Ich schwinde hin und werde selbst mir ein Idol!“ — Die Nymphen aus ihrem Gefolge hören auf, Personen zu sein, sie verflattern in die Elemente und scherzen anmuthig mit ihrer eignen Gespensterschaft.

Das Reich der reinen Gestalten ist ins Schwanken gekommen. In der wilden Nacht wirft der Seismos alles drunter und drüber; selbst dem Mephistopheles wirbelt über dem Lärm der Kopf. Die Mütter geben ihre symbolische Bedeutung auf und verlieren sich unter die übrigen Gebilde der classischen Walpurgisnacht, unter die Kabiren und Sphinxe, die bei aller Farbe kaum mehr Consistenz haben als der nordische Spuk, und ebenso ironisch behandelt werden. „Drei haben wir

mitgenommen, der vierte wollte nicht kommen. Sind eigentlich ihrer sieben, wo sind die drei geblieben? — Wir wüßtens nicht zu sagen, sind im Olymp zu erfragen. Dort west auch wohl der achte, an den noch Niemand dachte!" — klingt das nicht ganz wie das Hexeneinmaleins? „In Gnaden uns gewärtig, doch alle noch nicht fertig." „Diese Unvergleichlichen wollen immer weiter, sehnsuchtsvolle Hungerleider nach dem Unerreichlichen." — So wenig wie den Kabiren gelingt es dem Homunculus, der gern entstehn möchte, die ersehnte Gestalt zu gewinnen; er bringt, indem er zerschellt, nur einen leuchtenden Schein hervor, in dem das classische Alterthum sich seltsam ausnimmt. — „'t is Greece, but living Greece no more!"

Diese luftigen Gestalten verlieren dadurch noch mehr an Greifbarkeit, daß sie im Maskenspiel am kaiserlichen Hof noch ein Mal auftreten in dem artigen Costüm der jungen Damen am Hof zu Weimar unter Goethes Leitung: „es sind Allegorien!" sagt der Knabe Lenker zum Herold. Es sieht alles wie ein geistreicher Scherz aus, wie Oberons und Titanias goldne Hochzeit. Auch auf diese ältern Scenen fällt ein verändertes Licht.

Das Blocksbergbild sollte ursprünglich wilder und schauerlicher sein. Satan wurde angebetet und hielt freche Vorträge, Blut floß, Scheiterhaufen wurden angezündet, dem blassen Idol, das Gretchen vorstellte, fiel der Kopf herunter: das war in die Paralipomena gewiesen, der Hexenberg zeigte sich als der wirkliche Brocken, den Goethe so gut kannte, mit den Gestalten, die dazu gehören. Jetzt, wo Mephistopheles als humoristischer Romantiker seine alte Aufgabe ganz vergißt und uns in eine lustige Märchenwelt drängt, in der jeder Ernst schwindet, da dünkt es uns zuweilen, als sei Gretchen auch nur eine Gestalt aus der classischen Walpurgisnacht, als sei auch ihr Schicksal nur ein spukhafter Traum, aus dem man erwachen könne. — —

So lagern im Gedicht drei verschiedene Schichten übereinander. Ganz unten eine tragische, aus innerster Erfahrung aufgequollene, ahnungsvolle Empfindung. Darüber eine auf Versöhnung ausgehende, ernste Idee. Wieder darüber eine bunte Reihe mythologischer Bilder, voll Geist und Witz, aus der Traum- und Märchensphäre, mit einem komisch-phantastischen Leitton. Und dazwischen nun, um die Lücken auszufüllen, bei der Schlußredaction des Gedichts allerlei matte, zum Theil recht schwache Ingredienzien, wo sich nur Einzelnes wieder bedeutend und ahnungsvoll abhebt, sobald die Wirklichkeit in dies Traum- und Märchenleben hineindringt. „Und hört ihr donnern auf dem Meere?

dort widerdonnern Thal um Thal?" Ein neuer Geist im mächtigen Flügelschlage durchschreitet die Welt, Romantik und Classik hat ihre Zeit gehabt, es soll ein neues Leben aufgehn. Männer wie Lord Byron suchen es leidenschaftlich zu fassen, aber es gelingt ihnen nicht. „Wem gelingt es? Trübe Frage, der das Schicksal sich vermummt!" — —

Im Glauben der lebendigen Menschen hat weder die griechische noch die nordische Mythe ein eigentliches Dasein, es sind dichterisch ausgearbeitete Bilder untergegangener Glaubensformen. Was im Glauben der Zeit zugleich ideal und wirklich scheint, sucht unmuthig und mit Hast nach einer Gestalt, kann sie nicht finden und taumelt lüstern neugierig zwischen den romantischen und griechischen Scheingestalten umher. Der Dichter des Homunculus spielt souverän mit dieser Werdelust des im modernen Leben an sich vorhandenen, aber noch nicht gestaltungsfähigen Idealismus.

Der zweite Theil des Faust erinnert wiederum an Hegels Phänomenologie, nur daß in der reicher und schneller wirkenden Seele des Dichters die intellectuelle Anschauung plastischer hervortritt. Aus dem dünnen Aether des reinen Denkens senken wir uns in eine Luftschicht, die das Athmen verstattet. Die Phänomenologie führt uns in eine Klause, der Faust aus der Klause in die helle, reichbewegte Welt. Nicht in eine fertig überlieferte Götterwelt, wie Homer oder Dante sie zeigen: wie Aristophanes, lustig aber doch mit ernsten bedeutenden Intervallen, seine Götterwelt zum Reden bringt, so lassen sich im Faust die Götter, Halbgötter und Dämonen unter halber Maske vernehmen. Wie der Strom der Bildung, von dem Goethe sich tragen ließ, in beständigem Fluß blieb, so schwanken die Gestalten, die er hervorruft, auf und nieder: sie sind werdende wie die Zeit, deren Genius sich in dem Dichter verkörperte.

Eine glaubensdurstige, aber wenig glaubenskräftige Zeit, die vermessen nach dem Unendlichen griff und stärker doch als jede andre die Schranken des Endlichen empfand; die leidenschaftlich nach der Wahrheit suchte, und doch im Spiel mit seltsamen Bildern sich gefiel. Für diese Zeit sind Faust und Mephistopheles die echten Symbole: nicht der Verführer und der Verführte, sondern der feurige Idealismus und die aufs Empirische sich steifende Ironie. Eigentlich sollte der Eine nur der Schatten des Andern sein, und doch treten sie als zwei Personen auf. Goethe selbst war beides: er war eben eine volle Gestalt.

Die Metamorphosen und Entwicklungen dieser seiner eignen großen Gestalt hat er nirgend so schön ausgesprochen, als in einer Reihe von

Monologen im Faust. Faust als Magier: die Sturm- und Drangperiode. Faust in Wald und Höhle: die Einkehr in die Naturwissenschaft, die Periode des sittlich Schönen, der Iphigenie. Faust vor der aufgehenden Sonne: die rein ästhetische Kunstperiode, Italien, Schiller. Faust auf zackigem Fels: die Wiederkehr ins deutsche Leben. Faust und die Sorge: volle Abwendung von der Romantik (Magie), Richtung auf das Gemeinwohl, selbstverleugnende Resignation. — Es ist ein gehaltner, energischer Blick in die eigne Geschichte.

„Ich habe nur begehrt und nur vollbracht und abermals gewünscht, und so mit Macht mein Leben durchgestürmt, erst groß und mächtig, nun aber geht es weise, geht bedächtig.“ — Das paßt auf die Begebenheiten, die wir vom Faust erfahren haben, in keiner Weise, wohl aber auf Goethe. Er hatte gestürmt, in Werther, im Prometheus, im Faust; diesen Sturm und Drang hatte er überwunden; wenn es auch ab und zu noch stürmte, bis zur Trilogie der Leidenschaft. Er hatte sich der Weisheit ergeben, in unablässiger Arbeit, Schritt für Schritt, suchte er dem Verständniß des Weltgeistes näher zu kommen.

Fausts Uebergang in die Unsterblichkeit ist nicht der melodische Ausklang eines nicht recht fertig gewordnen Problems; er spricht Goethes heilige Ueberzeugung aus. Er hatte sich mehr und mehr sowohl von Spinoza als von Kant zu Leibniz gewendet. Die niedre Monade wird von einer höhren in ihren Kreis hineingerissen und muß ihr, wenn auch widerwillig, gehorchen; wenn nun eine regierende Hauptmonas die ihr bisher untergebnen niedren ihres Dienstes entläßt, so ist das der Tod. Alle Monaden aber sind von Natur so unverwüstlich, daß sie ihre Thätigkeit selbst im Momente der Auflösung nicht einstellen; jede geht, wohin sie gehört. Das Schicksal der Hauptmonas hängt davon ab, wie mächtig die in ihr enthaltene Intention war. „Die Ueberzeugung unsrer Fortdauer,“ sagte er zu Eckermann, „entspringt mir aus dem Begriff unsrer Thätigkeit; wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andre Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag. Aber wir sind nicht auf gleiche Weise unsterblich: um sich künftig als große Entelechie zu manifestiren, muß man eine sein.“ —

Es giebt wenige lyrische Gedichte Goethes, wenig dramatische Scenen, die sich mit den besten Stellen des Faust messen können. Aber der Faust hat, abgesehen von manchen Längen und Stellen von geringerm Belang, auch eine Art künstlerischer Form. Es ist nicht die titanische, tragische der ersten Version, die vielmehr als Episode zurück-

tritt; nicht die philosophisch tief durchdachte der zweiten, die man bei dem größern Theil des Gedichts fast völlig aus den Augen verliert. Es ist vielmehr ein glückliches Verweben mythologisch bedeutender Bilder und Gestalten mit tiefen Gedanken und Empfindungen; ein farbenvolles Schattenspiel, eine Phänomenologie des Geistes, in welchem das Lustige neben dem Tragischen seinen Platz findet. In dieses Geisterspiel gehört die classische Walpurgisnacht ebenso wie der Blocksberg, die Mutter Gottes ebenso wie die Helena, der Pater ecstaticus ebenso wie der Makrokosmus. Es ist eine Aristophanische Welt.

Die Dichtung des Faust sieht uns mit Augen an, die uns ein ewiges Räthsel aufgeben; aber wie man weiß, sieht man in solche Augen am längsten und am tiefsten.

Von Klopstock, Lessing, Kant, Winckelmann, Möser, Hamann u. s. w. kann man ganz bestimmt angeben, was sie der deutschen Litteratur Neues zugebracht haben. Sie waren durchweg Virtuosen auf einem bestimmten Instrument. Dies Instrument bei Goethe anzugeben, würde nicht angehn: er hat sie alle gespielt, und ist in allen Vorbild geworden. Diese Allseitigkeit seiner Bildung unterscheidet ihn von den großen Dichtern aller Nationen. Die deutsche Lyrik lehnt sich ganz an ihn, die volksthümlich nationale wie die hellenisirende, die romanisirende und die orientalische. Der Roman geht bis auf den heutigen Tag den Spuren seines Meister und Werther nach. Wir verdanken ihm den Adel unsrer Sprache, die er in einer ähnlichen Weise neu geschaffen hat wie Luther: sie hat durch ihn eine Bildsamkeit, Anmuth und melodische Fülle erlangt, welche den höchsten Aufgaben der Poesie gewachsen ist, und zugleich eine Klarheit und Bestimmtheit, welche den schwierigsten Aufgaben der Wissenschaft genügt. Die Sprache ist nicht ein blos äußerliches Gewand, das man einem beliebigen Inhalt überwerfen könnte, sie ist der zur Erscheinung gekommene Ausdruck des Innern: Goethes Dichtungen enthalten den tiefsten, wahrsten und überzeugendsten Ausdruck der Empfindung. Er ist der reinste Dichter der Natur, ihre Geheimnisse sind sein Eigenthum, soweit sie sich in das Maß der Schönheit fügen, denn nichts Unschönes durfte sich verstecken hinter dem Schleier der Dichtung, „aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit."

Er ist von einer unendlichen Empfänglichkeit: auch krankhafte Richtungen nimmt er in sich auf, aber nichts Todtes und Leeres; nie

wird er der Anwalt einer Phrase, was er lehrt, muß er vorher durchlebt haben. Und selbst die Krankheiten weiß er zu reinigen, zu läutern, ihre unschönen Excremente auszuscheiden: was er berührt, wird Poesie.

Noch nie hat der Geist der Liebe, die alle Creaturen umfaßt, in einem Dichtergemüth in solcher Fülle sich ergossen! Die Reinheit seines Blicks ist die Wirkung seines liebevollen Herzens, sein Mitleid und sein Mitleben mit der gesammten Natur giebt nicht blos seinen Schilderungen, sondern seinen wissenschaftlichen Arbeiten jenes Seelenhafte, das auch den gleichgültigsten Stoff dem Leser ans Herz legt. Sein Glaube ist nicht jener graue Pantheismus, der alles individuelle Sein in die Nacht der Substanz begräbt, sondern jenes lebendige Gottesgefühl, das den Gott, der in seinem Busen wohnte, aus den Augen aller Dinge herauslas.

Anschauung war ihm überall das Erste, aber ebenso fest lebte in seinem Geist das Streben nach klaren Begriffen. Die ganze Fülle seiner Anschauungen in Begriffe zu übertragen war nicht möglich, darum blieb er zeitlebens ein Suchender, aber Schritt vor Schritt rückte er seinem großen Ziel näher.

Alles Gebildete, was die Zeit bewegt, regt ihn an, wird von ihm verstanden, übt Einfluß auf ihn: er lebt sich völlig hinein, aber freilich wird es nur eine Schale seiner Bildung, die er zur rechten Zeit abzuwerfen weiß.

Alle Richtungen des geistigen Lebens münden in seine Dichtung ein und werden durch sie dem nationalen Bewußtsein vermittelt: wie einmal durch Leibniz, so hat nun durch Goethe Deutschland seine Bildung erhalten. Naturlehre, Sprachwissenschaft, Kunstgeschichte, soweit sie aus der gelehrten Klause auf den Markt der öffentlichen Bildung übertraten, suchten Fühlung mit ihm. Die verschiedenartigsten philosophischen Systeme suchten sich seinen Ideen anzuschmeicheln; die religiösen Parteien, auch wo sie ihn bekämpfen, haben das heimliche Gefühl, daß er eigentlich zu ihnen gehöre; selbst in der Politik lieben es Conservative und Radicale, Freihändler und Communisten, Nationale und Weltbürger, sich mit seinen Sinnbildern zu schmücken. Das geht in beständiger Steigerung fort bis an den heutigen Tag, wir fühlen, daß wir immer mehr in ihn hineinwachsen.

Und so hat sich die Vision, die er niederschrieb, als er den Faust begann, in vollem Maß erfüllt, die Vision von den Flüssen, die dem wilden Waldstrom entgegen jauchzen und ihm zurufen: „Nimm die Brüder mit zu dem ew'gen Ocean, der mit ausgespannten Armen unser wartet." . .

— „Kommt ihr alle! — Und nun schwillt er herrlicher; ein ganz Geschlechte trägt den Fürsten hoch empor . . . Sausend wehen über seinem Haupte tausend Flaggen durch die Lüfte, Zeugen seiner Herrlichkeit! Und so trägt er seine Brüder, seine Schätze, seine Kinder dem erwartenden Erzeuger freudebrausend an das Herz."

8.

Der Weltschmerz als Vorbote einer innern Revolution der Gesellschaft.

1818—1830.

In der Zeit der Restauration war der Geist der Freiheit in der Poesie nur schüchtern aufgetreten, die Aufklärung war von allen Schöngeistern mit einer solchen Ausdauer als geistlos gebrandmarkt worden, daß es eine Zeitlang schien, als würde man, um Buße zu thun, alle ihre Früchte von sich werfen. Allein das war doch nur eine künstliche Stimmung, die nicht andauern konnte. Das Vorgefühl der kommenden Erschütterung zitterte in den Lüften und sprach sich in der Poesie prophetisch aus, denn zuerst tritt jedesmal eine Wandlung in den Sympathien ein, ehe die Wirklichkeit eine neue Gestalt annimmt.

Sobald sich aber der Gedanke aus dem Kreise der alten Bilder und Symbole entfernt und das Wesen der Dinge neu zu erfassen strebt, tritt mit dem Verlust der alten gläubigen Naivität ein beklemmendes Gefühl der Unsicherheit ein, das auch auf die alten Vorstellungen nachwirkt und ihnen einen schmerzlichen Anstrich giebt. Aus dem Wechsel der Gesichtspunkte und dem Zwiespalt des Gefühls geht der sogenannte Weltschmerz hervor, an dem die Gemüther wie an einer Epidemie erkranken. Der Weltschmerz ist an und für sich keine moderne Erscheinung. Was der moderne Weltschmerz erdacht, findet sich bereits in Ciceros de Natura deorum ausgesprochen. Aber einer Zeit war es vorbehalten, die Krankheit mit Lust zu empfinden, sich an dem zu weiden, was der Gesunde als das Verabscheuenswürdigste flieht. Es sind hauptsächlich die Dichter des 19. Jahrhunderts und darunter die größten, die diesem seltsamen Gefühl einen beredten, feurigen Ausdruck gegeben und aus der Poesie des Contrastes eine phantastische Mythe, eine un-

heimliche Welt des Spuks hervorgebracht haben, in der wir uns bewegen wie unter Larven und Gespenstern.

Seltsamerweise trat in Deutschland dies neue Gährungselement der Poesie zuerst im Gewand der Philosophie auf. Das Gefühl der Leere, der Zwecklosigkeit, des Widerspruchs, nicht etwa der modernen Zustände, sondern des Lebens überhaupt hatte schon in den ersten Friedensjahren bei einem eigenthümlich gearteten Kopf zu einem förmlichen System der Weltverneinung geführt. Es war die schon erwähnte „Welt als Wille und Vorstellung" von Arthur Schopenhauer.

Seit vielen Jahren lebte die Wittwe Johanna Schopenhauer in Weimar. Ihr Haus war das gesuchteste für die feinern Cirkel der Stadt, obgleich auch Goethe seit der Verheirathung seines Sohnes das seinige wieder der Geselligkeit öffnete. Frau Schopenhauer war ziemlich fruchtbar in Romanen, der bekannteste, „Gabriele", 1819, der bei Goethe viel Beifall fand, giebt die psychologische Entwicklung eines schüchternen Mädchens von der ersten jugendlichen Leidenschaft durch ein aufgedrungenes Eheband bis zur Schwindsucht; es ist ein beständiges Schwelgen in der Idee der Entsagung. Ihre Tochter Adele wurde gleichfalls zur Schriftstellerin erzogen, ihr Sohn Arthur, vom Vater wider seine Neigung zum Kaufmann bestimmt, wurde nachträglich unter Passows Leitung zur Universität vorgebildet. Als er 19 Jahr alt war, lehnte die Mutter ab, mit ihm in einem Haus zu wohnen. „Dein Mißmuth, deine Klagen über unvermeidliche Dinge, deine finstern Gesichter, deine bizarren Urtheile, die wie Orakelsprüche von dir ausgesprochen werden, ohne daß man etwas dagegen einwenden dürfte, drücken mich und verstimmen meinen heitern Humor, ohne daß es dir etwas hilft. Dein leidiges Disputiren, deine Lamentationen über die dumme Welt und das menschliche Elend machen mir schlechte Nacht und üble Träume." In Göttingen wurde er hauptsächlich durch Aenesidem Schulze gebildet. Schon damals warf er sich mit Eifer auf Kant und bemühte sich, die Kritik der reinen Vernunft mit platonischen Ideen zu verweben. In Berlin hörte er Fichte, gegen dessen Vorträge er schon damals höhnische Bemerkungen niederschrieb, der aber durch seine Form sehr auf ihn einwirkte. An den Freiheitskriegen betheiligte er sich nicht; sein Vaterland, meinte er, sei größer als Deutschland, und er sei berufen, der Menschheit nicht mit der Faust, sondern mit dem Kopfe zu dienen. Bei Anbruch der Erhebung ging er nach Rudolstadt, schrieb seine Dissertation „über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde" und promovirte in Jena. Den folgenden Winter verlebte er in Weimar, wo er sich von Goethe in

der Farbenlehre unterrichten ließ und von Professor Majer in die Weisheit der Indier eingeführt wurde. Die resignirende Versenkung in das Wesen des All wurde der Kern seiner ethischen Ueberzeugung. Den Frühling 1814 zog er nach Dresden und arbeitete an seinem Hauptwerk. Schon mit 30 Jahren, erzählt sein Biograph, war er es herzlich müde, Wesen für seines Gleichen ansehn zu müssen, die es wahrhaftig nicht seien. Um von den Menschen geliebt zu werden, müßte man ihnen ähnlich sein; was sie zusammenbringe und zusammenhalte, sei ihre Gemeinheit, Plattheit und Geistesschwäche. Sie seien so beschaffen, daß, wer im Laufe seines Lebens am wenigsten sich mit ihnen zu thun gemacht habe, der Weiseste sei. Die Ueberzeugung, daß die Welt eine Einöde sei, müsse zur Empfindung und habituell werden. Dies und die gründliche Verachtung gegen alle Philosophen, mit Ausnahme von Kant, war die Gemüthsbeschaffenheit, in der er sein Werk verfaßte: „Die Welt als Wille und Vorstellung." Als es erschien, Nov. 1818, ging es völlig spurlos vorüber; ein Menschenalter später sollte es eine ungeahnte Wirkung hervorbringen.

Als Resultat einer eminent scharfsinnigen Dialektik stellt sich bei ihm folgendes Weltbild heraus. — Das schöpferische Princip aller Erscheinungen ist der Wille, der aber mit einem Widerspruch behaftet ist, da er nie zur Befriedigung gelangen kann, weil er mit seiner Befriedigung zugleich aufhören würde. Die Schwere hört nicht auf, nach einem ausdehnungslosen Mittelpunkt zu streben, dessen Erreichung ihrer und der Materie Vernichtung wäre. Ein nie befriedigtes Streben ist das Dasein der Pflanze; aber was sie erreicht, ist, daß im Samenkorn, welches sie zur Reife brachte, das zwecklose Treiben noch einmal beginnen kann. — Jeder einzelne Willensact hat einen Zweck; das gesammte Wollen, welches die Welt ist, hat keinen. Wenn wir diesen ungeheuern Aufwand von Kräften in der Natur, dieses zwecklose Geborenwerden, dieses endlose Arbeiten, dieses sinnlose Sträuben gegen den Tod betrachten, drängt sich uns die Einsicht auf, daß das Leben ein Geschäft ist, dessen Ertrag bei weitem nicht die Kosten deckt. Es liegt dieser Widerspruch im Wesen des grundlosen Willens selbst, der seiner Natur nach nie ans Ende kommen kann. Das Menschenleben ist nichts als Leiden, weil Mangel die Grundbedingung des Wollens ist. Nach dem Genuß oder der Befriedigung sind wir so weit, als wir vorher waren, wir sind von einem Wunsch, d. h. von einem Leid befreit. Somit ist das Begehren und Leiden das eigentlich Positive; wir fühlen den Schmerz, aber nicht die Schmerzlosigkeit; der Gesundheit, Jugend und Freiheit werden wir erst

inne, wenn wir sie verloren haben, vorher waren sie nichts. Folgt es aber aus dem Wesen des Willens, daß das Leben Leiden ist, und zwar ein um so größeres, je größer die Erkenntniß und mit ihr das Bedürfniß ist, so ist jedes vermeintliche Ziel des Willens nur ein Wahn. Denn mit dem Ziel, das wir erreicht zu haben wähnen, hört ja der Wille, und mit dem Willen das Leben auf. Es ist ein Irrthum, daß wir da sind, um glücklich zu sein. Wenn man, so weit es annäherungsweise möglich ist, die Summe von Noth, Schmerz, Leiden und Uebeln jeder Art sich vorstellt, welche die Sonne in ihrem Laufe bescheint, so wird man einräumen, daß es viel besser wäre, wenn sie auf der Erde so wenig wie auf dem Monde hätte das Phänomen des Lebens hervorrufen können. Man kann auch unser Leben auffassen als eine unnützerweise störende Episode in der seligen Ruhe des Nichts. Jedenfalls wird selbst der, dem es darin erträglich ergangen, je länger er lebt, desto deutlicher inne, daß es im Ganzen den Charakter einer großen Mystification, nicht zu sagen einer Prellerei, trägt. Die Welt ist der Spiegel des Willens, und alle Endlichkeit, alle Leiden, alle Qualen, welche sie enthält, gehören zum Ausdruck dessen, was er will, sind so, weil er so will. Mit dem strengsten Recht trägt sonach jedes Wesen das Dasein überhaupt; sodann das Dasein seiner Art und seiner eigenthümlichen Individualität, ganz wie sie ist, vom Zufall und vom Irrthum beherrscht, zeitlich, vergänglich, stets leidend: und in allem, was ihm widerfährt, geschieht ihm immer Recht. So lange unser Wille derselbe ist, kann unsre Welt keine andre sein. Zwar wünschen alle erlöst zu werden aus dem Zustand des Leidens und des Todes; sie möchten, wie man sagt, zur ewigen Seligkeit gelangen, ins Himmelreich kommen; aber nur nicht auf eignen Füßen, sondern hineingetragen möchten sie werden durch den Lauf der Natur. Wie mißlich es jedoch ist, als ein Theil der Natur zu existiren, erfährt jeder an seinem eignen Leben und Sterben. Nur die völlige Verneinung des Willens zum Leben, in dessen Bejahung die Natur die Quelle ihres Daseins hat, kann zur wirklichen Erlösung der Welt führen. Was die Geschichte erzählt, ist nur der lange, schwere und verworrene Traum der Menschheit.

Der Widerspruch, den Schopenhauer im Willen nachweist, ist wirklich vorhanden: die Kraft des Willens zeigt sich am stärksten, je schmerzlicher man den Gegenstand des Wollens entbehrt; und hat der Wille seinen Zweck erreicht, tritt eine Leere ein, die wiederum schmerzlich empfunden wird; sie scheint alle Stoffe verschlungen zu haben und als das einzige Reale übrig zu bleiben.

Jede echte Philosophie aber sucht in dem Gewirr der Widersprüche den festen Faden der Vernunft und bekämpft den Weltschmerz, indem sie den Willen in die Betrachtung auflöst. Daß das Vernünftige ist, unterliegt für sie keinem Zweifel, weil sie nur in der Vernunft lebt, und die Vernunft ja nicht Vernunft wäre, wenn sie überhaupt nicht wäre; es kommt nur darauf an, den Spuren des Vernünftigen nachzugehn, wozu dann verschiedene Wege eingeschlagen werden. Sehr oft wird der aufrichtige Philosoph zu dem Eingeständniß kommen: hier verliere ich den Faden; ich zweifle aber nicht daran, daß er zu finden sein wird! Eine Philosophie, die von vornherein darauf verzichtet, das Vernünftige zu suchen, die sich darin gefällt, das Unvernünftige recht lebhaft auszumalen, ist nicht das, wofür sie sich ausgiebt, sie ist vielmehr unfertige oder ins Prosaische übersetzte Poesie. In der That ist in Schopenhauer eine starke poetische Ader, die sich in seinen Invectiven oft glänzend ausspricht, die er aber dadurch verkümmert, daß er seine poetische Empfindung in ein Gewebe scheinbarer Logik einzuspinnen sucht.

Jeder Mensch, auch der gesundeste, hat Momente, wo das Taedium vitae sich seiner bemächtigt, wo ihm die Welt schal und leer, selbst das Liebste unerträglich vorkommt. Der Augenblick geht vorüber, die Stimmungen gleichen sich wieder aus. Solche Stimmungen, für das wirkliche Leben immer lästig, haben ihren Werth für die Dichtung: daß die Seele ihnen zugänglich ist, darauf beruht die ganze Gewalt der Tragödie. Was für furchtbare Gespenster steigen uns aus Macbeth oder Hamlet entgegen! gestaltlose Ungethüme, die aus dem Innern der Seele auftauchen. Unter dem eiskalten Hauch dieser poetischen Atmosphäre steht zu Zeiten jeder Fühlende.

Das Leben zu verstehn, sind solche Stimmungen nicht geeignet, aber sie können unser Mitleid erweitern und veredeln, wenn der tragische Dichter nicht blos das Leiden, sondern zugleich die Größe der leidenden Seele zeigt: er reinigt die Empfindung von ihren irdischen, empirischen Bestandtheilen. Für die Lyrik war, wie Goethe richtig bemerkt, zu allen Zeiten die Melancholie der willkommne Hintergrund.

Die eigentliche Weltschmerzlitteratur hat ihren Grund in der Subjectivität der modernen Dichtung. Homer wollte nicht Achill, Shakespeare nicht Lear sein. In Goethes Helden zuerst findet diese Subjectivität ihren großen Stil. Einseitiger, aber gewaltiger schlug Lord Byron diese Saite an. Die Lästerungen des Giaur, Laras, Childe Harolds, Don Juans schlugen darum durch, weil die Persönlichkeit, der

etwas blasirte, mit der Welt zerfallene aber geistvolle und dämonische Lord, ein willkommener Fund für das erregungssüchtige Publicum war: Childe Harold mit seinem bittern Hohn schmeichelte sich ihm seiner Melodie wegen eindringlicher ein als Renée; sein krampfhaftes Ringen nach einem unaussprechlichen Glück war den Deutschen aus Werther und Faust bekannt, aber es zeichnete sich durch die Folie großer Weltverhältnisse aus. Auf den Höhen des Lebens geboren und doch voller Begeisterung für die Freiheit, ein Bezauberer aller Herzen und doch mit unglücklichem Streben einem beständig schwindenden Ideal nachjagend, skeptisch bis zur Blasirtheit und bis zum übermüthigen Hohn, und doch voller Sehnsucht nach den Heiligthümern, welche die Menschheit eingebüßt, war er gerade die Gestalt, welche die deutsche Romantik sich geträumt, die sie aber in Deutschland nie hoffen konnte, zu finden.

„Die Literatur unsrer Nachbarn," schreibt Heinrich Heine, „muß man mit unsrer Bagatell-Literatur vergleichen, um das Leere und Bedeutungslose unsres Bagatelllebens zu begreifen. Oft wenn ich die Morning Chronicle lese und in jeder Zeile das englische Volk mit seiner Nationalität erblicke, mit seinen Pferderennen, Boxen, Hahnenkämpfen, Assisen, Parlamentsdebatten u. s. w., dann nehme ich wieder betrübten Herzens ein deutsches Blatt zur Hand, suche darin die Momente eines Volkslebens und finde nichts als literarische Fraubasereien und Theatergeklätsch. Ist in einem Volk alles öffentliche Leben unterdrückt, so sucht es Ersatz: statt Hahnenkämpfe haben wir Journale, wo arme Teufel, die man dafür füttert, sich einander den guten Namen zerreißen, während die Philister freudig ausrufen: sieh, das ist ein Hauptthahn!"

Gerade diese Schwächlichkeit des deutschen Kleinlebens war die Brutstätte für die Träume der neuen Titanen. Don Juan war schon durch Mozart populär geworden: Hoffmann, das schwächliche Männchen, montirte sich zur Begeisterung für diesen liederlichen Helden, freilich nur im poetischen Rausch, denn sobald er erwachte, sah er im Spiegel die Gestalt des Berliner Spießbürgers und freute sich seiner Sicherheit. Und ebenso ging es im Grund dem zerfahrenen Grabbe, der Don Juan und Faust in einem Drama combinirte: die Werther, die Allwill, die Titan mochten mit ihren Ketten rasseln, soviel sie wollten, sie konnten sie nicht abwerfen, das deutsche Leben war zu eng und arm.

Nie hat ein Dichter mit einer so ausdauernden Zudringlichkeit die Welt mit seiner eignen Person beschäftigt, nie ein Dichter seine Person in so widerlichem Licht gezeigt wie Heine. Sieht man das Verzeichniß seiner Schönen an, das nahe an Leporellos Register streift, so möchte

man ihn für einen rechten Don Juan halten, und ist nicht wenig überrascht, von ihm zu hören, er sei nie der Erste und nie der Letzte gewesen! Prüft man aber das Namensverzeichniß genauer, so merkt man, daß bei diesen Schönen kaum Jemand der Erste und der Letzte gewesen ist.

Heine ließ sich gern mit Byron vergleichen. Er nahm von ihm das böse Zucken der Oberlippe an: „Dem Engländer“, sagt Wienbarg, „mit der nationalen, kurzen Oberlippe und den blinkenden Zähnen stand diese Bewegung besser, jedenfalls natürlicher.“ Seine Natur machte auf die Umgebung nicht den Eindruck des Dämonischen. Halten wir die beiden Persönlichkeiten gegen einander, wie sie sich in den Dichtungen zeigen, so sieht Heine äußerst schwächlich aus. Bei Byron hören wir stets den vollen Brustton der Empfindung: seine Stimme ist mächtig, weittragend und kommt aus dem Herzen; die einzige Parlamentsrede, die er gehalten hat, fand Beifall; er ist auch als Dichter ein großer Redner. Heines Stimme dagegen ist schwächlich; Kraftproben mißlingen ihm stets, und der possenhafte Schluß tragischer Gedichte macht fast den Eindruck, als wenn seine Stimme ins Falsett überschlägt.

Auch wenn man sie als Künstler oder, was hier dasselbe sagen will, als Virtuosen neben einander hält, kommt Heine sehr zu kurz. Byron verfügt über einen Reichthum von Modulationen wie kaum ein andrer Dichter: sein ganzer Don Juan sieht fast so aus wie ein fortgesetztes Virtuosenstück; er hat die Sprache so in seiner Gewalt, daß sie ihm auf den Wink gehorcht; man merkt fast nie eine Anstrengung heraus. In der That flossen ihm die Verse in fabelhafter Leichtigkeit hin, er arbeitete schneller als je ein andrer Dichter. Von Heine besitzen wir Manuskripte, die uns zeigen, mit welcher Aengstlichkeit er feilte; auch von solchen Gedichten, die jetzt wie leicht hingeworfen klingen; er weiß außerordentliche Wirkungen zu erzielen, aber wo er sich gehn läßt, wird er gemein: gemein im ästhetischen Sinn: salopp, schlottrig.

Dafür hat Heine poetisch einige Vorzüge, die man nicht unterschätzen darf: er ist durch die Schule der Romantik und der Hegelschen Philosophie gegangen. Lord Byron reflectirt gern und mit Energie; er ist nicht blos Redner, sondern auch gewandter, streitfertiger Dialektiker; aber sein Gedankenkreis hat keinen sehr weiten Horizont, selbst die Motive seines Skepticismus, der doch in keiner Weise eine Einschränkung aufzulegen scheint, kehren immer wieder, wenn auch in immer neuen Ausdrücken und Wendungen. Er kennt die Gesellschaft und hat der Natur fest und kühn ins Auge gesehn, das ist seine Stärke, aber er hat die

unmittelbaren Eindrücke wenig durch Studien gebildet. Heine kennt von der Gesellschaft wenig und von der Natur auch nur so viel, als ein Müßiggänger sich aneignet. Aber es lebt in seiner Seele eine Reihe von Begriffen, Ideen, Traumbildern, die, zum Theil Früchte aus frühern Studien, eine poetische Existenz für sich haben. Die Mythologie der Natur wie des menschlichen Schicksals ist ihm geläufiger, plastischer ausgebildet als dem britischen Dichter. Wenn Byron sich bemüht zu träumen, so sieht das fast ängstlich aus; die Mächte der Erde, der Wirklichkeit halten ihn fest; er ist Lord, er ist Brite, er ist liberal, und mitten in seinem Bestreben, über das, was nicht irdisch ist, zu träumen, klopfen die Interessen der Aristokratie, Großbritanniens, des Liberalismus bei ihm an. Und sie sind ihm nicht lästig, er ist stolz darauf, auch in den Träumen das Gefühl der Identität mit dem, was er wachend ist, nicht zu verlieren.

Bei Heine giebt es wohl auch gewisse Seiten der Wirklichkeit, die sich fest an ihn klammern, und es giebt Momente, wo er sich von ihnen bestimmen läßt. Aber im Ganzen sind sie ihm peinlich, und er sucht sich ihrer zu erwehren. Es geht ihm umgekehrt wie Lord Byron: die Traumwelt der Nixen, Bären und Gespenster empfindet er als die eigentliche Heimath seiner Seele; das Judenthum, der Liberalismus, der preußische Zopf und Alles, was drum und dran hängt, ist ihm ein ängstlicher Traum, dessen er sich gern erwehren möchte. Darin liegt auch eine gewisse poetische Stärke. Halten wir die beiden letzten Gesänge des Childe Harold oder den Don Juan neben die bessern Dichtungen von Heine, so wird, wenn wir die einzelnen schönen Stellen ins Auge fassen, der Deutsche gegen den Engländer nicht aufkommen; es sind bei Byron Stellen von so voller, großartiger Harmonie, daß sie Alles übertönen, was Heine je gedichtet hat. Das Ganze dagegen hat bei Heine einen poetischeren Hauch. Die Composition des Childe Harold ist ganz prosaisch; im „Atta Troll" dagegen, auch im Wintermährchen, ist das Ganze poetisch, toll und geistreich, unsinnig und nüchtern, träumerisch und frech. Alle diese Stimmungen treten in eine Farbenharmonie, daß man sich in einer Welt für sich findet. Es zeigt sich das auch in seinen kleinen Gedichten. In Byrons Liedern ist ein so voller, herzlicher Ton, daß man mit dem Dichter geht, auch wo man die Sache nicht billigt; es ist, als ob man persönlich neben ihm stände und ein Verhältniß zu ihm haben müßte. Bei Heines Gedichten fällt diese Beziehung weg: es ist Bild, Stimmung, Melodie, man hat keinen Dichter neben sich, man hört sie in sich selbst.

Heines Jugend bis zu seinem fünfzehnten Jahr verlief im elterlichen Hause zu Düsseldorf. Düsseldorf war bis zur Restauration Hauptstadt des Großherzogthums Berg, d. h. politisch betrachtet, eine französische Stadt. Die französische Herrschaft lockerte das Joch, das auf den Juden lastete; die Düsseldorfer Juden, vor allen Heines Vater selbst, begrüßten in Napoleon ihren Messias. Solche Eindrücke der frühsten Jugend verwischen sich schwer. Dazu kam die imposante Erscheinung des Kaisers, den Heine persönlich sah. Was wollten gegen das gewaltige Bild des Siegers an den Pyramiden die benachbarten deutschen Duodezfürsten sagen! Auch waren „Die beiden Grenadiere" eines der ersten von Heines Gedichten. „Was schiert mich Weib, was schiert mich Kind!" so würde der nicht empfunden haben, der in der Mitte seiner Familie den schweren Druck der französischen Herrschaft erlebt hatte. Im 15. Jahr wurde Heine in ein kaufmännisches jüdisches Geschäft gesteckt, zuerst in Frankfurt a. M., dann in Hamburg. Man denke sich einen hochgestimmten, poetisch angeregten Knaben in dieser Umgebung! Einerseits fühlt er sich hoch über den Leuten, mit denen er verkehrt, dann aber kommt er in Geschäftssachen gegen sie nicht auf: sie lachen ihn aus, wenn er romantische Ideen hervorkehrt, und zuletzt lacht er mit. Sein Gemüth verachtet die Ziffer, aber in seinem Kopf spielt sie eine nicht unerhebliche Rolle: er kann gut rechnen, und wenn er ästhetisch über kaufmännische Allüren die Achsel zuckt, so kommen sie ihm doch nicht spanisch vor, er versteht sie. Und auch hier wird die Ziffer Fleisch; der dürftige Knabe steht seinem Onkel, dem Millionär, gegenüber, und das Geld hört auf, für ihn eine Abstraction zu sein.

Endlich, im 19. Jahr, setzt er es durch, zur Universität geschickt zu werden, um die Rechte zu studiren. Er hat Bonn, Göttingen, Berlin besucht. Der kurze Aufenthalt in Göttingen hat auf ihn gar keinen Einfluß ausgeübt; einen desto durchgreifendern die Studienzeit in Berlin. Er kommt nach Bonn, wo er fast ausschließlich ästhetische und historische Collegien hört. A. W. Schlegel ist nach Napoleon und Salomon Heine die erste imposante Erscheinung, die ihm begegnet, und der Eindruck wird verdoppelt, als der junge Student dem gefeierten Mann seine Gedichte vorlegt und ein schmeichelhaftes Urtheil empfängt. Er wird ein begeisterter Anhänger der Romantik, für die er schon damals die richtige Formel findet: „die Bilder, wodurch die romantischen Gefühle erregt werden, dürfen ebenso klar und mit ebenso bestimmten Umrissen gezeichnet sein, als die Bilder der plastischen Poesie."

Mit seinen Freunden, darunter Simrock, studirte er das Nibe=

lungenlied; durch A. W. Schlegel, der über Sanscrit las, gewann er einen, wenn auch dämmernden Blick in den Orient; in Herders Schriften und „Des Knaben Wunderhorn“ ging ihm die Volkspoesie auf. Er empfing die Romantik aus zweiter Hand, vollständig zubereitet und geformt; er lebte sich nicht unmittelbar in sie hinein, er empfand sie als schreienden Contrast gegen all seine realen Vorstellungen, gegen seine Gesinnungen, seine Lebensgewohnheiten und seine Logik: die Romantik, die durchweg mit dem christlichen Mittelalter zusammenhängt, wurde auf die jüdische Verstandesbildung projicirt.

Nur der Kritiker, nicht der Dichter Schlegel hat Einfluß auf ihn geübt. Heines Weise ist von Anfang an deutsch; was er dachte und empfand, gestaltete sich ihm von vornherein in melodischer Form, und nicht selten war der schöne Tonfall der Schöpfer seines Gedankens. Die Schule von Uhland, Goethe, Eichendorff, Tieck findet der Leser leicht heraus. Wilhelm Müller hat Heine selbst dankbar bekannt; in den „Fresco-Sonetten“ klingen Rückerts „geharnischte Sonette“ nach, von durchgreifendstem Einfluß war das Vorbild Brentanos z. B. in „Treulieb“ und den „lustigen Musikanten.“ Von all diesen Dichtern hob sich Heine dadurch hervor, daß seine Melodie kühner und mächtiger war, daß er das dreiste, ja freche Wort nicht scheute, um das Bild stark und nackt hervortreten zu lassen.

— „Ich grolle nicht, und wenn das Herz auch bricht, ewig verlornes Lieb! ich grolle nicht. Wie Du auch strahlst in Diamantenpracht, es fällt kein Strahl in Deines Herzens Nacht. Das weiß ich längst. Ich sah Dich ja im Traum, und sah die Nacht in Deines Herzens Raum, und sah die Schlang', die Dir am Busen frißt, ich sah, mein Lieb! wie sehr Du elend bist. Ja, Du bist elend, und ich grolle nicht; mein Lieb, wir sollen beide elend sein! Bis uns der Tod das kranke Herze bricht. Wohl seh' ich Spott, der Deinen Mund umschwebt, und seh' Dein Auge blitzen trotziglich, und seh' den Stolz, der Deinen Busen hebt, und elend bist Du doch, elend wie ich.“ — Das Lied wurde in Berlin ungefähr in derselben Zeit geschrieben, da Goethe die „Trilogie der Leidenschaft“ dichtete.

Der alte Fouqué begrüßte Heine als Geistesverwandten. „Du lieber, herzblutender Sänger, dein Lied versteh' ich ja wohl! Doch singe so wirr nicht länger, so zürnend nicht und hohl! Ich habe so zürnend gesungen wie Du! ich habe geblutet gleich Dir. Da strahlte durch Wolken Mondesruh; da fühlt' ich: dort ist nicht hier!“

Darin aber lag der Unterschied der neuen Poesie: sie glaubte nicht

an ein „Dort!" die Erde sollte Rede stehn auf die Fragen des Lebens und nur eine positive Antwort gab der Erdgeist ihren Grübeleien: — der Tod. Heine war noch ein Jüngling, als er in einer seiner wilden Dithyramben dem lieben Gott eine Reihe von Fragen stellte. Was bedeutet der Mensch? Woher ist er kommen? Wo geht er hin? Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen? Wenn er diesmal im jugendlichen Uebermuth sich selbst sagte: „ein Narr wartet auf Antwort!" so kehrte er in seinem Alter, als ihm ein jahrelanges Siechthum den Humor genommen hatte, mit dem die frisch aufgehende Sonne auch den Skeptiker erfüllt, mit größerm Ernst, man möchte sagen, mit Strenge, zu den alten Fragen zurück. Laß die heil'gen Parabolen, laß die frommen Hypothesen — suche die verdammten Fragen ohne Umschweif uns zu lösen. Warum schleppt sich blutend, elend, unter Kreuzlast der Gerechte, während glücklich als ein Sieger Trabt auf hohem Roß der Schlechte? Woran liegt die Schuld? Ist etwa unser Herr nicht ganz allmächtig? Oder treibt er selbst den Unfug? Ach, das wäre niederträchtig! Also fragen wir beständig, bis man uns mit einer Handvoll Erde endlich stopft die Mäuler — aber ist das eine Antwort? —

Die lyrische Unbefangenheit der frühern Periode war nur unter der Voraussetzung möglich, daß man an eine überirdische Welt glaubte, berufen, alle Räthsel und Widersprüche des menschlichen Lebens zu lösen. Diesen Glauben hatte die alte Aufklärung keineswegs angetastet: sie hatte zwar eins nach dem andern von den Geheimnissen des Christenthums aufgelöst und verwischt, aber an die Wahrheit des Jenseits hatte sie sich nicht gewagt, so wenig wie an die Wahrheit des außerweltlichen Gottes. Wenn den stillen und frommen Hölty, unter Rosen und Myrthen verborgen, überall das bleiche Antlitz des Todes mit wehmüthigen Augen anschaut, so ist für ihn der Tod nur das Ende des schönen Lebens. Heine dagegen vertieft sich mit unheimlicher Lust in die Mysterien dieses Nichtseins, er malt sie mit einer glühenden Einbildungskraft aus, und selbst wenn er darüber spottet, geschieht es mit einem geheimen Schauder. Der Glaube an die Realität des Todes ist in Heines gesammter Poesie der Leitton. „Die Welt ist der Traum eines weinberauschten Gottes, der sich aus der zechenden Götterversammlung à la française fortgeschlichen, auf einem einsamen Stern sich schlafen gelegt, und selbst nicht weiß, daß er alles das auch erschafft, was er träumt — und die Traumgebilde gestalten sich oft buntscheckig toll, oft auch harmonisch vernünftig — aber es wird nicht lange dauern, und der Gott erwacht, und reibt sich die verschlafenen Augen,

und lächelt — und unsre Welt ist zerronnen in Nichts, ja, sie hat nie existirt. Gleichviel! ich lebe. Bin ich auch nur das Schattenbild in einem Traum, so ist auch dieses besser als das kalte, schwarze, leere Nichtsein des Todes. Das Leben ist der Güter höchstes, und das schlimmste Uebel ist der Tod." — Zuweilen krystallisirte sich diese Stimmung zu süßen Liedern, die Uhland und seine Schule gern anerkannt haben würde; aber immer drängt sich der Refrain hervor: „Sie waren längst gestorben, und wußten es selber kaum!" Visionen von der Armsünderblume am Kreuzweg; wilder Geisterspuk, wie in der Ballade von Ramiro; endlich eine Wuth der Zerstörung, die sich am tollsten in der Götterdämmerung austobt, die damit abschließt, daß alle Dämonen der Unterwelt auf den Himmel eindringen und seine Lichtgestalten unter wildem Hohn in den Schmutz treten.

„Gott ist der allmächtige Wahnsinn! Wir haben nur noch Trümmer von ihm!" Mit dieser Reminiscenz aus Schillers Laura-Oden debütirte Heines Berliner Studienfreund Grabbe aus Detmold 1823 in dem verwilderten Drama „Gothland," das ungefähr so klingt, als hätte es Klinger oder Lenz im Fieber geschrieben, ebenso sein Lustspiel „Scherz, Satyre, Ironie und tiefere Bedeutung." Er glaubte sich zum Schauspieler bestimmt und suchte Mai 1823 durch Tiecks Vermittelung beim Theater in Dresden anzukommen; da das nicht gelang, nahm er ein kleines Amt in seiner Vaterstadt an. Es war wieder wie in der Sturm- und Drangzeit: auch der neue Idealismus schildert Titanen, die überzeugt sind, das Niveau der gewöhnlichen Sterblichen weit zu überragen; in der Ueberzeugung, jeden Augenblick Unerhörtes empfinden, denken und thun zu müssen, legen sich diese Titanen auf das Zweckwidrige und Absurde; die Schwäche fühlt sich als Stärke.

Dasselbe könnte man von Heines „Ratliff" sagen, der gleichzeitig mit „Gothland" April 1823 erschien: trotz der sich überstürzenden Kraftsprache ist das Stück nur langweilig. Es ist der Dunstkreis, in dem auch Grabbe und Hofmann athmeten — der eben starb, als Heine in Berlin war, und unter dessen Zechbrüdern bei Lutter und Wegener er sich zuweilen bewegte. Heines stärkere lyrische Kraft ging mehr mit ihm durch als mit Hofmann; erst nachträglich rächte sich sein scharfer Verstand für die Ueberrumpelung des Gefühls und der Phantasie durch bittren Hohn, und er versah seine Weltschmerzlieder mit einem possenhaften Schlußrefrain. Der Uebersättigung mit Phantasien folgt der Ekel noch schneller als dem physischen Rausch, und wer erst die Welt

verachtet, weil sie seinen Idealen nicht entspricht, verachtet bald die Ideale, weil ihnen keine Welt entspricht.

In Rahels Salon hörte er Gans und die übrigen Hegelianer sprechen, welche die Dialektik der Schule ins Liberale wandten; bei Hegel selbst hörte er philosophische Collegia. „Zu fragmentarisch ist Welt und Leben! ich will mich zum deutschen Professor begeben, der weiß das Leben zusammenzusetzen, und er macht ein verständlich System daraus: mit seinen Nachtmützen und Schlafrockfetzen stopft er die Lücken des Weltenbaus." Die Schüler Goethes und Hegels hatten sich zusammengefunden, sie wollten alles begreifen, alles rechtfertigen, sich mit den widerwärtigen Erscheinungen des Lebens durch Mystik, Symbolik und eine friedfertige Lebensweisheit abfinden. Nun hörte Heine aber von Gans, hinter Hegels exoterischen Vorträgen stecke eine Geheimlehre, eine revolutionäre Zersetzung alles Hergebrachten in Staat und Kirche; von Rahel vernahm er manches dunkle Wort über die kommende Weltreligion, und mit gleichgestimmten Freunden, Mich. Beer, Grabbe, v. Uechtritz, durfte er in alter Weise sich in Weltschmerz ergießen.

Mit Gans und einigen andern geistvollen und wohlgesinnten Glaubensgenossen tritt er in eine Gesellschaft zur Veredlung des Judenthums. Sie geben eine Zeitschrift heraus, die aber im Hegelschen Stil und nach Heines eignem Ausdruck zuweilen so geschrieben war, daß nur ein Chaldäer sie verstehn konnte. Sie findet keinen Anklang, die Masse der Juden bleibt gleichgültig, und der Verdruß bestimmt einen nach dem andern der Mitarbeiter, sich taufen zu lassen.

Heine selbst geht der Gedanke sehr im Kopf herum. Seine Familie hat nichts dagegen. Er möchte Advocat in Hamburg werden. Er fühlt nicht die Kraft, einen Bart zu tragen und sich Mauschel nachrufen zu lassen. Er möchte gern für sein Volk eintreten, aber: „wenn man sich für die Juden interessiren soll, muß man sie nicht ansehn; sie sind überall unausstehliche Schacherer und Schmutzlappen." Und ihn selber wirft man dazu! Die Romanze von Israel und Saragossa ist ihm im Thiergarten passirt: „aber ich kann meine eignen Schmerzen nicht erzählen, ohne daß die Sache komisch wird!"

— „Der Taufzettel ist das Entreebillet zur europäischen Cultur!" — Daß diese, in der sein geistiges Dasein wurzelte, in all ihren Regungen vom Christenthum durchtränkt war, hatte Heine Scharfsinn genug, zu durchschauen. — Aber es stand ihm doch als etwas Fremdes gegenüber.

Im „Almansor" hat er sich mit aller frevelhaften Kraft seines

Genius darüber ausgesprochen. Ein junger Maure kehrt ins Vaterhaus zurück, das mittlerweile den christlichen Glauben angenommen hat. „Schon an der Pforte goß sich mir entgegen ein dunkler Strom gewalt'ger Orgeltöne, die hochaufrauschten und wie schwarzer Sud im glüh'nden Zauberkessel qualmig quollen. Und wie mit langen Armen zogen mich die Riesentöne in das Haus hinein, und wanden sich um meine Brust wie Schlangen, und zwängten ein die Brust, und stachen mich ... Und in dem Hause scholl, wie'n Todtenlied, das heis're Singen wunderlicher Männer, mit strengen Mienen und mit kahlen Häuptern ... Und überall, wohin mein Auge sah, aus jeder Nische nickte mir entgegen dasselbe Bild. Doch überall sah, schmerzenbleich und traurig, des Mannes Antlitz, den dies Bildniß darstellt. Hier schlug man ihn mit harten Geißelhieben, dort sank er nieder unter Kreuzeslast, hier spie man ihm verachtungsvoll ins Antlitz, dort krönte man mit Dornen seine Schläfe, hier schlug man ihn ans Kreuz, mit scharfem Speer durchstieß man seine Seite — Blut, Blut, Blut entquoll jedwedem Bild. Ich schaute gar ein traurig Weib, die hielt auf ihrem Schooß des Martermannes abgezehrten Leichnam, ganz gelb und nackt, von schwarzem Blut umronnen — da hört' ich eine gellend scharfe Stimme: dies ist sein Blut! und wie ich hinsah, schaut' ich schaudernd den Mann, der eben einen Becher austrank." — — Wie der Araber in der gothischen Kirche, so durfte der moderne Jude empfinden, der von den Franzosen den Spott, von den deutschen Romantikern die Bildlichkeit gelernt hatte.

Im Frühjahr 1824 ging Heine, um zu promoviren, noch einmal nach Göttingen. Hier schrieb er den Rabbi von Bacharach, für den er sehr ernsthafte historische Vorstudien machte. „Ich sehe voraus, wie viel ich dadurch verschütte, aber weil es aus der Liebe hervorgeht, wird es ein unsterbliches Buch werden." In der That ist der Anfang, die Schilderung der Passahfeier, glänzend, und es ist sehr zu bedauern, daß Heine nicht die Stetigkeit hatte, den Plan durchzuführen. Im September machte er die Harzreise. Bei dieser Gelegenheit stellte er sich in Weimar Goethe vor, dem er seine ersten Gedichte und Tragödien schon eingesandt hatte, und den er mit der Erklärung überraschte, daß er jetzt einen Faust arbeite. „Er ist nur noch das Gebäude, worin einst Herrliches geblüht und nur das war's, was mich an ihm interessirte. Er hat ein wehmüthiges Gefühl in mir erregt und er ist mir lieber geworden, seit ich ihn bemitleide. Im Grunde aber sind ich und Goethe zwei Naturen, die sich in ihrer Heterogenität abstoßen müssen. Er ist von Haus aus

ein leichter Lebemensch, dem der Lebensgenuß das Höchste, und der das Leben für und in der Idee wohl zuweilen fühlt und ahnt und in Gedichten ausspricht, aber nie tief begriffen und noch weniger gelebt hat. Ich hingegen bin von Haus aus ein Schwärmer, d. h. bis zur Aufopferung begeistert für die Idee, und immer gedrängt, in dieselbe mich zu versenken, dagegen aber habe ich den Lebensgenuß begriffen und Gefallen daran gefunden, und nun ist in mir der große Kampf zwischen meiner klaren Vernünftigkeit, die den Lebensgenuß billigt und alle aufopfernde Begeisterung als etwas Thörichtes ablehnt, und zwischen meiner schwärmerischen Neigung, die oft unversehens aufschießt und mich gewaltsam ergreift, und mich vielleicht einst wieder in ihr uraltes Reich hinabzieht, wenn es nicht besser ist zu sagen hinaufzieht; denn es ist noch die große Frage, ob der Schwärmer, der selbst sein Leben für seine Idee hingiebt, nicht in einem Moment mehr und glücklicher lebt, als Herr von Goethe während seines ganzen 76jährigen egoistisch behaglichen Lebens."

28. Juni 1825 ließ Heine sich taufen, und promovirte 20. Juli. „Man versichert mich, Gans predige das Christenthum und suche die Kinder Israels zu bekehren. Thut er es aus Ueberzeugung, so ist er ein Narr, thut er es aus Gleißnerei, so ist er ein Lump. Lieber wäre es mir gewesen, wenn ich erfahren hätte, er habe silberne Löffel gestohlen . . . Wenn die Gesetze das Stehlen silberner Löffel erlaubten, so würde ich mich nicht getauft haben . . . Ich werde jetzt ein rechter Christ, ich schmarotze nämlich bei reichen Juden . . . Ist es nicht närrisch? Kaum bin ich getauft, so werde ich als Jude verschrien . . . . Es drängt mich sehnlichst, dem deutschen Vaterland Valet zu sagen: minder die Lust des Wanderns als die Qual persönlicher Verhältnisse, z. B. der nie abzuwaschende Jude, treibt mich von hinnen."

Bald nach seiner Taufe, in Norderney, dichtet er eine ganz ernst gemeinte Ode über die göttliche Mission des Menschensohns; er kann sich nicht erwehren, einen Zusatz hinzuzufügen: wenn ein Andrer diese Ode gedichtet, wäre ihm der Hofrathstitel und hundert Thaler Zulage sicher: in der That kommt es ihm nicht sowohl auf den Titel und die Zulage an, als daß er den Christen beneidet, der diese Gesinnung laut und offen bekennen darf, während man sie ihm wahrscheinlich als Heuchelei verargen wird.

„Wenn ich von dem Stamme wäre", sagt ihm Jemand, „dem unser Heiland entsprossen, ich würde mich dessen eher rühmen als schämen!" — „Ach das thät' ich auch, wenn unser Heiland der einzige

wäre, der diesem Stamm entsprossen — aber es ist demselben ebenfalls soviel Lumpengesindel entsprossen, daß diese Verwandtschaft anzuerkennen sehr bedenklich wird."

Die Harzreise und die Nordseebilder veröffentlichte Heine mit einem Theil seiner schönsten Lieder April 1826. Selten hat ein Buch in Deutschland eine so laute und allseitige Theilnahme hervorgerufen als dieser erste Band der „Reisebilder." Die Verschiedenheiten des Alters und des Standes verschwanden vor diesem mächtigen Eindruck. Die vorwärtsstrebende Jugend begeisterte sich an den trunkenen Dithyramben, und die ergraute Diplomatie schlürfte mit geheimem Entzücken das süße Gift des Spottes gegen das Heilige. Die Reisebilder waren das erste freie Aufathmen nach einer schweren und schwülen Atmosphäre. Zum ersten Mal hörte man inmitten der Nachtunholde, mit denen die Leichenphantasie der Restaurationsdichter uns beschenkt, ein lautes, übermüthiges und aus der Seele kommendes Gelächter. Ein kecker Hanswurst sprang mitten unter den Raritätenkram der Romantik, schlug mit seinem hölzernen Schwert rechts und links um sich, und erregte durch seine possenhaften Sprünge im Volk jene Heiterkeit, die allein im Stande war, den trüb umwölkten Blick aufzuhellen.

Es ist nicht schwer, in der Stimmung der Reisebilder die einzelnen Elemente herauszufinden. Wir erkennen den Studenten, der dies Maskenspiel redlich durchgemacht, und der grade in das Alter gekommen ist, in den Idealen seiner „blöden, süßen Jugendeselei" etwas Drolliges zu finden. Es knüpft sich daran die frühe und intime Bekanntschaft mit den rheinischen Sagen und Geschichten, mit der Gläubigkeit der romantischen Ueberlieferung aufgefaßt und durch possenhafte Zusätze gewürzt. Der Neffe eines Millionärs, überzeugt, alle Schönen seien käuflich, wechselt alle Augenblicke die Rolle mit einem hohläugigen Werther, der zu thränenvoller Liebe geneigt ist. Der Skepticismus, in dem sich die Gegensätze aufheben, ist nicht der angeborne Menschenverstand der Aufklärung, sondern die Erbitterung eines Idealisten, der zu stark vom Getränk des Geistes gekostet hat und nun der üblen Nachwirkungen sich entledigen will. Der Eindruck, den dies seltsame Werk nach allen Seiten hin ausübte, kommt zum Theil auf Rechnung der Zeit, der die Form der Reisebilder eine neue und überraschende Erscheinung war. Ein verhärteter Dogmatismus, dessen wirklicher Inhalt abstirbt, fällt allmälig aller Welt zur Last; man sehnte sich nach Befreiung von den Fesseln einer Autorität, die man nicht mehr achten konnte. Man freute sich, alle Vorurtheile mit Füßen getreten und von den lästigen

Idealen einmal die häßliche Kehrseite enthüllt zu sehn. Man freute sich über die Vergötterung dessen, was man bisher verurtheilt, und über den Hohn gegen das, was man bisher angebetet. Das alles ging eigentlich nicht aus einer innern Verderbniß hervor, sondern nur aus einem Widerwillen gegen die Hohlheit der bisherigen Phrase.

Durch die unreine Umhüllung wurden die zarten, in der alten Weise gedichteten Lieder legitimirt. Grade die schlechtesten Gedichte haben den größten Anklang gefunden, namentlich die empfindsamen und weltschmerzlichen Lieder mit einem possenhaften Schluß. Die schönsten seiner Lieder sind wohl üppiger als die Uhlands, aber im Grunde derselben Art: daß er die schwäbischen Gelbveiglein durch indische Lotosblumen ersetzt, die mittelalterlichen Schäfer und Troubadours durch moderne Poeten mit zerrißnem Gemüth, die verschleierten Gottesbräute durch hektische Töchter der Freude, will nicht viel sagen. Aber die Melodie ist leidenschaftlicher bewegt, geeigneter, schnell die Seele zu ergreifen. Bei Uhland liegt der Reiz in der Einheit der Stimmung und in der Innigkeit des Gemüths, bei Heine in dem melodischen Wellenschag der Leidenschaft, der die Seele fortträgt, auch wo sie sich sträuben möchte. Er weiß das Gefühl des Contrastes zu erregen und bringt durch Perspectiven, durch Vertheilung von Schatten und Licht, durch eine nicht immer correcte, aber glühende Farbengebung ein Leben in seine Figuren, das etwas Berauschendes hat. Freilich bleibt unsre Stimmung nicht ganz unbefangen: wenn wir für seine ironischen Schatten, die nicht eigentlich zur Zeichnung gehören, sondern nachträglich in einer fremden Stimmung hinzugefügt sind, nicht die richtige Perspective treffen, so verwirren und beleidigen sie uns. Die verführerischen Melodien, in denen er dem Orient seinen Tribut abtrug, diese Geschichten von der Lotosblume, die sich nach dem Monde sehnt, von dem nordischen Fichtenbaum, der von der indischen Palme träumt, und von dem Monde, der sich in die Fluthen des Ganges tauchen möchte, sind trotz ihres zarten Dufts arm an wirklichem Inhalt und wirklicher Empfindung. Jene pantheistische Sehnsucht der verschiedenen Naturgegenstände, jene „Meere von blauen Gedanken", die sich über das Herz des Dichters ergießen, sind nur das Vorspiel zu den Fratzen im Romanzero, z. B. zu dem in eine pariser Tänzerin verliebten Elephanten. Am schalsten sind die Dithyramben von klingender Rhetorik über das große Herz, die große Liebe u. s. w.; am reinsten und tiefsten ausgebildet die individuellen Darstellungen des wirklichen Lebens. In diesen zeigt sich ein wunderbarer Realismus der Farbe und Zeichnung, und selbst bei den einförmig-

sten Gegenständen — den Möven, der Brandung, dem betheerten Schiffsjungen — versteht er durch kleine unscheinbare Striche eine Physiognomie hervorzubringen, die sich unwillkürlich der Einbildungskraft und dem Gedächtniß einprägt. In der lieblichen Bergidylle liegt das Interesse nicht in dem Geplauder über Gott den Vater, den Sohn und den heiligen Geist, sondern in der unaussprechlichen Innigkeit der Farbe und Stimmung, in jener heimlich trauten Stille eines vollen Herzens, die den buntesten Bildern der Phantasie Rhythmus und Maß verleiht. Diese Seite seines Gemüths verleugnet sich nie ganz, wo er es mit individuellem Leben zu thun hat. In manchen seiner Gedichte finden sich Züge nicht nur eines wahren, sondern tiefen Gefühls; Momente des Glaubens, die er umsonst zu verbergen sucht. — Heines unmittelbare Neigung und sein Idealismus richten sich auf widersprechende Gegenstände, und in dem Augenblick, wo er dem einen angehört, erscheint der andre ihm unheimlich und erregt ihm Grauen. Seine eigne Natur kommt ihm alsdann seltsam vor, und er muß sich erst künstlich Muth einsprechen: „fürcht' dich nicht, ich bin kein Spuk; Leben kocht in meinen Adern, bin des Lebens treu'ster Sohn. Doch durch jahrelangen Umgang mit den Todten nahm ich an der Verstorbenen Manieren und geheime Seltsamkeiten. Meine schönsten Lebensjahre, die verbracht' ich im Kyffhäuser, auch im Venusberg und andern Katakomben der Romantik." Diese Erinnerungen verfolgen ihn in seinen Träumen, und er kehrt zu ihnen zurück, wenn er sie längst überwunden zu haben glaubt. Sein Leben und seine Dichtung ist ein unausgesetzter fruchtloser Kampf des Verstandes gegen die Romantik und dadurch ist seine Empfindung in sich selber entzweit, unsicher und krankhaft. Wenn er es einen Augenblick für nöthig hielt, die Stärke und Innigkeit seiner Gefühle an den Tag zu legen, zu jammern, daß er unendlich elend sei, weil er nicht unendlich glücklich sein könne; daß die Treulosigkeit von Agathe, Beatrice, Cäcilie u. s. w. sein Herz gebrochen habe — so schämt er sich gleich darauf, und überrascht durch irgend eine Unflätigkeit, um ja nicht in den Verdacht zu kommen, daß es ihm mit seinen Herzensgeschichten ernst sei. Wenn er Augenblicke hat, die an Furcht und Entzücken streifen, so vernichtet er sie sogleich durch jene Ironie, die das kaum Geschaffene in seine Atome auflöst. Diese Ironie ist ein Zeichen von Schwäche, die Beschönigung für den Mangel an größerer Gestaltungskraft; sie hebt die Sentimentalität nicht auf, sie giebt ihr nur jenen Hautgout, wie sie der blasirte Gaumen des Zeitalters verlangte. Der Witz ist seine Schutzwaffe, übermächtige Ideen und Empfindungen abzuwehren; seine Frivolität

ist nichts als aufgelöste Romantik. Heine hat früh die Schwärmerei des Spiritualismus durchgemacht: in seinen Idealen enttäuscht findet er eine geheime Lust daran, das Ideal, wo es ihm vorkommt, zu beschimpfen. Und trotzdem ist die Empfindung des Heiligen vielleicht niemals so lebhaft in ihm, als wenn er alle Kobolde der Unterwelt heraufbeschwört, es zu zerreißen; sein Gefühl niemals weniger wahr, als wenn er am salbungsvollsten davon redet.

Der zweite Band der „Reisebilder" kam April 1827 heraus; darin das „Buch Legrand." Liest man es heute, so steigt einem die Schamröthe ins Gesicht, daß man sich an diesem frechen Hohn gegen das Vaterland hat erbauen können. Aber Heine und Börne standen keineswegs allein. In der dumpfen Stickluft der Restaurationszeit hatte man die tiefste Sehnsucht nach lebendigen Wesen, und Napoleon war wirklich das Bild eines Lebendigen und wurde es immer mehr, je länger er todt war. Wilhelm Hauffs Novelle „das Bild des Kaisers", die ungefähr ein halbes Jahr vor dem „Buch Legrand" erschien, athmet denselben Napoleoncultus. Hauff läßt alle Parteien auftreten, den stolzen schwäbischen Feudalen, den deutschen Burschenschafter, den Berliner, den Rheinbundofficier. Der Berliner wird als gutmüthiger aber arroganter Windbeutel abgefertigt; von den andern Figuren hat jede eine gewisse Berechtigung: zuletzt aber siegt der Bonapartist, und selbst der Baron, dem die Franzosen alles geraubt, muß bekennen, Napoleon sei ein großer Mann gewesen. Hauff war gewiß nicht blos ein guter Schwabe, sondern auch ein guter Deutscher; aber solche Gedanken gingen damals den jungen Leuten durch den Kopf, und man brauchte nicht ein Jude zu sein, um von der Höhe der Romantik die gemüthlose Nüchternheit in Preußen zu verspotten, und gegen die kleinen Bureaukraten an der Spree den Trumpf des großen Kaisers auszuspielen.

Lord Byron und Beranger sorgten für die Verherrlichung Napoleons. Gefärbt durch die Stimmung des Mitgefühls für eine gefallene Größe gewann für den jungen Nachwuchs die Geschichte dieses Mannes eine neue Beleuchtung: man vereinigte seine Weltfahrten von der Alhambra und den Pyramiden bis zu den Schneefeldern Moskaus in ein Gesammtgemälde, dessen Held als mythische Person den Gefühlen des Hasses und der Furcht entzogen war. Das war doch etwas anderes als die stille Zufriedenheit des Spießbürgers. — „Daß ich bequem verbluten kann, gebt mir ein edles weites Feld! o, laßt mich nicht ersticken hier in dieser engen Krämerwelt! . . O, daß ich große Laster säh', Verbrechen, blutig, kolossal — nur diese satte Tugend nicht, und zahlungsfähige

Moral!" — Das galt den Hamburgern; mehr und mehr aber bildete sich bei Heine der Haß gegen das Preußenthum heraus; er ließ sich durch die in Preußen eingeschwärzte Romantik nicht täuschen; das Praktische, wesentlich Unromantische dieses Staats war ihm zuwider, wie auch das ökonomische Treiben in London, das er Juni 1827 besuchte.

Oct. 1827 giebt Heine das „Buch der Lieder" heraus. Im November ist er bei Börne in Frankfurt, beide damals völlig einig im Liberalismus, im Haß gegen Goethe und seine unpolitischen Anhänger. In München, wo er ein halbes Jahr Cottas politische Annalen redigirt, bemüht er sich vergebens um eine Professur, Aug. 1828 geht er auf drei Monate nach Italien.

Heine ist eine Existenz von außerordentlicher Tragweite: von sämmtlichen deutschen Dichtern, die seit 1823 aufgetreten sind, könnte man jeden beliebigen aus der Geschichte wegdenken, ohne daß auch nur annähernd eine solche Lücke entstände, als wenn Heine fehlte. Sein Einfluß war überwiegend schädlich: seine Manier hat ein fatales Geschlecht auf den Markt gerufen, das ihm absah, wie er sich räusperte und wie er spuckte.

Die Deutschen fühlten sich durchweg damals nicht wohl in ihrer Haut, die Einen merkten, daß ihnen die politische Freiheit, die Andern, daß ihnen Macht, Glanz und Vornehmheit fehle. Die deutsche Bildung war von ihrem griechischen Isolirschemel herabgestiegen und blickte sehnsüchtig nach den Weltstädten, um dort zu lernen, was großes Leben sei.

In dieser Beziehung hat kein Schriftsteller, Heine ausgenommen, so entschieden den Wunsch des Zeitalters getroffen, als der Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen", Fürst Pückler. Er hatte Vieles, was an Lord Byron erinnert. Gleich ihm Sproß einer vornehmen aber erbärmlichen Ehe, excentrisch in seinen Neigungen und Gewohnheiten, Verführer aller Frauen, eitel genug, auch durch Albernheiten Aufsehn erregen zu wollen — wie oft mag er mit Neid auf den jungen Lord geblickt haben! Byron war drei Jahre jünger, und von ihm sprach alle Welt, während sich für Pückler nur die Standesgenossen interessirten. Freilich hatte er schon den Park von Muskau angelegt und war in den Fürstenstand erhoben — aber was wollte das sagen im Vergleich zu dem Lorbeer, der Byrons Stirn umkränzte! Lange war Byron todt, er selbst stand bereits in den Vierzigern, als das souveräne Publicum von ihm Notiz nahm.

Pückler hatte studirt, seine Militaircarriere gemacht, wahnsinniger Schulden wegen seinen Abschied nehmen müssen und aus ökonomischen

Gründen unter der Verkleidung eines Sekretär Herman viel im Ausland gelebt. In dieser Zeit führte er ein ausführliches, offenbar für den Druck bestimmtes Tagebuch; darin bemerkt der Sekretär Hermann über den Grafen Pückler: „Dieser junge Mann hängt gänzlich vom Augenblick ab. Ich hörte von ihm Aeußerungen des verdorbensten Charakters und sah Züge eines edlen Herzens, Wallungen der Weisheit und der reinsten Natürlichkeit, die den Augenblick darauf der geschmacklosesten Unnatur und den Handlungen des größten Thoren Platz machten. Das letzte Buch, das er liest, die letzte Unterredung, die letzte Begebenheit, vielleicht nur Gewinn oder Verlust im Spiel, macht ihn muthig oder furchtsam, klug oder dumm, hart oder mild. Diese außerordentliche von jedem Fremden maitrisirte Weichlichkeit des Geistes und Körpers ist sein charakteristischer Fehler; er ist daher keiner anhaltenden Unternehmung fähig, obgleich er bald diese bald jene mit der größten Leidenschaft ergreift, aber immer halb vollendet liegen läßt, um einer neuen Caprice nachzujagen; er wünscht beständig, sobald er aber seinen Wunsch erreicht hat, scheint ihm die Sache nicht mehr wünschenswerth. Eine beklagenswerthe Disposition ist der unaufhörliche Widerspruch, den auf der einen Seite eine weit getriebene Eitelkeit, und auf der andern noch weiter getriebenes Mißtrauen zu sich selbst in seinem unruhigen Gemüth erregt. So lange er auf der Schule und Universität war, machten ihm die Wissenschaften Langeweile, als er aber Officier wurde, fing er an zu studiren, lernte aber von seinem Fach nie mehr, als nöthig ist, um auf die Wache ziehn zu können. Er ist satirisch und greift gern an, oft nicht ohne Erfolg; erhält er aber eine treffende Antwort, so vergeht ihm gewöhnlich die Sprache, und erst nach einer Viertelstunde fällt ihm ein, was er hätte erwidern sollen. Man kann sich denken, wie schmerzhaft solche Scenen für seine Eitelkeit sein müssen, während sein Mißtrauen, die daraus entstehende Blödigkeit und die wenige Lebhaftigkeit seines Verstandes seltsam mit der Leidenschaftlichkeit seines Temperaments contrastirt."

Pückler dehnte seine Reisen ziemlich lange über verschiedene Länder aus, am längsten verweilte er in Italien. In Neapel hatte er eine stärkere Leidenschaft als seine gewöhnlichen, die Gräfin Gallenberg. Daß sie verheirathet war, kümmerte ihn wenig. Die Ehemänner erschienen ihm wie gleichgültige Toilettenstücke seiner Freundinnen, die diese so gut als ihre Coiffüren und ihre Fächer nach Belieben ablegen oder tragen konnten. Nur der Geldmangel verkümmerte die frohen Eindrücke seiner Reise. „Ich glaube", schreibt er im Mai 1809 aus Rom,

„daß ich mir nächstens eine Pistole vor den Kopf schieße, weil mir aller Lebensgenuß versagt ist!"

Nicht lange nach seiner Heimkehr, 10. Jan. 1811, starb sein Vater und Pückler war nun mit 25 Jahren Standesherr und Besitzer eines höchst ausgedehnten Territoriums, das er zu verwalten hatte. Einstweilen überließ er die Verwaltung dem jungen Schefer und zerstreute sich damit, die Rolle des Don Juan, nicht ohne eine Tinctur Mephistopheles, aus der Literatur in das wirkliche Leben zu übertragen. „In seinem weiten Herzen", erzählt seine Biographin, Ludmilla Assing, „fand eine wahrhaft demokratische Gleichberechtigung Raum: diademgeschmückte Fürstinnen, Prinzessinnen, Gräfinnen, Hoffräulein, Künstlerinnen, bürgerliche Kleinstädterinnen und elegante Weltdamen, Zofen und Mädchen aus dem Volk, schöne und häßliche, alte und junge lockte er gleichmäßig in seine Zaubernetze, und zwar zu allen Zeiten seines Daseins. Viele dieser Beziehungen waren für ihn nur eine Art Schachspiel. Daß die Zahl seiner Opfer ungeheuer groß war, bezeugen die sorgfältig von ihm geordneten Briefwechsel, die eine ganze Bibliothek bilden, und die er mit dämonischer Freude als psychologisches Material aufbewahrte."

An dem Freiheitskrieg betheiligte er sich mit Auszeichnung. Dann suchte er die Aufmerksamkeit des Publicums durch verschiedene Studentenstreiche, ungefähr wie Karl Moor und Spiegelberg, auf sich zu ziehn, und es gelang ihm. Rühmlicher war die glänzende Ausstattung des Parks von Muskau, die ihn freilich rasende Summen kostete, und die er doch nicht umhin konnte, durch ein romantisches Possenspiel zu verkümmern, indem er zur Belebung seines Parks einen Einsiedler förmlich miethete. Auch die Art seiner Heirath sollte das berliner Publicum unterhalten.

Er lernte 1816 die geschiedene Gräfin Lucie Pappenheim kennen, vierzig Jahr alt, neun Jahre älter als er, eine vollendete Weltdame, Tochter des Staatskanzlers von Hardenberg. Ihr machte er den Hof, ebenso ihrer Tochter und Pflegetochter. In Berlin erzählte man sich, er habe gefragt, was mehr Aufsehn machen würde, wenn er die Tochter oder wenn er die Mutter heirathe? und da man das letztere meinte, habe er sich mit der Mutter verlobt. „Meine Heirath", erzählte Pückler einer Freundin, „hatte das Eigenthümliche, daß nicht ich bei meiner Frau um sie anhielt, sondern sie bei mir um mich; sonst hätte ich auch schwerlich je geheirathet. Ich sagte ihr auch unumwunden, daß ich unsre Verbindung nur als eine Convenienzheirath ansähe und

mir jede Freiheit vorbehielte." Trotzdem war der glückliche Bräutigam nahe daran, sich vor der Hochzeit zu erschießen, die am 9. October 1817 gefeiert wurde.

In einer Beziehung hatte Lucie eine gefährliche Verwandtschaft mit ihrem neuen Gatten. Sie war gleich ihm zur Verschwendung geneigt. Zum Trost schrieb er ihr: „Les gens d'esprit ne s'occupent pas des sottises qu'ils ont faites. Nun, wir werden zweifelsohne noch einige machen; meine Ahnung sagt mir, es wird Alles vom Himmel zum Besten gekehrt werden. Wir sind beide zu vornehm geboren, um arm zu sterben." Mitunter hatte seine Verschwendung einen großen Zuschnitt, dann hatte er aber auch eine Vorliebe für kostbare Nippes, wie er auch die leidenschaftlichsten Intriguen anstellen konnte, um einen neuen Orden zu gewinnen. Die ökonomischen Verhältnisse wurden dadurch nicht gebessert, daß Pückler 1822 in den Fürstenstand erhoben wurde. Es geschah zur Entschädigung für gewisse Verluste, die er bei dem Uebergang seiner Herrschaft in den preußischen Unterthanenverband erlitten hatte. Auch das gräuliche Familienleben des Schwiegervaters wirkte auf das junge Paar zurück. Endlich entschloß sich Lucie zu einem großen Schritt. Mit der Ueberschrift „Todesurtheil der Aermsten auf Erden" übergab sie ihrem Gemahl nach sechsjähriger Ehe ein Schriftstück, worin sie in den zärtlichsten Ausdrücken ihren Entschluß aussprach, sich von ihm scheiden zu lassen, um ihm die Freiheit wiederzugeben: sein hoher Sinn bedürfe mit Nothwendigkeit einer reichen Frau. Pückler war sehr gerührt: „Wer der guten Schnucke Liebe so wie ich empfunden, der kann sie nicht mehr entbehren; wer wird mich je wieder so verstehn wie Du, meine einzig treue Schnuckenseele! Ach Schnucke! seitdem ich Dich, wenngleich nur dem Namen nach verlieren soll, bin ich complet verliebt in Dich." Gleichwohl hielt er die Sache für verständig, die Scheidung wurde durchgesetzt, und Pückler reiste nach England ab, um eine reiche Erbin zu suchen. Lucie gab ihrem Freund das Geleit bis nach Bautzen, wo sie am 7. September 1826 unter tausend Küssen, Thränen und Umarmungen einen erschütternden Abschied von ihm nahm.

Die Brautfahrt dauerte mehrere Jahre und blieb ohne Erfolg. Pückler stattete seiner Schnucke treuen Bericht ab über alle Künste, die er anwandte, um seine Eroberung zu vollenden; er beschreibt alle Raffinements seiner Toilette, die Schwierigkeit des Haarfärbens u. s. w. Mitunter wurde es ihm zu sauer: „Ach Schnucke!" schreibt er einmal, „hättest Du doch nur 150 000 Thlr., ich heirathete Dich gleich wieder!

Ach, meine Wünsche werden alle Tage bescheidener." — Nebenbei liest man zwischen den Zeilen, daß die vornehme Gesellschaft in London den unablässigen Brautwerber trotz seines Fürstentitels nicht ganz für voll ansah. Endlich, Dec. 1828, gab er die Sache auf; die geschiedene Frau hatte indeß als Fürstin in seinem Schloß gehaust.

Hatte die Reise nach England dem Fürsten keine reiche Braut eingetragen, so führte sie ihn dafür in die Reihe der Schriftstellerwelt. Während seiner Abwesenheit besuchten Varnhagen und Rahel die Fürstin in Muskau; sie theilte ihnen die Briefe ihres geschiedenen Gatten mit und fand damit so viel Beifall, daß Varnhagen den Rath gab, aus ihnen ein Buch zurecht zu schneiden. Das geschah, und 1828 erschienen die „Briefe eines Verstorbenen"; anonym, aber doch so, daß man merken mußte, ein vornehmer Mann sei ihr Verfasser. Gleich darauf wurden sie in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" von zwei Federn dem Publicum empfohlen. Die erste größere der beiden Kritiken war von Varnhagen selbst, die zweite von keinem Geringern als Goethe. Der rüstige Reisende zog ihn an, der sich durch Rheumatismen und Migräne, durch schlechtes Wetter und elende Gegenden nicht abschrecken ließ. Er war in seinem Alter nicht ohne eine gewisse Deferenz gegen den vornehmen Stand, ihm gefiel die dreiste Polemik gegen die Frömmelei, ihm war der Weltmann bequem, „weil er durchaus offen erscheint, ohne eben grade aufrichtig zu sein."

„Beurtheile mich", schreibt Pückler dagegen an Bettina, „nicht nach meinem Buch! dort bin ich durch und durch Komödiant, und habe höchlich gelacht, daß man die Natürlichkeit als Schönstes an ihm pries, da es von Anfang bis zu Ende die fortgesetzte Täuschung enthält." — Wie dem auch sei, das Publicum urtheilte über die „Briefe eines Verstorbenen" im Wesentlichen wie Goethe: mit schadenfrohem Behagen zählt Pückler die Summen auf, die es ihm eingetragen.

Es war nicht blos die Neuheit des Stoffes, die das Publicum verlockte, sondern hauptsächlich die großen Dimensionen. Es ging dem deutschen Publicum wie Goethes Tasso, als Antonio von den klugen Bestrebungen des Papstes erzählt: an die engen Grenzen der Kleinstaaterei gewöhnt, wie staunte man aber über dies mächtige und lebensvolle Treiben, über diese hastige, zuweilen freudlose, aber großartige Geschäftigkeit! Man hatte früher von englischen Lords viel geträumt, aber wenig gesehn; nun kam ein Eingeweihter und hub den Schleier von den Mysterien der vornehmen Gesellschaft.

Einen merkwürdigen Contrast bilden dagegen Heines Reisebilder

aus England, die ungefähr gleichzeitig in den politischen Annalen erschienen. Heine fühlt sich höchst unglücklich in London, der Lärm auf den Straßen betäubt ihn, im Gedränge wird er hin und her geschoben, er verliert völlig das Gefühl der eignen Existenz, und warnt jeden Poeten vor einer Reise nach England, da dort Alles im materiellen Erwerb und in tobender Geschäftigkeit untergehe. — Das Urtheil über ein Volk hängt sehr davon ab, von welcher Seite man es betrachtet. Der Unterschied zwischen Pückler und Heine liegt nur darin, daß der Eine hatte, was der Andre begehrte. Der Eine saß mit am Tisch der Götter, und genoß Nektar und Ambrosia, während der Andre sich über den Straßenkoth und Nebel Londons ärgern mußte.

Die „Briefe eines Verstorbenen" wirkten nicht blos durch ihre Berichte, sondern auch durch ihre Reflexionen. Mit einer Ungenirtheit, die wunderlich gegen die bisherige Amtsmiene der Literatur abstach, wurden alle möglichen Fragen der Politik, der Religion und Cultur abgehandelt, und man war versucht, als originelles Denken anzunehmen, was doch eigentlich nur der Besitz einer Bildungsschicht war, von der man bisher keine Kenntniß gehabt. Der Fürst hatte mehr Gelegenheit gehabt zu sehn als ein Andrer; er hatte ein gutes Auge und im Grund einen gesunden Mutterwitz. Aber gegen den Ernst, mit dem die englischen Reisebeschreiber an ihren Gegenstand gehn, den Eifer und die Gründlichkeit, mit der sie selbst ihr Vergnügen betreiben, sticht die gezierte Nachlässigkeit, mit der hier die ernsthaftesten Dinge besprochen werden, der raillirende Ton, der immer nur das geheime Bewußtsein einer unvollkommenen Beherrschung des Stoffes ausdrückt, unvortheilhaft ab. Aus Pückler haben die Modeschriftsteller ebenso wie aus Heine gelernt, auszusprechen, was ihnen grade einfällt und wie es ihnen einfällt. Auch sein Stil hat auf unsre Literatur nicht vortheilhaft eingewirkt. Er ist in vielen Sprachen zu Hause und hat mit dem feinen Tact eines Weltmannes überall den Schaum abgeschöpft, aber er hat dadurch jene Einheit des Stils und des Gedankens zerstört, die doch mehr ist als der Schimmer eines bunten unfertigen Denkens. Freilich läßt sich Manches in einer fremden Sprache angemessener ausdrücken als in der unsrigen, aber damit hört es auf, unser eignes Denken und Empfinden zu sein. Seit Pückler enthält die Gesammtausgabe jedes deutschen Schriftstellers einige Bände Reisebeschreibungen, in denen über sämmtliche Fragen der höhern Politik, Kunst und Socialwissenschaft die wundersamsten Meinungen geäußert werden. War früher die deutsche Literatur zu sehr an ihren Kirchthurm gebannt, so hörte sie jetzt beinahe

auf, zu Hause zu sein. Die Gewohnheit des Reisenden, die Gegenstände zu verbrauchen, sich von ihnen leicht, rasch und lebhaft anregen zu lassen, flüchtig das Ungewöhnlichste zu genießen, ohne sich an dauernde Verhältnisse zu binden, trug man dann auf das heimische Leben über. Diese Reisewuth, die ohne bestimmten Zweck, ohne warmes Interesse überall nur mit halber Einsicht nach beständig neuen Eindrücken hascht, ohne daß etwas haftet, entsprang aus der Unruhe und dem Mißmuth eines Lebens, dessen Ideale der Wirklichkeit entgegenstanden, aus der fliegenden Sehnsucht nach einem unbestimmten Glück; sie war die Flucht aus dem ewigen Einerlei der Selbstanschauung, die man als Qual empfand: aber sie führte zuletzt zu einer fixirten ironischen Stimmung und zu einer abgespannten blasirten Gleichgültigkeit gegen alle Dinge.

Ungemein wurde der Einfluß des „Verstorbenen" durch den neuen englischen Roman unterstützt, den man in Deutschland fast andächtiger studirte als in seinem Vaterlande. Früher hatte man, was vornehm sei, hauptsächlich aus Walter Scott gelernt: Oberst Mannering erschien als das Ideal eines vollendeten Gentleman; Lord Byron, der auf eigne Hand Krieg gegen die Türken führte, stand für den reuß-schleiz-lobensteinischen Unterthan auf einer zu schwindligen Höhe. Nun stellte Bulwer ein neues Ideal auf: seine Helden waren nicht nur in der Philosophie vollständig bewandert, nicht nur in das politische Parteileben tief verstrickt, Mitglieder des Parlaments, sondern man konnte bei ihnen die vollständigste Auskunft über alle Fragen der höhern Kochkunst und über alle Geheimnisse der Toilette finden, grade wie bei Fürst Pückler. Früher bemühte man sich, so schwärmerisch und idealistisch als möglich zu sein: seitdem möchte sich jeder Schriftsteller als Pelham geberden, etwas blasirt, kühl und höflich, ohne Illusionen und Vorurtheile, aber an gute Kleidung und gutes Essen gewöhnt. Früher hatte man das aristokratische Wesen in einer gewissen romantischen Ritterlichkeit gesucht; die neue Aristokratie, die von der Virtuosität in Lebensgenüssen und der Schrankenlosigkeit des Sehens ausging, putzte sich mit dem Anstrich vornehmer Objectivität auf. Die Vorurtheile, die Traditionen und die angeerbte Haltung wurden aufgegeben, dafür imponirte man dem Volk durch eine größere Geschicklichkeit und Behendigkeit in der Kunst, das Leben und seine Mächte zu analysiren und zu zersetzen. Die Maske eines Vornehmen, der durch seine Bildung über allen Glauben hinaus ist, der sich durch nichts imponiren läßt, der aller heftigen Empfindung vornehme Kälte und spöttische Zweifel entgegenstellt, ist nicht schwer nachzuahmen, und bald fanden sich in allen Ländern Pel-

hams, die genial zu sein glaubten, weil sie durch nichts wirklich bestimmt wurden.

Wie der weltmännische Ton dieser neuen Vornehmen — heute würde man es Unverschämtheit nennen — den schönen Seelen jener Zeit imponirte, was sich Damen von Stand und Bildung von ihnen bieten ließen, darüber giebt der Pücklersche Briefwechsel erstaunliche Belege. — Das Gemeingefühl ging auf's Entschiedenste nach Religion und Sitte, aber niemals hat eine so starke Unklarheit geherrscht über das, was man Religion und Sitte nennen sollte: nie hat selbst in heiligen Angelegenheiten die ganz zufällige Laune ein so übermüthiges Spiel getrieben. Jeder Begriff festgefügter Sittlichkeit hat aufgehört: nicht blos die tiefern Gesetze der Moral werden in jedem Augenblick nach Eingebung neu erfunden, sondern auch was sich äußerlich schickt. Als die Prinzessin zu Tasso sagte: „willst du wissen, was sich schickt, so frage nur bei edlen Frauen an!" dachte sie schwerlich an die Möglichkeit, daß edle Frauen von Pappelzweigen Reden an das Volk halten und über die Dächer durchs Fenster ihre guten Freunde besuchen würden. — In den Briefen von Bettina, Rahel u. s. w. wird alles in Frage gestellt, jede Frage durch augenblickliche Inspiration entschieden. Alle diese schönen Seelen sind Doppelwesen: die eine liegt im Staub und betet an, die andre schwebt mit einer dreifachen Sternenkrone hoch in den Lüften; die eine sehnt sich zu empfangen, die andre zeugt fortwährend Worte ewigen Lebens. Die Anbetende und die Angebetete, die Gläubige und die Prophetin sind eine und dieselbe Person, obgleich mitunter eine Selbsttäuschuug obwaltet; mitunter glaubt man in dem angebeteten Gegenstand, zu dem man emporblickt, objective Wesen vor sich zu haben, Goethe, Schleiermacher u. s. w. es ist aber eine Illusion; die Herren dieser Galerie müssen sich gefallen lassen, erst durch das Medium der Phantasie verarbeitet zn werden.

Der Fürst wußte seinen neugewonnenen Ruhm in neuen Abenteuern auszubeuten, von seinen journalistischen Freunden in den „Spaziergängen und Weltfahrten" treulichst unterstützt. 1834 erschienen die „Tutti Frutti", mit Beihülfe seines Schützlings Leopold Schefer stilisirt. Wenn Pückler sich vorher aus Paradoxie aus den Asylen der Beschaulichkeit in die Tummelplätze eines aufgeregten Lebens geworfen hatte, so kehrte er, da alle Welt aufgeregt wurde, aus gleicher Paradoxie in die alten Brutstätten der Beschaulichkeit zurück. Wahrscheinlich angeregt durch das Beispiel Chateaubriands und Lamartines, machte er Pilgerfahrten nach dem Orient, verehrte in Lady Esther Stanhope eine Prophetin, in Mehemet Ali einen großen Reformator. Seinen „vorletzten"

Reiseversuch, „Traum und Wachen", 1835 zeichnete er als „Semilasso", halb müde. Das Interesse an seiner Manier nahm mehr und mehr ab: dies feine geistreiche, Alles besser wissende Lächeln kannte man bald hinlänglich. Heine zwar, der wiederholt behauptete, erst in Fürst Pückler sei der wahrhaft vornehme Mann hervorgetreten, im Gegensatz zum Junkerthum, das lächerlich zu machen jeder Liberale damals für schicklich hielt, hat ihn noch in der Lutezia 1854 als einen Lebendigen gefeiert, der mit ihm den Kranz zu theilen würdig sei. Der Kranz, der die beiden Reisenden umschlingt, ist nach seiner eignen Bezeichnung der des „frivolen Esprit".

Am Schluß seines ersten Lebensabschnitts haben wir Heine noch einen zusammenfassenden Blick zu schenken. Aus Italien, durch den Tod seines Vaters 2. Dec. 1828, zurückgerufen, brachte er die erste Hälfte des folgenden Jahrs mit dem dritten Band der Reisebilder beschäftigt, in Berlin und Potsdam, die letzte in Hamburg zu. Der Verfolgungswahnsinn, an dem er in Paris so schwer litt, zeigt sich hier in seinen ersten häßlichen Symptomen. Die unbändigen Lebensrufe eines übermüthigen Jünglings, der mit allen möglichen Heiligthümern sein Spiel trieb, auch wohl mit den politischen, obgleich die Politik eigentlich gar nicht seine Sache war, mißfielen den ängstlichen Behörden; man verbietet seine Schriften und versagt ihm eine Anstellung. So glaubte er sich zur liberalen Opposition rechnen zu müssen und trat mit Börne und Wolfgang Menzel in Verbindung; er verkündet die Morgenröthe einer neuen Poesie, die für die Befreiung der Menschen wirken solle, und schilt Goethe, von dem ihm ohnehin abfällige Urtheile zu Ohren kommen, einen Aristokratenknecht, der die anwachsenden Titanen fürchte. Auf der andern Seite mußte er wahrnehmen, daß seine Poesie am meisten von denen goutirt wurde, die zugleich Verehrer des Aristokratenknechts waren. So trat ein neuer Zwiespalt in sein poetisches Schaffen ein. Im beständigen Schwanken zwischen der Abneigung gegen übermüthige Junker und gegen ungeschlachte Demokraten war er nahe daran, ein Skeptiker zu werden, als die Julirevolution ihm einen neuen Schwung gab.

Dreizehntes Buch.

Das Zeitalter der literarischen Opposition.

1830—1848.

1.

Einflüsse der Julirevolution.

1830—1835.

In gewissem Sinne wirkte die Julirevolution auf die deutsche Bildung durchgreifender als die große von 1789. Seit der „hamburger Dramaturgie" und der „Hermannschlacht" war die deutsche Dichtung und Philosophie in einem beständigen Kampf gegen Frankreich, gegen die Akademie, gegen die Gesetze des Theaters, gegen die Encyklopädisten, gegen den Uebermuth der Seigneurs; in diesem Kampf erzog sich das deutsche Selbstgefühl. Die Revolution von 1789 hatte ihn nur auf kurze Zeit unterbrochen, denn bald erkannte man, daß die zuerst als Befreier begrüßten Sansculotten schlimmere Feinde der deutschen Freiheit waren als die Marquis des ancien régime. Die Tugendbündler von 1809 und die Burschenschafter von 1816 setzten fort, was Goethe 1797 in „Hermann und Dorothea" angebahnt hatte. Der Liberalismus der Restaurationszeit war überwiegend burschenschaftlich, und wer die deutsche Freiheit liebte, meinte die Franzosen hassen zu müssen. Das Pfaffenregiment Carls X. gab nicht weniger Anstoß als früher die Säbelherrschaft Napoleons. Sehr bedenklich war, daß man mit dem französischen Uebermuth auch die französische Bildung hassen zu müssen meinte. Nun plötzlich verwandelte sich das alte Frankreich. Die Kapuzen verschwanden, der hochfahrende Adel zog sich in die Einsamkeit des Faubourg St. Germain zurück, das Bürgerthum bemächtigte sich des Staats, der legitime Fürst ging in die Verbannung, sein Nachfolger zeigte sich auf den Straßen mit dem bürgerlichen Regenschirm. Das Staatswesen schien in die Hände der Kammern gelegt, und in

diesen wurden Ideen vorgetragen, die man seit einem Menschenalter völlig vergessen glaubte.

Auch in Europa gewann Frankreich eine ganz andre Stellung. Verbrüdert mit den Whigs, denen damals das Regiment Englands in die Hände fiel, trat die französische Regierung als Hort der Freiheit auf, wo sie nur in Europa sich zu regen begann, in Belgien, Polen, Spanien, Italien, Griechenland; Franzosenthum schien gleichbedeutend mit Freiheitsliebe, und die leidenschaftlichsten Freunde der Freiheit eilten nach Paris, um diesen Begriff an der Quelle zu studiren. Der blinde Haß gegen die Franzosen und ihre Revolution machte plötzlich einer ebenso blinden Verehrung Platz.

Dazu kam die völlig veränderte Richtung der französischen Literatur. Bis dahin waren das Wörterbuch der Akademie, Boileaus Lehrbuch der Dichtkunst und die Encyklopädie Nationalsache der Franzosen gewesen, jetzt erregten die sogenannten Romantiker in Frankreich selbst einen Sturm gegen das altliterarische Herkommen, der weit über die Kühnheit der Deutschen hinauszugehn schien. Es schien, als ob auch für die Dichtkunst neue ungeahnte Quellen in Frankreich sich öffneten.

Das Interesse des deutschen Publicums an dem, was in Frankreich vorging, steigerte sich, da die beiden deutschen Hauptstaaten mit eigensinniger Scheu alle innern Verhältnisse den Augen der Welt entzogen. Ueber das, was in Oestreich oder Preußen vorging, durften die Zeitungen nichts berichten, dagegen gab selbst die preußische „Staatszeitung“ ziemlich ausführliche Auszüge aus den französischen und englischen Kammerberichten. Der deutsche Bürger wußte über Thiers und Guizot, über Lafayette und Casimir Perier viel besser Bescheid, als über das, was im eignen Lande vorging; die Ansichten, Parteiinteressen, ja die Manieren der pariser Deputirten wurden das Ideal, nach dem er sich bildete, und er gewöhnte sich, auch die deutschen Zustände durch die französische Brille anzusehn.

Noch mißlicher wurde es, als Sept. 1830 durch Volksaufstände mehrere kleine und mitteldeutsche Regierungen genöthigt wurden, Verfassungen nach französischem Muster einzuführen. Heute macht es einen überwältigend komischen Eindruck, wenn man liest, wie in Karlsruhe oder Stuttgart eine Rechte und eine Linke, ein rechtes und ein linkes Centrum sich gerade so gerirten, als stünden sie auf der pariser Weltbühne. Damals that es große Wirkung, und was in Preußen sich im Stillen mit politischen Ideen beschäftigte, feierte in Welcker, Rotteck, Itzstein seine Helden. Die Spuren dieses kleinstaatlichen Ursprungs

hat der deutsche Liberalismus nur sehr schwer und doch noch immer nicht vollständig überwinden können.

Wie gegen die Franzosen so hatte sich der burschenschaftliche Patriotismus auch gegen die Juden erklärt: sie stammten nicht von Teut, und der Schacher verstieß gegen alle Convenienzen christlich-germanischen Wesens. Indem nun die Juden für ihre eignen Rechte eintraten, sah es bald so aus, als hätten sie die Führung im Kampf für die Menschenrechte im Allgemeinen. Zu verargen ist es ihnen nicht, denn jedes Talent will sich geltend machen: uns aber brachte es keinen Segen, daß eine unterdrückte Nation, die von ihrem angestammten Glauben wenig mehr bewahrt als Abneigung gegen die Kirche und den Staat, die sie unterdrückten, getragen von den Sympathien der Menge, in der Presse den Ton angab, und auf das geistige Leben ihre industriellen Gewohnheiten übertrug.

Heine hatte schon lange den Cultus der Franzosen gepredigt. Von den siegreichen Deutschthümlern, die, gleichviel ob conservativ oder liberal, Haß nicht blos gegen die Franzosen, sondern auch gegen die Juden predigten, fortwährend daran erinnert, daß er zu einer mißachteten Race gehöre, und daß alles Taufwasser diesen Makel nicht von ihm abspülen könne, war er Deutschlands müde, und hatte sich in England oder Italien ebenso wenig gefallen. Seine Mißstimmung über Hamburg, wo er sich Anfang 1830 aufhielt, drückt am besten das schon erwähnte Lied aus: „daß ich bequem verbluten kann, gebt mir ein edles weites Feld. O, laßt mich nicht ersticken hier, in dieser engen Krämerwelt! O, daß ich große Laster säh', Verbrechen blutig, kolossal, nur diese satte Tugend nicht, und zahlungsfähige Moral!"

Es war ein socialer, nicht ein politischer Widerwille. In dem dritten Band der Reisebilder, der um jene Zeit erschien, ist von Politik nicht die Rede, desto mehr von Scherzen, die gar nicht zweideutig waren: es sind die Geschichten mit Gumpelino, Hirsch Hyazinth, Signora Franscheska und Graf Platen. Die Tendenz ist ein Protest gegen die „zahlungsfähige Moral" der Hamburger und eine Apologie reizender Liederlichkeit. In dem ziemlich umfangreichen Buch findet sich nur eine Stelle, die auf Politik eingeht, die politische Phantasie auf dem Schlachtfelde von Marengo, auf die Heine auch später großes Gewicht legte, und nicht mit Unrecht, denn sie enthält die erste Verkündigung eines neuen Princips, das in der Politik der nächsten vierzig Jahre die heilloseste Verwirrung angerichtet hat.

„Der Hauptthebel, den ehrgeizige Fürsten sonst so wirksam in Be-

wegung zu setzen wußten, nämlich die Nationalität mit ihrer Eitelkeit und ihrem Haß, ist jetzt morsch und abgenützt; alle Besonderheiten gehen unter in der Allgemeinheit der europäischen Civilisation. Es giebt jetzt in Europa keine Nationen mehr, sondern nur Parteien. — Die große Aufgabe unsrer Zeit ist die Emancipation. Nicht blos die der Irländer, Griechen, Frankfurter Juden, westindischen Schwarzen und dergleichen gedrückten Volkes, sondern die Emancipation der ganzen Welt, absonderlich Europas, das sich losreißt von der Aristokratie. — Wir wollen leben und sterben in dieser Freiheitsreligion, die mehr den Namen Religion verdient als das hohle ausgestorbene Seelengespenst, das wir noch so zu benennen pflegen."

Als die Julirevolution ausbrach, befand sich Heine in Helgoland, in einer wunderlichen, nichts weniger als politischen Stimmung. „Ich bin dieses Guerillakriegs müde", schreibt er 1. Juli 1830, „und sehne mich nach einem Zustand, wo ich mich meiner träumerischen Art und Weise, meinem phantastischen Sinnen und Grübeln fessellos hingeben kann. Welche Ironie des Geschicks, daß ich, der ich mich so gern auf die Pfühle des stillen beschaulichen Gemüthslebens bette, daß eben ich dazu bestimmt war, meine armen Mitdeutschen aus ihrer Behaglichkeit hervorzugeißeln und in die Bewegung hineinzuhetzen! Ich, der ich mich am liebsten damit beschäftige, Wolkenzüge zu beobachten, metrische Wortzauber zu erklügeln, die Geheimnisse der Elementargeister zu erlauschen, und mich in die Wunderwelt alter Märchen zu versenken — ich mußte politische Annalen herausgeben, Zeitinteressen vortragen, revolutionäre Wünsche anzetteln, die Leidenschaften aufstacheln . . ."

Er denkt darüber nach, wo er Ruhe finden soll. In England würde er vor Langeweile ersticken. „Oder soll ich nach Amerika? nach diesem ungeheuren Freiheitsgefängniß, wo die unsichtbaren Ketten mich noch schmerzlicher drücken würden als zu Hause die sichtbaren, und wo der widerwärtigste aller Tyrannen, der Pöbel, seine rohe Herrschaft ausübt!" — „O Freiheit! Du bist ein böser Traum!"

Da kommt am 6. Aug. die Nachricht von der Julirevolution.

„Fort ist meine Sehnsucht nach Ruhe. Ich weiß jetzt wieder, was ich will, was ich soll, was ich muß. Ich bin der Sohn der Revolution und greife wieder zu den gefeiten Waffen, worüber meine Mutter ihren Zaubersegen ausgesprochen . . . Ich bin ganz Freude und Gesang, ganz Schwert und Flamme! Vielleicht auch ganz toll. Von jenen wilden, in Druckpapier gewickelten Sonnenstrahlen ist mir einer ins Hirn geflogen, und alle meine Gedanken brennen lichterloh . . .

Ich kann gar nicht mehr schlafen, und durch den überreizten Geist jagen die bizarrsten Nachtgesichte. Wachende Träume, die übereinander hinstolpern, so daß die Gestalten sich abenteuerlich vermischen und wie im chinesischen Schattenspiel sich jetzt zwerghaft verkürzen, dann wieder gigantisch verlängern; zum Verrücktwerden."

In dieser Stimmung redigirt Heine den vierten Band der Reisebilder. Nov. 1830 giebt er in der Nachschrift zu der Stadt Lucca jenen begeisterten Hymnus auf die Marseillaise, den alle Welt kennt. „Aux armes, citoyens!" In dem Klang dieses Liedes fühlt er sich wieder als einen Titanen. „Man that uns armen Titanen sehr Unrecht, als man die düstere Wildheit tadelte, womit wir bei jenem Himmelssturm heraufstobten. Ach da unten im Tartaros, da war es grauenhaft und dunkel, und da hörten wir nur Cerberusgeheul und Kettengeklirr, und es ist verzeihlich, wenn wir etwas ungeschlacht erschienen, im Vergleich zu jenen Göttern comme il faut, die fein und gesittet, in den heitern Salons des Olymp, so viel lieblichen Nektar und süße Musenconcerte genossen." —

Alle Welt kennt das prachtvolle Phantasiestück vom 29. Nov. — „Du mein Volk, bist der wahre Kaiser! Dein Wille ist die alleinig rechtmäßige Quelle aller Macht! Wenn du auch in Fesseln darnieder liegst, es naht der Tag der Befreiung — mein Kaiser, die Nacht ist vorüber und draußen glüht das Morgenroth."

— „Kunz von der Rosen, mein Narr! du irrst dich. Ein blankes Beil hältst du vielleicht für eine Sonne, und das Morgenroth ist nichts als Blut."

„Nein, mein Kaiser! es ist die Sonne, obgleich sie im Westen hervorsteigt — seit 6000 Jahren sah man sie immer aufgehen im Osten, da wird es wohl Zeit, daß sie mal eine Veränderung vornehme in ihrem Lauf." —

Das Phantasiestück ist das Schlußwort zu den „englischen Fragmenten," die in jedem Wort Verachtung und Abscheu gegen die Engländer und Begeisterung für die Franzosen athmen. „Heuchlerische Duckmäuser schelten uns, wir wären frivol und hätten keine Religion; sie wagen ein Zeitalter zu lästern, das vielleicht das heiligste ist von allen seinen Vorgängern und Nachfolgern, ein Messias unter den Jahrhunderten, der die schwere Kreuzlast kaum ertrüge, wenn er nicht dann und wann ein heiteres Vaudeville trällerte und Witze risse. Die Zeit gleicht hierin ganz ihren Kindern unter den Franzosen, die sehr frivol und schlüpfrig geschrieben und leider keine Religion hatten, aber, wo es

galt, mit Aufopferung für die Freiheit stritten. Die Freiheit ist die Religion unsrer Zeit. Die Franzosen sind das auserlesene Volk der neuen Religion; in ihrer Sprache sind die ersten Evangelien und Dogmen verzeichnet. Paris ist das neue Jerusalem, und der Rhein ist der Jordan, der das geweihte Land der Freiheit trennt von dem Lande der Philister."

Mit der Begeisterung für die Revolution verbindet sich wiederum die Begeisterung für Napoleon. Er schildert ihn, wie er die Muße der Gefangenschaft dazu anwandte, „uns die geheimsten Rathschlüsse seiner göttlichen Seele zu offenbaren, und den Felsen von St. Helena in einen Lehrstuhl der Geschichte zu verwandeln, von dessen Höhe die Zeitgenossen gerichtet und die spätesten Enkel belehrt werden." Er ist empört darüber, daß Wellington mit Napoleon unsterblich werden soll. „Wellington und Napoleon! es ist ein wunderbares Phänomen, daß der menschliche Geist sich beide zu gleicher Zeit denken kann. Wellington, das dumme Gespenst — daneben denke man sich das Bild Napoleons, jeder Zoll ein Gott!"

Stärker könnte der tollste Chauvinist sich nicht ausdrücken. Aber Heine war keineswegs der Einzige in Deutschland, der diesen Eindruck vom Manuscrit de St. Helène empfing. Das Werk wirkte bei seinem Erscheinen nach einem glücklichen Wort Adam Müllers, um das Gentz ihn beneidete, wie eine dritte Landung Napoleons. Nur darin irrte Müller, daß er sie auch die wahrscheinlich letzte nannte.

März 1831 veröffentlichte Heine die Schrift eines Freundes „über den Adel in Briefen an den Grafen von Moltke." Die Vorrede, mit der er sie ausstattete, ist bemerkenswerth: es ist zum ersten Mal, daß er zwischen der Entwickelung der deutschen Philosophie und der französischen Revolution eine Parallele zieht, die eine Schöpfquelle für die revolutionäre Litteratur geworden ist.

„Der gallische Hahn hat jetzt zum zweiten Male gekräht, und auch in Deutschland wird es Tag. In entlegne Klöster, Schlösser, Hansestädte und dergleichen letzte Schlupfwinkel des Mittelalters flüchten sich die unheimlichen Schatten und Gespenster, die Sonnenstrahlen blitzen, wir reiben uns die Augen, das holde Licht dringt uns ins Herz, das wache Leben umrauscht uns, wir sind erstaunt, wir befragen einander: — was thaten wir in der vergangnen Nacht? Nun ja, wir träumten, in unsrer deutschen Weise, d. h. wir philosophirten. Zwar nicht über die Dinge, die uns zunächst betrafen, oder zunächst passirten, sondern wir philosophirten über die Realität der Dinge an sich, über

die letzten Gründe der Dinge, und ähnliche metaphysische und transscendentale Träume, wobei uns der Mordspectakel der westlichen Nachbarschaft zuweilen recht störsam wurde, da nicht selten die französischen Flintenkugeln in unsre philosophischen Systeme hineinpfiffen und ganze Fetzen davon fortfegten. — Man sollte glauben, die Franzosen, denen soviel wirkliche Geschäfte oblagen, wobei sie durchaus wach bleiben mußten, hätten uns Deutsche ersucht, unterdessen für sie zu schlafen und zu träumen, und unsre deutsche Philosophie sei nichts Anders als der Traum der französischen Revolution."

Nun vergleicht er Kant mit Robespierre, Fichte mit Napoleon, Schelling mit der Restauration, Hegel mit Louis Philipp; ein Vergleich, der ihm vielfach nachgesprochen ist. Er ist überzeugt, daß auch in Deutschland Wissenschaft und Kunst die Richtung auf das Praktische nehmen muß; eine Richtung, deren Bedenken er sich nicht verschweigt.

„Meine alte Prophezeiung von dem Ende der Kunstperiode, die bei der Wiege Goethes anfing und bei seinem Sarge aufhören wird, scheint ihrer Erfüllung nahe zu sein. Die jetzige Kunst muß zu Grunde gehen, weil ihr Princip noch im abgelebten, alten Regime, in der heiligen römischen Reichsvergangenheit wurzelt. Deshalb, wie alle welken Ueberreste dieser Vergangenheit, steht sie im unerquicklichsten Widerspruch mit der Gegenwart. — Indeß die neue Zeit wird auch eine neue Kunst gebären, die, mit ihr selbst in begeistertem Einklang, nicht aus der verblichenen Vergangenheit ihre Symbolik zu borgen braucht. Bis dahin möge, mit Farben und Klängen, die selbsttrunkenste Subjectivität, die weltentzügelte Individualität, die gottfreie Persönlichkeit, mit all ihrer Lebensluft sich geltend machen, was doch immer ersprießlicher ist, als das todte Scheinwesen der alten Kunst. Oder hat es überhaupt mit der Kunst und mit der Welt selbst ein trübseliges Ende? jene überwiegende Geistigkeit, die sich jetzt in der europäischen Literatur zeigt, ist sie vielleicht ein Zeichen von nahem Absterben?" ...

Mit diesem ungelösten Zweifel schließt der erste Bericht des „Salon", den Heine bereits in Paris schrieb, wo er 3. Mai 1831 ankam und von den Eindrücken des neuen, reichbewegten Lebens fast erdrückt wurde. Für Heine mußte der Unterschied doppelt merklich sein, da in Paris weder das Gesetz noch die Sitte einen Unterschied zwischen Juden und Christen machte. Er wurde förmlich überwältigt durch die Höflichkeit, mit der selbst die roheren Volksklassen ihm entgegenkamen. Dazu die Oeffentlichkeit des Treibens! In Deutschland wurde alles hinter ver-

schlossenen Thüren verhandelt, hier wogte und drängte es in den Logen zur Deputirten-Kammer, in den Assisen, in den Volksversammlungen, ja selbst die Religion trat in der Form des St.-Simonismus auf den Markt und führte der Menge ein phantastisches Schauspiel auf. In der poetischen Welt war eine Unruhe, die das Größte erwarten ließ. Unmittelbar hinter einander erschienen Lamartines Harmonien, Victor Hugos „Notre Dame de Paris“ und „Herbstblätter“, die ersten bedeutenden Versuche von Balzac, Eugen Sue, Alfred de Musset, endlich George Sand. Alle diese Dichter waren in ihrer besten Zeit; sie glaubten an ihre Sache, schreckten vor nichts zurück und wurden durch die unbestimmten Hoffnungen getragen, die noch nicht Zeit zur Enttäuschung gehabt. Dazu athmeten all' diese Versuche, so unreif sie zuweilen ausfielen, eine gewisse Hochherzigkeit. Es war ein Idealismus, der an Trunkenheit grenzte, aber gegen die matte Resignation der damaligen deutschen Schriftstellerei einen wohlthuenden Abstich machte. Man hatte die Empfindung, ganz neue Sphären des Geistes und Herzens entdeckt zu haben, und mit ihnen der Welt reichere Farben zu schenken. Auch die Künste schienen sich verjüngen zu wollen: die feine Welt drängte sich in Robert den Teufel und in die tollen Wagnisse von Hektor Berlioz; der Salon von 1831 umfaßte eine Reihe von Gemälden, die wir noch heute zu dem Bedeutendsten zählen, was die neuere Malerei hervorgebracht hat. Alles das übte einen um so größern Zauber aus, da es lebhaft ineinander griff, da es so aussah, als wenn ein gemeinsamer Frühling in all' diesen Blüthen seine Triebkraft entwickelte. Allen Menschen ohne Unterschied war die Zunge gelöst, und Keiner erregte Aergerniß, wenn er auf der Gasse weissagte.

Heine hat später seine ehemalige Begeisterung zu leugnen gesucht. Im Grunde sei er über alles enttäuscht worden; selbst Lafayette's weiße Haare, die man ihm als Kind gepriesen, habe er vergebens gesucht, da der General eine braune Perrücke getragen. Indeß legen seine Schriften aus jener Periode ein andres Zeugniß ab.

„Heilige Julitage von Paris! ihr werdet ewig Zeugniß geben von dem Uradel der Menschen, der nie ganz zerstört werden kann. Wer euch erlebt hat, der jammert nicht mehr auf den alten Gräbern, sondern freudig glaubt er jetzt an die Auferstehung der Völker. Heilige Julitage! wie schön war die Sonne und wie groß war das Volk von Paris! Die Götter im Himmel, die dem großen Kampf zusahen, jauchzten vor Bewunderung, und sie wären gern aufgestanden von ihren goldnen Stühlen und wären gerne zur Erde herabgestiegen, um Bürger

zu werden von Paris! Aber neidisch, ängstlich wie sie sind, fürchteten sie am Ende, daß die Menschen zu hoch und zu herrlich emporblühn möchten, und durch ihre willigen Priester suchten sie das Glänzende zu schwärzen und das Erhabne in den Staub zu ziehn."

Heine hatte einen Bericht über die Kunstausstellung übernommen und ein Bild von Delacroix, das eine Episode aus den Julitagen darstellt, giebt ihm obigen Dithyrambus ein. Um diesen freilich richtig zu würdigen, muß man die vorhergehende Beschreibung des Bildes sammt dem nachfolgenden Gespräch damit vergleichen.

„In der Mitte der Volksgruppe, beinah wie eine allegorische Figur, ragt hervor ein jugendliches Weib, mit einer rothen phrygischen Mütze auf dem Haupt, eine Flinte in der einen Hand und in der andern eine dreifarbige Fahne. Sie schreitet dahin über Leichen, zum Kampf auffordernd, entblößt bis zur Hüfte, ein schöner, ungestümer Leib, das Gesicht ein kühnes Profil, frecher Schmerz in den Zügen, eine seltsame Mischung von Phryne, Poissarde und Freiheitsgöttin. Daß sie eigentlich letztere bedeuten solle, ist nicht ganz bestimmt ausgedrückt; diese Figur scheint vielmehr die wilde Volkskraft, die eine fatale Bürde abwirft, darzustellen. Ich kann nicht umhin, zu gestehn, diese Figur erinnert mich an jene peripatetischen Philosophinnen, an jene Schnellläuferinnen der Liebe, die des Abends auf den Boulevards umher schwärmen; ich gestehe, daß der kleine Schornsteincupido, der, mit einer Pistole in jeder Hand, neben dieser Gassenvenus steht, vielleicht nicht allein von Ruß beschmutzt ist; daß der Pantheonscandidat, der todt auf dem Boden liegt, vielleicht den Abend vorher mit Contremarken gehandelt; daß der Held, der mit seinem Schießgewehr hinstürmt, in seinem Gesicht die Galeere und in seinem häßlichen Rock gewiß noch den Duft des Assisenhofes trägt; — aber das ist es eben! ein großer Gedanke hat diese gemeinen Leute, diese Crapüle geadelt, und geheiligt, und die entschlafne Würde in ihrer Seele wieder aufgeweckt." —

„Papa", rief eine kleine Karlistin, „wer ist die schmutzige Frau mit der rothen Mütze?" — „Es ist die Freiheitsgöttin." — „Papa, sie hat auch nicht einmal ein Hemde an." — „Eine wahre Freiheitsgöttin, liebes Kind, hat gewöhnlich kein Hemd, und ist daher sehr erbittert auf alle Leute, die weiße Wäsche tragen."

Im Stillen empfand Heine ähnlich, auch er trug weiße Wäsche und nahm in den gierigen Augen der Crapüle sehr deutlich die Lust wahr, sie ihm abzureißen. Gleichwohl schwärmte er doch ehrlich für die Revolution und auch für die Revolutionäre, aber aus der Ferne, wenn er in

aller Behaglichkeit auf sie einen Dithyrambus dichten konnte; trat er näher, so war er Humorist genug, um die eine Seite ebenso deutlich zu sehn wie die andre; beide Eindrücke bestanden dann in seinem Geist unabhängig neben einander fort.

Uebrigens ist sein Bericht über den Salon vortrefflich und hat viel dazu beigetragen, die Aufmerksamkeit auf diese neue Richtung der Kunst zu leiten. Heine ist in diesem Fach ebenso wenig Kenner, als in der Musik; aber er sieht Manches, was dem Kenner entgeht, und hat die Gabe, für seine Empfindung Worte zu finden, die man nicht wieder vergißt. Noch heute liest man diese Beschreibungen mit dem größten Interesse und die Art, wie die politische Betrachtung in die artistische hinüberspielt, erhöht noch ihren Reiz.

Am 15. September kam die Nachricht von dem Fall Warschaus nach Paris; das unbedachte Wort des General Sebastiani: „L'ordre régne en Varsovie" erzeugte eine furchtbare Aufregung, die Theater wurden geschlossen, alles strömte durch die Straßen. „Ach," sagt Heine nach Besprechung des Cromwell am Sarge Karl Stuarts von P. Delaroche, dem er die Schnitter L. Roberts entgegenhält, „wohl thut es Noth, daß die liebe, unverwüstliche, melodische Geschichte der Menschheit unsre Seele tröste in dem mißtönenden Lärm der Weltgeschichte. Ich höre in diesem Augenblick da draußen, dröhnender, betäubender als jemals, diesen mißtönenden Lärm, dieses sinnverwirrende Getöse; es zürnen die Trommeln, es klirren die Waffen, ein empörtes Menschenmeer mit wahnsinnigen Schmerzen und Flüchen wälzt sich durch die Gassen, das Volk von Paris heult: Warschau ist gefallen! Nieder mit den Ministern! Krieg den Russen! Tod den Preußen! . . . Bei solchem Lärm verwirren und verschieben sich alle Gedanken und Bilder. Die Freiheitsgöttin von Delacroix tritt mir mit ganz verändertem Gesicht entgegen, fast mit Angst in dem wilden Auge. — Auch der todte Karl bekommt ein ganz andres Gesicht und wenn ich genauer hinschaue, so liegt kein König, sondern das ermordete Polen im schwarzen Sarge und davor steht nicht mehr Cromwell, sondern der Zar von Rußland. — — Gott sei uns Allen gnädig! unsre letzte Schutzmauer ist gefallen, die Göttin der Freiheit erbleicht, unsre Freunde liegen zu Boden." — —

Drei Jahre zuvor, auf dem Schlachtfeld von Marengo, hatte Heine sich für gut russisch erklärt und auf Kosten Englands den Kaiser Nikolaus als Gonfaloniere der Freiheit gefeiert; da Warschau fiel, änderte er seine Meinung; nicht als ob er einen Irrthum bekannt hätte,

er behauptete nur, der Kaiser sei von seinen liberalen Principien abgefallen. — Heine war vor allem lyrischer Dichter, die Polen sowohl als die Griechen waren Figuren, deren Kostüm sich vorzüglich für die Lyrik eignete, und nach diesem Kostüm bestimmte er seine politische Parteinahme. In diesen Tagen besuchte er seinen Landsmann Börne zum ersten Mal, der ihm auf den Schauplatz des großen Ereignisses vorausgeeilt war; sie bestärkten sich in der Begeisterung für Polen. Später hat Heine sich höhnisch genug darüber ausgesprochen. Börne trat in einen nicht erfreulichen Verkehr mit den deutschen und polnischen Flüchtlingen in Paris, den Heine in seinem sonst sehr gehässigen Buch über Börne wohl ziemlich richtig geschildert hat. Der Letztere schrieb 1830—1833 die Briefe an Madam Wohl, eine schöne Seele, die für ihn schwärmte, wie er früher für Henriette Herz geschwärmt hatte; Heine, Dec. 1831 bis Juli 1832, wo er sie aufgeben mußte, weil Gentz bei Cotta reclamirte, die Berichte für die Allgemeine Zeitung, die er unter dem Titel „französische Zustände", noch in demselben Jahr sammelte.

Heine wird in seinen Berichten ausschließlich von belletristischen Interessen geleitet; für wirkliche Politik hat er kein Verständniß. Im Anfang spricht er sich als echter Romantiker spöttisch über den Bürgerkönig und seine Minister aus, dann aber werden ihm die deutschen Flüchtlinge zur Last und er verhöhnt die Republikaner wegen ihrer plebejischen Manieren. Er hat zweierlei vor Augen: der öffentlichen Meinung mit ihrem Freiheitsdurst gerecht zu bleiben, und Cotta, der mit Gentz zusammenhing, keinen zu argen Anstoß zu geben. Er kommt fortwährend darauf zurück, daß er ein Märtyrer des monarchischen Princips sei und daß ihm die Republikaner den Tod geschworen, zugleich aber ist er ein Märtyrer der Freiheit und lebt für sie in traurigem Exil. Bei seiner Unwissenheit durch jede politische Frage in Verlegenheit gesetzt, hilft er sich durch einen spöttischen Ton und weiß es so einzurichten, daß man nie ins Klare kommt, ob er etwas im Ernst oder Scherz behaupte. Durch ihn wurde eine Zeit lang in der deutschen Journalistik der Witz zum Maßstab der Wahrheit gemacht. Im Vorspiel zum Faust sagt der liebe Gott: von allen Geistern, die verneinen, ist mir der Schalk am wenigsten zur Last. Nur wird der Schalk gefährlich in einer Zeit, die ihm keinen Widerstand entgegensetzen kann, weil sie über ihre eignen sittlichen Vorstellungen im Unklaren ist. Es ist nicht schwer, und ein Zeichen weibischer Charaktere, die kleinen Widersprüche der Ideen leicht aufzufinden und dann in der Gefühlsseligkeit zu schwelgen, daß man über seine Zeit erhaben sei.

Börne in seinen Briefen steht auf der freisten Höhe des Radicalismus, kaum genügen ihm noch die Republikaner. Zwischen den beiden Männern entspann sich bald eine bittere Feindschaft; nicht sowohl wegen ihrer politischen Ansichten, als weil der eine in der demokratischen Tabakskneipe, der andre im parfümirten Salon lebte, weil der eine Puritaner, der andre Libertin war. Sie haben sich beide wiederholt über ihren Gegensatz ausgesprochen: Heine formulirte ihn so, daß er sich zu der Klasse der Griechen rechnete, Börne zu der Klasse der Juden oder Nazarener, die sich an eine Abstraction halten und das Leben in der ganzen Fülle seiner Genüsse weder für sich begehren noch Andern gönnen. Heine verlangte für alle Götter seines Gleichen Nectar und Ambrosia, üppige Cancantänze und erhabene Musik; Börne für alle Menschen ohne Unterschied: Brod und Freiheit. Sonst haben sie viel Aehnliches. Die Unwissenheit in allen ernsthaften Fragen ist bei beiden gleich erstaunlich, beiden ist der Witz der Maßstab der Wahrheit. Im Ganzen ist Börne in seinem Witz glücklicher, wie in seiner Unwissenheit unbefangener: er weiß, daß er nichts weiß, und verachtet Jeden, der etwas weiß, weil das Wissen den Charakter abschwäche. Es genügt ihm, die schon zu Mosers Zeit berüchtigte „Hundedemuth" kleindeutscher Beamtenherrschaft zu kennen und durch Pathos und Spott zu geißeln. Gegen viele seiner Vorwürfe läßt sich nichts einwenden, und da er selber niemals sich vermaß, etwas Positives zu leisten, so würde man seine erbitterten Angriffe gegen Deutschland mit Heiterkeit hinnehmen können, wenn ihre Wirkung nicht so unglaublich groß gewesen wäre. Börne ist der Vater des deutschen Radicalismus. Die feurige Rhetorik jener Briefe fand in der allgemeinen Mißstimmung der Jugend über die kläglichen Verhältnisse des deutschen Bundes einen bereiten Widerhall. Es war Gemüth in seinen Vorwürfen: in jeder Theaterrecension war die Totalität seiner Seele, der Weltschmerz über Deutschlands Verwahrlosung, die trauernden Juden und die Hofräthe. Oft erinnert er an Ifflands polternden Alten, der den damaligen Hofräthen auch tüchtige Wahrheiten sagte. Auf Widersprüche kommt es ihm gar nicht an: heute poltert er darüber, daß die Deutschen nicht ein Nationalgefühl haben wie andre Völker, daß man sie ungestraft beleidigen kann, während die Franzosen sogar für die Ehre ihres Klimas auf die Mensur gehen; morgen schlägt er einen ebenso großen Lärm, wenn sich dies Nationalgefühl wirklich zu regen beginnt. Einen Witz zu finden ist leichter, als den Zusammenhang des Staatslebens zu studiren.

Zeiten, in denen die Bildung so ganz außer Verhältniß zu den

bestehenden Einrichtungen steht, bringen stets einseitige Talente hervor, wie Junius, Courier und Börne. Der ewigen Schönrednerei müde, freute man sich an einem dreist ausgesprochenen Urtheil, wenn es auch nicht gehörig begründet war, und namentlich an einem regen, in einer verständlichen Richtung sich fortbewegenden Gefühl. So wenig Inhalt Börne und seine Gleichgesinnten der Jugend zuführten, so erweckten sie doch in ihr den Wahn, sie sei durch eine tiefe Kluft von der alten Zeit getrennt, die alten Rechtsformen hätten sich überlebt, und nur eine Revolution könne die Menschheit retten. Aber die Revolution ist wie ein Gewitter: es zündet Bäume und Häuser an, verwüstet die Saaten, reinigt die Luft, aber sowie es vorüber ist, tritt die alte Natur wieder hervor. Nicht einmal das äußerliche Räderwerk des alten Staats kann völlig gebrochen werden, denn die Voraussetzungen bleiben, und die Barrikadenkämpfer werden sich immer nur auf Augenblicke der Gewalt bemeistern. Die Schöpfung eines Staats aus dem Begriff heraus ist am wenigsten möglich in einem Zustand der Trunkenheit. Die Revolution schafft nichts; sie löst nur die gebundenen Kräfte und verwandelt die Arbeit der Geschichte in die fieberhafte Aufregung eines Hazardspiels. Für den Trägen ist „Revolution" ein Zauberwort, das Unmögliche wirklich zu machen, wie der Himmel des mit der Erde unzufriedenen Frommen der glorreiche Vorbehalt, mit welchem man sein Gewissen salvirt, wenn man hienieden fünf grade sein läßt: in der Aussicht auf eine wunderbare Umwälzung überhebt sich der Radicalismus mühevoller Arbeit, die vielleicht hoffnungslos Tag um Tag schafft.

Ueber die Unvernunft der damaligen Regierungen wird heute kein Zweifel mehr obwalten, aber bekennen muß man, daß ihre Abneigung gegen den Radicalismus nicht ganz unbegründet war. Es sind nicht unbedeutende und nicht unpatriotische Männer, die diese Abneigung theilten.

Goethe, dem noch eben die kühnen Kritiker des Globe ein so ungewöhnliches Interesse abgewonnen hatten, lehnte jede Lectüre französischer Zeitschriften ab, sobald er kommen sah, wohin die Opposition führen werde. Das geschah bereits Febr. 1830. Als ihm am 2. August die Nachricht der Katastrophe mitgetheilt wurde, wollte er von der Politik überhaupt nichts hören; viel wichtiger erschien ihm, daß 19. Juli in der Academie Geoffroy de St. Hilaire gegen Cuvier für seine naturwissenschaftlichen Ansichten eingetreten war.

Niebuhr, der damals den zweiten Band seiner römischen Geschichte umarbeitete, wurde durch den neuen Ausbruch der Revolution, die alle seine Hoffnungen auf eine natürliche Entwickelung zu Boden warf, so

erschreckt und verwirrt, daß er nur aus Pflichtgefühl weiter arbeitete und in einer krankhaften Hoffnungslosigkeit das Werk vollendete. Paris war der einzige Ort, wo über seine römische Geschichte ein förmliches Colleg gelesen wurde; eine dortige Zeitung hatte kurz vorher die Frage aufgeworfen, was Niebuhr denn wohl über Cäsars Tod urtheilen werde? „Ich antworte eben jetzt:" schreibt Niebuhr 16. Nov. an Savigny, „wie über den Aufstand gegen die Ordonnanzen, es war unmöglich, sich zu schmiegen, und doch war es ein Unglück, daß das Unternehmen gelang. Sie werden dies nicht widersinnig finden," setzt er hinzu. — Wohl aber war es eine der unleidlichsten Stimmungen, in die überhaupt ein Historiker gerathen kann und die ihn seinen besten Freunden, Stein sowohl wie Dahlmann, entfremdete. Dem einen war er nicht loyal, dem andern nicht freisinnig genug. „Die Wahrheit der Sache", schreibt er 22. Nov., „ist die enthüllte Bettelarmuth des Volks, welche es nicht länger ertragen will; und die bereitet denn eine Revision des Eigenthums. Wir sind in den Zustand Roms nach den Zeiten der Gracchen gerathen, mit allen seinen Gräßlichkeiten. — Wer da glaubt, es sei von Freiheit die Rede, ist ein Thor: Formen halten nichts mehr, wir werden den Despotismus segnen, wenn er unser Leben schützt, wie die Römer den des Augustus segneten. Daß vernünftige Männer dies thun konnten, hatte ich längst begriffen: nun ist es mir vollends lebendig klar, und nun begreife ich auch Catilina." 19. Dec.: „Meine Traurigkeit ist auf die Ausartung wie auf die Knechtschaft und Verheerung unsrer Nation gerichtet. Es ist unmöglich zu verkennen, daß die schönen Eigenschaften verschwinden, welche die Zierde unsrer Nation machten, Tiefe, Innigkeit, Eigenthümlichkeit, Herz und Liebe — daß Flachheit und Frechheit herrschend werden." In so trüber Stimmung raffte ihn in einer kurzen Krankheit 2. Jan. 1831 der Tod hinweg.

In denselben Tagen schrieb Heinrich Leo einen Brief, der für die Umstimmung in dem Gemüth vieler Gleichgesinnten einen Schlüssel giebt. Leo hatte, bis Sands Verbrechen ihn ernüchterte, mit den Burschenschaftern geschwärmt, dann in Göttingen ernsthaften Studien obgelegen sich 1822 in Berlin durch Hegel bilden lassen und eine längere Zeit in Italien zugebracht; er war jetzt Professor in Halle, seine „Geschichte der italienischen Staaten" 1829—1831 hatte durch ihre geistreiche Art Aufsehn gemacht, er arbeitete jetzt an den „Zwölf Büchern niederländischer Geschichte." „Seit anderthalb Jahren", schreibt er an Raumer, „habe ich mich mehr und mehr den politischen Studien hingegeben, die allmälig bei mir die historischen in das Gebiet der Hülfsstudien drän-

gen. Der Haß gegen die atomistischen, modern liberalen Richtungen der Politik, die Freude an einer dahin geschwundenen Zeit, wo sich das Bauer- und Bürgerleben wie das Leben des Adels, der Kirche und der Universitäten, jedes nach seinem natürlichen Princip organisch entwickelte, wo das politische Gesammtleben einer Nation nur als Resultat dieses organischen Lebens der einzelnen Kreise, und noch nicht in der ebenso prosaischen als übermüthigen Thätigkeit einer Hierarchie von Staatsbeamten beschlossen war: — dies sind die Interessen, deren wissenschaftliche Verfolgung mich erquicken und mir bei mancher ungeduldig machenden Arbeit Muth und Frische erhalten." Als Lebensaufgabe betrachtet er eine Naturlehre des Staats. „Alles was von Frankreich und England kommt, findet Anklang bei uns, bei dem platten Volk aller Stände, und diese, sich mit ihrer geistlosen, öden, numerischen Fabrikanten- und Banquiersansicht blähende Welt bringt in mir allerdings eine Art Fanatismus hervor, der sich nicht bannen läßt: — ich sehe immer die herrliche, mannigfaltige, reiche Welt, die da war, und daneben die Spitzbuben, die sie mit ihrer schlechten Pöbelphilosophie gestohlen haben; ich sehe die Reste dieses natürlichen guten Staatslebens, die noch rettbaren Trümmer, und sehe die ausgestreckten gierigen Hände des platten Gesindels, was einen Stein nach dem andern abbrechen und am Ende ein lineärisches Haus ohne malerischen Anblick, ohne Bequemlichkeit für verschiedenartige Hausgenossen, ohne wohnliche anheimelnde Räume erbauen will."

In dieser Gesinnung fand sich eine ganze Zahl junger Männer in Berlin zusammen, die sich zum Theil an Hengstenbergs evangelischer Kirchenzeitung betheiligten, auch von den Männern der historischen Schule, von Savigny und Eichhorn, wenigstens anfangs geduldet wurden, einen stärkern Halt aber an den Umgebungen des Kronprinzen fanden. Auch Hegel hatte sich immer tiefer in das orthodoxe Preußenthum eingelebt; in der Julirevolution sah er die Buße für die Sünden des französischen Liberalismus; die englische Reformbill besprach er mit äußerstem Mißtrauen; in der Uebergewalt des Parlaments sah er den Inbegriff politischer Verderbniß und Unvernunft. So ist durchweg der Ton seiner letzten Vorlesungen. Er starb 14. Nov. 1831, 61 Jahr, ein Opfer der Cholera, die damals, durch den polnischen Aufstand begünstigt, Europa heimsuchte. Die Herausgabe seiner Schriften vereinigte seine Schüler zu einer geschlossenen Phalanx und verschaffte seiner Lehre in weitern Kreisen Eingang. Wenige Tage vor seinem Tode wurde der Aufstand in Italien durch die Oestreicher zu Boden geworfen.

Mit besonderem Eifer vertraten zwei Freunde und Landsleute in Berlin die reactionäre Gesinnung, Jarcke aus Danzig und Philipps aus Königsberg; beide waren aus Abneigung gegen den Liberalismus zur katholischen Kirche übergetreten. Unterstützt von dem kronprinzlichen Hof und seinen Angehörigen, entschlossen sie sich Ende des Jahres zur Herausgabe des „Berliner politischen Wochenblatts", welches mehrere Jahre hindurch an der Spitze der reactionären Bewegung stand. Der gesammte Liberalismus wurde als Mitschuldiger der Revolution angeklagt, und der Liberalismus aus der Losreißung des Staats von der Kirche und der Aristokratie hergeleitet. In erster Linie kämpfte man gegen die Demagogen, dann gegen alle Anhänger des Verfassungsstaats, in letzter Instanz aber gegen den Mechanismus der Beamtenhierarchie. Man betrachtete die Beamten wie eine Mandarinenkaste, die das wahre Volk unterdrückten, und behauptete gleich Haller, für die Freiheit einzutreten; ebenso wollte man die untern Stände gegen die Geldherrschaft der Bourgeoisie beschützen. Nur in ständischer Gliederung gedeihe der Staat: Freiheit der Rittergüter von jedem Eingriff der bürgerlichen Beamten, Einreihung der guten Bürger in Zünfte, scharfe Beaufsichtigung des Capitals und der Industrie. — Viele geistreiche Männer haben dafür geschrieben, auch Steffens, der April 1832 nach Berlin versetzt und so von seiner unbequemen Beziehung zu den Altlutheranern befreit wurde, blieb diesen Bestrebungen nicht fern. Die Begründer des Blattes hielten es freilich in dem protestantischen Berlin nicht lange aus: Jarcke fand in Wien, Philipps in München Zuflucht.

Den echten Doctrinär fand die Schule in einem Schüler Schellings, Professor Stahl in München, von jüdischer Abkunft, der sich im 17. Jahr hatte taufen lassen und 1830 den 1. Band seiner „Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht" herausgab. Nach dieser Lehre ist die Theologie der Mittelpunkt aller Wissenschaft. Die wahre Bildung beruhe darauf, Gott als eine freie Persönlichkeit zu begreifen, die durch einen bestimmten Act der Freiheit die jetzt vorhandene Welt geschaffen habe. Alle Sünde kommt vom Abfall von Gott, aller Fortschritt von der Buße. Die Menschheit ist geschaffen, damit sie das wahre Reich Gottes sei. Dieser Plan Gottes wird vollbracht, ohne daß ihn die Menschen wollen und kennen. Von Zeit zu Zeit greift Gott durch Offenbarung und Wunder in die Geschichte ein. Wie der einzelne Mensch in seinem zeitlichen Dasein eines Leibes bedarf, so die Menschheit. Dieser Leib ist das Recht in der dreifachen Gliederung als Eigenthumsrecht, als Eherecht und als Staats- und Kirchenrecht. Das Königthum

als Symbol Gottes auf Erden ist die Krönung des Gebäudes, die ständische Vertretung das Gegentheil der sogenannten Volksvertretung; den letzten Grund seiner Ermächtigung wie seine höchste Richtschnur hat der Staat in der christlichen Religion.

Um den Anklang, den diese Theorien in einem Theil Deutschlands fanden, zu begreifen, muß man die europäischen Verhältnisse ins Auge fassen. Der Liberalismus war bisher in der günstigen Lage der Kritik gewesen, nun kam er zur Herrschaft in Frankreich, England, Belgien und anderwärts, und die Aristokratie, die Legitimität und die Kirche konnten sich den Freuden der Opposition überlassen. Die Freundschaft des Legitimisten Chateaubriand mit dem napoleonistischen Republikaner Béranger zeichnet die veränderte Lage dieser Parteien; die äußerste Rechte und die äußerste Linke fanden sich zusammen, um das verhaßte juste milieu zu bekämpfen. Bis jetzt war das legitime Königthum, die Aristokratie und die Hochkirche für die Einen eine Quelle von Einfluß und Ansehn, für die Andern ein Joch und eine Furcht gewesen: nun hatten sie ihre Stachel verloren und man konnte sie aus der romantischen Ferne betrachten. Es begann der sogenannte Cultus der Ruinen. Der in seine Schlösser verbannte Legitimist wurde für den Demokraten, der sich im neuen Staat nicht selber zur Geltung bringen konnte, eine interessante Erscheinung, und der Marquis des alten Hofes fand den Verkehr mit dem socialistischen Handwerker, der denn doch immer den Abstand fühlte, bequemer als den mit dem hochmüthigen Bourgeois, der ihn als seines Gleichen behandelte. Die meisten der Skandalgeschichten, die der Socialist Louis Blanc gegen das Julikönigthum zu Markt brachte, waren ihm im Faubourg St. Germain mitgetheilt. In Deutschland freilich lagen die Verhältnisse ganz anders, aber der deutsche Legitimist copirte sein französisches Vorbild so gut wie der deutsche Liberale.

In den kleinen Aufsätzen Goethes zur Weltliteratur, die das Interesse für die kühnen Schriftsteller des Globe, trotz ihrer verschiedenen Denkungsart, ihm abgewann, giebt er einmal doch Folgendes zu bedenken: „Jede Nation hat Eigenthümlichkeiten, wodurch sie von den andern unterschieden wird, und diese sind es auch, wodurch die Nationen sich untereinander getrennt, sich angezogen oder abgestoßen fühlen. Die Aeußerlichkeiten dieser innern Eigenthümlichkeit kommen der andern meist auffallend widerwärtig und im leidlichsten Sinne lächerlich vor. Diese sind es auch, warum wir eine Nation immer weniger achten, als sie es verdient. Die Innerlichkeiten hingegen werden nicht gekannt, noch er-

kannt, nicht von Fremden, sogar nicht von der Nation selbst, sondern es wirkt die innere Natur einer ganzen Nation, wie die des einzelnen Menschen unbewußt; man verwundert sich zuletzt, man erstaunt über das, was zum Vorschein kommt. Ohne mir anzumaßen, diese Geheimnisse zu kennen, hätte ich auch nicht einmal die Kühnheit, sie auszusprechen. Nur so viel will ich sagen, daß nach meiner Einsicht das eigentlich innere Wirksame bei den Franzosen jetzt am thätigsten ist, und daß sie deshalb zunächst wieder einen großen Einfluß auf die sittliche Welt haben werden."

Goethe erlebte es noch, daß eben einer jener geistvollen jungen Globisten die Kühnheit hatte, diese Geheimnisse der französischen Nationalität auszusprechen. Der Globe war nach Erreichung seines Zwecks, dem Sturz des Lilienregiments, in die Hände der St. Simonisten übergegangen, und die ehemaligen Mitarbeiter hatten sich in der Revue des deux mondes ein neues Organ gegründet, für das Edgar Quinet eine Reihe von Artikeln über Deutschland und Italien lieferte. In dem zweiten dieser Aufsätze „Deutschland und die Revolution" schrieb er zwei Monate vor Goethes Tod: „Jedes Volk hat einen Punkt in sich, der es über die andern erhebt, und dieser einzige Punkt herrscht und erscheint in jeder entscheidenden Epoche seiner Geschichte wieder. Italien hat für sich das sinnliche Glück, das Kunstgenie, Deutschland sein häusliches Glück, viel religiöses Leben, die Wissenschaft, England den Handel, die Industrie, was bleibt Frankreich? Der Instinkt der Civilisation, das Bedürfniß der Initiative in den Fortschritten der Gesellschaft. Dies macht die Einheit Frankreichs aus, giebt seiner Geschichte eine Richtung, seinem Land eine Seele; nehmt es ihm, so macht ihr es sich selber verächtlich; denn dies Bedürfniß äußern Einflusses ist der beste Theil seiner selbst." — Es ist der Geist des Chauvinismus, der sich hier in einem der edelsten Männer des jungen Frankreich ausspricht, mit einer Naivität und patriotischen Leidenschaft, die uns anzieht, wo wir uns abgestoßen fühlen. „In dem Maß, in dem heute der Gedanke verschwindet, sich zum herrschenden Organ der Civilisation zu machen, beginnt das Verderben, man muß ihn bewahren oder untergehn!" Es war die Parole der Opposition gegen das juste milieu, das jenem Lebensprincip keine Rechnung trug, die Devise des Banners, um das sich die Legitimisten wie Republikaner und Bonapartisten sammelten: daß aus der Revolution der Krieg hervorgehen und Frankreich seine alten Grenzen, seinen alten Ruhm und seinen alten Einfluß wiedergewinnen werde, war die geheime Hoffnung, die sie alle beseelte.

Mit steigendem Erstaunen haben wir die geschichtlichen Consequenzen dieses Lebensprincips verfolgt, bis es zuletzt in dem Krieg von 1870 in den hellen Größenwahnsinn auszubrechen schien; wir hatten vergessen, was wir selber dazu gethan, diesen Wahnsinn zu nähren und groß zu ziehn. Alle Welt hat über Victor Hugo gelacht, als er Paris für heilig erklärte und den Barbaren untersagte, diese heilige Stadt zu beschädigen. Aber Victor Hugo war doch ein Franzose; man höre nun, was am 10. Febr. 1831 ein Deutscher schrieb, und was damals in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" abgedruckt wurde.

„Paris ist nicht blos die Hauptstadt von Frankreich, sondern der ganzen civilisirten Welt. Versammelt ist hier Alles, was groß ist durch Liebe oder Haß, durch Fühlen oder Denken, durch Wissen oder Können, durch Glück oder Unglück, durch Zukunft oder Vergangenheit. Betrachtet man den Verein von ausgezeichneten Männern, die hier zusammentreffen, so hält man Paris für ein Pantheon der Lebenden. Eine neue Kunst, eine neue Religion, ein neues Leben wird hier geschaffen, und lustig tummeln sich hier die Schöpfer einer neuen Welt. Die Gewalthaber gebärden sich kleinlich, aber das Volk ist groß und fühlt seine schauerlich erhabene Bestimmung. Die Söhne wollen wetteifern mit den Vätern, die so ruhmvoll und heilig ins Grab gestiegen. Es dämmern gewaltige Thaten, und unbekannte Götter wollen sich offenbaren. Und dabei lacht und tanzt man überall, überall blüht der leichte Scherz, die heiterste Mokerie, und da jetzt Carneval ist, so maskiren sich Viele als Doctrinäre und schneiden possirliche pedantische Gesichter und behaupten, sie hätten Furcht vor den Preußen."

Der letzte Zusatz ist der am meisten bezeichnende. Heinrich Heine, der Schreiber dieses Briefs, findet es namenlos lächerlich, daß ein Franzose Furcht vor den Preußen haben könne, er kann es nur für ein närrisches Maskenspiel erklären. Dennoch findet er in diesem Maskenspiel einige Gefahr, und beschuldigt den damaligen Minister Casimir Perier, der dem kriegerischen Geist der Propaganda einen entschlossenen Widerstand entgegensetzte, er lähme durch seine unnöthigen Bedenken den Elan des Volks.

„Sollte sich das Entsetzliche begeben," fährt er einige Tage darauf fort, „und Frankreich, das Mutterland der Civilisation und der Freiheit, ginge verloren durch Leichtsinn und Verrath, und die potsdämische Junkersprache schnarrte wieder durch die Straßen von Paris, und schmutzige Teutonenstiefel befleckten wieder den heiligen Boden der Boulevards, und der Palais Royal röche wieder nach

Juchten — dann werden alle Flüche der Menschheit auf das Haupt Casimir Periers fallen!" Wenn ein Deutscher so empfinden und schreiben konnte, so wird man gegen den Größenwahnsinn der Franzosen nachsichtiger sein.

Neben dem Cultus des Kaisers Napoleon, der nach dem Tode des Herzogs von Reichstadt in dem Glauben an ein geistiges Cäsarenthum gipfelt, ist in Heines politischen Berichten durchgehend nur dieser Haß gegen Preußen; zuweilen bricht er als förmlicher Paroxismus aus, und dann schwinden alle Grenzen des Anstands und des gesunden Urtheils; ein dumpfer Groll bleibt aber stets, auch wo er sich bemüht, kühl zu überlegen. Nur hin und wieder, wo er plötzlich auf den Einfall kommt, in Preußen eine Anstellung zu suchen, schlägt er einen andern Ton an. Börne urtheilt in dieser Beziehung liberaler. Er hat zwar wie gegen alle Potentaten, so auch gegen den König von Preußen Steine genug geschleudert, aber es fiel ihm doch nicht ein, den preußischen Staat als den schlimmsten zu bezeichnen; im Gegentheil, bevor er nach Paris kam, fand er alle Aussichten auf einen wirklich deutschen Aufschwung nur in Preußen.

Das erste Mal, daß Heine seinem Groll rückhaltlos Luft machte, war am 18. Oct. 1832 in dem Vorwort zu der Sammlung seiner Pariser Berichte. Theils hatten ihn die repressiven Beschlüsse des Bundestags vom 28. Juni 1832 empört, deren Schuld er hauptsächlich auf Preußen bürden zu müssen glaubte, theils wollte er die Verleumdungen unschädlich machen, die ihn des erkauften Einverständnisses mit Preußen beschuldigten.

„Wir können," schreibt er, „gegen Oestreich kämpfen, aber wir fühlen, daß wir nicht berechtigt sind, diese Macht zu schmähen. Oestreich war immer ein offner, ehrlicher Feind. Metternich hat nie mit der Göttin der Freiheit geliebäugelt, er hat nie in der Angst des Herzens den Demagogen gespielt, er hat nie Arndts Lieder gesungen und dabei Weißbier getrunken, er hat nie auf der Hasenheide geturnt, er hat nie pietistisch gefrömmelt; man wußte immer, wie man mit ihm dran war. Man wußte, daß er weder aus Liebe noch aus kleinlichem Haß, sondern großartig im Geist eines Systems handelte, welchem Oestreich seit drei Jahrhunderten treu geblieben."

Zuletzt spricht sich Heine in förmliche Rührung: „Kaiser Franz hat für die Erhaltung dieses Systems den theuersten Gefühlen entsagt und unsägliches Herzeleid erduldet, eben jetzt trägt er Trauer um den geliebten blühenden Enkel, den er jenem System geopfert. Dieser neue

Kummer hat tief gebeugt das greise Haupt, welches einst die deutsche Kaiserkrone getragen — dieser arme Kaiser ist noch immer der wahre Repräsentant des unglücklichen Deutschlands.

„Von Preußen dürfen wir in einem andern Ton sprechen. Hier hemmt uns keine Pietät ob der Heiligkeit eines deutschen Kaiserhaupts. Mögen immerhin die gelehrten Knechte an der Spree von einem großen Imperator des Borussenreichs träumen, und die Hegemonie und Schirmherrlichkeit Preußens proclamiren: bis jetzt ist es den langen Fingern von Hohenzollern noch nicht gelungen, die Krone Karl des Großen zu erfassen und zu dem Raub so vieler polnischer und sächsischer Kleinodien in den Sack zu stecken. Noch hängt die Krone Karl des Großen viel zu hoch, und ich zweifle sehr, ob sie je herabsinkt auf das witzige Haupt jenes goldbespornten Prinzen, dem seine Barone schon jetzt, als dem künftigen Restaurator des Ritterthums, ihre Huldigungen darbringen. Ich glaube vielmehr, Se. königliche Hoheit wird, statt eines Nachfolgers Karls des Großen, nur ein Nachfolger Karls X. und Karls von Braunschweig.

„Es ist wahr, noch vor Kurzem haben viele Freunde des Vaterlands die Vergrößerung Preußens gewünscht und in seinen Königen die Oberherren eines vereinigten Deutschlands zu sehn gehofft. Man hat die Vaterlandsliebe zu ködern gewußt, und es gab einen preußischen Liberalismus, und die Freunde der Freiheit blickten schon vertrauensvoll nach den Linden von Berlin. Was mich betrifft, ich habe mich nie zu solchem Vertrauen verstehn wollen. Ich traute nicht diesem Preußen, diesem langen, frömmelnden Kamaschenheld mit dem weiten Magen und mit dem großen Maule, und mit dem Korporalstock, den er erst in Weihwasser taucht, ehe er damit zuschlägt. Mir mißfiel dieses philosophisch christliche Soldatenthum, dieses Gemengsel von Weißbier, Lüge und Sand. Widerwärtig, tief widerwärtig war mir dieses Preußen, dieses steife, heuchlerische, scheinheilige Preußen, dieser Tartüffe unter den Staaten."

Wenn eine Redensart sehr allgemein wird, vergißt man oft ihren ersten Ursprung. Die Declamationen gegen Preußen, die in den folgenden Jahren von allen Orten her ertönten, sind nur der Widerhall dieses Vorworts. In seinem „Briefwechsel zweier Deutschen" 1831 hatte Paul Pfizer auf die Nothwendigkeit der preußischen Hegemonie hingewiesen. Diesen Mann läßt Heine unerwähnt, dagegen nimmt er mit steigender Erbitterung die preußischen Schriftsteller durch, die in demselben Sinn wirkten: Raumer, den er am meisten haßt, Hegel, Schleiermacher, Arndt, Stägemann, zuletzt Ranke.

Aber über den Spaß geht die Unwürdigkeit, wenn er auf König Friedrich Wilhelm III. zu sprechen kommt und auf die Schlacht bei Jena. „Standen ihm damals nicht die Tröstungen der Religion zu Gebote, er mußte verzweifeln ob der Insolenz, womit der Kaiser Napoleon ihn behandelte. Aber ihn stärkte das Beispiel seines Heilands, auch er konnte damals sagen: mein Reich ist nicht von dieser Welt! und er vergab seinen Feinden, welche mit 400,000 Mann ganz Preußen besetzt hielten. Wäre Napoleon damals nicht mit weit wichtigern Dingen beschäftigt gewesen, als daß er an Seine Majestät Friedrich Wilhelm III. allzuviel denken konnte, er hätte diesen gewiß gänzlich in Ruhestand gesetzt. Späterhin als alle Könige von Europa sich gegen den Napoleon zusammenrotteten, und der Mann des Volks in dieser Fürsten-Emeute unterlag, und der preußische Esel dem sterbenden Löwen die letzten Fußtritte gab: da bereute er zu spät die Unterlassungssünde. Wenn er in seinem hölzernen Käfig zu St. Helena auf- und abging und es ihm in den Sinn kam, daß er vergessen hatte, Preußen zu zertreten: dann knirschte er mit den Zähnen, und wenn ihm dann eine Ratte in den Weg lief, dann zertrat er die arme Ratte."

Heine hat eine Reihe reizender Lieder gedichtet und geistreicher Gedanken ausgesprochen; aber daß für diese bodenlose Unverschämtheit die gebührende Züchtigung ausblieb, bleibt doch eine beklagenswerthe Lücke in seiner geistigen Entwicklung.

Ein Jahr vor jenem Vorwort schrieb Edgar Quinet den oben erwähnten Aufsatz, von dem einiges hier im Gegensatz zu Heines Diatribe noch der Beachtung werth ist. Edgar Quinet hatte früh, hauptsächlich an Herders Schriften, dann einige Jahre (1826—1828) an der Heidelberger Universität den deutschen Geist studirt. Grade die Vertiefung in unsre classische Epoche führte ihn an ein Ziel, wo ihm die Umwandlung dieses Geistes sichtbar wurde. Entzückt von den Gestalten der Goetheschen Dichtung, hatte er in der Wirklichkeit nach einem Gretchen-Ideal ausgeschaut und es in einer jungen Pfälzerin gefunden. Im Elternhause seiner Braut, in Grünstadt, trat er in den Kreis der pfälzischen Freiheitsbewegung; hier setzte sich die Ueberzeugung in ihm fest, daß Frankreich seinen alten Einfluß in den Rheinbundstaaten leicht wiedergewinnen könne: „der Moment war da," ruft er aus, „ich habe ihn gesehn." Ueber Jahr und Tag (Oct. 1831), als er Grünstadt wieder besuchte, hatten sich die Parteigegensätze, des Radikalismus und Teutonismus schon derartig zugespitzt, daß sie auch in dem zahlreichen Familienkreise seiner Braut hart auf einander prallten

und ernsthaft sein junges Liebesglück bedrohten. Trotzdem entging ihm das Wesentliche der deutschen Bewegung nicht. „Man darf nicht glauben," fährt er nach dem oben mitgetheilten Citat fort, „daß, wenn Frankreich sich seine Ehrenlast rauben ließe, sich Niemand fände, der sein Erbe übernähme. Es giebt ein Land, über das wir uns immer getäuscht haben; seine geheime, innere Bewegung entzieht sich unsrem Blick und läßt sich erst wahrnehmen, wenn sie vollendet ist: die Bewegung der germanischen Nationen. Wenn wir uns Deutschland vorstellen, geschieht es noch immer in der Form, wie es uns Frau v. Staël geschildert: ein Land der Ekstase, ein beständiger Traum, eine Wissenschaft, die stets im Suchen bleibt, der ganze Geist des Volks in die Idee des Unendlichen getaucht; in der Jugend romanhafte Sympathien, eine allseitige enthusiastische Empfänglichkeit, dann die Selbstverleugnung des Pietismus, das Aufgeben jedes politischen Einflusses, die Befriedigung in einem mystischen Wohlsein; aber nirgend ein Mittelpunkt, nirgend ein gemeinsamer Wunsch, ein gemeinsamer Wille, eine nationale Kraft. Leider hat sich das Alles geändert. Man will von der Philosophie nichts mehr wissen, aus Furcht, noch einmal dem Reiz des beschaulichen Lebens zu verfallen. Deutschland hat den Sarkasmus seines Luther wieder gefunden, seine eignen Träume zu verspotten.

„Namentlich in Preußen hat die alte kosmopolitische Unparteilichkeit einem reizbaren Patriotismus Platz gemacht. Die alten Demagogen der Freiheitskriege haben mit der Staatsgewalt Frieden geschlossen. Beim ersten Anblick erregt es Staunen, daß die einzig populäre Regierung jenseit des Rheins beinah die einzige in ihrer Form despotische ist. Aber dieser Despotismus ist intelligent, ehrgeizig, unternehmend, er verliert keinen Augenblick die Bestimmung Deutschlands aus den Augen; er will es geistig umstricken, ehe er es mit Gewalt an sich nimmt. Er hat Ideen, Systeme, eine Philosophie, eine Wissenschaft. Er vereinigt die sicherste Praxis mit dem höchsten Idealismus. — Zwischen dem Volk und der Regierung besteht ein geheimes Einverständniß, die Sache der Freiheit zu vertagen und gemeinsam am Wachsthum der Macht Friedrichs zu arbeiten. Der Hauptgrund, warum die constitutionelle Freiheit keine erheblichen Fortschritte in Deutschland gemacht hat, liegt darin, daß sie unter den Bedürfnissen des Landes nicht in erster Reihe steht. Diese Localfreiheiten, nach allen Seiten hin durch die Grenzpfähle dieser oder jener großherzoglichen Souveränetät eingezwängt, können nur dann bestehn und sich entwickeln, wenn sie zur Grundlage die politische Einheit Deutschlands haben. Die Einheit, das ist der

tiefe, unausgesetzte, nothwendige Gedanke, auf dessen Entwicklung Alles hindrängt.

„Nächst der Literatur war die Hauptmacht, welche an der Einheit Deutschlands arbeitete, Napoleon. Jahrhunderte lang getrennt, wurden die Völkerschaften durch das plötzliche Eintreten eines gemeinsamen Elends vereinigt, der ganze Stamm fand eine gemeinsame Geschichte wieder. Mit seinem Zögern, seinem irrenden Weltbürgerthum, mit der Zerstreutheit seines Gebiets und seines Denkens, bedurfte Deutschland der Hand eines Napoleon, um es zusammenzupressen, es in seine Schranken zu drängen, es zu lehren, daß es sich endlich in den Grenzen eines lebendigen Organismus sammeln müsse.

„Die Julirevolution hat die letzte Hand an das Werk der Einigung Deutschlands gelegt. Wenn in jedem einzelnen Duodezstaatchen die Monarchie durch die Stände unterwühlt sein wird, so werden diese ephemeren Souveränetäten sich friedlich in den Schooß eines nationalen Gemeinwillens versenken. In diesen kleinen Staaten bricht sich der deutsche Geist bei jedem Schritt kläglich an den Mauern, die ihn von allen Seiten umschränken; der Widerspruch zwischen der Größe der deutschen Ideen und der Kleinlichkeit der Verhältnisse, auf welche sie angewandt werden sollen, ist zu groß geworden, um länger dauern zu können; der politische Ehrgeiz erstickt in der Enge dieser Kleinstaaten. Seitdem die Verfassungen Bürger hervorgebracht haben, fehlt es blos an einem politischen Vaterland.

„Darum fügt sich der ganze Stamm der Leitung eines Staats, nicht wegen seiner höhern Bildung, sondern wegen seiner größern Leidenschaft, seiner größern Ansprüche, seiner größern Geschäftskenntniß; in ihm sieht er den Träger seines Ehrgeizes, seiner Wünsche, seines Ruhmes."

So spiegelte sich, was damals in Deutschland vorging, im Auge eines geistvollen Franzosen wieder, dem eine reizbare Nationalität das Gesicht schärfte. Die ganze Zukunft der deutschen Bewegung sah er voraus bis auf den einen Mann, dessen sie bedürfe, „den Mann, der seinen Stern am lichten Tage sieht und ihn erkennt," und der, wenn auch heute noch unsichtbar, ganz gewiß kommen werde, während unsre deutschen Weltbürger mit dem nationalen Instinkt auch den politischen Scharfblick einbüßten.

Mit Börne war Heine bald auseinander gekommen. 27. Mai 1832 machten die deutschen Radicalen die thörichte Demonstration des Hambacher Festes, die dem deutschen Bundestag zu den Repressivmaßregeln vom 28. Juni Veranlassung gab. Börne war dabei gewesen,

und Heine erzählt sehr ergötzlich von der Exaltation, mit der er zurückkam. Indeß wollte Börne nicht einmal einen deutschen Nachttopf an Frankreich abtreten, während Heine mit der ganzen Rheingrenze aufwartete. Das Zwiegespräch, das die beiden Männer nach Börnes Rückkunft hatten, soll nach Heines Aussage ihr letztes gewesen sein. Verdrießlich über das Irrlichteriren seines anscheinend Verbündeten trat Börne nach dem Erscheinen der „französischen Zustände," 25. Febr. 1833, öffentlich gegen ihn auf. „Ich kann Nachsicht haben mit Kinderspielen, Nachsicht mit den Leidenschaften eines Jünglings. Wenn aber an einem Tage des blutigsten Kampfes ein Knabe, der auf dem Schlachtfelde nach Schmetterlingen jagt, mir zwischen die Beine kommt, wenn an einem Tage der höchsten Noth, wo wir heiß zu Gott beten, ein junger Geck uns zur Seite mit den schönen Mädchen liebäugelt und flüstert, so darf uns das wohl ärgerlich machen. — Wie kann man je dem glauben, der selbst nichts glaubt!" Heine hatte gesagt: „wenn die Republikaner siegen, so schneiden sie mir die Kehle ab, ich verzeihe ihnen gern diese Narrheit." — „Ich nicht," bemerkt Börne, „Republikaner, die solche Narren wären, daß sie Heine glaubten aus dem Wege räumen zu müssen, um ihr Ziel zu erreichen, die gehörten ins Tollhaus."

Nur mit einem Wort will ich die schlechten Sachen berühren, die Heine 1833 seinen Landsleuten im „Salon" zuschickte, die liederlichen Gedichte und die Memoiren des Herrn von Schnabelewobski. Selbst vertheidigte er sie damit, daß die künstlerische Behandlung eines frevelhaften Stoffs vornehmen Geistern ein geistreiches Vergnügen gewähre. Sie streben nach kräftiger Sinnlichkeit, sind aber eigentlich nur schmutzig. Dagegen arbeitete Heine um dieselbe Zeit an einem Werk, das auf das Denken beider Völker vom entschiedensten Einfluß gewesen ist: an dem Werk über deutsche Literatur und Philosophie, das freilich nie zum Abschluß kam. Die nächste Veranlassung zu diesem Unternehmen war eine große Zeitschrift, l'Europe littéraire, die seit Jan. 1833 den Weltverkehr vermitteln sollte, aber nach kurzer Zeit wieder einging. Für sie schrieb Heine die ersten Artikel, die er gleich darauf auch deutsch herausgab und dann in der Revue des deux mondes fortsetzte. Gesammelt erschienen sie 1835 theils im zweiten Salon, theils als besondres Buch unter dem Titel „Die romantische Schule."

Wie Edgar Quinet geht Heine darauf aus, die Ansichten über Deutschland, die Frau von Staël unter die Franzosen ausgestreut, zu berichtigen. Er ist in dem, was er giebt, kein Erfinder im größern Stil, es ist die Popularisirung der Resultate deutscher Wissenschaft, die

er vorzugsweise aus Herder, Hegel, J. Grimm schöpfte; aber er hat vollkommen Recht, sich zu rühmen, daß er zuerst laut und vernehmlich ausgesprochen, was bisher nur in den abgeschlossenen Zirkeln der Schule geflüstert war.

Heine leitet die Dunkelheit der deutschen Philosophie nicht aus der Talentlosigkeit der deutschen Gelehrten her, sondern aus der Scheu vor den Resultaten ihres eignen Denkens, die sie nicht wagen, dem Volke mitzutheilen. Nach ihm geht der ganze Lauf der Entwicklung deutscher Philosophie dahin, nicht blos das Christenthum, sondern den Deismus zu widerlegen, und Gott und die Welt in ihrer Einheit zu zeigen. Das Christenthum ist nach Heine orientalischer Dualismus, der sich mit deistischen Vorstellungen des Judenthums gemischt hat, und lehrt, seiner Weltansicht zu Folge, die ganze Erscheinungswelt, die Natur, sei ursprünglich böse; Satan, der Fürst der Finsterniß, wolle uns damit ins Verderben locken. Es gelte, allen sinnlichen Freuden des Lebens zu entsagen und unsern Leib, das Lehn Satans, zu peinigen, damit die Seele sich desto herrlicher emporschwinge in den lichten Himmel.

„Diese Weltansicht hatte sich unglaublich schnell über das ganze römische Reich verbreitet, wie eine ansteckende Krankheit; das ganze Mittelalter hindurch dauerten die Leiden, manchmal Fieberwuth, manchmal Abspannung, und wir Modernen fühlen noch immer Krämpfe und Schwäche in den Gliedern. Ist auch mancher von uns schon genesen, so kann er doch der allgemeinen Lazarethluft nicht entrinnen, und er fühlt sich unglücklich als der einzig Gesunde unter lauter Siechen.

„Der Nationalglaube in Europa, im Norden noch mehr als im Süden, war pantheistisch; seine Mysterien und Symbole bezogen sich auf einen Naturdienst, in jedem Element verehrte man wunderbare Wesen, in jedem Baume athmete eine Gottheit, die ganze Erscheinungswelt war durchgöttert.

„Die christliche Priesterschaft verwarf die vorgefundnen alten Nationalgötter nicht als leere Hirngespinnste, sondern räumte ihnen eine wirkliche Existenz ein, behauptete aber, alle diese Götter seien lauter Teufel und Teufelinnen gewesen, die durch den Sieg Christi ihre Macht über den Menschen verloren, und sie jetzt durch Lust und List zur Sünde verlocken wollten. Der ganze Olymp wurde nun eine luftige Hölle, und wenn ein Dichter des Mittelalters die griechischen Göttergeschichten noch so schön besang, so sah der fromme Christ darin doch nur Spuk und Teufel. Die heitern, durch die Kunst verschönerten Gebilde der griechischen Mythologie, die mit der römischen Civilisation im Süden

herrschte, hat man jedoch nicht so leicht in häßliche, schauerliche Satanslarven verwandeln können, wie die germanischen Göttergestalten, woran freilich kein besondrer Kunstsinn gemodelt hatte, und die schon vorher so mißmüthig und trübe waren, wie der Norden selbst. Daher sieht der Spuk bei den romanischen Völkern nie so finster und schrecklich aus als bei den Deutschen.

„Als Grundzug im Charakter der deutschen Dämonen sehn wir, daß alles Idealische von ihnen abgestreift, daß in ihnen das Gemeine und Gräßliche gemischt ist. Je plump vertraulicher sie an uns herantreten, desto grauenhafter ihre Wirkung. Indessen wie die Deutschen einmal sind, sie suchen oft im Grauen selbst ihren besten Spaß, und die Volkssagen sind manchmal voll ergötzlicher Züge.

„Die Greuel der Hexenprocesse entstanden nicht direct durch die christliche Kirche, sondern indirect dadurch, daß diese alte deutsche Nationalreligion so tückisch verkehrt, daß sie die pantheistische Weltansicht der Deutschen in eine pandämonische umgebildet, daß sie die frühern Heiligthümer des Volks in häßliche Teufelei verwandelt hatte. Der Mensch läßt aber nicht gern ab von dem, was ihm und seinen Vorfahren theuer und lieb war, und heimlich krämpen sich seine Erinnerungen daran fest, selbst wenn man es verderbt und entstellt hat. Daher erhält sich jener verkehrte Volksglaube vielleicht noch länger als das Christenthum in Deutschland, welches nicht wie jener in der Nationalität wurzelt. Zur Zeit der Reformation schwand sehr schnell der Glaube an die katholischen Legenden, aber keineswegs der Glaube an Zauber und Hexerei."

Wer Grimms „Mythologie" kennt, wird wissen, wie wenig in dieser Darstellung Heine eigen gehört; aber wie energisch ist der Ausdruck, den er dafür gefunden! Und so ist auch der doppelte Gegensatz gegen das katholische Christenthum, die Renaissance und die Reformation, in seinen grotesken Widersprüchen vortrefflich ins Licht gestellt.

Der Ablaßhandel war kein Mißbrauch, er war eine Consequenz des ganzen Kirchensystems: „Luther hatte nicht begriffen, daß die Idee des Christenthums, die Vernichtung der Sinnlichkeit, gar zu sehr in Widerspruch war mit der menschlichen Natur, als daß sie jemals im Leben ganz ausführbar gewesen sei; er hatte nicht begriffen, daß der Katholicismus gleichsam ein Concordat war zwischen Gott und dem Teufel, d. h. zwischen dem Geist und der Materie, wodurch die Alleinherrschaft des Geistes in der Theorie ausgesprochen wird, aber die Materie in Stand gesetzt wird, alle ihre annullirten Rechte in der Praxis

auszuüben. Daher ein kluges System von Zugeständnissen, welche die Kirche zum Besten der Sinnlichkeit gemacht hat, obgleich immer unter Formen, welche jeden Act der Sinnlichkeit fletriren und dem Geist seine höhnischen Usurpationen wahren. Du darfst ein schönes Mädchen umarmen, aber du mußt eingestehn, daß es eine schändliche Sünde war, und Buße thun. In der Reformation griff der reine Spiritualismus das Lügengewebe des Katholicismus an; sobald er aber einmal in das alte Kirchengebäude Bresche geschossen, stürzte der Sensualismus hervor mit seiner lange verhaltnen Gluth."

„Wie von der Reformation, so hat man auch von ihren Helden sehr falsche Begriffe in Frankreich. Die nächste Ursache liegt wohl darin, daß Luther nicht blos der größte, sondern auch der deutscheste Mann unsrer Geschichte ist, daß in seinem Charakter alle Tugenden und Fehler der Deutschen aufs Großartigste vereinigt sind, daß er auch persönlich das wunderbare Deutschland repräsentirt. Er war zugleich ein träumerischer Mystiker und ein praktischer Mann der That; ein kalter scholastischer Wortklauber und ein begeisterter gottberauschter Prophet. Er war voll der schauerlichsten Gottesfurcht, voll Aufopferung zu Ehren des heiligen Geistes, er konnte sich ganz versenken ins reine Geistthum; und dennoch kannte er sehr gut die Herrlichkeiten dieser Erde und wußte sie zu schätzen, und aus seinem Munde erblühte der famose Wahlspruch: Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang! Er war ein completer Mensch, ich möchte sagen ein absoluter Mensch, in welchem Geist und Materie nicht getrennt sind. Er hatte etwas Ursprüngliches, Unbegreifliches, Miraculöses, wie wir es bei allen providenziellen Männern finden, etwas Schauerlich-Naives, etwas Tölpelhaft-Kluges, etwas Erhaben-Bornirtes, etwas Unbezwingbar-Dämonisches."

Wie Luther auf die Entwickelung der deutschen Literatur gewirkt, und wie mit ihm das ganze geistige Leben Europas eine neue Richtung nahm, ist correct auseinandergesetzt. Weniger bedeutend ist, was Heine über die Fortschritte der Menschheit durch Cartesius, Locke und Leibniz sagt; wärmer wird er erst wieder, wenn er auf seinen Landsmann Spinoza kommt; auch ihn schildert er nur als den pantheistischen Gegensatz zum Christenthum.

Die Deutschen bleiben beim Deismus stehn. Da erscheint Kant. „Unsre Brust ist voll von entsetzlichem Mitleid — es ist der Alte selber, der sich zum Tode bereitet. Wir haben ihn so gut gekannt, von seiner Wiege an, in Aegypten, als er unter göttlichen Kälbern, Krokodilen,

heiligen Zwiebeln, Ibissen und Katzen erzogen wurde. . . . . Wir sahen ihn auswandern nach Rom, wo er aller Nationalvorurtheile entsagte, die himmlische Gleichheit aller Völker proclamirte, mit solchen schönen Phrasen gegen den alten Jupiter Opposition bildete, und so lange intriguirte bis er zur Herrschaft gelangte, und vom Capitol herab die Stadt und die Welt, urbem et orbem, regierte. Wir sahen, wie er sich noch mehr vergeistigte, wie er sanftselig wimmerte, wie er ein liebevoller Vater wurde, ein allgemeiner Menschenfreund, ein Weltbeglücker, ein Philanthrop — es konnte ihm alles nichts helfen. — Hört ihr das Glöckchen klingeln? Kniet nieder. — Man bringt die Sacramente einem sterbenden Gotte."

In neuern Schriften ist wiederholt behauptet worden, Kant habe die Wiederherstellung des Gottesbegriffs durch den moralischen Beweis, nachdem er die speculativen Beweise widerlegt, nur ironisch gemeint. Die Quelle dieser Ansicht ist Heine.

Er. zeigt weiter die Verwandtschaft und den Gegensatz zwischen der Philosophie und der Dichtung. Es geschieht bei Erwähnung der Anklage, die gegen Fichte wegen Atheismus erhoben wurde und Goethe veranlaßte, als Minister sein Votum gegen Fichte abzugeben. „Goethe," bemerkt Heine, „tadelte nicht den Gedanken, sondern das Wort. Daß der Deismus in der deutschen Denkerwelt seit Kant vernichtet sei, war ein Geheimniß, das jeder wußte, das man aber nicht auf den Markt ausschreien sollte. Goethe war so wenig Deist wie Fichte, denn er war Pantheist. Aber eben von der Höhe des Pantheismus konnte Goethe, mit seinem scharfen Auge die Haltlosigkeit der Fichteschen Philosophie am besten durchschauen. Den Juden, was doch die Deisten am Ende alle sind, mußte Fichte ein Gräuel sein, dem großen Heiden war er blos eine Thorheit."

Goethes Pantheismus beurkundet sich am reinsten und lieblichsten in seinen kleinen Liedern. „Die Lehre des Spinoza hat sich aus der mathematischen Hülle entpuppt und umflattert uns als Goethesches Lied. Daher die Wuth unsrer Orthodoxen und Pietisten gegen das Goethesche Lied. Mit ihren frommen Bärentatzen tappen sie nach diesem Schmetterling, der ihnen beständig entflattert."

„Auch unsre ersten Romantiker handelten aus einem pantheistischen Instinct, den sie selbst nicht begriffen. Das Gefühl, das sie für Heimweh nach der katholischen Mutterkirche hielten, war tiefern Ursprungs als sie selbst ahnten, und ihre Verehrung und Vorliebe für die Ueberlieferung des Mittelalters, für dessen Volksglauben, Teufelswesen, Hexerei

— Alles das war eine bei ihnen plötzlich erwachte aber unbegriffene Zurückneigung nach dem Pantheismus der alten Germanen, und in der schnöde beschmutzten und boshaft verstümmelten Gestalt liebten sie eigentlich nur die vorchristliche Religion ihrer Väter. Sie wollten das katholische Wesen des Mittelalters restauriren, weil sie fühlten, daß von den Heiligthümern ihrer ältesten Väter, von den Herrlichkeiten ihrer frühsten Nationalität, sich noch Manches darin erhalten hat; es waren diese verstümmelten und geschändeten Reliquien, die ihr Gemüth so sympathisch anzogen, und sie haßten den Protestantismus und den Liberalismus, die dergleichen mitsammt der ganzen katholischen Vergangenheit zu vertilgen streben."

Schärfer und correcter hat keiner der spätern Kritiker das Wesen der deutschen Romantik analysirt.

Die ganze Romantik in Deutschland nahm zuletzt eine politisch-religiöse Richtung, und diese Richtung war feindlich gegen die französische Civilisation. In diesem Sinn findet Heine auch nur harte Ausdrücke gegen Schelling und seine Naturphilosophie, die ihm sonst ihrer ursprünglich pantheistischen Richtung wegen hoch willkommen sein müßte. Er läßt Schelling als einen Abtrünnigen fallen und erklärt Hegel für den größten Philosophen, der Kant bei weitem überrage. Mit ihm habe die philosophische Revolution ihren Kreislauf geschlossen, und an Deutschland trete nun eine neue Aufgabe heran.

Es ist ein Lieblingsgedanke Heines, dem er im Wintermärchen seinen poetischen Ausdruck lieh, daß die That dem Gedanken folgt, wie der Donner dem Blitz, daß die Träume des Geistes Wirklichkeit werden, und so scheint es ihm auch nur einen Mangel an Einsicht zu verrathen, wenn die Freiheitsmänner über die deutsche Philosophie als über eine müßige Luftfechterei den Stab brechen. „Die deutsche Philosophie," ruft er ihnen zu, „ist eine wichtige, das ganze Menschengeschlecht betreffende Angelegenheit, und erst die spätesten Enkel werden darüber entscheiden können, ob wir dafür zu tadeln oder zu loben sind, daß wir erst unsre Philosophie und hernach unsre Revolution ausarbeiteten. Mich dünkt, ein methodisches Volk wie wir, mußte mit der Reformation beginnen, konnte erst hierauf mit der Philosophie sich beschäftigen, und durfte nur nach deren Vollendung zur politischen Revolution übergehn. ... Laßt Euch aber nicht bange sein, Ihr deutschen Republikaner! Die deutsche Revolution wird darum nicht milder und sanfter ausfallen, weil ihr die Kantesche Kritik, der Fichtesche Idealismus und gar die Naturphilosophie vorausging. Durch diese Doctrinen haben sich revolutionäre

Kräfte entwickelt, die nur des Tages harren, wo sie hervorbrechen und die Welt mit Entsetzen und Bewunderung erfüllen können."

Ich übergehe die apokalyptischen Visionen, in denen er die altgermanische Berserkerwuth gegen die Symbole des Mittelalters vorbrechen sieht, sowie die ergötzlichen Beschwörungen an seine lieben Französchen, sich um des Himmelswillen nicht an diesem deutschen Freiheitsrausche zu betheiligen, gegen den die französische Revolution nur wie eine harmlose Idylle erscheinen möchte, um aus der Mitte des Werks noch diejenigen Sätze hervorzuheben, die Heines letztes Wort über die christliche Religion enthalten und den eigentlichen Standpunkt kennzeichnen, von dem aus er sich alle Erscheinungen des Christenthums zurechtlegt.

„Diese Religion war allzu erhaben für diese Erde, wo ihre Idee nur in der Theorie proclamirt, aber niemals in der Praxis ausgeführt werden konnte. Der Versuch einer Ausführung dieser Idee hat in der Geschichte unendlich viel herrliche Erscheinungen hervorgebracht, und die Poeten aller Zeiten werden noch lange davon singen und sagen. Aber er ist endlich aufs Kläglichste verunglückt, und seine trübselige Folge ist unser jetziges sociales Unwohlsein. Wenn wir noch im Jugendalter der Menschheit leben, so gehörte das Christenthum gleichsam zu ihren überspanntesten Studentenideen, die weit mehr ihrem Herzen als ihrem Verstande Ehre machen. Die Menschheit lächelt mitleidig über jene Jugendideale, die sie trotz aller Anstrengung nicht verwirklichen konnte; sie ist aller Hostien überdrüssig und lechzt nach nahrhafterer Speise, nach echtem Brod und schönem Fleisch. — Die nächste Aufgabe ist: gesund zu werden; denn wir fühlen uns noch sehr schwach in den Gliedern. Die heiligen Vampyre des Mittelalters haben uns so viel Lebensblut ausgesaugt. Und dann müssen der Materie noch große Sühnopfer geschlachtet werden, damit sie die alten Beleidigungen verzeihe. Denn das Christenthum, unfähig sie zu vernichten, hat sie überall fletrirt, es hat die edelsten Genüsse herabgewürdigt, und die Sinne mußten heucheln und es entstand Lüge und Sünde. Wir müssen unsern Weibern neue Hemden und neue Gedanken anziehn, und alle unsre Gefühle müssen wir durchräuchern, wie nach einer überstandenen Pest."

„Wir kämpfen nicht für die Menschenrechte des Volks, sondern für die Gottesrechte des Menschen. Hierin, und in noch manchen andern Dingen, unterscheiden wir uns von den Männern der Revolution. Wir wollen keine Sanscülotten sein, keine frugale Bürger, keine wohlfeile Präsidenten: wir stiften eine Demokratie gleichherrlicher, gleichheiliger,

gleichbeseligter Götter. Ihr verlangt einfache Trachten, enthaltsame Sitten und ungewürzte Genüsse; wir hingegen verlangen Nectar und Ambrosia, Purpurmäntel, kostbare Wohlgerüche, Wollust und Pracht, lachenden Nymphentanz, Musik und Komödien. Seid deshalb nicht ungehalten, Ihr tugendhaften Republikaner!"

Es ist die Fahne des Sensualismus, die Heine gegen das Christenthum aufpflanzt, der Cultus der Sinnlichkeit, um dessentwillen um die nämliche Zeit die St. Simonisten in Frankreich sogar Lucifer als einen verleumdeten Engel aus seiner langen Verbannung zurückzurufen wagten. Vielleicht hat auch sein Verkehr mit den St. Simonisten, der grade in den Jahren 1832 und 1833 sehr lebhaft war, zur scharfen Formulirung seiner Ansichten einiges beigetragen; aber gelernt hat er sie von ihnen nicht erst. Schon in seinem Jugenddrama Almansor hatte er jene harte, aber echt poetische Anklage gegen das Christenthum erhoben, daß es im einseitigen Spiritualismus die schöne Naturkraft des Menschen verleugne und untergrabe. Und er ist unermüdlich in immer neuen Anklagen. Das Christenthum ist ihm die traurige Aschermittwoch, die alle Blumen erstickt und die Welt mit Gespenstern anfüllt; die Religion des Opfers und der Kreuzigung, die der ganzen Erde ein Leichenaussehn giebt. Man erinnert sich an Schlegels Symbolisirung der gothischen Baukunst: die sehnsüchtig, himmelanstrebenden Pfeiler, das Ornament der Rose als Sinnbild der Liebe. In seiner Abhandlung über die romantische Schule hat Heine eine entgegengesetzte Erläuterung versucht. „Wenn wir jetzt in einen alten Dom treten, ahnen wir kaum mehr den esoterischen Sinn seiner steinernen Symbolik. Nur der Gesammteindruck dringt uns unmittelbar ins Gemüth. Wir fühlen hier die Erhebung des Geistes und die Zertretung des Fleisches. Das Innere des Doms selbst ist ein hohles Kreuz, und wir wandeln da im Werkzeug des Martyrthums selbst; die bunten Fenster werfen auf uns ihre rothen und grünen Lichter, wie Blutstropfen und Eiter; Sterbelieder umwimmern uns; unter unsern Füßen Leichensteine und Verwesung; und mit den kolossalen Pfeilern strebt der Geist in die Höhe, sich schmerzlich losreißend von dem Leib, der wie ein müdes Gewand zu Boden sinkt." — Dieser Schauder des sinnlichen Lebens vor dem christlichen Spiritualismus ist in seinem tiefsten Grunde nichts Andres als der Abscheu der Frivolität gegen den Ernst der Religion. Heine verstand sehr wohl die Seiten des Göttlichen, welche die Phantasie oder das Gemüth aufschließt, denn er ist nach beiden Richtungen hin eine hochbegabte Natur, aber von dem Gott Kants und Fichtes, den das Ge-

wissen offenbart, hat er nie eine Ahnung gehabt. Darum ist ihm unter allen Religionsformen am meisten der Protestantismus verhaßt, obgleich er zufällig in diese Kirche eingeführt wurde; und er hat bald den heidnischen Göttern, bald den katholischen Heiligen Altäre aufgerichtet. „Auch ich war in meiner Jugend," schreibt er in den Geständnissen, „von der geheimen und unendlichen Süßigkeit dieser spiritualistischen Poesie berauscht, und das Entzücken des Todes, das darin waltet, erregte in mir zuweilen einen Freudenschauer. Auch ich begeisterte mich damals für die unbefleckte Königin des Himmels und beschrieb in koketten Versen die Legenden ihrer grenzenlosen Barmherzigkeit" u. s. w. Seine Bestimmung, setzt er hinzu, wäre eigentlich gewesen, ein galanter Abbé zu sein; und malt sich mit Behagen die Situation aus, wie er als Papst den vor ihm knienden Gläubigen seinen Segen ertheilt haben würde. Es hat unter den Päpsten so manchen gegeben, der Heines Geistesverwandter war. — Wenn es aber in dem Gemüth des Dichters einmal Ernst wurde, so war es nicht das griechische Heidenthum, auch nicht der Katholicismus, der seine Seele ausfüllte, sondern die Reminiscenzen der alten jüdischen Religion, in der er erzogen war, und dieses einzige positive Gefühl, so sehr er sich seiner durch Hohn und Spott zu erwehren sucht, ist die menschlich achtungswertheste Seite in seinem Wesen. In den Spielen seiner Phantasie konnte er sich mit Recht einen Romantiker nennen, der die Kapuze von sich geworfen, aber im Innersten seines Wesens ist er nie etwas anderes gewesen als Jude, und das gereicht ihm zur Ehre. In unbewachten Augenblicken treten bei ihm stets die Sympathien für diese Religion hervor. „Ich glaube," sagt er einmal, „dieser Gott reiner Geist, dieser Parvenu des Himmels, der jetzt so moralisch, so kosmopolitisch und universell gebildet ist, hegt ein geheimes Mißtrauen gegen die armen Juden, die ihn noch in seiner ersten rohen Gestalt gekannt haben und ihn täglich in der Synagoge an seine ehemaligen obscuren Nationalverhältnisse erinnern." —

In der ausführlichen Abhandlung über die romantische Schule findet sich eine Fülle geistreicher Aperçus, der große Grundgedanke dagegen, den Heine zuerst aussprach, wird eher verwischt als schärfer hervorgehoben. Zudem spielt die persönliche Zuneigung und Abneigung in der Charakteristik der einzelnen Dichter eine zu große Rolle. Vortrefflich dagegen ist der Vergleich zwischen den deutschen und französischen Romantikern. „Eine schauerliche Neugierde treibt oft den Menschen an, in die Gräber der Vergangenheit hinabzuschauen." Diese empfand das französische Volk. „Es fehlte nicht an gelehrten Todtengräbern, die, mit

Spaten und Brecheisen, schnell bei der Hand waren, um den Schutt aufzuwühlen und die Grüfte zu erbrechen. Ein starker Duft ließ sich verspüren, der, als gothisches Hautgout, diejenigen Nasen, die für Rosenöl blasirt sind, sehr angenehm kitzelte." — „Alle diese Schriftsteller hatten nur artistische Interessen, und das französische Publicum suchte nur seine plötzlich erwachte Neugier zu befriedigen. Die meisten schauten in die Gräber der Vergangenheit nur in der Absicht, um sich ein interessantes Costüm für den Carneval auszusuchen. Die Mode des Gothischen war eben nur eine Mode. Man läßt sich die Haare mittelalterlich lang vom Haupt herabwallen, und bei der flüchtigsten Bemerkung des Friseurs, daß es nicht gut kleide, läßt man es kurz abschneiden mitsammt den mittelalterlichen Ideen, die dazu gehören. In Deutschland ist das anders, vielleicht eben weil das Mittelalter dort nicht, wie bei Euch, gänzlich todt und verwest ist."

Ihr Franzosen, ruft er ihnen zu, solltet doch endlich einsehn, daß das Grauenhafte nicht euer Fach ist! Wenn ihr Gespenster beschwört, müssen wir lachen. Laßt uns Deutschen alle Schrecknisse des Wahnsinns, des Fiebertraums und der Geisterwelt! Deutschland ist ein gedeihlicheres Land für alte Hexen und todte Bärenhäuter. Nur jenseit des Rheins können solche Gespenster gedeihn, nimmermehr in Frankreich, denn — der Anblick der dreifarbigen Fahne verscheucht die Gespenster jeder Art.

Es ist natürlich, daß die Franzosen einen Schriftsteller, der ihnen unausgesetzt die schmeichelhaftesten Dinge sagte, ihrerseits eine lebhafte Theilnahme zuwendeten; fast alle seine neuen Werke erschienen zuerst französisch in der Revue des deux Mondes, und von Zeit zu Zeit trat ein namhafter französischer Kritiker darin auf, um sein Lob zu verkünden.

Eine andre Frage dürfte es sein, wie weit die Assimilation der beiden Völker durch Heine in Wahrheit gefördert worden ist? Daß von dem Sauerteig Frankreichs etwas in das Herz und die Zukunft Deutschlands eingedrungen, sprang in die Augen. Nichtsdestoweniger lag hier ein empfindlicher Stein des Anstoßes: Frankreich war, um dem Materialismus zu entrinnen, in den zwanziger Jahren bei Deutschland in die Schule gegangen, Deutschland trat, um dem Idealismus zu entrinnen, in die Schule Frankreichs vor fünfzig Jahren. So zeigte sich, daß wenn nicht ein falsches Urtheil, doch ein beständiger Anachronismus die beiden Völker trenne. Die französische Eigenliebe ist nicht geringen Schlages. Wie hätte sie, ohne verwundet zu werden, vernehmen können, daß der Idealismus, an dessen Altar sie geflüchtet, zu keinen andern

religiösen Resultaten führe, als die verlassene Schule Voltaires! „Je mehr Deutschland sich von dem reinen Idealismus entfernt," schreibt Edgar Quinet, „je mehr wird es an der ihm eigenthümlichen Ursprünglichkeit in der Mitte Europas einbüßen: was wir an ihm liebten, war sein kosmopolitischer unparteilicher Geist, der das Geheimniß aller Formen besaß, das erhabene Streben seines Genius und vor allem das moralische Uebergewicht seines Glaubens — wie kann es heute darauf rechnen, uns, die wir Rabelais und Voltaire besitzen, durch Skepticismus und abgeschmackte Irreligiosität zu interessiren? Die Orgie, worin sich die deutschen Musen gefallen, wird nach dem Bankett Pantagruels und Candides sehr frugal befunden werden." —

2.

Das junge Deutschland.

1832—1838.

Wenn Heine zu den deutschen Republikanern in Paris in eine falsche Stellung kam, da er denn doch als Mann der Opposition sie nicht ganz verleugnen mochte, so fand sich dagegen in Deutschland selbst eine begeisterte Schule, die nicht nur seine Ansichten annahm, sondern auch in seiner Manier zu reden sich bemühte. Rasch hinter einander erschienen 1834 und 1835 Wienbargs ästhetische Feldzüge, Laubes Reisenovellen und junges Europa, Mundts Madonna, Gutzkows Wally und eine Reihe ähnlicher Schriften. In all diesen Schriften steht kaum ein Wort, was nicht in Form und Inhalt Heine nachgebildet wäre; nur daß die Nachahmer, wie es gewöhnlich geschieht, ins Maßlose übertrieben. Es war etwa in demselben Sinn eine Schule, wie die romantische: anscheinende Uebereinstimmung in den Gesinnungen, Gleichmäßigkeit des Ausdrucks und gegenseitiges Anräuchern. Der Unterschied liegt in der industriellen Richtung der neuen Literatur, in ihrem schnellen Leben, in der Hingebung an die Bedürfnisse des Tages, in der Abhängigkeit vom Ausland. Im Schlußkapitel seiner „romantischen Schule" meldete Heine die jüngern Freunde an, und stattete jeden von ihnen mit großem, aber ziemlich oberflächlichem Lob aus. August 1835

beschloß man, eine große deutsche Revue herauszugeben, an der außer den genannten Schriftstellern auch mehrere von den jüngern Hegelianern und von den Zöglingen Rahels sich betheiligen sollten. Diese Revue sollte das Organ für die große europäische Revolution sein, welche in Kunst und Wissenschaft, im socialen und wirthschaftlichen Leben, in Staat und Kirche projectirt wurde. Die Verbündeten hatten u. a. auch das gemein, daß sie durch keinen Ballast von Wissen erdrückt wurden, und daß sie muthig darauf los prophezeien durften. Die grenzenlose Selbstüberschätzung der jungen Dichter, der Glaube an eine ganz unerhörte Mission in der Culturgeschichte der Menschheit, war verbunden mit einer absoluten Rathlosigkeit über das, was man eigentlich der Welt Neues zu bieten habe, und mit der Bereitwilligkeit, sich jedem vernehmlichen Zeichen der öffentlichen Meinung zu fügen, um nur einen Inhalt zu gewinnen, dem man dann durch ironische Striche und durch paradoxe Wendungen leicht ein Gepräge der Originalität geben konnte. Sie verstehn es sehr wohl, ihre Unwissenheit hinter einer unüberwindlichen Brustwehr neuer Wortcombinationen zu verstecken, die eigentlich nichts sagen, bei denen man aber verweilt, um zu ergründen, ob der Verfasser nicht doch habe etwas sagen wollen. Vortrefflich bemerkt Rosenkranz einmal: „Hat die Mittelmäßigkeit eine wiewohl uneingestandene Ahnung von der Gewöhnlichkeit ihrer Leistungen, so schmückt sie dieselben wohl, um die Plattheit zu verbergen, mit heterogenen Reizmitteln. Wie gewöhnlich ist jenes Halbgemisch von Anschauung und Reflexion, von Poesie und Philosophie geworden, dessen verworrene Buntheit man heutzutage geistreich zu nennen beliebt! Die Impotenz hat jetzt an der dialektischen Reflexion das Mittel, den Schein des schöpferischen Producirens einen Augenblick hindurch vorzutäuschen."

Nicht wenig wurde dieser „geistreiche" Ton der Literatur gefördert, als plötzlich die Schüler des großen Scholastikers anfingen an die freie Luft zu treten, sich populär auszudrücken und die Tagesfragen zu besprechen. Schleiermacher war 12. Febr. 1834, 66 Jahr, gestorben, seine Schüler zogen sich ganz in das theologische Wesen zurück, und auf dem Fortschrittsmarkt hatten die Hegelianer keine Concurrenz mehr. Es gab Katechismen der neuen Lehre, deren einzelne Paragraphen sich leicht dem Gedächtniß einprägten. In einer Encyklopädie von 3—4 Bänden, die nicht nur den Inbegriff aller wissenswürdigen Dinge enthalten, sondern die gemeine Wissenschaft an Tiefe weit übertreffen sollte, hatte der junge Doctor den bequemen Weg der Erkenntniß, den Dionysius vergeblich suchte. Auf den Kathedern fing man an zu reden wie im Salon. Wenn

Professor Gans bei Frau von Varnhagen geistvollen Damen durch die Erklärung imponirte, die Taglioni tanze Goethe, so theilte Professor Werder seinen Studenten die überraschende Entdeckung mit, daß Hegel in seiner Anerkennung des „Nichts“ noch nicht weit genug gegangen sei, weil das „Nichts“ dem „Sein“ nicht blos gleichkäme, sondern es an Inhalt übertreffe, und stimmte in seiner „Logik“ einen glühenden Dithyrambus an, in welchem er alle Reiche der Luft, des Wassers, des Feuers und der Erde, das Firmament und die Sterne aufbot, um durch diese Bilder dem absoluten Nichts gerecht zu werden; so machte Professor Michelet in seinem Auditorium eine schauerliche Vorstellung von dem „Wesen“, der „Identität der Identität und der Nichtidentität,“ wie es in sich selber hineinbohrte und wühlte, in impertinenter Frivolität sich zur „Erscheinung“ herabsetzte und dann wieder gutmüthig die Erscheinung in sich aufnahm, wie es sich selber verschlang und wieder von sich gab.

Die junge Philosophie wetteiferte in belletristischen Tändeleien mit den Dichtern: sie legte ihre Amtsmiene ab und buhlte um die Gunst der Menge. Zuletzt waren ihre Mysterien so populär geworden, daß es für eine Schande galt, nicht darin eingeweiht zu sein, und daß aus dem philosophischen Fortschritt eine Massenbewegung wurde. Die schönen Seelen, die sich sonst im Asyl der Kunst von dem Lärm des Lebens isolirt, drängten sich nun als Ritter vom Geist auf den Markt.

Man fühlt sich in seiner Haut unbehaglich, möchte etwas Unermeßliches thun, und weiß nicht recht, was: das etwa ist das Wesen der jungdeutschen Generation. Wie sich nun diese neuen Stürmer und Dränger den öffentlichen Zuständen gegenüber stellten, davon giebt den besten Beleg Laubes Roman „Das junge Europa,“ der 1833—1837 erschien und in drei Theile zerfiel, „die Poeten,“ „die Krieger“ und „die Bürger.“ Der Dichter bringt eine Reihe strebsamer junger Leute zusammen, die im Gegensatz gegen die alten Burschenschafter keine Kostverächter sind; von den Ideen des Jahrhunderts erfaßt, aber große Kenner in Liebe und Wein, und im Salon zu Hause. Diese jungen Männer verfolgt er in eine Reihe bunter Schicksale, wie sie die damaligen Zeitumstände mit sich brachten. Sie betheiligen sich an den burschenschaftlichen Umtrieben, an der polnischen Insurrection, an der Auswanderung nach Nordamerika u. s. w. Das Ende ist, daß sie sämmtlich, wenn auch auf verschiedene Art, von ihren Illusionen zurückkommen und an den Ideen der Freiheit verzweifeln. Nach der Absicht des Dichters sollte der Grund dieser Enttäuschung in den Ideen oder in den Zeitumständen liegen; in Wahrheit aber lag er im Charakter und in der ungesunden Lebensweise der dar-

gestellten Persönlichkeiten, die mit frühreifen anticipirten Empfindungen ins Leben traten, in leicht erworbenem Dünkel sich über Gesetz und Traditionen hinwegsetzten, und auf Emotionen ausgingen, denen sie keine innerliche Kraft und Stetigkeit des Gemüths entgegenbrachten. In dem Frankfurter Attentat, 3. April 1833, hatte sich denn doch gezeigt, wie verwirrend diese Stimmung der Jugend auf das öffentliche Leben einwirkte, da nun die Werther, die Karl Moor, die Ardinghello, die Allwill — d. h. alle, die starke Velleitäten mit schöpferischer Kraft verwechselten — auf der Gasse zu predigen anfingen, und an den Staat die Zumuthung stellten, er solle jeden gemüthlichen Einfall verwirklichen, den ihnen irgend ein Dämon eingab.

Theodor Mundt denkt in den „modernen Lebenswirren" darüber nach, welcher Partei er sich anschließen solle, den Conservativen, den Radicalen oder dem Justemilieu. Es wird nicht gefragt, was ist die eine oder die andre Partei? sondern nur, welche kleidet einen geistreichen Mann am besten? Mundt überlegt hin und her und kommt zu keinem Resultat. Eigentlich mißfällt ihm das Justemilieu am meisten, weil es die Partei der Philister ist, und doch kann er es nicht vermeiden, die einzige passende Tracht für einen gebildeten Menschen in diesem spießbürgerlichen Kleidermagazin zu suchen. Die Ironie, die darin liegt, trifft Niemand anders, als die schöngeistige Dilettantenclique, der es nicht darauf ankam, den allgemeinen Ideen und Zwecken zu dienen, sondern sie nur als Folie für ihre Persönlichkeit zu benutzen. Mundt war als Journalist der eifrigste; mit allen Strebsamen stand er in Verbindung; mit der Coterie Varnhagens, mit Pückler, mit den Hegelianern, mit den französischen Blaustrümpfen und Socialisten.

Karl Gutzkow war als Sohn eines Bereiters des Prinzen Wilhelm in der Berliner Reflexionsbildung aufgewachsen und hatte schon als Gymnasiast Novellen und Rezensionen geschrieben; als Student, als junger Doctor und Adjutant W. Menzels, der die Kritik des Morgenblatts in Händen hatte, ist er in vollster Thätigkeit und Propaganda. Mit 24 Jahren ist er ein berühmter Mann und wird vom Liberalismus, der nicht sehr wählerisch war, wenn es sich um Opposition handelte, als einer der Führer auf den Schild erhoben. Als er 1834 seine Novellen sammelte, sprach er in der Vorrede seine großen Velleitäten aus, er habe nur bis jetzt für die Menge zu geistreich geschrieben. Diese mit Ironie zersetzte Selbstüberhebung wäre als vorübergehendes Moment einer jugendlichen Entwickelung zu entschuldigen: eine ähnliche Krankheit hat jeder strebsame Mensch durchgemacht, für jeden ist ein Augenblick gekommen,

wo er die Fesseln der Autorität abschüttelte und in dem Taumel der neugewonnenen Freiheit sich für den Schöpfer einer neuen Zeit hielt. Aber bei Gutzkow wurde die Kinderkrankheit zu einer chronischen. Von seinen ersten Versuchen ist „Maha Guru, Geschichte eines Gottes," der bemerkenswertheste. Er schildert einen Dalaï Lama, den die Priesterschaft von der frühesten Kindheit auf in dem Glauben erzogen hat, er sei ein Gott, und der, als ihm durch die Noth der äußern Umstände der Zweifel an seiner Gottheit gewaltsam aufgedrängt wird, den innern Kern seines Wesens verliert und als Verrückter endet, indem er mit Verrenkung aller Glieder in krampfhafter Erstarrung auf einer Säule stehn bleibt, und sich dort von den Gläubigen ernähren läßt.

Ludolf Wienbargs ästhetische Feldzüge — es waren Vorlesungen, die er während des Sommersemesters 1833 als Privatdocent an der Kieler Universität gehalten — kehrten sich gegen die alten Universitäten, die alte Aristokratie, das alte Kunst- und Lebensideal. Ganz im Sinne Heines, mit dem er sich früh auch persönlich befreundet hatte. Seinen Widerspruch gegen die herrschende Kunstansicht vom absoluten Charakter des Schönen hat er vielleicht glücklicher begründet als Heine; er faßt die Aesthetik als eine rein geschichtliche Disciplin, und will die Geschmacksurtheile als directe Ausflüsse der jedesmaligen Weltanschauung betrachtet wissen. „Schön ist, was einer gegebenen Epoche gefällt. Die schönste Form ist diejenige, die am treusten die Ideen der Epoche darstellt und ihnen mit der größten Energie dient. Es kann also ebenso wenig ein absolut Schönes geben, das dem ganzen Menschengeschlechte angehörte, als eine allgemeine Moral; nur das Elementarische der Kunst, die ästhetischen Ideen, finden sich in den Kunstwerken aller Zeiten wieder, alles was zur concreten Lebendigkeit gehört, macht das Unterschiedliche aus." Wenn nun aber die jedesmalige Blüthe der Kunst von der Manifestation einer lebendigen Weltanschauung abhängt, so muß der redliche Holste gestehn, daß die Gegenwart noch in einem Verpuppungszustand dem Wachsthum ihrer Flügel zu harren scheint, daß der Zeitgeist bisher nur mehr negative als positive Lebenszeichen von sich gegeben hat, und die Aesthetik ihrer Aufgabe, eine lebendig geschichtliche zu sein, vor der Hand nicht entsprechen kann. Fragen wir, was uns von Aesthetik noch bleibt? So lautet die Antwort: „die alte Aesthetik für die, die ihrer noch nicht überdrüssig geworden sind, für die Andern aber das prophetische Gefühl einer neu beginnenden Weltanschauung."

Dies waren die vornehmsten Schriftsteller des sogenannten jungen Deutschland. Wienbarg hatte sein Buch dem „jungen Deutschland"

gewidmet und dadurch der Schule den Namen gegeben. An diesen Namen knüpften sich für einen Augenblick die Hoffnungen der unfertigen Jugend, die Furcht und der Abscheu des zähen Alters. Weder die Hoffnungen, noch die Befürchtungen sind in Erfüllung gegangen; die jungdeutschen Schriftsteller haben weder etwas zerstört, noch etwas aufgebaut; sie bleiben aber doch für die Literaturgeschichte von Wichtigkeit, denn sie waren die Typen für den Umschwung in der Literatur, der keineswegs als ihr Werk angesehn werden darf. Es wäre ebenso unrichtig, den Begriff der jungdeutschen Literatur auf einen bestimmten Kreis einzuschränken, wie den der Romantik: beides bezeichnet einen allgemeinen Umschwung. Die Jahre nach der Julirevolution waren in ihrer Grundstimmung ebenso revolutionär skeptisch, als die Jahre nach der Restauration reactionär und dogmatisch gewesen waren. Goethes Tod, 22. März 1832, und das Hambacher Fest, 28. Mai, auf dem die Demokratie allem Bestehenden den Krieg erklärte, waren wie die Signatur dieses Umschwungs. Die junge Poesie — das ist das Legitime der allgemeinen Bewegung — hatte das Gefühl, sie müsse Ernst machen mit den Schmerzen und Kämpfen des Lebens, das die Goethische Periode zu rasch in idealen Farben verklärt habe. Im einseitigen Streben nach Schönheit hatte die classische Zeit der deutschen Realität, dem deutschen Dichten und Trachten abgesagt und sich nach Hellas geflüchtet: man mußte zur Wahrheit zurückkehren, so herb sie auch erscheinen mochte.

Freilich war bei Goethe und Schiller der Gegensatz gegen die Zeit mehr eingebildet als wirklich; wenn man ihnen die griechische Maske abnimmt, so findet man das ehrliche deutsche Gesicht: der wahre Lebensinhalt ihrer Dichtung ist der wahre Lebensinhalt ihres Zeitalters. Als Declamatoren und Rhetoriker stemmten sie sich ihm entgegen; als Dichter waren sie seine Führer. Die Romantiker dagegen arbeiteten, um im Ton der Goethe-Schiller-Fichteschen Declamation zu bleiben und den Effect noch zu steigern, so lange an ihren eignen Gedanken und Empfindungen herum, bis sie zuletzt wirklich anders dachten und empfanden, nicht blos als ihre Zeitgenossen, sondern als je zu irgend einer Zeit ein Mensch, der bei gesunden Sinnen war, gedacht und empfunden hat. Bald stellten sich Jünger ein, die unfähig, etwas zu schaffen, von ihnen die leichte Kunst lernten, sich den Schein der Genialität zu geben. Die nüchternsten Spießbürger dichteten zuletzt romantisch: die neue Geisterlarve war noch viel bequemer zu tragen als die alte des „polternden Alten" u. s. w. Die Form des Schaffens war dieselbe geblieben: statt ganzer Gestalten Mosaikarbeiten aus einzelnen Effecten.

Die indischen Götter mit Elephantenrüsseln, die bleichen byzantinischen Heiligenbilder und die Spukgestalten des deutschen Heidenthums waren in einem großen Raritätenladen aufgespeichert, und die Romantik ergötzte sich in kindischem Behagen an diesen bunten Bildern. Zu träge, das Weltgesetz zu erforschen, stellte sie sich willkürliche Aufgaben. Weil das Ideal nur in der Sehnsucht, nicht in der Kraft vorhanden war, suchte man die innere Wärme durch gewaltsame Ueberspannung zu ersetzen; weil man die Sprache der Natur verloren hatte, beschwor man aus der trüben Tiefe des Gemüths Stimmungen herauf, die Niemand verstand, weil sie außer allem vernünftigen Zusammenhang lagen. Die Hitze des übersteigerten Idealismus geht in Blasirtheit über, der künstlich zugestutzte Glaube in eiteln, altklugen Skepticismus. Zuletzt ist alles Gedächtnißsache. Eine Reminiscenz verwirrt die andre, weil das Licht des eignen Denkens fehlt; man zweifelt, weil das Eine zu dem Andern nicht stimmt, weil man in seinen unklaren Visionen niemals recht weiß, ob man es mit Christus oder Belial zu thun hat; bis der erschrockene Zauberlehrling, dem in der Mitte seiner fremden Geister graut, sich einbildet, die Welt sei wahnsinnig.

Wenn ein solches Chaos von Gedanken und Empfindungen ein volles Menschenalter hindurch unermüdlich umgewühlt wird, so geht daraus bei der Masse der Bildungsbedürftigen, die nicht fest auf ihren Füßen stehn, eine große Verwirrung hervor. Was ist eigentlich schön und was häßlich? was gut und was böse? was ideal und was nicht? ja: was ist wirklich? — Das war die Stimmung, in welcher die Erben der Romantik, die Jungdeutschen, auftraten.

Wie die Romantik, begann auch die jungdeutsche Literatur mit der Kritik. Vorher hatte jeder einzelne Dichter seine eigne fixe Idee oder seine Manier, einen eng umschränkten Horizont, innerhalb dessen er sich vollkommen zu Hause fühlte, ohne sich um den Zusammenhang des Weltalls Sorge zu machen. Diese Unbefangenheit nahm ein Ende. Man gewöhnte sich, jede Sache von zwei entgegengesetzten Gesichtspunkten zu betrachten; man fühlte sich verpflichtet, das eigne Pathos zu ironisiren und für die Ideen, die man verabscheute, eine empfindelnde Sympathie in sich zu erwecken. Aus diesem schillernden Wechsel der Gesichtspunkte ging der sogenannte Weltschmerz hervor und jene Reihe gebrochener Charaktere, die niemals wußten, was sie wollten, weil sie sich nie zu einer Wahl entschließen konnten. Man fühlte das Wehen eines neuen Geistes und hatte doch keine Vorstellung davon, welche Bahnen er öffnen werde. Wer so viel Bildung besaß, die Befangenheit

der frühern Vorstellungsweise herauszuerkennen, verfiel leicht in die Selbsttäuschung, er habe das Talent und den Beruf, das richtige Princip prophetisch zu verkündigen: er schuf sich seinen eignen Maßstab für die Pflichten des Empfindens und Handelns, er fing die Geschichte der Welt mit seinen Launen an. Die Sophistik, mit welcher man alle sittlichen Bestimmungen so lange hin- und hergewendet hatte, bis nicht nur das Gefühl für Recht und Unrecht, sondern auch die Empfindung des Schicklichen bis auf den Grund verkehrt war, machte es unmöglich, einen Gedanken, einen Zweck festzuhalten und in künstlerischer Fülle auszubreiten. In der ewigen Unruhe des Zweifels, der Begierde und der Furcht verschwammen die Charaktere ins Unbestimmte, und die Bewegung des Gedankens verlor ihren gemessenen Lauf. Zuletzt warf man die Ideale, an die man nicht mehr glaubte, die sittlichen und die religiösen Formen verzweifelnd über Bord und stürzte sich ohne Compaß in die Fluth der Wirklichkeit.

Der Zweck der Dichtung ist, Ideale aufzustellen; das Mittel ist der Realismus, d. h. die der Natur abgelauschte Wahrheit, die uns zwingt, an die gegebenen Ideale zu glauben. Es ist das Zeichen einer gebrochenen Bildung, wenn man zwischen Idealisten und Realisten unterscheidet. Derjenige Dichter ist classisch, der in seinen Werken allgemein menschliche Ideale, d. h. echten bleibenden Lebensgehalt darstellt, und der diese Ideale so darzustellen weiß, daß jede Zeit an ihre Realität glaubt. Die Sonne Homers leuchtet auch uns, d. h. er ist das Erzeugniß einer ungebrochenen Bildung, einer Bildung, in der man, um Ideale zu schaffen, nur in die Realität greifen durfte. Gebrochene Bildungsperioden, in denen man die Gestalten, Bilder, Thaten, Empfindungen, Gedanken, denen man zu begegnen wünscht, um erhoben zu werden, nicht in der Wirklichkeit findet oder nicht zu finden weiß, werden einseitige Idealisten oder Realisten hervorbringen. Und eine gebrochne Bildungsperiode war die Zeit, in der das junge Deutschland hervortrat.

Wenn die Romantik nach einer neuen Religion suchte, so war das eine Religion für die Künstler, die mit dem gemeinen Leben nichts zu thun haben sollte; der Inhalt der modernen Religionsversuche dagegen — der St. Simonismus, das Mormonenthum u. s. w. — ist der gemeine Mann mit seinen Bedürfnissen. Die romantische Kunst hatte mit den Mysterien der Elfen, Nixen und Kobolde, der Götter und Gespenster zu thun; die moderne mit den Mysterien des Arztes und des Criminalisten. Sie zerlegt mit anatomischer Schärfe die Schwächen und Schlechtig-

keiten der menschlichen Natur und der sittlichen Verhältnisse, um zu zeigen, daß das Ideal nicht wirklich ist. Mit einem Fanatismus, der eine um so größere Gewalt entwickelt, da er eigentlich ganz vom Verstand ausgeht, bekämpft sie die Illusionen des sittlichen Lebens. Die romantische Kunst hatte theoretische, die moderne praktische Anforderungen, jene konnte bei Illusionen und Träumen stehen bleiben, diese sieht nur das Leben und seine Schmerzen. Daher ist die moderne Kunst in ihrem Grundcharakter pessimistisch: sie geht von dem Bewußtsein der Ohnmacht und Hohlheit alles Glaubens aus; sie fühlt, daß die Sterne, die bisher dem Pfad der Menschheit geleuchtet, nicht mehr feststehen. Es war nicht Behagen am Gemeinen und Häßlichen, sondern ein hochfliegender Idealismus, der in seinem vergeblichen Ringen nach Gestaltung sich endlich mit Trauer und Zorn darauf resignirte, eine unermeßliche Wüste zu beleuchten, in der nur das vorhanden ist, was nicht sein soll. Sie versenkte sich in die geheimen Abgründe des Lasters und Elends, sie häufte die zerstreuten Gräuel der Wirklichkeit zusammen; Gefängnisse, Lazarethe, Bordelle und Irrenhäuser waren die heiligen Stätten, zu denen der Weltbürger pilgerte. Die Dichter sämmtlicher Nationen wetteifern, die Kehrseite des Lebens darzustellen. Bulwer macht in Paul Clifford einen Dieb und Straßenräuber, in Eugen Aram einen Raubmörder zum Helden; Balzac im Vautrin, George Sand in ihrer Lelia einen gebrandmarkten Galeerensklaven. In dem Streben, die Heerstraße der Empfindung zu vermeiden und überall individuelles eignes Leben zu suchen, verlieren alle diese Dichter das Gemeingefühl, das doch auch für den bizarrsten Charakter den Schwerpunkt bilden muß, und spitzen die psychologische Basis desselben so fein zu, daß sie zu schwach wird, die Handlung zu tragen.

In Balzac zeigt sich der moderne Geist am deutlichsten, die seltsame Mischung von Frivolität und gläubiger Mystik, die Spiritualisirung der Materie. Bei uns sind am meisten seine liederlichen Novellen bekannt, Père Goriot u. s. w.; viel bezeichnender sind seine Histoire intellectuelle de Louis Lambert, la peau de chagrin, la recherche de l'Absolu: ein Geist der Analyse, der alles Fertige und Gewordene zerreißt, und ein Ton der Mystik, der in den gemeinsten Lebensbeziehungen eine Art Himmel sucht. Durch diese Mystik klingt aber immer der Glaube durch, daß alle Menschen Recht auf ein unnennbares Glück haben, und daß nur die Unklugheit sich durch moralische Rücksichten abhalten läßt, es zu suchen.

Das französische Lustspiel machte seit alter Zeit die Ehe und deren

Conflicte zu seinem Gegenstand, und wie es in Frankreich neben einzelnen Kreisen, die es mit der Heiligkeit der Ehe sehr ernst nehmen, andere giebt, die ihre Conflicte in leichter Weltmanier auffassen, so wurde auch in der Dichtung der Ehebruch bisher bald frivol, bald tragisch behandelt. In den Jahren unmittelbar vor und nach der Revolution nahm aber die Behandlung der Ehe durch die Poeten einen bösartigeren Charakter an. In diesen Jahren erschien von V. Hugo „Notre Dame," „Marion de Lorme," „Marie Tudor," „Angelo," von Dumas „Anthony," „Angèle," von Balzac „Père Goriot," von G. Sand „Indiana," „Valentine," „Lelia," Jacques," „Leone Leoni." In all diesen Dichtungen wurde nicht blos die Ehe als ein Institut dargestellt, dessen Zwang sich nur Philisterseelen fügen können, sondern die Liebe erschien in einem ganz neuen Licht. Sie erschien als eine Krankheit, die in der Regel nicht von dem Schönen und Liebenswürdigen, sondern von dem Dämonischen und Teuflischen erregt wird, deren höchste Kraft sich nicht bei jungen reinen Seelen, sondern bei abgebrauchten, ja lasterhaften entwickelt. Der stärksten Liebe schienen die Courtisanen fähig zu sein. Balzac erfand die „Frau von vierzig Jahren," V. Hugo die verliebten Buckligen, die verliebten Mönche u. s. w. Früher hatte man der Liebe einen sittlichen Einfluß zugeschrieben, nach diesen neuesten Productionen aber schien es, als ob sie den Menschen schlechter machen müsse. Von der Sitte und dem Gesetz geschützt, verliert sie ihre Kraft; nur im Conflict mit beiden, nur im ewigen Wechsel gewinnt sie die ihr eigne Gewalt. Das war nicht blos an einzelnen Beispielen ausgeführt, es wurde dogmatisch vorgetragen. Gleichzeitig rüttelte der St. Simonismus an den Institutionen der Gesellschaftsordnung und theilte den Instincten der Bewegung ganz neue Stichwörter mit. Die Schule wollte nicht blos das System der Industrie und der Gesellschaft verbessern, sondern eine neue Religion begründen, in der als erster Glaubenssatz die Gleichberechtigung des Weibes aufgestellt war, ja in der es mitunter so aussah, als ob in Bezug auf Inspiration und schöpferische Kraft das Weib eigentlich den Vorrang verdiene.

Nach neuen Stoffen begierig, berauschte sich die junge deutsche Poesie an diesen Weissagungen, und sie entdeckte gar bald in ihrer Vorgängerin, der Romantik, ehe diese sich noch zum Christenthum bekehrt hatte, ein Analogon dieser Richtung. Die Beziehungen der großen Weiber zu Dichtern und Schriftstellern, die in dem vorigen Band dieses Werks geschildert sind, hatten sich bis dahin den Blicken der Menge entzogen: plötzlich lüftete sich der Vorhang, und man sah mit Ueber-

raschung, daß die Emancipation der Frauen nicht erst in Paris gelernt werden dürfe. Rahel, die man die Mutter des jungen Deutschland nannte, weil Heine und mehrere von den Jüngern seiner Schule in ihrem Salon aufgewachsen waren, starb 7. März 1833. Varnhagen, der fast nur in ihrem Ruhm lebte, gab bald darauf das „Buch des Andenkens" und die „Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang" heraus. Nun hatte Rahel zwar keine Spur von dem emancipirten Wesen der G. Sand, aber in der Virtuosität, die sittlichen Begriffe zu zersetzen und in ihr Gegentheil zu verkehren, überbot sie diese bei weitem, und in ihrer „Galerie" enthüllten sich eine Reihe Roués, die ganz gut in einem französischen Roman hätten figuriren können. Man erfuhr mit Verwunderung, daß in diesem Kreise ausgesuchter Bildung die überlieferten Begriffe der Sittlichkeit ein überwundener Standpunkt waren, und daß aus der Vogelperspective der schönen Seelen die sittliche Welt in einem ganz andern Licht erschien.

Noch gespannter wurde die Aufmerksamkeit durch ein Ereigniß, das in jenem Kreise vorfiel. In der Blüthe ihrer Jugend, schön, voll der glücklichsten Gaben, mit dem Mann ihrer Wahl vermählt, in dem sie den Dichter ehrte, geliebt und geachtet von ihren Umgebungen, gab sich Charlotte Stieglitz am 29. Dec. 1834 selbst den Tod, um dem ermüdeten und erkrankten Geist ihres Gemahls durch ein erschütterndes Schicksal neue Spannung und Elasticität zu geben. „Hier ist mehr als Lucretia," sagt Theodor Mundt, der Freund des Hauses, in seiner Biographie Charlottens. „Hier sollt ihr nicht bewundern, nur in heiliger Scheu ein herrliches Menschenleben anschauen, das an der süßen Qual, zu sein und zu lieben, sich das Herz abgedrückt hat, und dem die christliche Gesinnung selbst die Stärke gab, sich in den Tod zu stürzen, von dem sie Erlösung für unendliche und unübersehbare Verwirrungen der Existenz erhoffte." — Die Idee des Opfers war freilich nur Vorwand; eigentlich rief das quälende Gefühl, dem Mann, den man gern hätte anbeten mögen, nur die unwürdige Theilnahme des Mitleids zuwenden zu können, in der starken und stolzen Seele dieser Frau eine Art von stiller Verzweiflung hervor, die sich zuletzt mit dem Gedanken des Opfers phantastisch ausschmückte. Es war der Drang der weiblichen Seele, nicht blos durch die dem Weibe bestimmte Thätigkeit und Aufopferung jedes Tages, sondern durch eine concentrirte, den Augen der Welt sichtbare That ihre Stellung im Reich des Geistes zu erobern: ein Drang, der immer wieder hervortritt, wenn die Unsicherheit in den allgemeinen sittlichen Begriffen den sonst zur Seite gedrängten individu-

ellen psychischen Motiven einen freiern Spielraum verstattet. In solchen Zeiten, wo der Mann mit seiner umfassendern Kenntniß bei jedem Schritt und Tritt auf Bedenken stößt, und daher in seinem Entschluß überall gehemmt wird, bemächtigen sich die Frauen, die unbefangen ihrem Instinct folgen, der Literatur; sie ertheilen Orakelsprüche und geben dem strebsamen Formtalent ihrer Verehrer Inhalt und Motive.

Theodor Mundt, der begeistertste dieser Apostel, schrieb 1835 „Madonna oder Unterhaltungen mit einer Heiligen.“ Er bemerkt bei Gelegenheit einer Procession unter einem Muttergottesbild ein Mädchen, dessen ernste Schönheit ihm den Gedanken eingiebt, sie sei selbst die Madonna. Er kommt später mit ihr in Berührung und knüpft einen Briefwechsel an, in welchem sich die Gegensätze des Katholicismus und des durch St. Simonistische Emancipationsideen gefärbten Protestantismus gegen einander aussprechen. Es ist im Grunde nicht ein endliches Wesen, sondern die Madonna selbst, die sich zum Cultus des freien Weibes bekehrt.

Drastischer über die Emancipation der Weiber sprach sich Heine in den „Florentinischen Nächten,“ und Laube in den „Reisenovellen“ aus, die er 1834—1837 in 6 Bänden veröffentlichte. „O Jupiter! warum logst du einst Unsterblichkeit, wenn du wirklich nichts weiter warst als ein Don Juan, den am Ende der christliche Teufel holte? Da unten ihr Schläfer und Schläferinnen, wacht auf! reclamirt die unbeschönigten olympischen Freuden, die ihr als Sünder stahlt, emancipirt nicht blos die Juden, sondern die natürliche Kraft, vertilgt die Furcht und ihre Tochter, die Heirath, von der Erde. O Jungfrau Maria, die du eben erst schlafen gegangen, die du keine Heirathspedantin warst und bist u. s. w. — — Wahrscheinlich war ich trunken von Marias Augen, und die guten Freunde der Knechtschaft, welche von mir sagen werden, ich sei ein besoffener Frevler, dürften nicht ganz Unrecht haben. — An jenem Tag verwünschte ich die Tugend und meine Dummheit in einem Athem. Es war ein schrecklicher Mittag, ich aß gerade Milchreis bei der Madame Lange auf der Kupferschmiedstraße in Breslau, und dort im weißen Engel verwünschte ich zum ersten Mal meine burschenschaftlichen Grundsätze, die mich schon in Halle und sonstwo um so viel Vergnügen gebracht hatten; im weißen Engel auf der Kupferschmiedstraße schwor ich dir ab, o Plato!“

In diesem Sinne gab 1835 Laube Heinses Werke, Gutzkow Schleiermachers Briefe über die Lucinde neu heraus. In der Vorrede zu den letzteren zeigte Gutzkow gleichsam beiläufig dem Publicum

an, er habe die Absicht, nicht nur eine neue Religion einzuführen, weil die alte verbraucht wäre, sondern eine ganz neue Basis der sittlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, mit Zugrundelegung der freien Sinnlichkeit u. s. w. — „Ich glaube an die Reformation der Liebe, wie an jede sociale Frage unsers Jahrhunderts." — „Es ist so viel unnütze Unschuld verbreitet worden, daß alle heirathsfähigen Weiber dieser Zeit wie Kinder zu betrachten sind." — „Nicht wahr, Rosalie, erst seitdem du Sporen trägst an deinen seidenen Stiefelchen und es von mir gelernt hast, den Carbonaro in Falten zu schlagen, und ich eine neue Art von Inexpressibles für dich erfinden mußte, und du überall als mein jüngster, innigst geliebter Bruder giltst, weißt du, was ich sprach, als ich sprach: Ich liebe dich? — „Freilich ist die sogenannte erste Liebe die reizendste; aber sie ist die schädlichste für die allgemeine Tradition und Kunst zu lieben, weil sie einmal pädagogisch ist, sodann den Genuß der Liebe nicht vollkommen gewährt und zuletzt eine so bindende Kraft sich angeeignet hat, daß über der Furcht, untreu zu sein, über einem ganz bürgerlichen Ehrgefühl, das von einem Amte, einem Geheimnisse, vom Ordinärsten auf das Göttlichste und die Ewigkeit übertragen worden ist, die ganze Misere ordinärer Kindererzeugung und schimmelichter Broterwerbung aufkam." — „Die Vicare des Himmels aber, welche bei einer mißlichen und negativen Gelegenheit recht ausdrückliche und positive Verachtung in dieser Vorrede genossen haben, mögen mir ihre Kirchthüren verschließen, die ich nicht suche, und Sacramente entziehn, deren Symbole ich im Herzen trage! Auch zur Ehe bedarf ich Eurer nicht: nicht wahr, Rosalie? — Wo ist Franz? — Komm, du holder Junge, den sie mir heimlich getauft haben! — Sprich! Wer ist Gott? — Du weißt es nicht: unschuldiger Atheist! philosophisches Kind! — Ach! hätte auch die Welt nie von Gott gewußt, sie würde glücklicher sein!"

Die gleichzeitige „Wally" ist unter dem unmittelbaren Eindruck der „Lelia" geschrieben. Gutzkow hat Recht, wenn er später das sinnliche Element des Romans mehr mit den Visionen eines Mönchs, dessen Phantasie durch Entbehrung überreizt ist, als mit den Erinnerungen eines Roué in Vergleich stellt; aber jene unkräftige, in Phantasien schwelgende Lüsternheit ist keineswegs schöner als die Heinse'sche Frivolität. Die Scene, in welcher Wally von ihrem Gemahl, der sich verpflichtet hat, sie nicht zu berühren, und eben daran ist, sie seinem Bruder zu verkaufen, einen nächtlichen Besuch erhält, ferner die Scene, wo Jeronimo sich unter Lästerungen vor ihren Augen erschießt, und die, in der sie sich vor Cäsar nackt ausziehn muß, um eine antiquarische Reminiscenz

desselben zu befriedigen, alle diese Scenen sind nichts weiter als ekelhaft, ohne Reiz, ohne Poesie und gleichgiltig für die Charakteristik der Personen und die Entwicklung der Handlung. — Die modernen Schüler der Lucinde verfielen in den alten Fehler ihres Meisters: in dem falschen Bestreben, das rein sinnliche Moment der Liebe zu spiritualisiren, zogen sie das geistige Moment ins Grobe, Materielle, Gemeine herab.

In diese trübe Atmosphäre brach der „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde" wie ein warmer Sonnenschein. Der Eindruck, den er auf die gleichzeitigen Kritiker machte, ist fast ebenso interessant als das Buch selbst. Ein geistreicher und eingeweihter Referent (von Meusebach) tadelte die Verfasserin, Bettine von Arnim, bekannte Persönlichkeiten, z. B. Goethe, in diesen schönen Roman verwebt und so das Publicum irregeführt zu haben. Dagegen glaubte Börne in Bettine Goethes Racheengel zu erkennen und sah in der gütigen Humanität, mit welcher der alte Dichter sie theils gewähren ließ, theils abwehrte, weiter nichts als das Grauen vor dem Genius, dem der Dichter einst gedient und den er dann verrathen hätte. Den besten und auch wohl richtigsten Eindruck macht der Briefwechsel auf uns, wenn wir die thatsächlichen Bezüge vollständig bei Seite lassen und ihn als eine symbolische Darstellung der Empfindungen betrachten, mit denen die leidenschaftlich bewegte Jugend unserm großen Dichter gegenübertrat. Die Spiegelklarheit dieses schönen Eindrucks ist durch Beimischung fremder Töne, die einer ganz andern Empfindungssphäre angehören, freilich getrübt. „Dieses Buch ist für die Guten und nicht für die Bösen," schrieb Bettine als Motto auf ihr Werk: für diejenigen, welche den Traum von der Wirklichkeit, das innere Seelenleben von der Welt der Ereignisse zu unterscheiden wissen. Aber ist die Umgehung dieser Grenze nicht auch verhängnißvoll für die Wahrheit des Gemüths, für den innersten Kern der Poesie? Es ist Gluth und Leben in dieser Einbildungskraft, aber eine Maßlosigkeit in den Launen, eine Gewaltsamkeit in der Naivetät, ein Fieber in dem Wechsel zwischen Frost und Hitze, das uns verwirrt. Bettine weiß sich zuviel mit ihrer Kindlichkeit, ihrer Genialität; sie reflectirt in jedem Augenblick darüber, daß sie nicht reflectirt, daß sie vielmehr die unerhörtesten Dinge thut, ohne es zu merken. Sie ist in ihrer Anbetung zu selbständig, ihrer Neigung fehlt der Adel der Schüchternheit, die Anmuth der Scham. Wenn sie sich in dem einen Augenblick als das geniale Kind erdreistet, auf das die Sitte keine Anwendung finden kann, so nimmt sie im andern alle die Huldigungen in Anspruch, welche die Sitte als Recht der Frauen geheiligt hat. Wenn sie einmal

ihrer Willkür Schweigen gebietet, so bricht das wärmste Gefühl, der schärfste Verstand hervor: aber bald fängt sie wieder an zu spielen, zu träumen, zu tändeln, oder, um den bestimmten Ausdruck zu gebrauchen, zu kokettiren.

Mit der Emancipation der femmes incomprises ging die Emancipation der verkommenen Genies Hand in Hand. In „Lorbeerbaum und Bettelstab" (1835) schildert K. v. Holtei einen Menschen ohne Halt und Charakter, der Frau und Kind hungern läßt und für eine Banquierstochter schwärmt, die ihm einmal wegen seiner Verse Artigkeiten gesagt; der von einem regel- und zwecklosen Leben sogleich in knechtische, trotzige Abhängigkeit verfällt, der, weil seine Trauerspiele keine Anerkennung finden, alles menschliche Gefühl in seinem Herzen erstickt; und er schildert dies krankhafte, von vornherein halb verrückte Individuum als den Typus eines deutschen Dichters. Wenn der Künstler lebhafter empfinden muß als Andere, um lebhafter darstellen zu können, so gehört dazu auch die Herrschaft über diese Mannigfaltigkeit fremder Einflüsse und Stimmungen, denn ohne diese ist man unfähig zu gestalten. Freilich liegt im Wesen des Dichters etwas, das leicht die Natur der realen Verhältnisse, mit denen es in Berührung kommt, verwirrt: die Neigung, alle realen Eindrücke von einiger Bedeutung in seine ideale Welt einzuführen, d. h. sie zum Gedicht zu verarbeiten. Indem der Dichter sich von den Qualen einer Empfindung, die ihn erfüllt, dadurch befreit, daß er sie künstlerisch bewältigt, läßt er sich leicht zu dem Glauben verleiten, daß er damit auch die Qualen der andern betheiligten Personen aufhebe, oder er sieht die Empfindungen Anderer nur als Gegenstände künstlerischer Darstellung an. Wenn man also das Wesen des Dichters abstract auffaßt, so müßte jeder Dichter ein unsittlicher Mensch sein, in jedem Dichter müßte sich die Realität des göttlichen und menschlichen Gesetzes und die Realität der sittlichen Verhältnisse in einen Schein auflösen. Aber kein Dichter ist blos Dichter. Wenn Goethe alle Schwächen und Verirrungen, denen der Dichter leichter ausgesetzt ist als andere Menschen, in dem Bild seines Tasso concentrirt und uns dennoch für denselben zu interessiren weiß, so darf man nicht vergessen, daß diese Schwächen und Verirrungen nicht blos dem Dichter, sondern dem Jüngling angehören; dieselben Sprünge in der Empfindung und der Leidenschaft an einem Mann dargestellt, würde höchstens einen Gegenstand fürs Lustspiel geben.

Holtei hatte in dem Stück nicht sein eignes Wesen gegeben, sondern nur, was die Welt begehrte. Seit 16 Jahren war er Schauspieler, und hatte außer den allerliebsten Gedichten in schlesischer Mund-

art eine Reihe beliebter Vaudevilles geschrieben, die nichts weniger als Weltschmerz athmen. Seine Selbstbiographie ist lustig und liederlich genug, am besten giebt er sich in den „Vagabunden." Aber „Lorbeerbaum und Bettelstab" öffnete der Fluth verkommener und mißvergnügter Genies die Schleusen. Mit unschönem Behagen vertiefte man sich nun in die Schicksale der deutschen Dichter, die an ihrer Charakterschwäche zu Grunde gegangen waren — so Günther, Lenz, Bürger — und machte die Menschheit oder doch das Vaterland für sie verantwortlich. Als lebendes Beispiel ging Grabbe herum: er hatte sich 1833 in Detmold verheirathet, die Pflichten seines Amts schmählich vernachlässigt, war 1834 abgesetzt, und hatte seine Zuflucht in Düsseldorf bei Immermann gefunden, wo er völlig verlumpte. Er starb 12. Sept. 1836, 34 Jahr, zu Detmold. Grabbe hatte ein verdrehtes Leben geführt und war zu Grunde gegangen: dies natürliche Resultat eines siechen Charakters galt nun als der Fluch des Genius. Man zählte die deutschen Dichter auf, die theils in Liederlichkeit untergegangen waren, theils im Irrenhaus geendet hatten, und bewies damit die Verwandtschaft des Genius und der Poesie mit der Krankhaftigkeit und dem Wahnsinn; man setzte einen unheiligen Kalender des Genius zusammen, dessen Heilige verdient hätten, von Hoffmann besungen zu werden. Das erhöhte Selbstgefühl des poetischen Talents, das sich aus der frühern Zeit herschrieb, brachte im Conflict mit dem realistischen Trieb der Gegenwart die neuern Dichter in ein ganz ungesundes Verhältniß zum Leben. Freiligrath, Grabbes engerer Landsmann, schildert die Gabe der Poesie als einen Fluch, ja als einen Kainsstempel, der das Haupt des Dichters brandmarke, so daß er von aller Welt gemieden werde. Den wahren Dichter macht die Poesie glücklich, denn sie befähigt ihn, was seine Seele belastet, äußerlich zu gestalten und sich davon zu befreien. Wer die Poesie als ein Unglück empfindet, kann sicher sein, daß sie nicht sein Beruf ist, daß sie ihm nur in dem Sinn Sorge und Beschwerde macht, wie jede Aufgabe, der man nicht gewachsen ist. Unecht ist jede Kunst, die nicht das Lebensgefühl erhöht, nicht alle Adern mit warmem Leben gewaltig durchströmt. Die Dichter, die über den Mangel desselben klagen, gestehn damit ein, daß sie nicht wissen, ob der Gott aus ihnen spricht; mit andern Worten, ob das, was sie geben, Wahrheit oder Lüge ist. Statt der Gewalt der Empfindung zu erliegen, setzen sie sich Empfindungen zusammen, um Ruhm zu erwerben, und fühlen sich gekränkt, wenn dieser ihnen nicht zu Theil wird. Sie hören auf, die Welt zu sehn, sie leben nur in ihren Stilübungen und spähen ängstlich nach den Mienen der

Leute, ob diese begeistert lauschen. Dieser zweifelhafte Wechsel eines beständig fruchtlosen Strebens, statt gleich der echten Poesie die Seele zu adeln, macht sie kleinlich und verkümmert und läßt eine bleibende Verstimmung zurück, die nicht selten in Blasirtheit übergeht. Viele Lyriker, die im Uebermuth ihres Formtalents die Welt zu erobern hofften, blos weil sie zu reimen verstanden, enden in einer altklugen Aufklärung. Sie haben so lange in Empfindungen geschwelgt, so lange mit ihrem Herzen getändelt, daß sie nahe dabei sind, das Herz für eine Illusion zu halten und seinen besten Glauben mit Füßen zu treten. Am widerwärtigsten ist die Eitelkeit, wenn sie ihre Mißstimmung auf die Zustände der Wirklichkeit überträgt, ihr eignes sieches Wesen, ihre kleinlichen Hoffnungen und Sorgen mit dem Wesen, den Hoffnungen und Sorgen des deutschen Volks verwechselt. Freiligrath hat die Natur des Dichters an Grabbe studirt. Darnach schildert er die Physiognomie des Dichters: „Bleich, mit langem Bart, schwindsüchtig, von der Welt verkannt, mit geöffneten Adern." — Diese Idee von dem Elend des Dichters ist nur daraus zu erklären, daß man für den Dichter ein andres Recht des Lebens in Anspruch nimmt, als für andre Menschen. Der Causalnexus macht sich im Leben des Dichters geltend wie überall. Leichtsinnige Gewohnheiten und sorgloses Leben rächen sich am Dichter wie am Handwerker. Das Genie zeigt sich nicht blos bei der poetischen Arbeit, am wenigsten in unsrer Zeit, wo die gewöhnliche Poesie das leichteste Handwerk von der Welt ist, und jedes Genie hat mit Noth und Sorge zu kämpfen, hat sich mit Anstrengung und folgerichtiger Willenskraft Bahn zu brechen. Der Dichter hat kein Recht, sich von diesem Loose aller Sterblichen zu trennen, und er zeigt sich selbst in einem verächtlichen Licht, wenn er die Schonung in Anspruch nimmt, die nur dem Schwächling zukommt.

Das Schicksal eines dieser verkommenen Poeten aus der Sturm- und Drangzeit, Lenz, dessen Werke Tieck 1828 gesammelt hatte, gab einem höchst talentvollen Jüngling, G. Büchner aus Darmstadt, Veranlassung zu einer Novelle. Welchen Einfluß Tieck auf ihn ausübte, zeigt das folgende Gebirgsreisebild. „Die Gipfel und hohen Bergflächen im Schnee, die Thäler hinunter graues Gestein, grüne Flächen, Felsen und Tannen. Es war naßkalt, das Wasser rieselte die Felsen hinunter und sprang über den Weg. Die Aeste der Tannen hingen schwer herab in die feuchte Luft. Am Himmel zogen graue Wolken, aber alles so dicht, und dann dampfte der Nebel herauf und strich schwer und feucht durch das Gesträuch, so träg, so plump. Lenz ging gleichgiltig weiter,

es lag ihm nichts am Weg, bald auf, bald abwärts. Müdigkeit spürte er keine, nur war es ihm manchmal unangenehm, daß er nicht auf dem Kopf gehn konnte. Anfangs drängte es ihm in der Brust, wenn das Gestein so wegsprang, der graue Wald sich unter ihm schüttelte, und der Nebel die Formen bald verschlang, bald die gewaltigen Glieder halb enthüllte; es drängte in ihm, er suchte nach etwas wie nach verlornen Träumen, aber er fand nichts u. s. w." —

Lenz ist dem Dichter nicht blos Gegenstand, sondern Spiegelbild der eignen Stimmung. Die stofflose Traurigkeit der damaligen Poesie, jenes zitternde Behagen an dem absoluten Nichts, das sich träumerisch in die Nachtseiten der Natur vertiefte, um in dem süßen Schauder der allgemeinen Auflösung das quälende Gefühl eines zwecklosen Daseins zu verbergen, verleiht jener seltsamen Dichtung die durchsichtige Bläße und das hektische Roth, das nicht ohne einen gewissen Reiz ist. — Wie dieses Fragment ist auch das Lustspiel Leonce und Lena unter Tiecks Einfluß geschrieben. Leonce ist Prinz Zerbino, König Peter ist König Gottlieb, auch die Nebenfiguren sind entlehnt. Lenz war ein Wahnsinniger, Leonce leidet an der Modekrankheit des Spleens und der Blasirtheit. „Ich habe alle Hände voll zu thun. Ich weiß mir vor Arbeit nicht zu helfen. Sehn Sie, erst habe ich auf den Stein 365 Mal zu spucken" u. s. w. — „Was die Leute nicht alles aus Langeweile treiben! Sie studiren aus Langeweile, sie beten aus Langeweile, sie verlieben, verheirathen und vermehren sich aus Langeweile und sterben endlich aus Langeweile, und — das ist der Humor davon — alles mit den wichtigsten Gesichtern, ohne zu merken, warum? Alle diese Helden, diese Genies, diese Dummköpfe, diese Heiligen, diese Sünder, diese Familienväter sind im Grunde nichts als raffinirte Müßiggänger. Warum muß ich es grade wissen? Warum kann ich mir nicht wichtig werden und der armen Puppe einen Frack anziehn und einen Regenschirm in die Hand geben, daß sie sehr rechtlich und sehr nützlich und sehr moralisch würde?" — „Meine Herren, wißt ihr auch, was Caligula und Nero waren? Ich weiß es. — Mein Leben gähnt mich an, wie ein großer weißer Bogen Papier, den ich vollschreiben soll, aber ich bringe keinen Buchstaben heraus. Mein Kopf ist ein leerer Tanzsaal, einige verwelkte Rosen und zerknitterte Bänder auf dem Boden, geborstene Violinen in der Ecke, die letzten Tänzer haben die Masken abgenommen und sehn mit todtmüden Augen einander an. O ich kenne mich, ich weiß, was ich in einer Viertelstunde, was ich in acht Tagen, was ich in einem Jahre denken und träumen werde. Gott, was habe ich denn verbrochen,

daß du mich wie einen Schulbuben meine Lection so oft hersagen läßt?" Nach diesen Stimmungen hat er sich auch das Ideal eines Frauenzimmers gebildet. „Unendlich schön und unendlich geistlos. Ein köstlicher Contrast: diese himmlich stupiden Augen, dieser göttlich einfältige Mund, dieses schafsnasige griechische Profil, dieser geistige Tod in diesem geistigen Leib." — Als er dies Ideal gefunden, will er im höchsten Augenblick ins Wasser springen; der Hanswurst hält ihn ab. „Mensch, du hast mich um den schönsten Selbstmord gebracht. Ich werde in meinem Leben keinen so vorzüglichen Augenblick dazu finden, und das Wetter ist vortrefflich. Jetzt bin ich schon aus der Stimmung. Der Kerl hat mir mit seiner gelben Weste und seinen himmelblauen Hosen alles verdorben." — Endlich heirathet er, und das goldene Zeitalter beginnt: „Es wird ein Decret erlassen, daß, wer sich Schwielen an die Hände schafft, criminalistisch strafbar ist; daß jeder, der sich rühmt, sein Brod im Schweiße seines Angesichts zu essen, für verrückt und der menschlichen Gesellschaft gefährlich erklärt wird; und dann legen wir uns in den Schatten und bitten Gott um Maccaroni, Melonen und Feigen, um musikalische Kehlen, classische Leiber und eine kommende Religion!" —

Es ist der Geist des alten Hamlet, der in diesen frostigen Späßen sein Wesen treibt. Wir Deutschen haben für dies unheimliche Bild stets die wunderlichsten Sympathien gehegt. Wir bildeten uns etwas darauf ein, in sophistischer Freiheit mit diesem Erdball und seinen Mächten spielen zu können, deren Quelle wir nirgends anders sahen, als in unsern eignen Gedanken. Es ist ein Spiel der Freiheit, mit dem unheimlichen Abgrund des eignen Innern zu scherzen, und darum angenehm, aber auch gefährlich. Denn wie die Realität sich in Visionen verliert, so bemächtigen sich die Visionen der Wirklichkeit.

Gutzkow schilderte gleichzeitig (1835) im „Nero" den Leonce, dem das Schicksal einer Welt in die Hände gegeben ist. Aber Nero hat durch seine Ferne noch immer eine phantastische Färbung; in „Dantons Tod" hat Büchner denselben Charakter in sehr bestimmte bewegte Verhältnisse gerückt. Danton spricht und benimmt sich gerade wie Leonce, aber es wird uns viel unheimlicher dabei, denn wir fühlen Leben und Zusammenhang heraus. Danton hat sich im Vollgefühl seiner Kraft in die Revolution eingelassen, das Blut, das er selber und andere vergossen, hat ihm Ekel gemacht; er sucht sich in sinnlichen Ausschweifungen zu betäuben, aber die Stimme seines Gewissens läßt sich immer von neuem hören; er hofft mitunter, daß mit dem Tod alles zu Ende sein wird, und doch scheut er den Tod, und doch ist er zu

schlaff, einen Schritt zu thun, um seinem Verderben zu entgehn. „Das ist sehr langweilig," sagt er zu Camille, als dieser ihn treibt, „immer das Hemd zuerst und dann die Hosen darüber zu ziehn und des Abends ins Bett und des Morgens wieder heraus zu kriechen, und einen Fuß immer so vor den andern zu setzen, daß gar kein Absehn, wie es anders werden soll. Das ist sehr traurig, und daß Millionen es schon so gemacht haben, und daß Millionen es wieder so machen werden, und daß wir noch obendrein aus zwei Hälften bestehn, die beide das Nämliche thun, so daß alles doppelt geschieht, das ist sehr traurig." — „Du sprichst in einem sehr kindischen Ton," bemerkt Camille. — „Sterbende werden kindisch . . . . Es war mir zuletzt langweilig, immer im nämlichen Rock herumzulaufen, und die nämlichen Falten zu ziehn . . . Ich wollte mir's bequem machen. Ich hab' es erreicht, die Revolution setzt mich in Ruhe, aber auf andre Weise, als ich dachte." — „Und Frankreich bleibt seinen Henkern?" — „Was liegt daran? Die Leute befinden sich ganz wohl dabei! Sie haben Unglück; kann man mehr verlangen, um gerührt, edel, tugendhaft oder witzig zu sein, oder um überhaupt keine Langeweile zu haben? Ob sie nun an der Guillotine oder am Fieber oder am Alter sterben! Es ist noch vorzuziehn, sie treten mit gelenken Gliedern hinter die Coulissen und können im Abgehn noch hübsch gestikuliren und die Zuschauer klatschen hören." — Endlich kurz vor seinem Tode: — „Was willst du denn?" — „Ruhe." — „Die ist in Gott." — „Im Nichts . . . Aber Etwas kann nicht zu Nichts werden! Und ich bin Etwas, das ist der Jammer! Die Schöpfung hat sich so breit gemacht, da ist nichts leer. Alles voll Gewimmels. Das Nichts hat sich ermordet, die Schöpfung ist seine Wunde, wir sind seine Blutstropfen, die Welt ist das Grab, worin es fault." u. s. w.

Auf jeden Unbefangenen macht das Drama den Eindruck, daß die Revolution etwas Entsetzliches und Verabscheuungswürdiges sei. Auch in Büchners Briefen an seine Braut spricht sich dieser Eindruck aus. „Ich studire die Geschichte der Revolution. Ich fühle mich wie zernichtet unter dem gräßlichen Fatalismus der Geschichte. Ich finde in der Menschennatur eine entsetzliche Gleichheit, in den menschlichen Verhältnissen eine unabwendbare Gewalt, Allen und Keinem verliehn. Der Einzelne nur Schaum auf der Welle, die Größe ein bloßer Zufall, die Herrschaft des Genies ein Puppenspiel, ein lächerliches Ringen gegen ein ehernes Gesetz, es zu erkennen das Höchste, es zu beherrschen unmöglich. — Ich gewöhnte mein Auge ans Blut. Aber ich bin kein Guillotinenmesser. Das muß ist eins von den Verdammungsworten,

womit der Mensch getauft worden. Der Ausspruch: es muß ja Aergerniß kommen, aber wehe dem, durch den es kommt — ist schauderhaft. Ich mag dem Gedanken nicht weiter nachgehn." — Und in dieser Stimmung stand er an der Spitze einer ziemlich verbreiteten geheimen Gesellschaft, welche Brandpamphlete in die Hütten des Volks schleuderte, um einen Krieg der Armen gegen die Reichen zu erregen. Er theilte nicht die Illusionen des bisherigen Liberalismus, das Volk für blos politische Ideen in Bewegung setzen zu können. „Für die große Klasse giebt es nur zwei Hebel, materielles Elend und religiöser Fanatismus. Jede Partei, welche diese Hebel anzusetzen versteht, wird siegen. Unsre Zeit braucht Eisen und Brod — und dann ein Kreuz oder sonst so was. Ich glaube, man muß in socialen Dingen von einem absoluten Rechtsgrundsatz ausgehn, die Bildung eines neuen geistigen Lebens im Volke suchen und die abgelebte moderne Gesellschaft zum Teufel gehn lassen. Zu was soll ein Ding, wie diese, zwischen Himmel und Erde herumlaufen? Das ganze Leben derselben besteht nur in Versuchen, sich die entsetzlichste Langeweile zu vertreiben. Sie mag aussterben, das ist das einzig Neue, was sie noch erleben kann." — Schlug ihm nicht das Gewissen, jenes Gewissen, das er in Danton so tief nachgefühlt? — Die Sache war arg genug. Im hessischen „Landboten" (von Büchner verfaßt, von Weidig dem größern Publicum appretirt) scheute die Partei kein Mittel, auch nicht das der Lüge, um aufs Volk zu wirken; sie bebte vor den blutigsten Consequenzen nicht zurück. Eine Revolution heraufbeschwören aus Langeweile und Blasirtheit! Hamlet-Leonce an der Spitze eines Jacobinerclubs!

Die frühern Revolutionärs waren durchweg Idealisten, sie glaubten an eine glückliche Zukunft, die durch das vorübergehende Unheil einer allgemeinen Erschütterung nicht zu theuer erkauft wäre; sie glaubten nicht blos an die Idee der Revolution, sie glaubten auch an die Träger derselben. Ein genaueres Studium der Geschichte zeigte, daß die eigentlichen Führer der Revolution weder den Lorbeerkranz, noch die Märtyrerkrone verdienten. Französische Schriftsteller, die trotz dieser Einsicht die Revolution predigten, halfen sich damit, daß sie die Einzelnen der sittlichen Verdammniß preisgaben, dagegen den wahren Träger des Fortschritts, das sogenannte Volk, zu einer mythischen Person umdichteten, die ungefähr gleich dem Chor der Alten das reine sittliche Bewußtsein der Menschheit vertrat. Auch diesem Hülfsmittel haben die deutschen Dichter entsagt. Sie schildern nach dem Vorbild des Shakspeareschen Coriolan das Volk als den Inbegriff alles Unverstandes und aller Ge-

meinheit: es besteht in der Regel aus ein paar Dieben und Trunkenbolden. Noch schlimmer ist es mit den Helden der Revolution: theils fordern sie ihr Schicksal durch Feigheit und Eigennutz heraus, theils sind sie herzlose Fanatiker. Die neue Sturm- und Drangperiode hielt für ihre Aufgabe, wilde Leidenschaften, titanische Charaktere, entsetzliche Schicksale darzustellen; sie glaubte der Wahrheit nur dann zu entsprechen, wenn sie in der Hoffnungslosigkeit stehn blieb. Die Ideale werden gebrochen und grinsend setzt sich der Hanswurst auf den Leichenhügel der Helden. Dem einseitigen Realismus ist der Mensch im Schwindel, im Fieber, in der Raserei die Offenbarung des wahrhaft Menschlichen. Und so erstrebt er auch in der wirklichen Revolution nicht sowohl die Verbesserung der Zustände, als die Lösung jeder unbändigen frevelhaften Kraft, um sich selber und gleichgestimmten Gemüthern die lüsterne Aufregung und den Schauder vor dem Unerhörten und Entsetzlichen zu verschaffen. — Schon Heine hatte, um der Langeweile der Moral zu entgehn, das Auftreten gewaltiger, colossaler Laster gewünscht. Es zeigte sich, daß er auch darin der Prophet des Zeitalters war.

„Dantons Tod“ wurde 1835 von Gutzkow mit einer günstigen Kritik veröffentlicht und das junge Deutschland wetteiferte, in Büchner den Propheten einer neuen Zeit zu verkünden; sein frühzeitiger Tod 19. Febr. 1837, in Folge eines Nervenfiebers, schnitt diese Hoffnungen ab. Er war noch nicht 24 Jahre alt und hatte sich eben in Zürich als Privatdocent der Naturwissenschaften habilitirt, nachdem 2 Jahr vorher seine Studien in Gießen durch demagogische Versuche und Hindernisse unterbrochen worden. Wer mag sagen, ob Büchner bei längerem Leben sich zu einer gesunderen Weltanschauung und zu einer reineren Poesie durchgearbeitet haben würde? Er überragt, trotz seiner Jugend, fast alle Poeten seiner Schule an Talent, wie an Tiefe des Gefühls; aber es ist in seinem Denken etwas so frühreif Fertiges, sein Skepticismus und selbst seine Exaltation haben so wenig Jugendliches, daß man sich die weitere Entwicklung nicht recht vorstellen kann. Er würde immer in der Reihe jener Reflexionsdichter geblieben sein, bei denen das schärfste, kälteste Denken hart an die unheimlichen Nebel des Wahnsinns streift.

Der alte Tieck in Dresden kämpfte alljährlich in den Novellen gegen seinen demagogischen Nachwuchs, der im Lucindenstil gegen Goethe und die absolute Kunst sich empörte. Alles, was er damals schrieb („Der Mondsüchtige,“ „Die Ahnenprobe,“ „Der Wassermensch,“ „Das alte Buch,“ „Die Vogelscheuche“), ist mit den gröbsten Invectiven gegen die modernen Literaten angefüllt; in „Liebeswerben“ werden sie gar als

17*

eine Bande gemeiner Gauner dargestellt. Und doch ist die Verwandtschaft der beiden Bildungsschichten augenscheinlich. In „Eigensinn und Laune,“ 1835, sah man allgemein eine Satire gegen das junge Deutschland und gegen die Emancipation der Frauen. Aber Ton und Haltung ist ganz in der frühern Manier, und wenn es der Heldin zum Schluß schlecht geht, so kann man nicht behaupten, daß sie sich mehr emancipirt habe, als eine der übrigen Tieckschen Heldinnen, bei denen durchgehends das augenblickliche Gelüst die sittlichen Bedenken zurückdrängt. Wie im „Blonden Eckbert,“ ist auch in dieser Novelle die Tendenz, daß alles Leben ein Traum, eine Lüge sei; der Grund derselben aber die Unfähigkeit, lebendige Gestalten zu schaffen, und daher die Neigung zu Menschen ohne Inhalt des Lebens und ohne innern Zusammenhang. Emmeline ist ein launenhaftes Wesen, leichtsinnig, aber nicht böse, die ihre reichen Freier zurückstößt, weil sie ihr nicht imponiren, sich dann auf einer Reise in einen hübschen Kutscher verliebt, weil er den Eindruck kräftiger Männlichkeit auf sie macht, und ihren schwachen Vater wirklich bestimmt, ihn ihr zum Mann zu geben. Vor der Hochzeit wird ihm eine gewisse äußere Politur angebildet, am Hochzeitstag aber läuft Emmeline, da er im modernen Frack aufhört, ihr zu imponiren, plötzlich davon. Auf einer Reise wird sie von einem Charlatan verführt und verlassen; ein alter Verehrer nimmt sich ihrer an und heirathet sie. Nach einiger Zeit wird ein verwundeter französischer Officier zu ihnen gebracht. Aus der Krankenpflege entspinnt sich ein Liebesverhältniß und sie läßt sich von ihm entführen. Als sie in eine einsame Schenke kommen, merkt sie aus einem Hunde, den ihr Entführer mit sich führt, daß es Niemand anders ist, als ihr ehemaliger Bräutigam, der Kutscher. Wie ist es möglich, daß sie bei ihrem engen Zusammenleben einander nicht früher erkennen? Möglich nur dadurch, daß Tiecks Figuren physiognomielose Schemen sind. Da Tieck mit seinen Empfindungen immer hoch über seinen Gegenständen schwebt, so weiß er sie auch nicht zu meistern. Mit dem trostlosen Refrain des blonden Eckbert: unser Leben ist wie ein albernes Märchen, eigentlich ohne Inhalt, verläßt Emmeline ihren wiedergefundenen Gemahl. Sie tritt nachher noch in mehreren Metamorphosen auf, und durch Gift und Pistolen wird zum Schluß der nöthige Drucker gegeben, aber das alles erschüttert uns nicht, weil die Ereignisse schattenhaft ineinanderlaufen: die schrecklichsten Dinge werden so beiläufig erzählt, daß wir sie im nächsten Augenblick wieder vergessen haben.

Eichendorff sah in seinen romantischen Tendenznovellen („Dichter

und ihre Gesellen," 1831, „Viel Lärmen um Nichts," 1833) im Liberalismus nur die Zerstörung aller Andacht und aller Harmlosigkeit.

Schon die romantische Schule hatte eine starke Reaction unter den Philistern hervorgerufen: diese Reaction konnte auch jetzt nicht ausbleiben. Was die Jungdeutschen von der Emancipation des Fleisches weissagten, ging denn doch noch weit über die Lucinde, und von der allgemeinen Umwälzung, die bevorstehen sollte, nahmen sie den Mund weit mehr voll als Friedrich Schlegel; die Romantiker hatten sich doch nur an exclusive Kreise gewandt, sie fühlten sich selbst in der Minorität; die Jungdeutschen schienen demagogisch auf die Masse wirken zu wollen. Die Romantiker hatten bei ihrem häufigen Wechsel einen bleibenden Gegensatz, die Schule der Aufklärer: mit dieser suchten sich vielmehr die Jungdeutschen gut zu stellen. Dagegen hatten sie es auf die Burschenschafter abgesehn, die in einem gewissen Sinn jetzt die Herrschaft führten, und keins von ihren Dogmen wurde so unermüdlich wiederholt als das von der freiheitsschädlichen Wirkung des bornirten Nationalitäts-Princips.

Von dieser Seite erfolgte der Hauptangriff gegen das junge Deutschland. Wolfgang Menzel war in den Jahren von 1827 bis 1829 von Börne und Heine als Mitstreiter freudig begrüßt worden: alle drei hatten damals gegen Goethe und seine Kunstrichtung frondirt. Aber Menzel war ein alter Burschenschafter, und die Begriffe Vaterland, Tugend, Sittlichkeit, Religion waren bei all seiner Opposition gegen die bestehenden Staatseinrichtungen ihm die heiligsten geblieben. Daß nun von all diesen Dingen nicht mehr die Rede sein sollte, daß man die Franzosen über die Deutschen stellte, Napoleon verherrlichte und die Freiheitskriege lächerlich machte, daß man nicht blos die Ehe zu Gunsten einer allgemeinen freien Liebe abschaffen, sondern auch den lieben Gott absetzen und an Stelle des rationalistischen Christenthums eine mystische Naturreligion einführen wollte, das hatte ihn lange ergrimmt, und der Groll brach endlich aus, als Gutzkow und Wienbarg die „Deutsche Revue" begründeten. 11. September 1835 begann er seine Artikel, in denen alle Verbrechen des jungen Deutschland aufgezählt wurden, und setzte diese Angriffe mehrere Wochen hindurch fort. Wenn weiter nichts darauf erfolgt wäre, so würde man die Sache ungefähr in dem Licht betrachtet haben, wie die Streitigkeiten zwischen Nicolai und Schlegel. Aber es trat eine unerwartete Tendenz ein: der hohe Bundestag beschloß am 10. December

gegen die von Menzel angeschuldigten Schriftsteller eine allgemeine Maßregel: es wurden nicht blos ihre bisherigen Werke, sondern auch diejenigen verboten, die sie noch schreiben würden. Heine, dessen Beitrag zur Geschichte der Religion und Philosophie als das Programm der neuen Richtung vom Bundestag ausdrücklich anerkannt wurde, verfiel demselben Verdict.

Dem hohen Bundestag kam das Interesse für die Sittlichkeit und auch für die deutsche Nationalität wohl erst in zweiter Linie, er hatte aber große Besorgniß vor der französischen revolutionären Propaganda und stellte sich nun die Sache so vor, als ob das junge Deutschland das Werkzeug dieser Propaganda wäre und die bestehende Ordnung unterwühlte, um bei einem vorausgesetzten Angriff der Franzosen ihnen durch eine Erhebung in Deutschland zu Hilfe zu kommen. Es war eine Aufregung der Phantasie, die man bei einem so nüchternen Institut schwer begreifen sollte; sie wird nur dadurch einigermaßen entschuldigt, daß Heine selbst 1840 in seinem Buch über Börne über die demagogische Thätigkeit Börnes sich fast ebenso aussprach wie Menzel.

Wer die Details kennt, wird sich schwer entscheiden können, wem von den Betheiligten er den Preis der Gemeinheit zuerkennen soll. Zunächst scheint ihn der Bundestag in Anspruch zu nehmen, dessen Antrag in der That das Tollste war, was die blinde Angst der deutschen Kleinstaaterei ausgeheckt hat. Vergleicht man aber das Verhalten der Angegriffenen, wie sie, um auf die Zurücknahme jenes Beschlusses zu wirken, vor dem hohen Bundestage krochen und ihre Wuth ausschließlich an Menzel ausließen; wie jeder Einzelne von ihnen sich weiß zu brennen und die Schuld auf den guten Freund zu schieben suchte; wie die gegenseitige Polemik gradezu in Denunciationen überging: so wird man wieder zweifelhaft. Betrachtet man endlich Menzel, so fühlt man sich anfangs versucht, dem viel Geschmähten und Verdammten mildernde Umstände zuzuerkennen, da er in vielen Punkten offenbar Recht hatte und doch auch von vornherein nicht wissen konnte, was seine Kritik für eine Wirkung haben würde: aber nimmt man die Actenstücke selbst zur Hand, namentlich was er geschrieben, als Heines unfläthige Polemik erschienen war, so verwandelt sich das Mitleid in Ekel, und man wendet sich unwillig von Zuständen ab, die hier wie dort nach der Gosse riechen.

Aber in einer Beziehung war dieser Handel folgenreich: er bestimmte für die nächsten Jahrzehnte die französirende Richtung des deutschen Liberalismus.

Menzel wurde zwar für seine Angriffe persönlich verantwortlich

gemacht, aber fast allgemein betrachtete man sie doch als einen Ausdruck des burschenschaftlichen Geistes, der nun sein Bündniß mit der Reaction geschlossen habe. Mehr und mehr bemerkte man, daß die Männer aus den Freiheitskriegen namentlich in Preußen sich der Regierung näherten; bei der bekannten Gesinnung des Kronprinzen von Preußen schien es, als ob ihnen über kurz oder lang das Heft ganz in die Hände fallen, als ob man mehr von ihnen zu fürchten haben werde, als von dem alten nüchternen Polizeistaat. Das jüngere Geschlecht der Liberalen aus Goethes Schule war überhaupt weltbürgerlich gesinnt; und da nun das deutsche Nationalgefühl sich als bildungsfeindlich zu erweisen schien, blieb dem Weltbürger keine andre Hoffnung als auf das wenigstens noch immer lebensvolle Volk der Franzosen. Es ist noch anzumerken, daß Heine seit 1836 von König Louis Philipp eine Pension bezog. Als es nach 1848 nicht länger verschwiegen werden konnte, hat er die Gründe zusammengestellt, die ihn zur Annahme derselben bestimmten, und in der That, die Anklage, er habe sich kaufen lassen, ist abgeschmackt; aber es bleibt immer ein mißlicher Umstand, daß die Sache Geheimniß war, und der Ton seiner Correspondenzen, die er 1840 wieder aufnahm, sich wesentlich änderte.

Das sogenannte junge Deutschland ging von dem richtigen Instinct aus, daß die Kunst ebenso wie die Philosophie, wenn sie sich obenauf halten wollte, das stille Cabinet verlassen und sich bemühn müsse, die großen Mächte des Lebens in ein Bild zu fassen. Die jungdeutsche Schule selbst verzettelte ihre Absichten in journalistische Streifzüge und kleine Tendenznovellen, aber unter ihrem Einfluß wurden von Dichtern mehr concentrirter Art größere Werke geschaffen, in denen die Umkehr deutlicher hervortritt. Karl Immermann und Wilibald Alexis stehen hier in erster Reihe.

„Wir können nicht leugnen, daß über unsre Häupter eine gefährliche Weltepoche hereingebrochen ist. Unglücks haben die Menschen zu allen Zeiten genug gehabt; der Fluch des gegenwärtigen Geschlechts ist aber, sich auch ohne alles besondre Leid unselig zu fühlen. Ein ödes Wanken und Schwanken, ein lächerliches Sichernststellen und Zerstreutsein, ein Haschen, man weiß nicht, wonach? eine Furcht vor Schrecknissen, die um so unheimlicher sind, als sie keine Gestalt haben! — Man muß noch zum Theil einer andern Periode angehört haben, um den Gegensatz der Zeiten ganz empfinden zu können. Unsre Tagesschwätzer sehn mit großer Verachtung auf jenen Zustand Deutschlands,

wie er gegen das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts sich gebildet hatte und noch eine Reihe von Jahren nachwirkte, herab: er kommt ihnen schal und dürftig vor. Freilich wußten und trieben die Menschen damals nicht so vielerlei als jetzt; die Kreise, in denen sie sich bewegten, waren kleiner, aber man war mehr in seinem Kreise zu Hause, man trieb die Sache um der Sache willen. Wir sind, um in einem Wort das ganze Elend auszusprechen, Epigonen und tragen an der Last, die jeder Erb- und Nachgeborenschaft anzukleben pflegt. Die große Bewegung im Reich des Geistes, welche unsre Väter von ihren Hütten aus unternahmen, hat uns eine Menge von Schätzen zugeführt, welche nun auf allen Markttischen ausliegen. Ohne sonderliche Anstrengung vermag auch die geringe Fähigkeit wenigstens die Scheidemünze jeder Kunst und Wissenschaft zu erwerben. Aber es geht mit geborgten Ideen, wie mit geborgtem Gelde, wer mit fremdem Gut leichtfertig wirthschaftet, wird immer ärmer. Für den windigsten Schein, für die hohlsten Meinungen, für das leerste Herz findet man überall mit leichter Mühe die geistreichsten, gehaltvollsten, kräftigsten Redensarten."

Dies ist der Kern, um den der Roman die „Epigonen" gewachsen ist. Er wurde erst 1835 abgeschlossen, aber seine Anfänge reichen zwölf Jahr zurück, in die Zeit des Krieges zwischen den echten und falschen Wanderjahren. Immermann hatte sich eine große Aufgabe gesetzt: er wollte die deutschen Zustände von 1823 in einem Gesammtbilde zeichnen, wie im „Wilhelm Meister" die Zustände von 1780 gezeichnet waren. Aus Goethes novellistisch angelegter Erzählung war, ohne daß er es ursprünglich beabsichtigte, ein Culturbild hervorgegangen, Immermann ging mit Plan und Absicht zu Werk. In seinem Gemälde heben sich vier Gruppen hervor: die hohe Aristokratie, noch im vollsten Glanz des Besitzes und des Geschmacks, aber auf Schein gerichtet, schlaff, egoistisch, vaterlandslos, der productiven Thätigkeit entfremdet und daher dem Untergang verfallen; ihr entgegen der große Kaufmann, dessen Blicke über die ganze Welt schweifen und die kommenden Ereignisse für seine Zwecke vorausnehmen, in zusammenhängender, nützlicher, energischer Thätigkeit, im stillen Kampf gegen jene erste Gruppe und voraussichtlich ihr Erbe. Aber der Adel, dessen Güter dem Bürger verfallen, rächt sich, indem er sein Familienleben freventlich zerstört. Eine dritte Gruppe ist die hauptstädtische Geheimrathsbildung, von den Ueberlieferungen der Romantik zehrend, zerfahren und eingebildet, hoffnungslos in ihrem Ernst wie in ihrem Scherz. Endlich die idealistisch-demagogische Jugend. Es finden sich für jede dieser Gruppen einige glückliche Farben und Linien,

und von weitem gesehn, machen sie sich sehr kenntlich; tritt man aber näher, so findet man, daß alle diese Figuren mehr gedacht als angeschaut sind. Dieser Eindruck wird dadurch noch verstärkt, daß der Roman sich ganz in das Schema des W. Meister einfügt. Wir finden nicht blos die Hauptmassen und die Begebenheiten aus dem Wilhelm Meister wieder, sondern fast die nämlichen Personen, aber durch die ängstliche Beziehung zur Wirklichkeit in fratzenhafte Gestalten verwandelt: die Zigeunerin ist Barbara, Flämmchen ist halb Mignon, halb Philine. Wenn aber in Mignon jeder Zug poetisch ist, weil Goethe nur diejenigen Momente des dunklen Gefühlslebens auswählt, die in den Saiten unsrer eignen Seele ahnungsvoll wiederklingen, so ist Immermann bis in die körperlichen Motive hinabgestiegen, und aus dem Räthsel ist ein anatomisches Präparat geworden, das sich in galvanischen Zuckungen bewegt. Und so erkennt man die gräfliche Familie, Werner, Therese, Natalie wieder, aber durchweg travestirt. Wenn der Dichter einmal einen Charakter in die Scene führt, bei dessen erstem Auftreten wir aufathmen und hoffen, endlich den gewohnten Maßstab der Bildung und Sitte anlegen zu können, so werden wir bald belehrt, daß diese Außenseite nur der Deckmantel für Lug und Trug, für Angst und Sünde ist. Der Grund dieser hoffnungslosen Gebrochenheit liegt zum Theil in der schwankenden Stimmung des Dichters. Wenn Goethe den gebildeten Theil der Aristokratie als diejenige Schicht der Gesellschaft auffaßte, die seinem Ideal der Humanität am nächsten kam, so war das in den Verhältnissen seiner Zeit und in seiner exceptionellen Stellung begründet. Bei Immermann sollte man erwarten, die Einsicht in das Wesen der aristokratischen Gesellschaft, die er darstellt, werde sich zu einem gesunden Haß aufrichten, aber das Gegentheil erfolgt: er schildert mit fast schreienden Farben die innere Hohlheit, ja die Unmöglichkeit dieser Aristokratie, er findet für die höhere Bedeutung des Bürgerthums den angemessenen Rahmen und dennoch, sobald er seinem Gefühl freie Luft läßt, tritt eine entschiedene Vorliebe für die vornehme Gesellschaft und eine ebenso entschiedene Abneigung gegen das Bürgerthum hervor. Bei einem einfachen Romantiker würde man das ertragen, denn auch das Verfallende hat seine anziehenden Seiten. Bei unserm jungdeutschen Dichter, der alle unmittelbaren Eindrücke ängstlich zerlegt und auseinanderzieht, führt diese Unklarheit der Stimmung zu einer vollständigen Niedergeschlagenheit, einem matten und kränklichen Verzagen an aller Gegenwart. Die strebsame Jugend, die er darstellt, ist noch unerträglicher als die Zeit, die sie bekämpft. Die damaligen Burschenschafter

waren in der That höchst unerfreuliche Gesellen; aber Immermann macht in Erinnerung an ehemalige, gehässige Conflicte, die er selbst als Student erlebte, die reinen Fratzen daraus. Herrmann, der Held des Romans, hat genug von der Referendarienbildung, um die Demagogen zu verachten, zugleich aber hält er es eines freien Jünglings nicht für würdig, als Referendarius am Staatskarren zu ziehn, er wird statt dessen jahrelang Galopin bei einer vornehmen Familie, die ihn als Werkzeug verbraucht, und seine Schuld ist es nicht, wenn er später als Bastard den aussterbenden Adel und das aussterbende Bürgerthum beerbt. Freilich behandelt ihn der Dichter zuweilen ebenso ironisch als Goethe seinen Helden, wenigstens scheint eine gewisse Ironie darin zu liegen, daß Herrmann durch sein wohlmeinendes, aber unzeitiges Eingreifen beständig Unfug stiftet; aber er behandelt ihn noch immer viel zu gut. Wilhelm Meister staunte mit liebenswürdiger Naivität jede neue Erscheinung als etwas Schönes und Bedeutendes an, alles in der Welt imponirte ihm: Herrmann dagegen ist mit 23 Jahren vollständig blasirt, unstät und wankelmüthig, er experimentirt mit sich und Andern, findet sich dabei doch immer in neuen Illusionen getäuscht; kurz, er ist ein ganz zweckloser Mensch.

Wenn man aber ästhetisch gegen die „Epigonen" die stärksten Bedenken auszusprechen befugt ist, so muß man historisch hinzufügen, daß dieser Roman den wichtigsten Einfluß auf die ganze spätere Literatur ausgeübt hat. Er leitet von den Lehrjahren und Wanderjahren gleichmäßig zu den „Rittern von Geist," zu „Soll und Haben," zu den „Problematischen Naturen" hinüber; seine Kunstform, ja seine Stimmung ist maßgebend für alle diese Versuche gewesen, und will man die Stimmung für 1835 studiren, so wird er doch immer die Hauptquelle bleiben.

Immermann war, als der Roman erschien, 38 Jahr alt, seit 8 Jahren Landgerichtsrath in Düsseldorf, wo er nebenbei das Theater im Sinne Tiecks zu einer echten Kunstanstalt zu erheben suchte. Mit den Malern und Musikern (Felix Mendelssohn) stand er in Verbindung, Grabbe hatte er engagirt. Seine eignen dramatischen Versuche hatten nicht durchgeschlagen, Fehden hatte er nach allen Seiten. Sein Empfinden und Handeln ging sehr gegen den allgemeinen Strich, ohne daß er die Kraft besaß, sich durchzusetzen. Schon als Student hatte er eine Fehde in das Gebiet der Presse gebracht, dafür hatte man auf der Wartburg seine Flugschrift verbrannt. Dann hatte er längere Zeit im Dienst einer 8 Jahr ältern Frau gelebt, der geschiedenen Gattin

des General von Lützow, geb. Gräfin Ahlefeldt, einer der vielen schönen Seelen, die einer nähern Verbindung abgeneigt war. Wo er sich umsah, fehlte die feste, überkommene Stellung der Frauen in Haus und Gesellschaft. Immermann hat die Verstimmung seiner Jugend nie ganz überwinden können. Er besaß einen gesunden, tüchtigen Verstand, aber eine dürftige Erfindung selbst in der Dialektik; eine an Starrsinn grenzende Sprödigkeit des Charakters, und doch den lebhaften Trieb, sich von allen Seiten das Schöne und Gute anzueignen; eine unverdrossene Arbeitskraft, und einen empfindlichen Mangel jener unmittelbaren Poesie, die beim Schaffen Freude bringt.

Wilibald Alexis ist in den Werken, die ihm eine bleibende Stellung in der Literatur verschaffen, ein specifisch preußischer, d. h. märkischer Dichter, aber es dauerte ein volles Menschenalter, bis ihn sein vaterländisches Gefühl auf den richtigen Weg leitete. Sein eigentlicher Name ist Wilhelm Häring, oder vielmehr ist auch dieser nur ein später angenommener; seine Familie, die mit den Refugiés aus der Bretagne gekommen, hatte früher den französischen Namen Harenc geführt. Nachdem frühen Tod des Vaters, der Kanzleidirector in Breslau war, zog die Mutter nach Berlin, wo der Knabe auf dem Werderschen Gymnasium gebildet wurde. Den Feldzug von 1815 machte der 17jährige Jüngling als Freiwilliger mit. Dann studirte er in Berlin Jurisprudenz, wurde Referendar am Kammergericht, quittirte aber den Dienst und legte sich auf Schriftstellerei. Der Versuch, sich an Walter Scott zu reiben, dessen Popularität die jungen berliner Literaten aufs äußerste verdroß, veranlaßte seine erste literarische Leistung. Der „Walladmor" erschien anonym 1823 und wurde in der That dem „großen Unbekannten" zugeschrieben. Heut erscheint eine solche Verwechslung kaum begreiflich; es ist auch schwer zu sagen, was Wilibald Alexis eigentlich beabsichtigte, ob eine Mystification oder eine Parodie. Manche Nebensachen in der Manier Walter Scotts sind glücklich getroffen, aber die Hauptsache fehlt, die geordnete, fesselnde Erzählung, die Charakteristik und die Sachlichkeit überhaupt. Das nächste Werk „Schloß Avalon" 1827, läßt denn auch die Parodie ganz fallen und wird eine einfache Nachahmung. Es ist ein sehr gescheutes Buch, das tüchtige Studien verräth, wieder aber fehlt grade das, was W. Scotts Romane so anziehend macht: der Verfasser lebt nicht in den Dingen, er hat sie nicht aus der lebendigen Tradition, sie sind ihm nicht in Fleisch und Blut übergegangen, es ist alles den Bücherstudien entnommen. Erst in seinen spätern Romanen lernte er dem Vorbild ab, worauf es ankam.

Wilibald Alexis hatte damals noch keine Ahnung von der eigentlichen Aufgabe seines Talents. Er tastet nach den verschiedensten Seiten: er schreibt ästhetische Recensionen, Novellen in der Manier Hoffmanns und Tiecks; der Erfolg der Heineschen Reisebilder bestimmt ihn, „Wanderungen nach dem Süden," „Eine Herbstreise durch Skandinavien," „Schattenrisse durch Süd-Deutschland," „Wiener Bilder," und Aehnliches herauszugeben. Nach seinen romantischen Lehrjahren machte er erst noch eine jungdeutsche Periode durch, die sich im: „Haus Düsterweg" 1835, in den „Neuen Novellen" 1836 und den „Zwölf Nächten" 1838 ausspricht; aber die Zerrissenheit ging bei ihm nicht tief: noch mitten in dieser Gährungszeit spielte ihm das Glück einen Stoff in die Hände, wie er geeigneter für sein Talent garnicht gedacht werden konnte, den „Cabanis." Der Roman enthält noch vielen Bodensatz aus der alten Schule. Gleich die Figur, welche den breitesten Raum einnimmt, der Marquis von Cabanis, ist ein Phantasiestück in Callots Manier. Dabei ist er der Maschinist der Handlung, und das Unglaubliche seiner phantastischen Erscheinung wirft seinen Schatten auch auf die übrigen Verhältnisse, die er berührt. Die sonst so bestimmt und kräftig gezeichneten Gestalten erhalten dadurch etwas Unstätes und Zweifelhaftes. Die Familie Meroni, die stolze Eugenie und die lustige intrigante Amelie sind mehr nach dem Vorbild französischer Lustspielfiguren gedacht, als wirklich angeschaut. In andern Partien des Romans spukt Hoffmann wieder: der boshafte Advokat Schlipalius ist eine verwässerte Copie des Sandmanns.

Alle diese Arabesken muß man bei Seite schieben, um den reinen Eindruck der Geschichte zu haben. Das Glänzendste ist die Schilderung der französischen Colonie in Berlin, der W. Alexis durch seine Abstammung angehörte. Das Motiv der Kindergeschichten war damals noch nicht ausgebeutet, es wirkte mit allem Reiz der Neuheit; aber es behauptet auch heute noch sein Recht. Die Verbindung von rührender Innigkeit und Schelmerei muß jedes natürliche Gemüth erfrischen. Die Zustände der französischen Colonie erst um das Jahr 1740, dann 1762 sind mit einer Treue und Anschaulichkeit vergegenwärtigt, daß man wie mitten in dieser Gesellschaft lebt. Die Mutter des Knaben, der die Geschichte erzählt, ist gegen die Sitte der Colonie an einen schlichten berliner Bürger verheirathet, einem Inspector Bohm, aus der strengen Schule Friedrich Wilhelms I., dem als erste Pflicht der Erziehung gilt, durch Prügel allen eignen Willen aus den Kindern auszutreiben; eine prächtige Figur, die trotz ihrer Rohheit und Befangenheit herzliches Mitgefühl erweckt. Lange vor Kant war der kategorische Imperativ bei

den Preußen Leidenschaft geworden, und für diese Leidenschaft, den Grundstein des Staats, ist Bohm ein sprechender Typus. Wie der derbe Preuße die feinen Franzosen halb verachtet, halb vor ihrem imponirenden Wesen sich beugt, ist daneben mit überwältigendem Humor dargestellt.

Der Mittelpunkt der Handlung ist ein Familiengericht, in welchem ein ungerathener Sohn durch den strengen Vater erst geprügelt, dann zur letzten Cur auf Tod und Leben unter die Soldaten gesteckt wird. Als der Krieg ausbricht, sucht die Familie den Vater zur Gnade zu bewegen, der aber bleibt unerbittlich. Gottlieb macht als Soldat die schlesischen Kriege und den siebenjährigen Krieg mit; er verfällt der ärgsten Verwilderung, wird Säufer, Spieler, zuletzt Marodeur, aber zugleich entwickelt sich in dieser wilden Natur ein patriotisches Gefühl, das sie gewissermaßen reinigt. Wie das preußische Bewußtsein allmälig sich bildete, das ist in diesem rohen aber gemüthstiefen Menschen kräftiger und überzeugender entwickelt, als in den übrigen zum Theil vortrefflich ausgeführten Kriegsbildern, in denen man zu viel mit gebildeten und reflectirten Leuten zu thun hat.

Rührend und gemüthvoll ist die Rückkehr Etiennes ins verlassene und verarmte Vaterhaus geschildert. Wie er von den Feinden verfolgt, über die Dächer weg in ein Schlafzimmer dringt und dort seine Cousine Stephanie, deren Hochzeitstag auf den folgenden Tag angesetzt ist, schon in vollster Frisur auf einem Sessel eingeschlafen findet, ist ein Bild von der reizendsten Anmuth: W. Alexis hat nicht blos die Poesie der Kiefernheide, er hat auch die Poesie des Rococo entdeckt.

Der sogenannte Romaninhalt ist nicht bedeutend. Etienne in seinem Verhältniß zu Eugenie erinnert stark an Tellheim: auch er will die sächsische Braut nicht eher heimführen, bis der König, der sich bisher hart und spröde gegen ihn verhielt, ihm Gerechtigkeit hat widerfahren lassen. Wenn das ganze Buch von Begeisterung für die Heldenthaten Friedrichs durchweht ist, treten ebenso stark die dunklen Schattenseiten seiner einsamen Größe hervor. „Wird die Begeisterung für Friedrich ausdauern?" fragt der russische General Tottleben den jungen Enthusiasten Etienne. Ich war auch an seinem Hof. Seine Unterhaltung reißt hin, die Dummen selbst bekamen kluge Gesichter, wenn er mit ihnen redete. Aber mit jedem Jahr wurde sein Blick ernster, sein Witz bittrer; sein Mißtrauen verletzte und sein Eigensinn war unerträglich. Lassen Sie ihn siegreich aus diesem Krieg hervorgehen; es kommt eine Zeit, wo er, die um ihn sind, nicht mehr für werth hält, eine witzige Bemerkung aus seinem Munde zu hören. Wenn er da mit sauern Blicken, vom Podagra

geplagt, auf seine Krücke gestützt, in dem stummen, ehrfurchtsvollen Kreise wie ein Gespenst aus einer andern Welt umgehn wird, wenn auch sein Lieblingshund und seine Flöte ihm kein Lächeln mehr entlocken, wenn der muntre Scherz schweigt und es in Potsdam stumm wird wie im Grabe, aus Scheu vor dem alten verdrießlichen König: dann wollen wir weiter sprechen, mein junger Freund, ob Ihre Begeisterung noch Stich hält."

Die Begeisterung hält Stich, aber das Urtheil, welches Etienne in spätern Jahren ausspricht, weicht nicht wesentlich von dem des Russen ab. Es ist das Urtheil des Dichters selbst. Keiner hat mit größerer Wärme die Schöpfungen gerühmt, die Preußen und Deutschland den Hohenzollern verdankt, keiner klarer eingesehn, daß diese Schöpfungen nur aus einem starken und kalten Willen hervorgehn konnten: aber dieser starke und kalte Wille hat für den Dichter etwas Unheimliches, und nur mit einem schmerzlichen Blick kann er die Männer betrachten, die von der Vorsehung zur einsamen Größe bestimmt sind.

Cabanis erschien 1832. Acht Jahre später, mit dem Roland von Berlin, hat Wilibald Alexis von seiner poetischen Domaine definitiv Besitz ergriffen. Fast jedem Jahrhundert der Geschichte der Mark Brandenburg und somit der Entwicklung des preußischen Staats hat er einen eignen Roman gewidmet und darin die gründlichsten antiquarischen Studien mit echt künstlerischem Geschick zu einem lichtvollen Bilde verarbeitet. Besser als aus irgend einem historischen Werk lernt man hier die Sittengeschichte der Heimath kennen und wird von ihr heimathlich angeweht.

Bei jedem andern Volk würde ein Schriftsteller von dieser Begabung und dieser echt nationalen Tendenz einer der Lieblinge des gesammten Volks geworden sein. Uns Deutschen fehlte es nicht nur an einem Centralpunkt, wo über den nationalen Werth eines Dichters entschieden wurde, wir hatten, zumal in den dreißiger Jahren, auch nur ein sehr unentwickeltes Interesse für das uns zunächst Liegende, Heimische. Ein Volk, dem man seine Nationalität verkümmert, schwärmt lieber mit dem letzten Mohikaner für das freie Jagdrecht am Missisippi, als daß es sich in die Ruinen seiner Vorzeit vertiefen sollte. In unserm Interesse für Amerika mischte sich die Vorliebe für den Naturwuchs der Ureinwohner mit der Begeisterung für die Vorkämpfer des amerikanischen Freiheitskrieges, mit dem die allgemeine Bewegung Europas begann. Zuerst ließen wir uns durch Chateaubriand die Wilden zurechtmachen, dann folgte seit 1821 die Reihe der Cooperschen Romane, für die wir

noch ganz andre Augen hatten, als die Leser in seinem Vaterlande. Seit den Unruhen der Revolutionsjahre nahm dies Interesse mit der massenhaften Auswanderung einen neuen Charakter an: für alle verstimmten Gemüther bot sich Amerika als Zufluchtsort. Mit Ausnahme des einen Jahrs 1817, wo die Hungersnoth zwanzigtausend Landeskinder zur Ansiedlung in den Vereinigten Staaten trieb, hatte die Auswanderung bisher alljährlich nur nach Hunderten gezählt; nach dem Frankfurter Attentat, mit dem die revolutionären Bewegungen vorläufig gescheitert waren, zählte sie alljährlich nach zehn- und zwanzigtausenden. In den zwanziger Jahren hatten die politischen Flüchtlinge nur einzeln in der neuen Welt eine neue Heimath gesucht, die Enttäuschungen der dreißiger Jahre führten zur Bildung von Auswanderungsgesellschaften und hatten ganze Niederlassungen zur Folge. Es gab jetzt fast keine deutsche Familie mehr, die nicht einen Sohn oder Sohnesfreund jenseits des Oceans gewußt und auf seine Berichte über den zukunftsvollen Continent gespannt gewesen wäre. Wen kümmerte, wer glaubte damals an den Beruf des preußischen Staats, den W. Alexis in die Geschichte projicirte?! Einige politische Köpfe unter den Patrioten. Dem Volk war der Blick in die Zukunft — der Blick nach Amerika. Das gemeinsame Gespräch in der abgelegensten Waldhütte wie in dem städtischen Bürgerhaus war Amerika. Das einzige Buch, das man in einer Wirthschaft in der Hand eines Bauernknechts oder Herrn sah, war ein Buch über Amerika.

Dies stoffliche Interesse kam einem pseudonymen Schriftsteller, Charles Sealsfield, entgegen und trug ihn auf den Gipfel der Popularität. Das Aufsehn, das seine Werke erregten, wurde dadurch noch erhöht, daß man über seine Person in beständiger Spannung blieb. Wer war es nur, der unter fremdländischem Namen doch unverkennbar ein Deutscher, diese herrlichen Gemälde eines freien Volkes seinen Landsleuten zusandte?

Erst lange nachdem er zu schreiben aufgehört, erfuhr man, daß ein Mann Namens Sealsfield seit 1832 in der Schweiz in hypochondrischer Einsamkeit lebe, daß er vorher längere Zeit in Amerika gewesen sei. Aus den wenigen Papieren, die man bei seinem Tode 1864 vorfand, hat man mit der größten Wahrscheinlichkeit geschlossen, daß er der Sohn einer Familie Postel in Mähren war, der als junger Priester aus dem Ordenshaus der Kreuzherrn zu Prag entflohn und seitdem völlig verschollen war. Von dem dagegen berühmt gewordenen Sealsfield verlautete noch, daß er Landeigenthümer in Louisiana gewesen und im Begriff gestanden sich Sklaven zu kaufen, woran er

durch den Bankerott seines Banquiers aber verhindert worden sei, daß er nun an der Redaction des Courrier des Etats Unis in New-York theilgenommen, mit Joseph Bonaparte Verbindungen gehabt, daß er diese Verbindungen nach seiner Ansiedlung in der Schweiz mit der Königin Hortense und Louis Napoleon auf Schloß Arenenberg am Bodensee fortgesetzt habe, und daß er während wiederholter Aufenthalte in Amerika, London und Paris von den dortigen Staatsmännern mit Auszeichnung empfangen worden sei.

Sein erster Roman „Der Legitime und die Republikaner“ erschien 1833. In der Form erinnert er an Cooper; wenn aber der amerikanische Schriftsteller das Hauptinteresse auf die Indianer wendet, und die mitauftretenden Europäer nur zum Faden der Handlung benutzt, so zeigt der deutsche Schriftsteller die geistige Beschränktheit des „Legitimen,“ der das angeerbte Recht des Jagdgrundes vergebens gegen die Mächte der Wirklichkeit zu behaupten sucht. Cooper verführt uns, den Untergang der Mohikaner zu beweinen, der deutsche Dichter zeigt seine Nothwendigkeit. So wenig dieser dem Amerikaner in der Kunst gleichkommt, die Begebenheiten zu einer angenehmen Spannung zu verknüpfen, so entschieden übertrifft er ihn in der Wahrheit der Zeichnung. Cooper schildert wohl getreulich das fremdartige Costüm, aber er idealisirt seine Mohikaner und Hinterwäldler dadurch, daß er ihnen allgemein menschliche Empfindungen und Gedanken beilegt, die zu den übrigen Voraussetzungen nicht stimmen. Der deutsche Dichter ist härter und darum wahrer, es sind wirklich Menschen aus einer andern Welt, die er uns vorführt, aber was sie empfinden, denken und thun, stimmt zusammen. Es folgten von demselben Verfasser 1834 „Der Virey“, 1835 die „Lebensbilder aus beiden Hemisphären,“ und dann noch eine Reihe von ziemlich zusammenhangslos aneinander gefädelten Romanen, bis er 1842 mit „Süden und Norden“ verstummte.

Zwei Vorzüge sind es, die Sealsfield vor den meisten Reisebeschreibern und Romandichtern seiner Zeit auszeichnen. Zunächst ein Glanz, ein Reichthum und eine Pracht der Farbe, die freilich zuweilen blendet, in den meisten Fällen aber das Dargestellte wirklich vor die Seele führt; sodann eine ganz ungewöhnlich weite Bildung und eine damit verbundene Feinfühligkeit für fremde Art, zu sein. Sealsfield gleicht nicht den herkömmlichen Touristen, die ihre zufälligen Gewohnheiten und selbst Unarten als Maßstab mitbringen, er bemüht sich überall mit Ernst und oft mit Erfolg, fremdes Leben nachzufühlen. Freilich begegnet ihm leicht, daß das Fremde als solches ihm imponirt, und daß

er mit jener Virtuosität eines deutschen Philosophen, die er selbst verspottet, auch das absolut Unvernünftige vom höhern Standpunkt aus zu construiren sucht. Daher sind seine Urtheile nicht unbedingt zuverlässig. Seine Vertheidigung der Sklaverei wird schon durch den gesunden Menschenverstand widerlegt, sie ist auch schlagend durch die Geschichte widerlegt worden. Aber sie sind nie aus der Oberfläche geschöpft, sie zeugen überall von großem Scharfsinn und umfassender Welterfahrung, und auch da, wo er irrt, kann man mehr von ihm lernen als von correcteren Reisenden, die den gebahnten Wegen folgen. Und zwar liegt das darin, daß er nie oder doch nur selten beim bloßen Raisonnement stehn bleibt, daß er vielmehr die Sachen, um die es sich handelt, dem Leser sinnlich vor die Augen führt und ihm so die Mittel an die Hand giebt, das Urtheil zu berichtigen. Mitunter hat sich seine historische Anschauung doch glänzend bewahrheitet. Die Darstellung des weltlichen Despotismus im „Virey," des geistlichen im „Süden und Norden," die Analyse der Colonisirung in Louisiana und Texas, die typischen Figuren, z. B. Ralph Doughby der Demokrat und Nathan der Squatter, sind Bilder, die bleiben werden.

Als Dichter steht Sealsfield zwischen der spätromantischen und jungdeutschen Richtung in der Mitte. Seiner principiellen Neigung nach ist er so entschieden jungdeutsch, wie es nur einem Dichter möglich ist: dagegen erinnern seine Kunstmittel weit mehr an die frühere Phase unsrer Literatur. Man nehme eine seiner glänzenden Schilderungen, etwa den Prairieritt im „Kajütenbuch," oder das tropische Regenwetter in „Süden und Norden," und halte dagegen L. Schefers „Waldbrand" oder „Die Nacht auf der Peterskuppel," so wird man eine ganz erstaunliche Verwandtschaft entdecken. Beide Dichter verstehn die Seele des Lesers so zu stimmen, daß er das wilde Ereigniß, das sie darstellen, mitfühlt, ja mitleidet, ohne daß seinem Anschauungsvermögen eine deutliche, in allen Punkten durchsichtige Vorstellung bleibt. Was sich sonst auszuschließen scheint, das träumerisch Dämmerhafte und das Grelle, ja Blendende, ist auf eine seltsame Weise in einander verwebt. Freilich belehrt uns jeder wilde Traum, daß in der That sich beides keineswegs ausschließt, daß der Schwindel, der alle Sinnlichkeit aufhebt, und die nervöse Erregung, die jede Gestalt ins Fratzenhafte verdeutlicht, gar wohl mit einander verbunden werden können. Offenbar haben beide Dichter aus dem Traum ihre Kunst gelernt.

Ein geheimnißvoller mexikanischer Aristokrat wird von einigen Amerikanern belauscht: sein Gesicht sieht zuerst blos müde und stumpf

aus, dann aber fangen eine Masse kleiner Linien an, sich auf demselben zu bilden, und das Zucken seiner Gesichtsmuskeln wird so fieberhaft schnell, daß man an den Veitstanz denkt. Solche Phantasmagorien wiederholen sich alle Augenblicke, bei dem dämonischen Geldmenschen in „Morton,“ bei den mulattischen Freudenmädchen in den Lebensbildern, bei den elfengleichen jungen Damen der new-yorker Aristokratie, die ganz aus Quecksilber bestehn. Man halte dagegen ein beliebiges Capriccio von Hoffmann, und man hat genau dieselbe Operation. Freilich erfolgen bei Hoffmann die Verwandlungen wirklich, der Archivarius Lindhorst wird wirklich ein Drache, sein Thürklöpfel wirklich eine Hexe, während bei Sealsfield die Individuen bleiben, und der magisch bewegende Hauch nur über die Gesichter läuft; aber dieser Unterschied betrifft nur die Außenseite: der innerste Kern des Schaffens ist in beiden Fällen der künstlerische Materialismus, der sich bemüht, für jede geistige Bewegung den gleich starken körperlichen Ausdruck zu finden. Bei Balzac kommt ganz Aehnliches vor. Man vergleiche ferner das Bild, welches Sealsfield vom Dämon des Geldgewinnens entwirft, mit dem, welches Steffens vom Dämon des Spiels giebt, und man wird wieder völlige Uebereinstimmung finden, wenn auch der Eine sich dafür begeistert, was den Andern mit Abscheu erfüllt. In den menschlichen Leidenschaften etwas Außerseelisches, Magisches, ja Teuflisches zu suchen, sie als eine über das menschliche Vermögen hinaus reichende, fremde, spukhafte Macht zu analysiren, lag tief im Wesen der Romantik.

Noch deutlicher als diese Beziehungen zu der Generation, die Sealsfield unmittelbar vorausging, springt die Verwandtschaft mit der gleichzeitigen jungdeutschen Literatur in die Augen. Herr Bohne in „Süden und Norden“ ist ein deutscher Flüchtling, der mit einer Zahl mexikanischer Gentlemen durch Mexiko reist, und als guter Deutscher sich gefallen läßt, von ihnen auf jede Weise maltraitirt zu werden. Er hat als preußischer Landwehrmann Rekruten gedrillt und schwärmt fürs Drillen. Auf der Universität hat er aus einer Pfeife mit schwarz-roth-goldenen Quasten geraucht und ist deshalb zum Tode verurtheilt. Herz und Kopf sind voll von Idealen politischer Freiheit, und bei jeder Verlegenheit sieht er sich nach der Polizei um, weil er sich nicht selbst zu helfen weiß. Er trägt schmutzige Wäsche und einen alten Studentenrock, und ist begeistert für die feinen Sitten der Aristokratie. In allen gemeinen Dingen des Lebens hat er ein schiefes Urtheil, dagegen imponirt er selbst den unverschämten Yankees durch seine Virtuosität, jede fremde Erscheinung philosophisch zu begreifen und ihr einen Ort im

System anzuweisen. Er ist tief durchdrungen von der Herrlichkeit des deutschen Gemüths und spottet über die Willenlosigkeit der deutschen Natur und seine eigne, ganz als ob man Heine oder Börne vor sich hätte! — Einmal sehn die Yankees von der Spitze des Orizabas aus das Sternbild des südlichen Kreuzes und stimmen begeistert den Chor an: Ehre sei Gott und seinem Sohn! Herr Bohne, der hinzukommt, ist über dies Gebahren zuerst verwundert, und fordert sie auf, aus dem Kalten zu kommen und Punsch zu trinken; als sie ihn aber wegen dieses Stumpfsinns wieder greulich maltraitiren und in ihrem Choral fortfahren, geht er in sich und bricht in die Worte aus: „ich danke Ihnen! dies macht mich wieder zum Christen.“ Und der Verfasser entläßt den Leser mit dem beruhigten Gefühl, daß nun alles in bester Ordnung sei: mit einem Wort Verfasser und Held unterscheiden sich nur durch das Costüm.

Völlig jungdeutsch ist Sealsfield in „Morton.“ In diesem prophetisch klingenden Werk wird eine allgemeine Weltrevolution verheißen, geleitet durch ein paar gewaltige Banquiers, die nach Art des Grafen Monte Christo immer ein paar Millionen zu den kleinen Tagesausgaben in der Westentasche bei sich führen. Ein etwas blasirter junger Roué wird von dieser Revolutionsgesellschaft eingeweiht, und erwirbt seinen Freibrief durch eine im halben Rausch gehaltene Rede über den Zusammenhang des Bankwesens mit der Umwälzung der Menschheit, wie sie allenfalls auch Gutzkow hätte erfinden können. Man muß an den guten Herrn Bohne, sein ungewaschenes Hemde und seinen Studentenrock denken, um diese Gluth zu begreifen, mit welcher das Phantasiegemälde von Millionen oder Billionen Dollars seine Seele durchdringt.

Es giebt Dichter, denen es nicht vergönnt war, in ihren Werken das Ideal, das in ihrer Seele lebte, vollkommen auszusprechen, ihre Empfindungen rein austönen zu lassen, die man völlig erst versteht, wenn man das, was unausgesprochen in ihrer Seele blieb, zu Hilfe nimmt: fragmentarische Naturen, aber vom größten Interesse für den Psychologen wie den Aesthetiker. Zu diesen Dichtern gehört, wie mir scheint, Eduard Mörike. Sein äußeres Leben ist wenig bewegt gewesen, er hat ungefähr zehn Jahre in Clever Sulzbach bei Weinsberg ein Pfarramt versehn, es dann wegen geschwächter Gesundheit aufgegeben und als wenig in Anspruch genommener Professor der Literaturgeschichte am Katharinenstift in Stuttgart gelebt. Mörike ist gewiß ein echter Dichter. Er hat einzelne Klänge gefunden, die voll aus der

Seele tönen und zur Seele sprechen; er ist in der Sprache, in der Empfindung, in den Gedanken eigenartig; seine Bilder sind nicht künstlich zusammengesucht, sondern glücklich gefunden; Gemeinplätze braucht er nicht erst zu vermeiden, die begegnen ihm nie. Dennoch fehlt ihm Etwas. Er hat warme Freunde und Verehrer, wenn auch nicht zahlreiche; es wird diesen aber schwer werden, irgend eins seiner Gedichte zu nennen — ich meine von größerer Tragweite — das künstlerisch völlig abgerundet sich dem Gedächtnisse einprägte. Manche von seinen Liedern, die komponirt sind: „Früh wenn die Hähne krähen" u. s. w. haften wohl im Ohr, aber es sind nicht immer die bedeutendsten und sie verlieren, wenn man sie einzeln betrachtet. Mit seinen übrigen Gedichten zusammengestellt, gewinnen sie das Ansehn von Fragmenten, die man combiniren, durch die man einer bedeutenden Menschenseele auf die Spur kommen möchte. Auf der andern Seite hält es wieder schwer, für die wenigen Werke, die wir überhaupt von ihm haben, den rothen Faden zu finden, der sie geistig mit einander verbindet. Eine gewisse Verwandtschaft tritt hervor, aber keine Entwicklung.

In Beginn seiner schriftstellerischen Thätigkeit erregte er größere Erwartungen, als später in Erfüllung gegangen sind. Er war 28 Jahr alt, als er 1832 seinen Roman herausgab „Maler Nolten." Auf jeden unbefangenen Leser, gleichviel ob ihm das Buch gefiel oder nicht, macht es den Eindruck, als habe der Dichter noch sehr viel zu sagen, und es bleibt immer eine höchst merkwürdige Erscheinung, daß Mörike seitdem wenigstens in Bezug auf psychische Probleme völlig verstummte. — Da der Roman jetzt wenig mehr gelesen wird, gebe ich ein kurzes Inhaltsverzeichniß. — Agnes, die Braut des genialen Malers Nolten, wird durch eine Zigeunerin überredet, daß der Bräutigam sie seiner nicht als ganz würdig betrachte, und daß es für beide Theile besser wäre, wenn aus der Sache nichts würde. In ihrem Gefühl verwirrt, wirft sich Agnes mit Hast in ein andres Verhältniß und wird sich selbst wie den Andern ein Räthsel. Nolten seinerseits knüpft ein Verhältniß mit einer geistreichen Gräfin Constanze an. Das scheint seinem Freund, dem Schauspieler Larkens, unsittlich, er benutzt seine Fertigkeit in der Nachahmung von Handschriften, im Namen seines Freundes an Agnes zu schreiben und die Sache auszugleichen. Die Correspondenz geht ein Jahr lang fort, ohne daß Nolten etwas davon erfährt. Er hat noch einen zweiten Doppelgänger, einen halb tollen Spitzbuben; das Leben dieser Männer spielt bunt und träumerisch in einander. Larkens verschwindet, nachdem er vorher seinen Freund mit dem Geheimniß bekannt

gemacht. Nolten kehrt zu Agnes zurück, die er aus den Briefen schätzen gelernt. Constanze wird unglücklich, Larkens tödtet sich selbst, vielleicht aus heimlicher Liebe zu Agnes, vielleicht aus andern Gründen. Nolten enthüllt seiner Braut, mit der er nun auf das glücklichste zusammen lebt, das Geheimniß der Correspondenz; sie wird darüber wahnsinnig, indem sie einen idealen Nolten liebt, den sie von dem wirklichen trennt. Dieser Wahnsinn wird bis in die kleinsten Züge verfolgt, in so überraschenden Wendungen, daß wir uns unheimlich angezogen fühlen: wir müssen versuchen, uns in ein dem wirklichen Denkgesetz entgegengesetztes hineinzudenken, für das uns doch jeder Maßstab fehlt; wir werden gezwungen, in dem, was uns sonst als das Nächste erscheint, eine unheimliche Macht zu fürchten. Zuletzt bleibt nichts Andres übrig, als daß wirkliche Gespenster sich in das Leben eindrängen, und daß Alles umkommt.

Ich weiß nun wohl, daß mit diesem Inhaltsverzeichniß noch nicht viel gesagt ist: die Fabel ist nur der Canevas, in welchen die glänzendsten Bilder, die tiefsinnigsten Reflectionen eingewebt sind. Aber der Canevas tritt doch zu stark hervor, als daß er uns gleichgültig sein sollte, und etwas von der geistigen Operation, die sich in ihm ausspricht, findet sich auch in dem Einzelnen wieder: oft überraschen uns die anmuthigsten Gestalten mit fratzenhaften Wendungen, deren Motiv ihnen ebenso unverständlich ist als uns. Im Leben giebt es solche Erscheinungen, und wenn die Nachbildung des Wirklichen die höchste Aufgabe der Kunst wäre, so hätte die neuere Poesie durch den Reichthum an auffallenden Beobachtungen, durch die Schärfe und das Raffinement der Zersetzung bedeutend gewonnen. Ohnehin muß sich die Dichtung stets mit irrationellen Verhältnissen zu thun machen, da jede gewaltigere Regung der Seele für den Verstand incommensurabel ist. Aber die classischen Dichter haben das Gefühl zu zwingen verstanden, und ihm in derselben Weise die innere Nothwendigkeit ihrer Schöpfungen zur Evidenz gebracht, wie es der Mathematiker dem Verstand gegenüber durch seine Beweisführung thut. Die Neueren haben diese Allgemeingültigkeit der Poesie aufgegeben. Sie sind in den geheimsten Schacht der Seele herabgestiegen, tasten ängstlich, mit einem lüsternen Schauder darin herum, finden sich aber nie zu Hause, weil sie bei dieser Art von Untersuchungen nur Einzelnes, Endliches, nie Totalität wahrnehmen. Aber **Mörike** geht offen und ehrlich zu Werke, er hat keine versteckte Tendenz, und das ist das Anziehende in dem Buch. Von Hohn und Zerrissenheit ist garnichts in seiner Natur, von Grauen sehr wenig; er

scheint seinen Gegenstand ohne weitere Nebenempfindung nur wie ein interessantes psychologisches Problem zu betrachten; er bewegt sich unter seinen excentrischen Figuren grade so gemüthlich, wie sein Landsmann Justinus Kerner unter seinen Gespenstern. Einer seiner Commilitonen berichtet, Mörike habe nie die Burschenmütze, sondern stets den schwarzen, runden Filzhut, oft als der Einzige unter Hunderten getragen. So steht er auch in der Dichtung: unberührt von den Zeitströmungen, allem Parteiwesen abhold, ein Fremdling unter den Zeitgenossen, sich selbst der beste Freund, und, nach seinem eignen schönen Ausdruck, einer heimlich melancholischen Beschränkung bedürfend als grauer Folie jener unerklärbar tiefen Herzensfreudigkeit, die aus dem innigen Gefühl unsrer selbst quillt.

Das entschiedendste Zeichen für den Umschwung in der allgemeinen Stimmung war die revolutionäre Richtung der Lyrik. Bis 1830 hatten fast ausschließlich zwei Dichterschulen in der Lyrik geherrscht, die Schule Uhlands und die Schule Heines. Bei beiden wie auch in der frühern Romantik erschien die Poesie wie im Kontrast gegen die Wirklichkeit. Auch wo sie gegen die Wirklichkeit polemisirten, also gewissermaßen die Wirklichkeit anerkannten, erhoben sie nicht die Fahne des lebendigen Fortschritts im gewöhnlichen Sinn, sie traten als abwärtsgekehrte Idealisten auf, für das gute alte Recht der historischen Stände, oder für das überschwängliche Traumleben einer Seele, die sich nur im Grenzenlosen genügen konnte. Es war nicht blos die zufällig bestehende Wirklichkeit als solche, von der sich die Poesie abwandte, sie gefiel sich nur im dämmernden Mondlicht und mochte von der prosaischen Arbeit des Tages nicht viel wissen. Das änderte sich nun, als von jenseit des Rheines die Lärmtrommel der Juli-Revolution erscholl. Vorher schon hatte Heine durch einige unbändige Töne die Harmonie der weichgestimmten Seelen gestört, nun aber wurde Alles unruhig, die alten Märchen und Sagen fanden keine Beachtung mehr, die Begeisterung suchte einen Stoff, der näher lag als Richard Löwenherz und Frau Minnetrost. Man mußte die Zeitungen lesen, man wollte erfahren, was in der wirklichen Welt vorging. Noch hatte man sich nicht klar gemacht, was man eigentlich begehren sollte, aber in einem Punkte waren Alle einig, sie wollten aus der süßen träumerischen Mondnacht heraus, sie wollten sich im Sonnenlicht des wirklichen Lebens umsehn.

Unter diesen Umständen mußte ein geist- und gemüthvoller Dichter, der das unmittelbare politische Leben in Deutschland selbst zum Gegen-

stand nahm, und dessen Liberalismus ungefähr so weit ging, wie ihn die damalige Bildung ertrug, namentlich der Jugend hoch willkommen sein. Es war kein Zufall, daß die erste Stimme dieser Art aus Oestreich erklang. Auf Oestreich lastete der Alp der Restauration ebenso schwer oder schwerer als auf Preußen, aber es fiel dem Staat nicht ein, seine Jugend zur geistigen Arbeit heranzuziehn, sie zu Prüfungen zu nöthigen, sie zu Hegel in die Schule zu schicken, um sich über den Begriff des Staates aufzuklären. Im Gegentheil war Metternichs Grundsatz: „leben und leben lassen!" Daß man sich nicht um Politik kümmere, war das Einzige, was er verlangte; sonst, je lustiger man lebte, je willkommener war es dem Staat. Dadurch erhielt sich ein gewisser Naturwuchs, der in Berlin durch zu angestrengte Uebung im Denken beeinträchtigt wurde. Grade die Gebildeten in Berlin, wenn sie Opposition machten, hüteten sich doch davor, mit dem Spießbürger Hand in Hand zu gehn, von dem sie sehr wohl wußten, er verstehe unter Freiheit etwas ganz andres als sie. In Wien war von solchen Bedenken keine Rede. Es gab keinen großen Niveauunterschied in der Bildung, was Spitzel oder was Censur war, darüber war alle Welt einig; und bei aller Geheimnißkrämerei der hohen Politik waren Kaiser Franz, Metternich und Gentz wohlbekannte und gewissermaßen populäre Figuren, gegen die man zwar nicht offen opponiren, die man aber als Gegenstände geselliger Satire sehr wohl verwerthen konnte, während man in Berlin wirklich wenig erfuhr von dem, was in den obern Regionen vorging.

Diese Unbefangenheit und Ungenirtheit der Polemik ist es, was die „Spaziergänge eines Wiener Poeten von Anastasius Grün" auszeichnet. (Als Verfasser enthüllte sich der 25jährige Graf von Auersperg.) Was er tadelt, kann alle Welt tadeln, die Hoffnungen, die er ausspricht, sind die Hoffnungen aller Welt. Das beste war die Kühnheit, mit der er die modernen Interessen und Bestrebungen von ihrer poetischen Seite beleuchtete. Früher hatte selbst der Liberalismus die Verstandesüberzeugung von den nothwendigen Mitteln zum Fortschritt der Menschheit meist von den Sympathien des Herzens getrennt; Verstand und Wille waren im Tageslicht beschäftigt, das Gemüth aber sehnte sich noch immer nach den lieblichen Schauern der mondbeglänzten Zaubernacht. Anastasius Grün hatte den Muth, das Romantische auch im Sonnenschein zu suchen; er nahm sich selbst der Eisenbahnen und Fabriken an. Aus dem „Schutt" der alten Zeit, welchen die phantastische Melancholie der Dichter wie ein Schlinggewächs umkränzte, er-

blüht die neue in aller Fülle jugendlicher Gesundheit, und das Eine wie das Andre wird von den warmen Strahlen eines heitern und liebevollen Gemüths verklärt.

Eine neue Form hat er nicht geschaffen. Von seinen beiden ersten Versuchen — er schrieb sie im 24. Jahr — den „Blättern der Liebe" und dem Romanzenkranz „vom letzten Ritter" ist das erste ganz Heine, das zweite ganz Uhland. Kaiser Max ist das Abbild Eberhard des Greiners, nur noch viel edler, warmherziger und physiognomieloser; im „Schutt" 1835 hört man oft sogar Matthisson heraus. Man vergleiche z. B. mit den bekannten Elegien des letztern die folgenden Strophen aus dem Gedicht „Eine Fensterscheibe": „Der ew'ge Mond im Dom der Nächte schimmert, die ew'ge Lamp' im Klosterkirchlein flimmert. Horch, Mitternacht! Von den zwölf Schlägen gellen der Mönche Särge, wie einst ihre Zellen." Darauf tauchen einige Gestalten auf, die ihre Ansichten über die Vergänglichkeit der Dinge aussprechen, zuletzt der Mond, der erklärt, er sei nur der stellvertretende Geist der Sonne. „Und als er sprach, war's als ob flüchtig walle ein leis Gewölk vor seinem hellen Balle, wie um ein schönes Antlitz Gramgedanken! Die Geister aber in die Nacht versanken. — Der ew'ge Mond durch's Kirchenfenster schimmert, die ew'ge Lampe matt und matter flimmert; die Leichenstein' im fahlen Zwielicht sagen: Im Osten graut's! mich dünkt, es will bald tagen." Die letzte Zeile ist das einzige, was dem Gedicht eine andre Färbung giebt als bei Matthisson. Matthisson genügt sich im Gefühl sanfter Melancholie und macht nie den Versuch, ihm irgend eine Folge zu geben. Anastasius Grün denkt doch an das kommende Frühlicht.

So ist auch in den kleinen, übrigens recht wohlklingenden Balladen immer eine Kleinigkeit, die dem Uhlandschen Ton eine neue Nüance giebt. So in der Romanze vom klagenden Venetianer, vom gefangenen Räuber, der hinter dem Gitter hervor seinen Sohn ansieht, wie der schöne Königstiger im Käfig; vom Deserteur, der dem langweiligen Dienst entfloh, weil die Erinnerungen an das blutige tyroler Schützenleben ihn fortzogen. Die einzelnen Motive erinnern durchweg an Uhland, aber die Sympathie klingt ein wenig trotziger. So auch die kräftige Entscheidung, als man ein Schloß in Böhmen niederreißt und die Anhänger des Alten darüber wehklagen. „Hier ist kein Haus für Lebend'ge mehr, hier reift des Todes Samen. Der Herr sprach: Tödtet nicht, was da lebt! Doch auch ins Leben zu wecken bebt, was dem Tode verfallen! Amen." Dann aber tritt mitunter eine rein

moderne Empfindung hervor, die halb mitleidige, halb lächelnde Empfindung des Contrastes. „Der Vorhang rauscht und fliegt empor, ein alter Gaukler tritt her, mit Flitter sattsam ausstaffirt, sein ehrlich Antlitz roth beschmiert. Du alter Mann mit dem weißen Haar, wie dauerst du mich im Herzen gar! der du vor'm Grabe gaukelnd springst, damit du vom Pöbel ein Lächeln zwingst. Zwei Männer sind beim Leichenzug, die sind, den Sarg zu tragen, genug; und als sie ihn zu Grabe gebracht, hat Niemand geweint und Niemand gelacht." Leider hat Anastasius Grün diese Empfindung des Contrastes fast immer nur sentimental ausgebeutet; in den wenigen Fällen, wo er den Humor frei spielen läßt, ist er ganz reizend, z. B. in der Ballade vom Kaiser Leopold, der immer laut darüber klagte, daß es ihm in den Mund regnete, bis endlich einer seiner Geheimen Räthe sich die Bemerkung erlaubte, er möchte doch gnädigst den Mund zumachen. In den eigentlich reflectirenden Gedichten, den Elegien, erinnert er durch den Reichthum seiner Bilder nicht selten an Schiller. Er ist unerschöpflich in der Auffindung von Analogien aus allen möglichen Gebieten der Natur und der Geschichte, die den Gedankengang der Phantasie vermitteln und einschmeicheln. Freilich fehlt ihm der große Zug Schillers; seine Arbeit ist selten aus einem Guß; er bewegt sich in Ideenassociationen weiter, ein Gedanke weckt den andern, ein Bild ruft das andre hervor, oder auch, die Ausmalung eines einzelnen Bildes, über welchem der Dichter den ersten Gedankengang ganz vergißt, regt ihn zu neuen an.

Seines Nachfolgers Nicolaus Lenau Physiognomie ist eine ausgeprägtere, seine Stimme härter und trotziger, eben deshalb hallt sie länger nach. Es war kein Wunder, daß die Aufmerksamkeit sich lebhafter auf ihn richtete, daß Anastasius Grün darüber mehr in Schatten kam. Aber ein dankbares Andenken müssen wir ihm bewahren; er hat in einigen recht trüben Jahren uns zart poetisch angeregt und uns eine erhöhte Stimmung gegeben.

Die Gedichte von Nicolaus Lenau wurden 1832 von der Schwabenschule herausgegeben. Die ungarische Heideschenke mit den tanzenden Roßhirten, die jauchzend ihre Sporen klingen lassen, während der Zigeuner dazu geigt, das war eine angenehme Abwechselung gegen die Gelbveiglein, Lotosblumen und gothischen Schlösser. Der Dichter — Niembsch, Edler von Strehlenau — suchte sich damals in Amerika eine neue Heimath zu gründen, von dem Unmuth über die enttäuschten Hoffnungen des Jahres 1830 aus Europa getrieben. Mit dem Rest eines kleinen Vermögens kaufte er sich einige hundert Morgen Ur-

wald. Es mißglückte ihm, da er die Bewirthschaftung ungeschickten und untreuen Händen überließ. Er fand in Amerika den „Westen der Menschheit," das Land des Untergangs alles höherm Lebens. Rasch eilte er nach Deutschland zurück, wo er mittlerweile durch seine Gedichte ein berühmter Mann geworden war. — Er hatte schon vorher längere Zeit in Schwaben gelebt, nur den Dichtern zugänglich, und den stillsten unter ihnen am zugänglichsten. Am innigsten war sein Verhältniß zu Justinus Kerner, dem einsamen Geisterseher. Die beiden Männer durchschauten einer des andern Dämon, Lenau trieb Spaß mit der Geisterseherei, obgleich er zuweilen dem Freund zum Munde redete, und ebensowenig entging dem andern der böse Geist in der ursprünglich edlen und starken Seele des Dichters, über den er schon in der Zeit, als er die Gedichte schrieb, nicht immer Herr werden konnte, der dann einen immer finsterern Schatten über sein Gemüth warf und ihn endlich zu Boden schlug. Dieser Dämon, den Kerner einmal persönlich sah („es ist ein haariger Kerl, mit einem langen Wickelschwanz" u. s. w.), war der Wahnsinn, den er selbst mit einem gewissen Grauen, wenn auch noch unbestimmt, kommen sah. In einem Brief an K. Mayer sagt er: „Mich regiert eine Art Gravitation nach dem Unglück. Schwab hat neulich von einem Wahnsinnigen sehr geistreich gesprochen. Er wollte ihn heilen und ging also ganz leise und behutsam der fixen Idee des Narren auf den Leib. Der Verstand des Unglücklichen folgte ihm wirklich Schritt für Schritt durch alle Prämissen nach, und als er endlich am Conclusum stand und einsehn sollte das Unsinnige seiner Einbildung, da stutzte der Dämon des Narren plötzlich, merkend, daß man ihm aufs Leben gehe, und sprang trotzig ab und es war aus mit allen Bemühungen, den Narren zu bekehren. Ein Analogon von solchem Dämon glaube ich auch in mir zu beherbergen." —

Mit starker Innigkeit des Gefühls paart sich bei Lenau eine seltsame Armuth der geistigen Anschauung. Daraus ist jener ungestüme Drang zu erklären, der sich dem Anschein nach gegen die wirkliche Welt, eigentlich aber gegen das Gefühl der mangelnden Kraft empört; daher jene gewaltsame Sprache, jene wilden, unheimlichen Bilder, über die sich schon der Schatten einer dunkeln Zukunft breitet und die uns am häßlichsten durchfrösteln, wenn sie sich an einen scheinbar heitern Stoff knüpfen; daher jenes ungestüme Springen von einer Empfindung in die andre, jene Hast des Gedankens, die Form und Maß verschmäht und die doch immer in den Banden einer tiefen Schwermuth bleibt; jene Idee der allgemeinen Nichtigkeit, die eine dunkle Färbung der Verzweif-

lung annimmt. Oft werden die farbenreichsten Schilderungen plötzlich durch einen fröstelnden Schauer unterbrochen, der alles auseinanderzerrt. Man versteht nicht, worüber er klagt, nicht einmal sprachlich; selbst sein Zorn richtet sich zuweilen auf ganz eingebildete Gegenstände. Daher die schauerlichen Nachtstücke, die in die Natur ein Bild seines eignen Geistes zeichnen; die Beklommenheit einer düstern Atmosphäre, die sich über die buntangelegten Landschaftsgemälde breitet, das Hineinschauen des Todes und seiner Schreckbilder in das sonst sehr energisch mitgefühlte Naturleben.

Eine erfreulichere Wendung nahm die deutsche Lyrik unter den Händen Chamissos. Von seiner vierjährigen Reise um die Welt war er October 1818 nach Berlin zurückgekehrt, das alte treue, jugendliche Gemüth, und noch deutscher gesinnt als früher. Er fand die alten Freunde vom Nordsternbunde in Berlin zusammen, aber ihre Lebensbeziehungen waren auseinandergegangen; nur Hitzig war der Alte, und das innige Verhältniß zwischen den beiden Freunden knüpfte sich im folgenden Jahr noch fester durch die Verheirathung Chamissos mit Hitzigs Pflegetochter, Antonie Piaste. „Blühend und stark, schön und fromm, bewußtlos, klar, wolkenlos und ruhig, und — so liebevoll!" So erschien sie ihm und wurde die Seine. Zugleich erhielt er eine Anstellung am botanischen Garten zu Berlin; die Poesie schien er ganz aufgegeben zu haben, er beschäftigte sich nur mit wissenschaftlichen Arbeiten. Seine poetische Thätigkeit zeigte sich erst wieder im Jahr 1829 mit dem Erscheinen eines neuen Musenalmanach. In seinem 49. Jahr trat Chamisso hier zum ersten Mal wieder als Dichter auf, und die Zahl seiner Gedichte wurde bald so ansehnlich, daß er zwei Jahre darauf schon eine Sammlung herausgeben konnte, die mit allgemeinem Beifall begrüßt wurde. Mit der schwäbischen Schule knüpfte sich bald ein näheres Verhältniß an, indem Gustav Schwab gemeinschaftlich mit Chamisso die Redaction des Musenalmanachs übernahm, freilich nur bis 1836, wo man durch die Aufnahme des Portraits von Heine, der in seiner romantischen Schule und im Tannhäuser die Schwaben verspottet — der Schwabenspiegel erschien aber erst nach ihrer Desertion — den gemüthlichen Dichter zu tief kränkte. Alle jüngern Talente, die später in der lyrischen Poesie Ruhm erlangt haben, gewannen ihre ersten Kränze im Musenalmanach. Man konnte keine Persönlichkeit denken, die geeigneter gewesen wäre als Chamisso, widerstrebende Kräfte auf einem neutralen Boden zu vereinigen. Nach Schwabs Rücktritt übernahm Franz von Gaudy mit ihm die Redaction. Sie gaben

zusammen eine Uebersetzung ihres Lieblingsdichters Béranger heraus, die den schwer nachzuahmenden Ton der französischen chanson auf das glücklichste wiedergab. In seinen poetischen Grundsätzen hatte er sich durchaus geändert, und die conventionelle Phrase der Sonettisten aus der Schlegel'schen Schule war ihm ein Greuel. Er verlangte vom Gedicht, „daß alles herauskäme," d. h. daß eine bestimmte Anschauung die ihr angemessene präcise und verständliche Form fände. Bei ihm geht die verständige Ueberzeugung mit der Empfindung Hand in Hand, und seine Lieder bringen immer das Gefühl individueller Wahrheit hervor. Uhlands Lieder schlingen sich wie der Epheu um altes Gemäuer; auf Chamissos Lieder strahlt das Morgenlicht der neuen Zeit. Nicht leidenschaftlich, denn dazu war er zu harmlos, aber mit inniger Wärme begrüßte er die Bewegungen der letzten Jahre, und bei ihm sprach die Zunge augenblicklich aus, was das Herz empfand. Am bekanntesten sind die zarten Liebeslieder in Schumanns Composition: den ersten Platz möchte ich ihnen doch nicht anweisen, denn einerseits ist in ihnen noch ein Rest von dem altfränkisch ritterlichen Wesen geblieben, das dem Dichter theils angeboren, theils durch den Umgang mit Fouqué anerzogen war, anderseits hat man zu sehr die Empfindung des Nachsommers. Chamissos Liebe zu seiner jungen Frau war sehr innig und rührend, doch macht die starke Empfindung von der Ungleichheit des Alters zuweilen einen peinlichen Eindruck. Unerreichbar ist er in den komischen Balladen und in den geselligen Liedern. Zwar liegt auch auf ihnen etwas von dem Staub des Alters, aber die humoristisch-gemüthliche Geschwätzigkeit ist liebenswürdig, und die Melodie prägt sich rasch dem Gedächtniß ein. Jeder Stoff war ihm recht. Es gab keine Anekdote und keine Zeitungsnotiz, der er nicht eine poetische Seite abgewonnen hätte: eine Seite, die wirklich im Stoff liegt und nur ein gesundes Auge verlangt, um wahrgenommen zu werden. Auch trockne Gegenstände wußte er durch die Form zu adeln. In den Terzinen ist eine ungemeine Kraft der Darstellung, mitunter etwas Herbes und Wildes, das man in dem zarten Dichter gar nicht sucht. Seine Behandlung des Versmaßes ist kühn, originell und eine wirkliche Bereicherung unsrer Sprache, was bei dem gebornen Franzosen etwas sagen will. Am berühmtesten ist Salas y Gomez (1829), weil sich die Anschauungen des Weltumseglers am unmittelbarsten darin abdrücken. Es ist eine wahre Eroberung für unsre poetische Anschauung, die ihr Reich nach allen Weltgegenden ausdehnt und doch heimisch bleibt.

Chamisso gehört zu den reinen Schriftstellern, die frei von allem

Parteigeist und aller Cameraderie mit voller Hingebung immer nur für das Gute und Schöne wirkten. Ein sicherer Freund, sittenstreng und ohne allen Pharisäismus, der durch eine gewisse Drolligkeit mit seinem vornehmen Wesen versöhnt. Was seine Religion betrifft, erklärte er, er wisse selber nicht, ob er Christ sei, aber er habe Ehrfurcht vor den Formen der Religion, in der er aufgewachsen, festen Glauben an Gott, und auch noch eine gewisse Sympathie für die katholischen Reminiscenzen seiner Jugend. Daneben ließ er aber alle andern Formen gelten; mit einem Wort, er hatte die Religion aller guten Leute.

An ihn schloß sich seit 1827 eine Reihe junger Poeten, die zugleich Maler waren. Kopisch aus Breslau, 28 Jahr, Entdecker der blauen Grotte auf Capri, Dichter der Historien vom Vater Noah, die sich im Munde des Volks erhalten werden, so lange man zum Wein lustige Lieder singt; unerschöpflich in der Erfindung lustiger Melodien für Schwankgeschichten vom Teufel und Gespenstern, ganz im Sinne der ältern deutschen Dichtung, die den dummen Teufel stets mit Humor behandelt. Reinick aus Danzig, 22 Jahr, der sich später bei den Düsseldorfer Künstlern heimisch machte, endlich Kugler aus Stettin, 19 Jahr.

Die regsame, behagliche deutsche Künstlernatur gehört zu den erfreulichen Erscheinungen unsres Lebens. In Italien lernen sie das heitre Zigeunerleben schätzen, das in den übrigen Ständen nur auf der Universität etwas Verwandtes findet; am Rhein ist ihre Heimath. Die reizende Landschaft, die in lebendiger Tradition fortlebende Sage, der Wein, das zwecklos anmuthige Dasein, die leichte Beweglichkeit des Volks, das alles giebt dem leichtsinnigen Künstlerleben einen bewegten Hintergrund. Reinick hat alle diese Stimmungen in seinen geselligen Liedern reproducirt, in denen ein reines und ehrliches Gemüth anspruchslos seine Freude am Leben ausdrückt. Seine Poesie kennt keine Dissonanzen, für jeden Schmerz bietet ihm Natur und Kunst eine schnelle Versöhnung. Sein Liederbuch für deutsche Künstler 1833, das er mit Kugler herausgab, und die „Lieder eines Malers mit Randzeichnungen seiner Freunde“ 1838 (fast aller bedeutenden Künstler Düsseldorfs), eins der ersten Werke, die den Geschmack für kunstvolle Illustrationen erweckten, enthalten eine Reihe der schalkhaftesten Einfälle; er versteht dem ärmlichsten Stoff durch zierliche Variationen eine neue Seite abzugewinnen, und alten Reimen und Sprüchen durch eine überraschende Wendung einen poetischen Sinn anzuheften.

Die natürlichste Form der literarischen Opposition ist die Satire. Auch treffen wir auf eine Reihe satirischer Versuche, oft freilich unreifer als die Zustände, gegen die sie gerichtet sind. Darunter Gutzkows Roman „Blasedow und seine Söhne." Vater Blasedow hat den Grundsatz, man müsse in den Kindern ihre ersten Neigungen belauschen, weil diese den Grundzug des Charakters und des Talents enthielten. So schließt er bei dem ältesten seiner Söhne aus der Neigung, Figuren mit einem Stock oder einem Säbel bewaffnet an die Wand zu kritzeln, er sei zum Schlachtenmaler berufen, und richtet seine ganze Erziehung nach dieser Voraussetzung ein. Aehnliche Experimente stellt er mit seinen übrigen Kindern an und entläßt sie eines schönen Morgens, mit einigen Groschen ausgestattet, in die Residenz, um dort ihren verschiedenen Berufszweigen nachzugehn. Statt dessen ergreifen sie die einzige Lebensbeschäftigung, von der Gutzkow eine bestimmte Vorstellung hat: sie werden Journalisten, gerathen in eine Menge bunter aber uninteressanter Abenteuer, und kehren endlich mit leerem Beutel und gebrochnem Geist zu ihrem Vater zurück, mit dem sie gemeinschaftlich nach Aegypten auswandern. Man versteht nicht, gegen wen die Satire gerichtet sein soll: die gegenwärtigen Erziehungssysteme fehlen eher nach der entgegengesetzten Seite. Eine bloße Burleske ist es aber auch nicht, denn die possenhafte Voraussetzung wird ganz ernst, fast tragisch behandelt, und das Stück spielt in der wirklichen Gesellschaft, wenigstens in der Gesellschaft, wie sie sich Gutzkow als wirklich vorstellt. Allein das Bild entspricht nur den ganz verbildeten Kreisen. Das Widerwärtigste ist der Charakter des Hauptthelden; um so widerwärtiger, weil er eine ganze Reihe Kinder gezeugt hat. Wenn Gutzkow auch nicht alles rechtfertigt, was der „Schlachtenmaler" thut, so hat er doch im Ganzen in ihm sein Ideal geschildert, den vollkommenen Gentleman des 19. Jahrhunderts. Solche unfertige, halbgebildete, aber anmaßende und freche Schwätzer haben uns zuerst unsern Stil, unsre Dialektik und unsre Empfindung verdorben, sie haben dann in den Zeiten der Revolution als herumreisende Ritter vom Geist die Begriffe des Volks verdreht und schließlich das Leben von dem höhern Standpunkt der Diplomatie aufgefaßt.

Das Jahr 1835 war die Sturm- und Drangperiode in Gutzkows Leben gewesen. Er hatte sich in ein Gefühl hinaufgeschraubt, dem seine Kraft nicht gewachsen war; man fühlt seinen Angriffen gegen das Christenthum an, wie er fortwährend über seine eigne Kühnheit erschrak. Eine dreimonatliche Kerkerhaft, womit er die verächtliche Darstellung der christlichen Religion in seiner Wally büßen mußte, setzte ihn völlig in

Verwirrung. In einer spätern Ausgabe der Wally fragt er das Publicum: „Hätte sich nicht aus der Wally ein leidlicher Entwickelungsgang prognosticiren lassen, wenn man auf zehn Jahre nicht dem Autor einen Todschrecken in die Finger gejagt und ihn gezwungen hätte, in allem, was er ferner gab, sich gleichsam gegen sich selbst zu verwahren? Wenigstens gedenkt er mit Wehmuth der Nothwendigkeit, daß er sich vor einer gehässigen Polizeicontrole in einer wahren Lammesunschuld darstellen sollte und einige Jahre hindurch den leitenden Faden seines innern bewußten Selbsts im Literaturlabyrinthe fast verlor." Wer sich so leicht einen Todschrecken in die Finger jagen läßt, sollte sich nicht als Reformator geberden. Da er immer mehr beifallslüstern als stolz war, machte ihn jeder starke Widerspruch irre. Wenn ihn von Zeit zu Zeit das Gelüst anwandelte, durch Paradoxien die öffentliche Meinung zu reizen, wenn er sich in der Hitze weit von der Heerstraße verirrte, so wurde er schnell wieder dahin zurückgetrieben, wenn er fühlte, daß ein starker Wind ihm entgegenwehe. So ist er in seinen Ansichten, Meinungen, Hoffnungen und Wünschen jeden Augenblick ein Andrer.

Die Coterie des sogenannten jungen Deutschland war durch persönliche Eitelkeit längst gelöst. Geschmeichelt von der Führerrolle, die ihm zuerkannt war, hatte Heine noch einen Augenblick versucht, die Schule zusammenzuhalten und ihre Tendenzen dem Bundesverdict gegenüber zu vertreten. Vergleicht man das Schreiben, das er zu diesem Zweck an die hohe Bundesversammlung richtete, mit den gleichzeitigen Aeußerungen gegen Campe, so hat man ihn völlig in der Rolle des Reinecke. Er hat Rollen gespielt, die minder ergötzlich sind. Heine-Reineke vor der hohen Bundesversammlung ist immerhin ein Bild, das eines Kaulbachschen Pinsels würdig wäre. Heine hatte sein Schreiben durch ein französisches Blatt publiciren lassen und rechnete stark auf eine bundesamtliche Erwiderung. Als er diese Hoffnung endlich aufgeben mußte, machte er seinem getäuschten Herzen in dem „Hundegebet" Luft: „o Bund, du Hund — du bist nicht gesund — du bist vermaledeit — in Ewigkeit — vor deinem Biß behüte mich, mein Herr und Heiland Jesu Christ, Amen!" Womit er seine politischen Gedanken vorläufig abschloß, um sich auf „reine Phantasiearbeiten" zu legen. Börne war 12. Febr. 1837, 51 Jahr, in Paris gestorben. G. Büchner in denselben Tagen in Zürich. Die Andern lebten in Hader und Zwietracht oder suchten sich mit dem „Bestehenden" zu verständigen.

Viel tiefer als Gutzkows Satire griff der gleichzeitige „Münchhausen" in die allgemeine Bildung ein. Immermann hatte seit den

„Epigonen“ eine Stelle entdeckt, die von der allgemeinen Lüge und Ohnmacht noch nicht angegriffen war. So stellt er sein neues Gemälde aus zwei Bildern zusammen: der Wahnsinn und die Hohlheit des Zeitalters hat sich zu einer einzelnen Figur verdichtet, und ebenso der Rest der Naturkraft. Münchhausen ist die Incarnation des modernen Lügengeistes. An dem wirklichen Münchhausen erfreut uns die Unbefangenheit und Behaglichkeit, mit der die Heiligthümer der Welt zum Spiel herabgesetzt werden, und der unverwüstliche Humor, mit dem sie ihr eignes Nichts ertragen. Von diesem Behagen ist bei dem jüngern Münchhausen keine Spur. Er strengt sich zu den unerhörtesten Erfindungen an, aber diese sind so wenig komisch, wie es bloße Combinationen des Witzes überhaupt sein können. Er ist nicht unbefangen, seine Tollheit ist von einem nüchternen Unbehagen nicht nur begleitet, sondern unzertrennlich damit verbunden; die Einfälle werden zu breit ausgeführt und wiederholen sich. Münchhausen ist eine Abstraction und poetisch nicht darstellbar. Die andern häßlichen Personen, die weniger Ansprüche machen, sind ebenso trübselig und langweilig. Ihren Narrheiten fehlt der verklärende Sonnenglanz, in dem wir selber das Unsinnige mit Heiterkeit hinnehmen. Der nämliche Mangel an Humor und Plastik macht die satirischen Anspielungen auf gleichzeitige literarische und politische Erscheinungen ungenießbar, obgleich einzelne Einfälle vortrefflich sind. Die Satire ist nicht ohne Geist und Verstand, aber ohne Poesie, und das ist schlimmer. — Desto lobenswerther ist die andre Partie des Romans. Die Zeichnung des westfälischen Hofschulzen ist ein Meisterstück: er ist ein wirkliches, dichterisch ausgeführtes Ideal, nicht eine bloße Handzeichnung nach der Natur; in jedem Zug Leben und Bewegung, überall die gleiche Consistenz und Uebereinstimmung. Diese Verbindung von scharfem Verstand und wildem Aberglauben, von humoristischer Drolligkeit und von tragischer Energie, von gesundem Gefühl und von starrer Befangenheit in Vorurtheilen darf man dreist den größten Charakterbildern an die Seite stellen, die je ein deutscher Dichter erfunden hat.

Leider verfällt Immermann zum Schluß in seinen gewöhnlichen Fehler. Als die Illusion des Vehmgerichts durch die Einmischung der prosaischen Polizei aufgehoben wird, legt er seinem Helden Reflexionen über dies Institut in den Mund, die an sich sehr richtig und scharfsinnig sind, die aber dem Charakter widersprechen. Ein Mann, der so klar und verständig über die historische Bedeutung und das Wesen dieser unter mystischen Formeln nur schwach versteckten Selbstregierung des Volks reflectirt, kann nicht in mystische Formeln so bis zum Fana-

tismus aufgehn, wie wir es von dem Hofschulzen hören müssen. Seine innere Wiedergeburt giebt dem Gedicht einen artigen Abschluß, aber sie ist gegen Wahrheit und Natur.

Später hat man den Oberhof mit prachtvollen Holzschnitten von Vautier von dem Münchhausen abgelöst, was seine zwei Seiten hat. Durch den Contrast hat das schöne Bild eine hellere Beleuchtung gewonnen; es erquickt uns, wie den Durstenden in der Wüste eine plötzlich hervorsprudelnde Quelle auf grüner Oase, wenn wir aus der Wüste der Münchhausenschen Witzeleien in diesen üppigen Naturwuchs übergehn. Das Idyll bedarf überhaupt eines Gegensatzes, um mit der richtigen Empfindung aufgenommen zu werden, wenn dieser Gegensatz auch nur in dem Bewußtsein des Lesers liegt. Auf der andern Seite werden wir durch die Beziehungen zu der Münchhausenschen Welt in unsrer Andacht gestört. Das hübsche Mädchen in dem Hause des Hofschulzen, an dem wir Anfangs so warmes Interesse nehmen, verwandelt sich in ein Gespenst, wenn es sich als die Tochter Münchhausens und des Fräuleins von Schnickschnackschnurr herausstellt, und wir werden diesen gespenstigen Eindruck nicht los, auch wenn wir uns den Wink von der lieblichen Wunderblume, die aus dem Schutthaufen aufwächst, gesagt sein lassen. Ein Menschenbild ist eben etwas andres wie eine Blume.

Mit dem Oberhof eröffnete **Immermann** die Reaction der naturwüchsigen Volkspoesie gegen die jungdeutsche Blasirtheit. Das Idyll hat nach dieser Richtung hin ebenso Epoche gemacht, wie die Epigonen nach der Richtung des modernen Zeitromans. Zwar war „der Bauernspiegel oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf" schon zwei Jahr früher erschienen, aber es dauerte länger, eh er bei uns bekannt wurde; erst die „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" brachen sich gleichzeitig mit dem Münchhausen, ihrer meisterhaften Charakteristik wegen auch in Deutschland Bahn. Der Verfasser Albert Bitzius, 41 Jahr, war Pastor in Lützelflüh bei Bern, aus einem alten patricischen Pfarrergeschlecht, seit früher Jugend an Bewirthschaftung des Feldes gewöhnt. Er hatte ein Jahr in Göttingen studirt; zu den Lieblingsschriftstellern seiner Jugend gehörten Jean Paul, Herder und Schleiermacher. Er trat zeitig in seine Berufspflichten, aber zugleich fühlte er in sich einen gewaltigen Thätigkeitstrieb, der in den gewöhnlichen Amtsgeschäften sich nicht befriedigte. „Hätte ich alle zwei Tage einen Ritt thun können, ich hätte nie geschrieben. In mir wogte ein wildes Leben, von dem Niemand Ahnung hatte; und wenn einige Aeußerungen sich losrangen,

so nahm man sie als freche Worte. Dieses Leben mußte sich entweder aufzehren oder losbrechen auf irgend eine Weise. Mein Schreiben war ein wildes Umsichschlagen nach allen Seiten hin, woher der Druck gekommen, um freien Platz zu erhalten."

Fast in jeder seiner zahlreichen Schriften — und das darf man bei dem Urtheil nicht aus den Augen lassen — hat Gotthelf einen practischen Zweck. Bald mit Humor, bald mit bitterm Ernst wie Justus Möser, an den er überhaupt sehr erinnert, hebt er einen bestimmten Schaden des Gemeinwesens hervor, um an seiner Abhülfe zu arbeiten: so das Wirthshausleben mit seiner Kannegießerei, den liederlichen Communismus der Gesellenvereine, die Verkehrtheit in der Armenpflege, die falsche Polizeiverwaltung bei eintretender Wassersnoth. Mit Behagen verbreitet er sich über die Details nützlicher Thätigkeit, z. B. die Einrichtung einer Käserei. Am eifrigsten hatte er sich in seiner amtlichen Stellung mit der Inspection der Schulen beschäftigt, die in der Schweiz sehr im Argen lagen. Wie prachtvoll stechen seine „Leiden eines Schulmeisters" gegen die Geständnisse Jung-Stillings ab, die ein halbes Jahrhundert früher erschienen waren! Ein armer Schulmeister, ein schwacher Charakter wie Stilling, ebenso eingebildet aber weniger mystisch, erzählt seine Lebensgeschichte, wie er aus einem verwahrlosten armen Weberjungen zum Schulmeister geworden. Er erzählt die Schwankungen seines frühern Lebens, dann seinen Kampf mit bittrer Noth, seine Hoffnungen, Enttäuschungen und Leiden. Er stellt die Armseligkeit in ihrer ganzen, realen Größe dar, er verschweigt und verkleinert nichts, er bringt nichts hinzu, um das Bild gegen das Zeugniß der Wirklichkeit weniger düster zu machen. Aber er hütet sich, bei dem durch die neue Zeit und deren Verheißungen gewaltig aufgeregten Lehrerstande ungemessene Hoffnungen zu erwecken. Er warnt nachdrücklich vor der Illusion, daß das Gute und Bessere in der Welt einzig vom Staat, durch Gesetze und Zusicherungen von oben herab, ohne eigne Anstrengung und muthigen Kampf geschaffen werden könne. Er lehrt die Gedrückten Maß halten im Erwarten und Hoffen, damit sie auch Maß halten im Verzagen und Verzweifeln. — Ein späterer Roman, „Uli der Knecht," zeigt in einem großen lebenswarmen Bild das Leben des Landmanns, besonders die Verhältnisse zwischen Grundbesitzer und Arbeiter, Meister und Knecht. Bitzius lebte in einer Gegend, wo der große Grundbesitz das Herrschende war, dem die andern Theile der Gesellschaft gleichsam hierarchisch eingefügt waren. Die großen ungetheilten Höfe mit ihren Gerechtsamen und ihrer ausgebildeten Oekonomie waren das Bild einer Welt im Kleinen,

in welcher es Stufen und Rangordnungen giebt, wie in der großen Gesellschaft, die sich bald freundlich unterstützen, bald feindlich gegenüberstehn. Bitzius konnte die Wunschhütlein nicht leiden, wodurch viele Schriftsteller ihre Helden glücklich zu machen pflegen; er hielt diese Art von Schriftstellerei für verderblich, weil sie die Leute faul und träge macht. Sein Zweck war, die eigne Kraft zu wecken, und den Leuten ihre Pflicht und ihr Tagewerk nicht allzu leicht zu machen. Wie der Schulmeister ist Uli ein Alltagscharakter von sehr unsicherem Urtheil, und von einer Bornirtheit und Wankelmüthigkeit, die uns oft ungeduldig macht, und gleichwohl erzwingt seine schlichte und ausharrende Treue endlich unsre Achtung.

Gotthelf besaß die Eigenschaften, die ihm die Herzen des Volkes aufschlossen: das freie uneigennützige Wohlwollen und die aus diesem Wohlwollen hervorgehende Geduld, Jeden anzuhören und eines Jeden Angelegenheit, wie geringfügig sie war, momentan zu der seinigen zu machen. Als ihm einst ein Amtsbruder über langweilige Audienzen klagte, antwortete er ihm, gerade das seien seine glücklichsten Stunden, man müsse nur so ein Mütterchen recht sich ausreden lassen, dann schließe es sein ganzes Herz auf. Wenn er zwei oder drei Mal in einem Hause war, so hatte er die ganze Hausordnung bis ins Kuchigenterli und die sämmtlichen Familienverhältnisse bis in den hintersten Winkel weg. Auf diese Art erwarb er sich die gründliche Kenntniß des Volkslebens, wie sie vor ihm kein Volksschriftsteller hatte. Den Maßstab künstlerischer Composition muß man an seine Werke nicht legen; seine Geschichten unterscheiden sich in ihrer Formlosigkeit von Jean Pauls nur durch die kleinere Anzahl der Personen; einen ganzen Roman von ihm durchzulesen, macht einige Mühe. Dazu kommt die Schwierigkeit der Sprache. Jakob Grimm schreibt: „Von jeher sind aus der Schweiz wirksame Bücher hervorgegangen, denen ein Theil ihres Reizes schwände, wenn die leisere oder stärkere Zuthat aus der heimischen Sprache fehlte. Einem Schriftsteller, bei dem sie entschieden vorwaltet, Jeremias Gotthelf, kommen an Sprachgewalt und Ausdruck heute wenig andre gleich." Der schweizer Dialekt sieht in einzelnen Redensarten auch für uns anmuthig und originell genug aus, aber auf die Länge ermüdet er, und wenn Gotthelf sich hochdeutsch ausdrücken will, wird er zuweilen ganz gegen seine Natur schwülstig und manierirt.

Gotthelf hat ein schönes Auge für die menschliche Natur auch in ihren Widersprüchen; seine Grundsätze sind streng, seine Liebe weit. Sein Horizont ist eng umgrenzt, wie die Thäler, in denen er predigt,

aber in diesem kleinen Kreise leuchtet ein heller und warmer Sonnenschein. Er hat nicht nöthig, sich seine Charaktere auszuklügeln, sie nach allen Seiten hin zu durchforschen und sich jeden Augenblick zu fragen, wie sie in dem bestimmten Fall sich benehmen müssen, um ihrer Anlage getreu zu bleiben; sie gehn ihm unmittelbar in ihrer Totalität auf, und er kann sich unbefangen seiner Einbildungskraft überlassen, sie wird nie vom rechten Weg abirren. Was sind das für köstliche Figuren, denen wir in dieser engen, nicht gemüthlichen, aber tüchtigen Welt begegnen! Bursche, die, wenn sie in der Leidenschaft etwas recht Schlechtes gethan haben, aus versetzter Scham den ersten Besten prügeln, den sie nicht leiden können, die Händel anfangen wie Mercutio, wo sie es am wenigsten nöthig hätten, die hochmüthig mit dem Geld in ihren Taschen klimpern, tyrannisiren, was von ihnen abhängig ist, und denen dabei doch das Herz auf dem rechten Fleck sitzt, und die sich, wenn der Augenblick kommt, unfehlbar bewähren werden. Keine Engel, keine Teufel, aber Menschen vom aller realsten Fleisch und Blut, mit denen sich leben läßt und über die man sich freuen kann. Es ist eine Freude, zu verfolgen, wie der ausgeprägte, beinahe spitzbübische Egoismus, die knöcherne bäuerische Convenienz, wie Rohheit und Trotz, mit andern Worten, wie eine kräftige harte Natur auch in ihren Auswüchsen in keiner Weise unverträglich ist mit den schönen warmen Empfindungen der Liebe, mit der Aufopferung eines rechtschaffenen Herzens.

Gotthelf hat ein ebenso scharfes als mildes Auge für alle menschlichen Schwächen, seine kernhafte Natur ist des leidenschaftlichsten Zornes fähig, aber ihre Grundlage ist jene unbefangene und mitunter ausgelassene Heiterkeit, die auch mit dem Heiligsten humoristisch umzugehn weiß, in dem sichern Bewußtsein, sein Wesen dadurch nicht zu verletzen. Man lese aus dem „Bauernspiegel" folgende Beschreibung einer Einsegnung. „Endlich nahte die Zeit, wo ich der langweiligen Unterweisung zu entrinnen hoffte. Es entstand ein neues Leben in und unter uns. Jedes beschäftigte sich bei sich selbst mit dem Gedanken, was ihm wohl Eltern oder Meisterleute für Kleider anschaffen würden. Die, welche eignes Geld hatten, rechneten nach, fragten verblümt dies und jenes, um ausfindig zu machen, wie weit es wohl reichen würde. Wessen das Herz voll ist, deß läuft der Mund über; unsre Hoffnungen, unsre Kümmernisse, unsre Wünsche, unsre Erwartungen theilten wir einander mit, und theilten sie auch mit in unserm sogenannten Unterricht. Die, welche an der Reihe zu antworten waren, schwitzten fast Blut, weil sie alle Augenblicke aufzupassen vergaßen, indem ihnen etwas vom Schneider oder der

Näherin, von einem Hut oder einem Kuttli durch den Sinn fuhr und sich in demselben einnisten wollte. . . . So kam der Tag der Erlaubniß, an welchem wir noch in unsern alten Kleidern aufzogen, heran. Wir zitterten und bebten, denn wer an diesem Tage noch eine Antwort fehlte, erhielt die Erlaubniß nicht; doch ging alles recht gut, wir schlüpften durch, und wie viele Centner Steine fiel es mir vom Herzen, es schien mir fast, als hätte ich Federn bekommen, so leicht ward mir. Der Pfarrer sprach nun seine gewohnte Rede, in welcher die Hölle neben dem Himmel und die Teufel neben den Engeln gar gewaltig aufmarschirten; die einen ließ er selig singen, die andern brennend heulen und zähneklappern. Und er redete lauter und immer lauter, bis ein Mädchen ein Nastuch nahm und schluchzte, da nahmen alle Mädchen nach einander die Nastücher und schluchzten, und die Weiber thaten ebenso, und auch lauter und immer lauter, und die Thränen rannen häufiger und die Herzen pochten heftiger und der Pfarrer donnerte mächtiger, selbst der Himmel wurde graulich, die Hölle immer furchtbarlicher, das Zittern und Beben immer gewaltiger, das jüngste Gericht kam näher, immer näher, Zittern und Beben erfüllte die Glieder, von dem jüngsten Gericht glaubte sich alles verschlungen — da pickte des Pfarrers Uhr die bestimmte Minute. Es schwieg der Pfarrer, es verrannen die Bilder, es trockneten die Thränen, es verhallte das Schluchzen, und der Pfarrer nahm eine Prise Tabak mit Zufriedenheit, und die Weiber boten einander ihre Schnupfdrücken mit Behaglichkeit, und sprachen: das war doch schön, der kann's!"

Gotthelf selber, wie er hinter seinen Schöpfungen schelmisch hervorlauscht, ist eine jener ursprünglichen Naturen, hart, rauh, eckig, nichts weniger als empfindsam; am allerwenigsten darf man philosophische Consequenz bei ihm suchen. Als tüchtiger Pastor, der seine Angelegenheiten auf Erden zu seinem Frommen und zum Wohl seiner Mitmenschen zu besorgen versteht, inmitten zäher, halsstarriger, eigennütziger kerngesunder Bauern, denen man derb entgegentreten muß, wenn man sie leiten will, ist er ein Todfeind alles Radicalismus; er grübelt nicht viel darüber nach, wie es im Himmel aussieht, er zerfließt nicht in Thränen der Reue, aber es wurmt ihn, wenn so ein Lump von Schulmeister von Heut und Gestern über seinen Herrgott die Nase rümpfen will, der es nun schon seit so vielen Jahrhunderten mit den Eidgenossen so wohl gemeint hat. Er schüttelt den Kopf über den Atheismus dieser Zeit, der nicht mehr an den Teufel glaubt, aber er würde jeden leibhaftigen Teufel, der ihm zu begegnen wagt, augenblicklich mit der Heugabel an

die Identität des Geistes und des Fleisches zu erinnern wissen. Der Glaube, auf den er dringt, ist ein bescheidener und wirksamer; er soll sich stets verkünden durch das Leben, durch die stete innere Umgestaltung desselben, durch Treue, Muth, Geduld und Kraft, die dem Bösen widerstreitet und den Wechsel der Tage zu ertragen weiß. „Wie fromm er war," sagt er von einem alten Pfarrer, „wußte Gott, die Menschen hätten es ihm nicht angesehn." „Der Glaube, den ich habe, ist nicht der Glaube jener Secte, die den Tisch deckte, sich daran setzte, betete, in der Meinung, der liebe Gott werde das Essen in schönen Schüsseln wohlgekocht auf den Tisch fallen lassen, sondern mein Glaube ist der, daß Gott nichts thut, wozu er mir die Kräfte gegeben hat, daß ich diese Kräfte anzustrengen habe nach Vermögen und Gewissen, und zwar ohne Gewißheit haben zu wollen, ob ich das Erstrebte damit ausrichte oder nicht, sondern in aller Demuth Gott das Gedeihen überlassend. Der Mensch soll säen, aber in Gottes Hand steht die Ernte. Ueber das, was ich thue, bin ich verantwortlich; was ich wirke, waltet Gott. Wo der Mensch das Gute will, soll er handeln, den Erfolg aber Gott überlassen. Das Christenthum enthält durchaus kein Element, das die natürliche Trägheit der Menschen begünstigt, sondern gerade die stärksten Reizmittel, alle Kräfte in Thätigkeit zu setzen."

Ein tüchtiges, reines Herz, welches das Bild seines Glaubens und Hoffens in den historischen Gott verlegt, steht höher als die Weltschmerz-Narren, die nur darum keinen Gott fühlen, weil sie in ihrer Zerfahrenheit unfähig sind, sich überhaupt einen bestimmten Charakter zu denken, weil ihr ganzer Gedankenkreis aus Reminiscenzen zusammengesetzt ist, und weil sich ihnen jede neue Anschauung in Reminiscenzen und Abstractionen auflöst. Aber wenn Gotthelf mit der Salbung eines Mannes, der auf der Kanzel an keinen Widerspruch gewöhnt ist, uns über Philosophie belehren will, so müssen wir ihm zurufen: davon verstehst du nichts! Dein Christenthum freilich ist die Religion der Demuth, die wohl einsieht, daß der einzelne Mensch nicht der Mittelpunkt des Universums sein kann, daß er mit seinen Schmerzen, mit seinen getäuschten Wünschen, Hoffnungen und Idealen sich bescheiden muß durch den Gedanken der allgemeinen Nothwendigkeit und seiner individuellen Beschränktheit; daß auch der edelste, tugendhafteste Wille irren kann, und daß er sich nicht vermessen darf, in voreiliger Selbstgerechtigkeit an das Scheitern seiner Ideen den Untergang der Welt und aller Sittlichkeit zu knüpfen; — die Religion des Glaubens, daß das Gute wirklich ist und sich beständig verwirklichen muß, auch wenn der Einzelne zu Grunde

geht; — die Religion der Liebe, die mit zuversichtlicher Freudigkeit in die Welt blickt, die aber ihre Freude nur dann vollkommen erachtet, wenn sie getheilt wird, und die daher in hingebender Thätigkeit, soweit sie es kann, die Freude und das Wohl Andrer vermehrt. Aber was sich dir gegenüber als specifisches Christenthum breit macht, trägt in der Regel gerade den entgegengesetzten Charakter. Es zeigt nicht Demuth, sondern jenes pharisäische Selbstbewußtsein, welches die Welt verachtet, und wenn es sich scheinbar vor Gott demüthigt, so geschieht es mit dem geheimen Uebermuth eines Lakaien, der in dem Glanz seiner Livree geringschätzig auf den freien Bauer herabblickt. Es zeigt nicht Glauben, sondern vermessene Trostlosigkeit; es rechtet mit dem Lauf der Welt mit ebenso bittrer Eitelkeit, als der jungdeutsche Weltschmerz, und unterscheidet sich von demselben nur dadurch, daß es die trübe Empfindung dieses Jammerthals durch die Aussicht auf ein Jenseits, wo die Gottseligen unendliche Wonne genießen und die Gottlosen unendliche Qualen erdulden werden, einigermaßen versüßt. Diese tröstliche Aussicht ist nicht geeignet, eine kleine Seele zu veredeln. Es zeigt endlich nicht Liebe, sondern Haß, offnen Haß gegen alle, die seinen Glauben nicht theilen, und geheimen Haß gegen alle, die im Glauben mit ihm rivalisiren.

Anscheinend läßt sich kein schärferer Contrast denken, als zwischen jener materiellen Auffassung des Christenthums und der kritischen, wie Strauß sie angebahnt. Und doch haben sie Eins gemeinsam: das Streben nach Realität; den Drang, aus der Abstraction zum wirklichen Leben des Christenthums durchzudringen.

3.

Neue historische Anschauungen.

1835—1838.

„Mit der Orthodoxie war man, Gott sei Dank! ziemlich zu Rande; man hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eins jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? man reißt diese Scheidewand nieder und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen." — Was hätte Lessing

gesagt, wenn er in unsern Zeiten gelebt hätte! Der alte Rationalismus, der Abklatsch der Wolffschen Philosophie, war doch sehr bescheiden im Vergleich zu dem „vernünftigen" Christenthum, welches in den dreißiger Jahren von den philosophischen und theologischen Kathedern vorgetragen wurde. Das Glaubensbekenntniß des alten Rationalismus ließ sich zur Noth auf ein paar Seiten zusammenfassen; die „wissenschaftliche" Theologie der neuen Zeit umfaßte ganze Bände und war nicht abgeneigt, neben der augsburgischen Confession auch den heidelberger Katechismus und allenfalls die Beschlüsse des tridentiner Concils als „aufgehobene Momente" in das Inventarium der reinen Vernunft aufzunehmen. An Opposition fehlte es nicht: die empirische Wissenschaft, wie die Theologie knirschte mit den Zähnen, wenn man ihnen die Worte im Munde verdrehte; aber immer weiter wurde der Kreis der Eingeweihten, immer stärker auch bei den draußen Stehenden die heimliche Neigung, in diesen Kreis aufgenommen zu werden.

Die Realisten athmeten auf, als durch eine unwiderlegliche Thatsache erwiesen wurde, Hegelsche Philosophie und Christenthum sei nicht identisch. Diese Thatsache war das „Leben Jesu" von David Strauß. Der Verfasser (27 Jahr) war Privatdocent der Theologie in Tübingen. Seine philosophische Bildung gehörte der Hegelschen Schule an, unter Schleiermacher hatte er biblische Kritik studirt. Als Aufgabe seines Werks betrachtete er, alle bisherigen kritischen Forschungen zu sammeln, zu sichten und auf einen Grundgedanken zurückzuführen. Er nimmt der Reihe nach jede einzelne Geschichte aus dem Leben Jesu durch, zeigt die Widersprüche der einzelnen Berichterstatter, die Widersprüche gegen das Gesetz der Natur, und weist nach, daß wir nirgends sichern historischen Boden gewinnen. Die Methode seines Verfahrens ist der Methode der Wolfenbüttler Fragmente sehr ähnlich, aber gegen die Heftigkeit der letztern sticht der ruhige würdevolle Ton vortheilhaft ab, und wenn Reimarus die Evangelisten absichtlicher Täuschung beschuldigt, so kommt Strauß zu einem ganz andern Ergebniß. Zwar ist seine Auffassung eben sowohl der supranaturalistischen entgegengesetzt, welche die Wunder der evangelischen Geschichte stehen läßt, als der rationalistischen, welche nach Ausmerzung der Wunder den Rest für geschichtlich ausgiebt: aber er findet in den Evangelien allerdings etwas Positives. Nicht das Leben Jesu lernen wir aus ihnen, wohl aber die Vorstellung der christlichen Gemeinde vom Leben Jesu; nicht der heilige Geist hat die Evangelien geschaffen, aber auch nicht die Willkür der einzelnen Schriftsteller, sondern in ihnen hat die mythenbildende Substanz des Christenthums ihren Aus-

druck gefunden. Die Weissagungen der alten Propheten und die Vorstellungen vom kommenden Messias zur Zeit Jesu haben diese Mythen hervorgebracht, die in der Weise, wie es Otfried Müller von den dorischen Tempeltraditionen berichtet, in der christlichen Gemeinde heilig aufbewahrt und von Mund zu Mund fortgepflanzt wurden; das Bild des wirklichen Messias wurde durch die Züge des gehofften und geweissagten Messias ausgeschmückt. — Der Begriff des Mythus war schon früher zur Erklärung der Evangelien benutzt, aber fast nur für die Kindheit und das Ende Jesu, so daß man „durch das Prachtthor der Mythe in die evangelische Geschichte hinein und durch ein ähnliches wieder hinausfuhr, für das Dazwischenliegende aber mit den krummen und mühseligen Pfaden der natürlichen Erklärung sich begnügte." Strauß fand im Gegentheil für nöthig, jeden einzelnen Punkt in der Geschichte Jesu darauf anzusehn, ob er nicht etwas Mythisches in sich habe. Die historische Existenz Jesu selbst wurde nicht angefochten, aber was man von ihm wirklich wissen konnte, schrumpfte auf ein unendlich Kleines zusammen.

So war nun, was F. A. Wolff, Niebuhr, Creuzer, Görres, Otfried Müller und die beiden Grimm so glänzend auf die profane Geschichte und Literatur angewendet hatten, auf die biblische Kritik übertragen. Eben noch hatte J. Grimm den Begriff des Mythus auch auf die Thierfabel ausgedehnt, die sich in ununterbrochener Ueberlieferung von der Heidenzeit bis zum Reineke fortgepflanzt haben sollte. Bei allen diesen Männern hat der Begriff des Mythus etwas Mystisches, und so wie die germanistische Schule dem instinctartig schaffenden Volksgeist im historischen Liede einen größern Werth beimaß, als der Treue nüchterner Chronisten, so war auch Strauß keineswegs gemeint, den Evangelien ihre Würde zu nehmen, indem er sie aus der Reihe der Chroniken strich. Spätere Gegner hatten nicht ganz Unrecht, die „mythenbildende Substanz" das letzte Bollwerk zu nennen, hinter welches der heilige Geist mit seiner Inspiration sich verstecke.

Strauß selber versicherte, der Kern des Christenthums solle durch seine Kritik nicht angetastet werden, und fügte dem zweiten Band seines Werks eine dogmengeschichtliche Schlußabhandlung bei, worin er die bisherigen speculativen Versuche, aus der Wahrheit des Begriffs die Wahrheit der evangelischen Geschichte zu erweisen, beleuchtete und, mit einem letzten Wort diese Versuche zu berichtigen und den echten Inhalt des Christenthums wiederherzustellen, unternahm.

Die Idee des Christenthums und folglich nach seiner Auffassung der innere Trieb des Mythus ist für Strauß die Menschwerdung Gottes

d. h. die Wahrheit, daß Gott Mensch, der Mensch göttlichen Geschlechts. Als Vernunftsidee hatte diese Einheit der göttlichen und menschlichen Natur Kant bereits nachgewiesen; ihm hatte Hegel entgegnet: ist der Mensch einmal reif für diese Wahrheit, so muß sie, da die Religion die Form der Wahrheit für das gemeine Bewußtsein ist, auch als sinnliche Gewißheit erscheinen d. h. es muß einmal ein menschliches Individuum auftreten, welches als der gegenwärtige Gott gewußt wird. Gewiß, sagt Strauß: der religiöse Geist war in seinem Recht, sich den Menschen in seiner Reinheit als individuelle Erscheinung gegenständlich zu machen und vor diesem Bilde des Menschensohns den Cult des religiösen Genius aufzurichten. Aber, setzt er hinzu, die verschiedenen Prädicate, welche die Kirche Christus beilegt, können in einem einzelnen historischen Individuum nicht zusammen gedacht werden. „Es ist nicht die Art, wie die Idee sich realisirt, in ein Exemplar ihre Fülle auszuschütten und gegen alle andern zu geizen, sondern in einer Mannigfaltigkeit von Exemplaren, die sich gegenseitig ergänzen, liebt sie ihren Reichthum auszubreiten. — Die Menschheit ist die Vereinigung der beiden Naturen, der menschgewordene Gott, der zur Endlichkeit entäußerte unendliche und der seiner Unendlichkeit sich erinnernde endliche Geist; sie ist das Kind der sichtbaren Mutter und des unsichtbaren Vaters, des Geistes und der Natur; sie ist der Wunderthäter, sofern im Verlauf der Menschengeschichte der Geist sich immer vollständiger der Natur bemächtigt und sie zum machtlosen Material seiner Thätigkeit herabsetzt; sie ist der Unsündliche, sofern der Gang ihrer Entwickelung ein tadelloser ist, die Verunreinigung immer nur am Individuum klebt, in der Gattung aber und ihrer Geschichte aufgehoben ist; sie ist der Sterbende, Auferstehende und gen Himmel Fahrende, sofern ihr aus der Negation ihrer Natürlichkeit immer höheres geistiges Leben hervorgeht. Durch den Glauben an diesen Christus, namentlich an seinen Tod und seine Auferstehung, wird der Mensch vor Gott gerecht, d. h. durch die Belebung der Idee der Menschheit in sich, namentlich nach dem Moment, daß die Negation der Natürlichkeit der einzige Weg zum wahren geistigen Leben für den Menschen sei, wird auch der Einzelne des gottmenschlichen Lebens der Gattung theilhaftig."

„Dies allein ist der absolute Inhalt der Geschichte Jesu. Daß derselbe an die Person und Geschichte eines Einzelnen geknüpft erscheint, hat nur den subjektiven Grund, daß dieses Individuum durch seine Persönlichkeit und seine Schicksale Anlaß wurde, jenen Inhalt in das allgemeine Bewußtsein zu erheben, und daß die Geistesstufe der alten Welt,

und des Volks zu jeder Zeit, die Idee der Menschheit nur in der concreten Figur eines Individuums anzuschauen vermag." — „Wie der Gott des Plato auf die Ideen hinschauend die Welt bildete, so hat der Gemeinde, indem sie, veranlaßt durch die Person und Schicksale Jesu, das Bild ihres Christus entwarf, unbewußt die Idee der Menschheit in ihrem Verhältniß zur Gottheit vorgeschwebt."

Kaum war der erste Band erschienen, so verfügte die kirchliche Behörde die Absetzung des Verfassers. Offenbar wurde Strauß überrascht, er hatte so etwas nicht erwartet; ebensowenig den Lärm, den sein Buch aller Orten hervorrief. Er konnte sich wohl mit einigem Selbstgefühl sagen, daß er etwas Tüchtiges geleistet habe, aber des Welterschütternden in seinem Buche war er sich nicht bewußt gewesen. Hatte die kirchliche Behörde Grund zum Einschreiten? Strauß bekleidete die Stelle eines theologischen Repetenten am Stift zu Tübingen, er hatte das Amt, künftige Prediger und sonstige Lehrer vorzubereiten: daß es bedenklich war, dies Amt in den Händen eines Mannes zu lassen, dessen Ueberzeugung nicht blos von den überlieferten Ansichten diametral abwich, sondern der auch durch das Aussprechen dieser Ueberzeugung großen Anstoß erregt hatte, kann man der Kirchenbehörde nicht bestreiten. Ob es zweckmäßig war, durch die Eile in diesem Vorgehen wiederum Anstoß zu erregen, ist eine andre Frage. Unter dem Eindruck des erregten Zeitmomentes wird es wenigstens erklärlich. Man schrieb das Jahr 1835 und Strauß wurde ohne weiteres mit zum jungen Deutschland gerechnet. Eine eigentliche Verfolgung war indeß nicht beabsichtigt; wiederholt wurden ihm Lehrstellen auf philosophischem Gebiet in Aussicht gestellt. Aber Strauß lehnte ab, er wollte Theolog bleiben. So gingen ihm vier Jahre in wiederholten Versuchen hin, wiederum in ein theologisches Amt eingesetzt zu werden.

Die Bedeutung des Werks zeigt sich nicht allein in den vier starken Auflagen, die in kürzester Frist einander folgten, sondern vorzüglich in der unendlichen Literatur, die es hervorrief. Fast jeder berühmte oder unberühmte Kirchenlehrer sah sich veranlaßt, über die neue Idee sein Gutachten abzugeben. Die Evangelische Kirchenzeitung erklärte das Werk für eine der erfreulichsten Erscheinungen auf dem Gebiet der neuen theologischen Literatur, als den vollen und unzweideutigen Ausdruck des bis dahin nur unvollkommenen und unreifen Unglaubens. Die Hegelsche Philosophie habe in Strauß einen Triumph gefeiert, ähnlich dem Satans, als er in Judas fuhr. Strauß habe das Herz des Leviathan, das so hart ist, wie ein Stein und so fest, wie ein Stück

vom untersten Mühlstein: wenn er nicht ausdrücklich des Heiligen spotte, so schwebe ihm doch immer der Spott auf den Lippen; er taste mit Ruhe und Kaltblütigkeit den Gesalbten des Herrn an, und seinen Augen entquelle nicht einmal die Thräne der Wehmuth.

„Ja", erwiderte Strauß mit ernstem Selbstgefühl, „ich hasse und verachte jenes andächtige, zerknirschte und angstvolle Reden in wissenschaftlichen Untersuchungen, welches auf jedem Schritt sich und den Leser mit dem Verlust der Seligkeit bedroht. In wissenschaftlichen Dingen verhält der Geist sich frei, soll also auch freimüthig das Haupt erheben, nicht knechtisch es senken. Der Ausdruck heilig ist in wissenschaftlichen Dingen ein Ueberfluß, das Höchste für die Wissenschaft ist objectiv Wahrheit und subjectiv Wahrheitsliebe. Jene ist ihr Heiliges, diese die heilige Behandlung des Heiligen." Mit besonderer Herbigkeit besprach Strauß die Versuche der vermittelnden Theologie, das Wunder durch den Begriff eines durch die Allmacht beschleunigten Naturprocesses zu retten.

Strauß hatte Recht, im Bewußtsein seiner ernsten wissenschaftlichen Haltung die Vorwürfe der Zeloten zurückzuweisen. Aber das eigentliche Interesse seines Werks war doch nicht das streng wissenschaftliche, historische; er blieb Theolog; die wissenschaftliche Untersuchung war ihm nur Mittel, die trüben Vorstellungen zu verbannen, welche in Fragen des Christenthums Gebildete und Ungebildete gefangen hielten. Er selbst sagt später: „Wer über die Herrscher von Ninive oder die ägyptischen Pharaonen schreibt, der mag dabei ein rein historisches Interesse haben; das Christenthum dagegen ist eine so lebendige Macht und die Frage, wie es bei seiner Entstehung zugegangen, schließt so eingreifende Consequenzen für die unmittelbare Gegenwart in sich, daß der Forscher ein Stumpfsinniger sein müßte, um bei der Entscheidung jener Frage eben nur historisch interessirt zu sein." Die Hauptsache ist, die Menschheit von dem alten Wahn zu befreien; die kritische Untersuchung des Einzelnen hat nur ein secundäres Interesse. „Das läßt sich unabhängig von diesen Fragen erkennen, wie wir uns die evangelische Geschichte nicht vorzustellen haben; so viel können wir unsern Evangelien bald absehn, daß weder alle noch ein einzelnes unter ihnen die zwingende historische Glaubwürdigkeit aufweisen, welche nöthig wäre, um unsre Vernunft bis zur Annahme des Wunders gefangen zu nehmen. Es ist in der Person und dem Werk Jesu nichts Uebernatürliches, nichts von der Art gewesen, das nun mit dem Bleigewicht einer blinden Glauben heischenden Autorität auf der Menschheit liegen bleiben müßte."

Sein älterer College in Tübingen, Chr. Baur, war mit diesem negativen Resultat keineswegs zufrieden. Strauß habe seine Zeit mit reiner offener Wahrheitsliebe ihres Nichtwissens überführt; wolle man zu positiven Ergebnissen gelangen, so müsse man mit der Kritik der einzelnen Schriften beginnen, jeden Schriftsteller nach seiner Individualität fragen, ihm das Geheimniß seiner Conception abzulauschen suchen, eben deshalb aber auch in den ganzen Zusammenhang der Zeitverhältnisse sich hineinstellen, aus welchen diese Schriften hervorgegangen seien. Erst so könne sich ein bestimmtes Urtheil darüber bilden, ob und inwieweit sie als geschichtliche Darstellungen zu betrachten seien, und ob nicht im entgegengesetzten Fall die Anschauungen ihres Zeitalters sich mit hinreichender Deutlichkeit in ihnen abspiegeln, um ihre Abfassungszeit zu bestimmen und sie als unmittelbare Quellen zur Erkenntniß ihrer Zeit zu benutzen.

Baur hatte nach Vollendung seines mythologischen Werks den Zusammenhang der jüdischen Religionsvorstellungen mit den ägyptischen und vorderasiatischen untersucht; er hatte 1831 in den Monographien über die Manichäer und Ebioniten bereits auf den Gegensatz von Judenchristen und Heidenchristen hingewiesen. 1835 schrieb er: „Die christliche Gnosis oder die christliche Religionsphilosophie in ihrer geschichtlichen Entwickelung", in welcher nicht blos die älteren Gnostiker, sondern auch J. Böhme, Schelling, Schleiermacher, Kant und Hegel besprochen wurden. Gegen Schleiermacher führte er aus, daß die Urbildlichkeit des Erlösers eine religionsphilosophische Idee, nicht eine geschichtlich erweisbare Thatsache sei; für das vollendete Gottesbewußtsein, für die Unsündlichkeit einer historischen Person könne es keinen empirischen Beweis geben; das Bild des Erlösers habe nur eine ideelle Bedeutung. Im Wesentlichen stellt er sich auf den Standpunkt Hegels, während er gegen die Rationalisten die altkirchliche Lehre von der Erbsünde und der Rechtfertigung vertheidigte, wie er denn überhaupt der strengern Rechtgläubigkeit vor der vermittelnden Theologie den Vorzug gab. — In der gleichzeitigen Schrift „über die sogenannten Pastoralbriefe" stellte er zuerst die Grundsätze der historischen Kritik fest.

Einen tiefen Blick in die spätere Geschichte des Christenthums giebt J. Grimms „deutsche Mythologie", 1835, eines der edelsten Erzeugnisse seines Geistes. — Um sich verständlich zu machen, mußte das Christenthum die alten deutschen Naturgötter in den Rang böser Geister herabdrücken, während das Volk seine Traditionen in das Gewand der christlichen Legende kleidete. Der Polytheismus kennt keine individuelle

Symbolisirung des Bösen, die Tiefe der dämonischen Welt geht erst auf, sobald eine neue Religion sich zu dem Naturleben des Glaubens in Gegensatz stellt. Der Aberglaube entspringt aus der Beibehaltung einzelner heidnischer Gebräuche und Ideen im Gegensatz zur herrschenden christlichen Lehre. Durch die heidnischen Vorstellungen, die dem Christenthum Widerstand leisten, zieht sich ein leiser Grundzug von Unbehagen und Trostlosigkeit, z. B. in den Elementargeistern, die trotz großer Begabung und Schönheit die Hoffnung der Seligkeit entbehren. Gebrandmarkt mit dem Fluch der Unseligkeit, muß der Gott Thor nächtlich mit dem wilden Heer über die Gipfel der Forste brausen, gefolgt von persischen und griechischen Göttergestalten, die das Christenthum, ohne es zu wollen, aus dem Orient nach Deutschland übertrug. Grimm zeigt den allmäligen Uebergang dieser phantastischen Sagen in das Gemüth des Volks, wo sie einen finstern, schrecklichen Charakter annahmen, ihre Ausbreitung zur Teufelslehre, ihren entsetzlichen Mißbrauch in den Hexenprocessen. Indem auf diese Weise die einzelnen Reste der Sage in ihre Bestandtheile zersetzt werden, taucht aus dem Nebel der spätern Ueberlieferung ein helles Bild des altdeutschen Cultus auf, wie er war, ehe ihn ein feindlicher Glaube ins Böse verkehrte. In der Anknüpfung der alten Götterbilder an starke sinnliche Eindrücke der Natur, sowie an lebhafte sittliche Empfindungen des Volks entwickelt Grimm einen Scharfsinn, gegen welchen der Witz, den Feuerbach in seiner spätern Analyse des Christenthums gezeigt hat, doch sehr kleinlich aussieht. — Das Christenthum war nicht volksmäßig, es kam aus der Fremde und wollte althergebrachte heimische Götter verdrängen, die das Land ehrte und liebte. Diese Götter und ihr Dienst gingen zusammen mit Ueberlieferungen, Verfassungen und Gebräuchen des Volks. Ihre Namen waren in der Landessprache entsprungen und alterthümlich geheiligt. Könige und Fürsten führten Namen und Abkunft auf Götter zurück; Wälder, Berge, Seen hatten durch ihre Nähe lebendige Weihe empfangen. Alledem sollte das Volk entsagen, und was sonst als Treue und Anhänglichkeit gepriesen wird, wurde von Verkündigern und Anhängern des neuen Glaubens als Sünde und Verbrechen dargestellt und verfolgt. Nicht blos die blutigen Opfer, auch die sinnliche lebensfrohe Seite des Heidenthums war ihnen ein Greuel. Für den verheißenen Himmel sollte der Mensch seine irdischen Freuden und die Erinnerung an seine Vorfahren hingeben. Obschon das untergehende Heidenthum von den Berichterstattern geflissentlich in Schatten gesetzt wird, bricht doch zuweilen rührende Klage über den Verlust der alten Götter oder ehrenwerther Widerstand

aus gegen die äußerlich aufgedrungene Neuerung. Die heilige Mythe, die früher der Priester an heiliger Stätte verkündet hatte, wurde nun im Kreise der Familie fortgepflanzt. Da alle Vorstellungen schwankten, nahm sie häufig ein fremdes Gewand an, wo irgend eine sinnliche Vermittelung aufzufinden war: aus dem netzwerfenden Thor wurde Sanct Petrus der Fischfänger, Freya verwandelte sich in die Jungfrau Maria, aus dem Kreise der Asen wurden die Apostel. Aber das Stoffliche blieb und wurde selbst in den Einzelheiten so getreu, als es die Sage überhaupt vermag, der spätern Zeit überliefert. Je weiter die Bildung sich vom Volk trennte, desto tiefer wurde der Mythus in die untern Schichten des Volks herabgedrückt. Herumziehende Handwerker, Schuster und Schneider, Vagabunden und Hanswürste traten an Stelle der alten Götter. So bildete sich das volksthümliche deutsche Märchen aus.

Grimms „Mythologie“ hat den durchgreifendsten Einfluß auf die gesammte Bildung der Zeit ausgeübt. Zunächst vertiefte sie den wissenschaftlichen Blick im Allgemeinen, wie außer Niebuhrs römischer Geschichte vielleicht kein andres Buch, sie machte Schule, sie regte eine ganze Reihe jüngerer Gelehrten an, Wanderungen ins Volksleben zu unternehmen, um in Sagen und Spinnstubengeschichten Spuren von den verschwundenen altdeutschen Göttern zu entdecken. Heine hat in seinen „Elementargeistern“ Fragmente aus diesem gelehrten Buch in anmuthigen Farben dem größern Publikum vorgewiesen.

Gleichzeitig mit der „Mythologie“ erschien der erste Band der „Geschichte der deutschen poetischen Nationalliteratur“. Der Verfasser, Gervinus aus Darmstadt, 30 Jahr, war Docent in Heidelberg, wo unter Schlossers Leitung der Geist seiner Studien die bleibende Richtung empfangen hatte; er wurde im folgenden Jahr Professor in Göttingen. Trotz der umfassendsten Vorstudien für eine Geschichte der ältern deutschen Literatur hatte sich an eine eigentliche Darstellung Niemand gewagt, weil der Stoff noch in Fluß zu sein schien. Man hatte sich auf Lehrbücher beschränkt, theils für Gelehrte, theils für Schüler; unter den letztern war das dankenswertheste das von Koberstein, 1827. Es gehörte Muth dazu, diese Bedenken zu überwinden, und Gervinus hatte Recht, seinen Entschluß als eine That aufzufassen.

„Dem Verdienst der Forschung selbst nachzutrachten, konnte neben dem Hauptzweck meiner Geschichte meine Absicht nicht sein. Ueberall galt mir eine alte, von Meistern und Kennern bestätigte Meinung mehr als eine neue eigne; und ich verzichte auf jedes andre Verdienst als auf das, was Horaz nennt: aus dem Allbekannten herauszugreifen und durch

Anordnung und Verbindung zu wirken. Zu einer Menge von Forschungen habe ich Winke gegeben; manche leere Stelle ist noch auszufüllen, die man nur finden konnte, indem man den Versuch machte, das Ganze zu behandeln." — Man kann sich nicht bescheidener ausdrücken. Wenn Gervinus, wie es nicht anders möglich war, sich auf die monographischen und allgemeinen Forschungen der großen Germanisten stützt, so steht er ihnen mit jener Freiheit gegenüber, die ein ungeheures Wissen und eine gründliche Methode giebt. Indem er die bisherigen Ansichten und Entdeckungen zuweilen etwas gewaltsam umwühlt, ergeben sich eine Reihe neuer und wichtiger Gesichtspunkte, die fast in allen Zweigen die Wissenschaft befruchtet haben. Wem, an die Werke Grimms gelegt, Gervinus' Gesichtspunkte von geringerer Tiefe erscheinen, der möge den hohen Werth erwägen, den der Meister selbst auf diese Darstellung des Jüngern legte. In manchen Punkten sah Gervinus bei seiner rationalistischen Bildung schärfer als Grimm, und einzelne philosophische Auseinandersetzungen, z. B. der Gegensatz zwischen der deutschen und griechischen, zwischen der deutschen und nordischen Geistesbildung sind neu, von überraschender Wahrheit und bleibend.

Ueber den Plan und die Anlage seines Werks läßt sich streiten; z. B. ob es zweckmäßig war, die prosaische Literatur von der poetischen, die in Deutschland lateinisch geschriebenen Bücher von den deutschen zu trennen, indeß hat zuletzt jeder Schriftsteller, namentlich wenn es sich um eine fast neue Wissenschaft handelt, das Recht, seinen Gegenstand nach eignem Ermessen abzugrenzen. — Schwerer fällt ein anderes Bedenken ins Gewicht. Gervinus tadelt die deutschen Historiker, sich mit ihren Forschungen auf die deutsche Vorzeit beschränkt, der Gegenwart zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet zu haben; für ihn ist die Gegenwart die Hauptsache, er findet in der hellenistischen Periode, in der Goethe und Schiller zusammen wirkten, nicht nur die höchste Blüte der deutschen Dichtung, sondern das höchste Ziel, das irgend eine moderne Nation erreicht hat. Für ihn ist die Herrschaft der Klostergeistlichen, der Ritter, der Zünfte und der Gelehrten über die Literatur nur eine Vorstufe zu dieser classischen Periode: er sagt es ausdrücklich, und man merkt es seiner Darstellung sehr an. Wo man aber die Gegenwart im Auge hat, ist man mit seinen Interessen betheiligt. Daraus, und nicht blos aus der Einwirkung Schlossers, erklärt sich die Lebhaftigkeit, mit der Gervinus trotz seines Versprechens, ganz historisch und objectiv zu sein, bei jeder Erscheinung mit seinem Urtheil bei der Hand ist. Es wäre der Mühe werth, zu untersuchen, ob für eine organische Darstellung der

deutschen Literatur des Mittelalters die Perspective auf unsre gegenwärtige Literatur, oder nicht vielmehr die Perspective auf die mittelalterliche Literatur der übrigen Nationen der richtige Augenpunkt ist?

Gervinus hatte die Absicht, eine künstlerische Composition, ein Nationalwerk zu schaffen. Das letztere ist ihm gelungen. Er hat die Masse des lesenden Publicums in seinen Bann gezwungen, und was sich an Kenntnissen und Ansichten in dieser Schicht vorfindet, beruht fast ausschließlich auf seinem Werk. Die Methode seiner Composition ist anfechtbar. Einmal schwebt ihm zu sehr die Kunstform der Alten vor, und trotz des bedeutenden Inhalts wird er in rhetorischen Wendungen zuweilen matt und leer. Dann vergißt er nicht selten die Pflicht des Geschichtschreibers, darzustellen, die Dinge uns gegenwärtig zu machen: es liegt nicht blos in seinem Princip, sondern in seinem Talent, daß er niemals einen Gegenstand rein für sich anschauen und abbilden kann; wir sehen fortwährend die Werkstätte des Schriftstellers in seinem unruhigen Schaffen und Treiben, er nimmt jede einzelne Erscheinung vor, sucht den Zusammenhang mit einer frühern oder spätern, stellt sie mit einer dritten, die aus einer ganz andern Periode her auf dem Secirtisch liegt, in Parallele, rechtet mit ihr, ermahnt, entschuldigt sie, u. s. w. Und nicht nur seiner Erzählung, auch seinem Stil fehlt die Ruhe, da er immer nur reflectirt und nie erzählt, da er sehr leicht dem Bann der Ideenassociation verfällt. Dieser Stil hat für die Folge eine sehr große Wirkung geübt, weil ohne Ausnahme Alle, die in dem Fach arbeiteten, durch seine Schule gegangen sind, und diese Wirkung war nicht günstig.

Wie man in der Literaturgeschichte den innern Zusammenhang mit dem geistigen Princip der verschiedenen Nationen aufsuchte, so und vielleicht noch fruchtbarer geschah es in der Kunstgeschichte. Die Arbeiten der Romantiker, die nach beiden Seiten hin nur die glänzenden Höhepunkte ins Auge faßten, sahen viel reinlicher aus, aber erst durch die Vertiefung ins Detail lernte man wirkliches Wissen vom Schein des Wissens unterscheiden. — Gleichzeitig mit Gervinus schrieb der Begründer der deutschen Kunstgeschichte, Schnaase, damals Procurator zu Düsseldorf, 36 Jahr, seine „Niederländischen Briefe," in denen die feinste Anschauung sich mit allgemeiner philosophischer Bildung paart.

Dieser Geist des Realismus regte sich auch in den Historikern. An funkensprühendem Geist, an Kühnheit der Conceptionen ist kaum einer mit Droysen zu vergleichen, damals 27 Jahr, Professor in Berlin. Vor zwei Jahren hatte seine Geschichte Alexander des Großen Aufsehn gemacht, nicht blos durch die außerordentliche Bewältigung des massen-

haften Materials, sondern durch seinen Grundgedanken: das Recht ist nur in der historischen Entwicklung, es ist nur der Schatten eines wirklichen Lebens, der als Abstraction gedacht und gegen die Bewegung gewendet, unmittelbar überwunden ist, sobald man ihn in seinem Wesen begreift. Die Leidenschaft gewaltiger Geister, die von einer Idee erfüllt und fortgerissen sind, ist das wahre Recht der Geschichte. Zuweilen verletzt die Härte, mit welcher die Gefühlsausbrüche der griechischen Freiheitsenthusiasten abgefertigt werden, die von ihrem Standpunkt doch auch Recht hatten. Die darauf folgende „Geschichte des Hellenismus" ist objectiver gehalten. Ein wahres Brillantstück ist die Uebersetzung des Aristophanes, 1835, in welcher der Uebersetzer in übermüthig genialer Tollheit mit seinem Vorbild wetteifert.

L. Ranke erreichte den Höhepunkt seines künstlerischen Schaffens in dem neuen Werk: „die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert". Ranke hat, um seinen Gegenstand völlig objectiv darzustellen, die Berichte von Zeitgenossen zu Grunde gelegt, die besonders befähigt und berufen waren, scharf zu beobachten und wahrheitsgetreu zu berichten. In erster Reihe diejenigen der venetianischen Diplomaten, die zum Theil schon Johannes Müller mit Glück benutzt hatte. Die Republik Venedig hatte, trotz ihres verhältnißmäßig geringen Umfangs, einen umfassenden Blick; sie war genöthigt, allen Welthändeln ihre Aufmerksamkeit zu schenken, weil sie von jedem derselben berührt wurde; sie besaß eine ausgebildete Schule gewiegter Staatsmänner, von scharfer Einsicht in den Zusammenhang der Politik und von ausgesprochener Pflichttreue gegen ihren Staat. An der Zuverlässigkeit ihrer Angaben, so weit menschliche Beobachtung überhaupt ausreicht, ist nicht zu zweifeln. Und da es in der Natur des Diplomaten liegt, seine Vollmachtgeber nicht blos zu unterrichten, sondern auch zu unterhalten, so fehlt es ihren Relationen selten an pikanten Charakterzügen, aus denen der spätere Künstler sprechende Porträts zusammensetzen kann. Die venetianischen Gesandten vermieden es, ihren Signori politische oder religiöse Allgemeinheiten vorzutragen, sie hatten auf bestimmte Fragen bestimmte Antworten zu geben. Sie gingen als Zeitgenossen von den sittlichen Voraussetzungen der stammverwandten Völker aus, und wenn auch die Venetianer in ihrem eignen Staat in religiösen Dingen liberal dachten und den Uebergriffen des Papstes in das weltliche Gebiet energischen Widerstand entgegensetzten, so erregte doch die Gegenreformation bei ihnen sittlich nicht die Empfindungen, deren wir uns dabei nicht erwehren können. Zudem bewegen sie sich hauptsächlich

auf dem Parquet und blicken nicht gern nach den Greueln in der Ferne, soweit sie das Interesse ihres Staats nicht unmittelbar angehn.

Rankes künstlerisch-historische Auffassung stimmt mit der Art dieser Quellen völlig überein. Im ersten Band der „Fürsten und Völker von Südeuropa" tritt dies weniger hervor, weil derselbe in eine Reihe von Essays zerfällt, die sich nur mit einem bestimmten Gegenstand beschäftigen, und die Berücksichtigung andrer Gegenstände ablehnen können. Weit mehr in der „Geschichte der Päpste," die eine zusammenhängende vollständige Erzählung enthalten. Künstlerisch betrachtet, erscheint mir das Buch nicht blos als das vorzüglichste unter Rankes Werken, sondern als das vollendetste historische Kunstwerk, das wir in deutscher Sprache besitzen. Hier drängt sich in verhältnißmäßig enger Form eine solche Fülle historisch bedeutender Bilder zusammen, daß man nicht blos bei der ersten Lectüre mit äußerster Spannung folgt, sondern immer wieder von Neuem dazu greift, auch wenn man es halb auswendig weiß, um sich an der schönen Farbenharmonie dieser Bilder zu ergötzen. Es macht auf mich einen ähnlichen Eindruck wie Goethes italienische Reise.

Es war vielleicht ein geheimer Reiz für Ranke, daß die Wiedergeburt der Kirche nicht, wie ihr erster Kampf um Anerkennung, durch große Persönlichkeiten getragen, sondern von allgemeinern geistigen Mächten bestimmt wurde, die willenlos Verständige und Unverständige mit sich fortrissen. Zur Zeichnung eines Gregor VII., Innocenz III., Alexander III. gehört ein breiter Pinsel, sie wollen aus dem Vollen gemalt sein; feine, geistreiche Züge sind wenig bei ihnen anzutreffen. Aber den Uebergang von einem Leo X. zu einem Pius V., einem Sixtus V. zu malen, die leisen Schattirungen zu verfolgen, in denen der unmerklich aber unaufhaltsam um sich greifende kirchliche Sinn sich auf diesen nicht bedeutenden aber pikanten Physiognomien ausdrückt, das ist die rechte Freude des Diplomaten, der hinter höflicher Anerkennung eine gelinde Ironie versteckt, wenn die Einfältigen das Rüstzeug des Geistes werden. — Welch unendlich reicher Rahmen und doch ein wie kunstvolles Maß! Die Päpste treten in einer dreifachen Beziehung auf: als Gebieter einer furchtbaren Macht, die ihr Netz über die ganze Welt ausbreitet; als Landesfürsten, in die kleinen Sorgen der Oekonomie, in die locale Politik verwickelt; endlich als Angehörige der gebildetsten Nation, im Verhältniß zu Wissenschaft und Kunst, als Schutzherren der herrlichen Stadt, die noch nicht vergessen hat, daß sie einst Mittelpunkt der Bildung war. Wir werden heimisch in den engen Gemächern des Conclave, wir werden jeder einzelnen Person vorgestellt, die irgend ein interessantes Gesicht hat.

Wir orientiren uns in der Stadt, wir sehn das neue Rom aufwachsen, seine Paläste, seine Straßen; wir wissen von jeder Familie, von jeder Menschenklasse, was sie hergeführt hat. Unter unsern Augen werden die Gemälde, die Statuen ausgeführt, wird der Obelisk aufgerichtet, die Peterskirche gebaut. Wir begleiten die Nepoten in ihre Gouvernements, auf ihre Güter, wo wir mit ihren Nachbarn verkehren, die politischen Verwicklungen bekommen für uns ein persönliches Interesse. Unmerklich dehnt sich der Horizont weiter aus. Wir reisen in Gesellschaft des uns wohlbekannten Legaten an die verschiednen Höfe. Die Beziehungen der Staaten zu Rom treten eine nach den andern ans Licht, wir kümmern uns um die gebildeten und gelehrten Männer in der Nähe, sehn uns die Kunstwerke und Alterthümer an, nehmen, wie es Weltmännern ziemt, selbst von den philosophischen Bestrebungen Notiz, ohne uns zu sehr aufs Einzelne einzulassen, und dabei erhalten wir durch jene Propaganda, die alle Welttheile umspannt, die ausführlichsten Berichte aus der Ferne. So persönlich und durch individuelle Mittheilungen mit dem großen Umkreis der päpstlichen Wirksamkeit vertraut gemacht, können wir, des Herumstreifens müde, ruhig auf das Capitol zurückkehren; wir verlieren keine von den Seiten des großen Gemäldes aus dem Auge.

So ist uns die Geschichtschreibung, die von Rom aus die Welt überblickt, wie Goethe sie wünschte und für möglich erklärte, wirklich zu Theil geworden. Der Geschichtschreiber nimmt es mit seinem Geschäft ernsthaft genug; er hält es für seine Pflicht, uns über alles Einzelne zu unterrichten, und prägt uns auch eine gewisse Achtung vor der vornehmen Welt ein, in die er uns einführt. Aber ein gewisses Lächeln kann er so wenig als Goethe unterdrücken; er ist Protestant wie dieser, nicht wie Luther, dessen ganzes Blut sich bei Anschauung der römischen Greuel empört: er findet das römische Treiben im Ganzen nicht gerade erbaulich, aber lustig genug, und diese Stimmung wird immer unbefangener, je weiter wir kommen. Das kirchliche Leben verliert allmälig den blutigen Ernst, mit welchem es in der Gegenreformation auftrat; es glättet sich zu einer Art geistvoller Liebhaberei und das Bild der Königin Christine, das uns gegen den Schluß des Werks hin vorgestellt wird, macht einen ebenso beruhigenden als heitern Eindruck.

Es liegt in der Tendenz einer völlig verweltlichten Kirche, die in ihrer heidnischen Bildung den Aberglauben des Volks kaum noch begreift und sich doch gezwungen sieht, den erwachten Gefühlen der Masse gegenüber den finstern Geist der christlichen Abstraction aus den Gräbern der Vorzeit heraufzubeschwören, eine so eigenthümliche Romantik, und in der

Rückwirkung dieses Geistes auf die Weisen, die ihn aus äußerlichen Gründen gerufen, in dem Sieg der dunkeln Inspiration über die Berechnung wieder etwas so wunderbar Ironisches, daß wir die innere Freude des geistesverwandten Künstlers wohl mitfühlen. Rankes Kunst besteht darin, die Ideen in den einzelnen Individualitäten zu verkörpern. Die einzelnen Porträts sind so glänzend ausgeführt, daß man mitunter glauben sollte, sie thäten der Gesammtwirkung Eintrag, wie wenn man eine Wand statt mit Fresken, mit Oelgemälden ausfüllen wollte. Aber das ist nicht der Fall: trotz des Sprunghaften wird die Grundfarbe festgehalten. Am glänzendsten ist die Entwicklung der Jesuiten. Wir erblicken die Idee des Ordens zuerst in der schwärmerischen Reflexion einzelner Männer, die mehr von einem unbestimmten Thatendrang, als von einer festgegründeten Ueberzeugung geleitet werden; aber dieser Drang nimmt die Farbe der Zeit an. Visionen, Büßungen, Mirakel machen den Anfang, dann führt ein energischer Instinct sie sogleich zur Befriedigung der praktischen Bedürfnisse. Der Zweck ist ein überirdischer, heiliger, aber die Mittel werden mit klugem, irdischem Verstand gewählt. Der Orden ist ausschließlich Thätigkeit für die gute Sache; mit dem Denken, mit dem Detail des Glaubens, mit dem müßigen kleinen Dienst macht er sich nichts zu schaffen. Was er für die Kirche im Großen und Ganzen thut, überhebt ihn der einzelnen „guten Werke." Es ist nicht ein einzelner, übermenschlicher Verstand, nicht ein mächtiger Entschluß, der den Plan dieses wunderbaren Baues ersinnt; der Orden wird durch den Geist der Kirche, durch die Macht der Umstände gebildet und modificirt, wie er selbst bildend auf sie einwirkt. Im Anfang muß er sich den Boden durch Unterwühlen des Bestehenden gewinnen, daher seine Lehren vom Recht des Königsmords, von der Volkssouveränetät; sobald er aber festen Fuß gefaßt und die Mächtigen der Erde für sich gewonnen hat, muß er darauf denken, diese Macht zu erhalten. Anfangs bringt ihm seine Strenge jenes Ansehn, woraus seine Herrschaft an den Höfen und in den Schulen sich herschreibt. Aber die Personen wechseln, und um den Einfluß einer bestehenden Gesellschaft, abgesehn von ihrem heiligen Zweck, dauernd zu befestigen, muß sie sich in die bestimmten Interessen vertiefen, muß sich accommodiren. Die Mittel weiß man genau, man wird in jedem Augenblick daran erinnert, denn man ist unausgesetzt thätig. Der Zweck ist in guten Händen; man begnügt sich damit, ihn zu haben, weiter kümmert man sich nicht darum. Diese Praxis muß bei der großen Einheit und Consequenz des Ordens sich zur Theorie

gestalten. In der reinen Freude über diese Theorie beben sie vor keiner Consequenz zurück, sie bilden das wunderbare System der Casuistik aus, das den Spiritualismus des Christenthums vollständig aufhebt, und geben sich zu Anwälten des weltlichen Wesens gegen die Anforderungen der Kirche her. Das Institut, welches die Vergeistigung der ganzen Welt zu seinem Zweck gesetzt, verweltlicht in sich selbst, wie die Kirche, der es dient: es ist der Ausdruck der absoluten Geistlosigkeit, die nur durch Masse und durch Disciplin wirkt. — Das alles hat Ranke nicht in trocknen Reflexionen, sondern in lebendiger individueller Anschauung, mit feiner, geschmackvoller Ironie dargestellt, und obgleich er niemals leidenschaftlich wird, so würde doch für jeden Gebildeten seine Darstellung die Verurtheilung des ganzen Instituts entschiedner begründen, als irgend eine der bekannten Streitschriften. Denn wenn man sonst die Jesuiten als ein Werk des Teufels darstellte, so übt auf romantische Gemüther der Teufel einen gewissen Reiz, und wenn man ihn erst mit Schrecken bewundert, so kann wohl einmal der Augenblick kommen, wo man sich versucht fühlt, ihn anzubeten. Für die wahre Bildung dagegen, die ihn übersieht und völlig durchschaut, verliert der Teufel seinen Schrecken wie seinen Reiz.

Ranke steht darum so einzig in unsrer Literatur, da die drei Gaben, die den Geschichtschreiber machen, des Forschers, des Künstlers und des Lehrers, sich in einem Maße bei ihm vereinigen, von dem wir kaum ein andres Beispiel haben. Seine Vorlesungen haben historische Bildung in Kreisen verbreitet, die sich sonst mit der Wissenschaft kaum berührten; sie haben sie daran gewöhnt, die Geschichte denkend zu betrachten, vor allem, von bloßen Worten und allgemeinen Grundsätzen zu wirklichen Bildern durchzudringen. Bedeutender noch war sein Einfluß auf den engern Kreis seiner Schüler. In den „Jahrbüchern des deutschen Reichs," die seit 1837 unter seiner Leitung mit Anschluß an die Monumenta ausgearbeitet wurden, haben sich die tüchtigsten Historiker geschult und an strenge, kritische Arbeit gewöhnt; er hat sie methodisch erzogen, ohne auf die Eigenart ihrer Darstellung irgendwie einwirken zu wollen. Wenn man die berühmtesten seiner Schüler betrachtet — ich nenne Waitz und Sybel —, so kann man von einer Schule der Rankeschen Darstellung nicht reden.

In seinen Vorlesungen breitete sich Ranke über alle Perioden der Geschichte aus, in seinen darstellenden Werken beschränkte er sich mit wenig Ausnahmen auf diejenige Periode der Weltgeschichte, da die Grundlagen des modernen Staatensystems sich bildeten. Er verfolgte

dies große Zeitalter der Weltkämpfe in Spanien, Italien, der Türkei, in Deutschland, England und Frankreich, bis ungefähr zu dem Zeitpunkt, wo mit der Lockeschen Philosophie sich der Anfang des eigentlich modernen Lebens ankündigt. In diese Periode hat er sich so eingelebt, daß man die einzelnen Werke, in denen er sie behandelt, als ein großes und endgültiges Gesammtgemälde betrachten kann. Das wichtigste Werk nach den Päpsten ist die Geschichte der Reformation. Sie enthält des grundlegenden Neuen eine reiche Fülle, weil ihm eine Menge bedeutender Actenstücke zu Gebot standen, namentlich über die Reichstagsgeschichte seit Maximilian, wobei er freilich zuletzt ungeduldig wird und zu dem Resultat kommt, daß diese schleppenden, inhaltlosen Verhandlungen eines gründlichen Studiums unwerth sind. Die Porträts von Karl V., von Frundsberg und von andern charakteristischen Figuren jener Zeit sind wiederum höchst kunstvoll ausgeführt, und die psychologische Entwicklung Luthers bildet einen schönen Gegensatz zu der Analyse Loyolas in den Päpsten. Aber das Reformationszeitalter selbst hat er mit zu feinen Details gemalt, um der großen Bewegung, die einen breiten Pinsel erfordert, vollkommen gerecht zu werden. Hier, wo er die Stellung eines zuschauenden Diplomaten nicht beibehalten konnte, zeigt sich doch, daß sein Verhältniß zu den Ideen, die unser Zeitalter ebenso bewegen wie das der Reformation, kein ganz klares ist: er hat weder den naiven Glauben, der ihn die Farbe der alten Begeisterung wieder finden ließe, noch jene Freiheit der Bildung, die mit einem neuen sittlichen Princip verknüpft, das große Werk der christlichen Wiedergeburt objectiv auffassen könnte.

Nicht ohne Widerspruch ist Ranke durchgedrungen. „Die Wahrheit rede uns an wie die Liebe", diesem schönen Wort, das Ranke sich zum Wahrspruch setzte, ist erst das Ohr einer spätern Generation zugänglich geworden; die Zeit, da seine Päpste erschienen, war eine derbere, resolute Sprache gewöhnt; sie verlangte Pathos, Gesinnung, Liebe und Haß, Ranke kam ihr zu kühl vor. Heute wird es weniger darauf ankommen, diesen Vorwurf zu widerlegen oder einzuschränken, als vielmehr ihn zu verstehn. Heute, wo als der schwerste Tadel eines Historikers der Vorwurf der Subjectivität gilt. Zu verstehn ist aber wirklich, was man an Ranke aussetzte.

Wenn es wenig Schriftsteller giebt, die ein so unbefangenes Wohlgefallen an der gegenständlichen Welt mit so viel Feinheit und Sicherheit der Zeichnung verbinden, so ist diese Virtuosität freilich nicht ohne Bedenken. Mitunter überkommt uns doch ein ganz unheimliches Gefühl,

wenn Ranke z. B. bei den Greueln der Bluthochzeit kaltblütig das Für und Wider erörtert, wenn es so aussieht, als sei er selbst einer jener italienischen Diplomaten aus der Schule Macchiavellis, zwar wohlgesinnt und dem Verbrechen abgeneigt, aber doch auch bei den schändlichsten Unternehmungen dem überwältigenden Eindruck einer feinen Berechnung nicht unzugänglich. In der Kritik der Thatsachen kennt Ranke keine Nachsicht; in seinem sittlichen Urtheil dagegen bemüht er sich mit einer gewissen Aengstlichkeit, den Gegenständen keine Persönlichkeit entgegen zu setzen. Das sittliche Gefühl, die historische Macht, die große Thaten hervorruft, ist ihm nur Gegenstand, es ist nicht in ihm selbst. In der Vorrede zu den „Päpsten" wundert er sich, daß man ihm die römischen Archive nicht geöffnet, da doch ein Protestant, der von der Macht der Kirche weder im Guten noch im Schlimmen berührt werde, am geeignetsten sei, diese ihm vollkommen fremde Gewalt objectiv darzustellen. Ein Jahr nach Vollendung der „Päpste" zeigte sich in den Kölner Wirren, daß die Kirche noch immer eine sehr stark ins Leben eingreifende Macht sei, gegen die der Protestant jede andre mögliche Gesinnung haben durfte, als parteiloses Wohlwollen.

Daß Ranke, der nicht blos an Tiefe, sondern auch an Beweglichkeit des Geistes mit allen Koryphäen der Berliner Gesellschaft wetteifern durfte, in diesen Kreisen eine hervorragende Rolle spielte, ließ sich von vornherein annehmen. Es ist auch durch wiederholte Zeugnisse beglaubigt. Weniger war man darüber im Klaren, welcher der herrschenden Richtungen der objective Historiker sich am meisten zuneigte. Seiner äußern Stellung nach glaubte man ihn der historischen Schule zurechnen zu müssen, und da diese mit den Hegelianern in Conflict gerieth, ihn am wenigsten mit diesen in Verbindung denken zu dürfen. Erst seitdem er die Weltgeschichte begann, mußte man gewahr werden, wie tief er sich in die Speculation eingetaucht hatte; fast jeder Abschnitt dieses Buchs verräth ein ernsthaftes Studium der Philosophie der Geschichte. Wie Ranke über die geistigen Mächte des Lebens dachte, hätte man freilich von ihm selbst erfahren können, da er 1831—36 eine eigne historisch-politische Zeitschrift herausgab; aber diese sah beinahe so aus, als ob ein geistvoller Historiker eines künftigen Jahrhunderts von einem überlegenen Standpunkt aus die Wirren der Gegenwart analysiren wolle. Sie wurde daher im Ganzen wenig beachtet, die Gegensätze hatten sich zu sehr zugespitzt, und wenn man Jemand anhören sollte, so mußte er rückhaltslos bekennen: rechts oder links!

Bei Besprechung des Theramenes, der nach Besiegung Athens

mäßigend und mit Vernunft zu wirken sucht, bemerkt Ranke einmal: „solche Menschen sind unglücklich, denn nur die absoluten Gedanken sind mächtig in der Welt." Ganz gilt das freilich von ihm selber nicht, unglücklich ist er nie gewesen, sein Geist war immer frei und hell. Aber ein Mißbehagen bleibt es immer, wenn ein Mann, der sich nicht blos als Künstler zeigen, sondern mit seinen Ueberzeugungen ins practische Leben eingreifen will, eben nur als Künstler gefeiert wird. Die spätere Generation hat ihm auch nach dieser Richtung hin mehr Recht widerfahren lassen. Die Aufsätze jener Zeitschrift sind für uns äußerst belehrend, freilich nur darum, weil sie ein Zeitalter behandeln, das für uns bereits Geschichte geworden ist.

Gleichzeitig mit Rankes Geschichte der Päpste erschien ganz in entgegengesetzter Auffassung die „Geschichte Papst Innocenz III. und seiner Zeitgenossen" (1834—1842). Der Verfasser, Hurter, 49 Jahr, Antistes und Decan in seiner Vaterstadt Schaffhausen, schreibt selber: „Nur über dieser Geschichtschreibung konnt' er der Betrübniß vergessen, welche bei dem losgebrochenen Treiben entfesselter Leidenschaften, bei dem wilden, wüsten Rasen blinden Gelüsts, bei dem Zertreten alles Rechts, und bei der in erschütternder Ausdehnung sich offenbarenden Entsittlichung sein Gemüth darniederdrückte; nur über ihr der steigenden Bangigkeit sich erwehren, mit welcher er seit den wieder ausgebrochenen Revolutionsstürmen in die Zukunft blickt. Wie muß nicht jeder, welchem wohlbegründetes Recht und feste Ordnung die Pfeiler sind, auf denen die Wohlfahrt des Menschengeschlechts sich erhebt, gern in solche Zeiten sich hinüberflüchten, in welchen die Gesellschaft durch alle Abstufungen und durch alle Verhältnisse zu einem harmonisch ausgebildeten, darum auch festgegliederten Ganzen sich gestaltete, und in denen ein aus dynamischen Kräften ausgehendes Gravitationsgesetz allen die Wandelbahn bestimmte, an dessen Statt je länger desto mehr eine trostlose Atomistik zu treten droht!" — Hurter macht sich, was bei Innocenz unmittelbare Leidenschaft war, durch Reflexion zurecht, durch eine ziemlich oberflächliche Reflexion, denn das bloße Autoritätsprincip ohne sittlichen Inhalt ist doch nur ein Ausweg haltloser und verkümmerter Seelen. Ihm imponirt die handgreifliche Manifestation der Idee in der erscheinenden Kirche, ihre Stabilität, ihr Nutzen für den allgemeinen Frieden, ihre kosmopolitische Culturstellung und ihr Einfluß auf Gemüth und Phantasie. Das sind Dinge, die man als guter Protestant zugeben kann; höchst unprotestantisch aber ist der pfäffische, zelotisch ungebildete Ton der Apologie und

Polemik. Die geistige Auffassung ist zum Erschrecken dürftig, arm und kleinlich, man hat nie ein tieferes Verständniß, nie ein kräftig ergreifendes Wort. Hurter ist ganz abhängig von seinen Quellen, nachdem er sich ihnen einmal hingegeben hat; die eignen Gedanken sind ihm ausgegangen. Er untersucht nicht einmal, wie sich die Quellen zu ihrem Gegenstand verhalten, ob sie glaubwürdig sind, es ist ihm alles einerlei. — Die Geschichte jenes Papstes muß jeden anziehn, der Sinn für historische Größe hat. Es ist in ihm ein großer Sinn, ein stolzes, gewaltiges, nicht unedles Herz; aber dies muß man aus der dreifachen theologischen Umhüllung erst lösen. Das Bild, das Hurter giebt, ist verwaschen und unbestimmt, die eigentliche Größe jenes gewaltigen Menschen geht uns nicht auf. In der Schilderung herrscht ein ganz komischer Idealismus; die unbestimmtesten epitheta ornantia: edel, mild, sanft, gerecht, ruhig, fein, gemäßigt — in jedem Steigerungsgrade, aber alle gleich farblos, gleich wenig charakteristisch. Wenn er die Greuel gegen die Albigenser erzählt, so erwartet man doch, irgend einmal werde sich das natürliche Gefühl Luft machen. Aber das geschieht nie, er läßt die absurdesten Consequenzen gelten, oder entledigt sich seiner Pflicht mit ein paar kühlen Bemerkungen. Das Abscheulichste war nicht die Masse des sündlich vergossenen Bluts, sondern die Verruchtheit, mit der die „Streiter Gottes," vom Papst wissentlich begünstigt, ihren gemeinen Zwecken nachgingen: auch darüber geht Hurter mit Achselzucken hinweg. Eine Natur, die hitzig, aber ohne große Leidenschaft ist, die also auch nicht den Maßstab wirklicher Größe hat, wird leicht durch Widerspruch erbittert, durch falsche Consequenzmacherei verblendet. Nun warfen sich die Ultramontanen in seine Arme — die Görres, Jarke, Haller, u. s. w. — priesen ihn als tiefen Denker und schmeichelten seiner Eitelkeit; auf der andern Seite wurden die Anklagen des Kryptokatholicismus gegen ihn laut, seine Amtsbrüder forderten ihn zu einer unumwundenen Erklärung auf: er antwortete mit einem ausdrücklichen Bekenntniß des Protestantismus, wenn auch in einem gereizten und unschicklichen Ton, nahm sich aber gleichzeitig der schweizer Ultramontanen an. Erst 1844 erfolgte sein Uebertritt in Rom, bald darauf seine Anstellung als k. k. Historiograph in Wien.

Die Velleitäten dieses Buchs erinnern vielfach an Stahl. Die modernen Autoritätsgläubigen sind in der üblen Lage, vom Standpunkt der Bildung auszugehn, d. h. das Thatsächliche unter der Form des Begriffs zu fassen. Das ist der charakteristische Unterschied des Gebildeten vom Ungebildeten. Aber indem man die Begriffe dazu anwendet, die

Begriffsbestimmungen der Aufklärung zu widerlegen, führt man dadurch in die Vorstellungen des Glaubens ein fremdes Moment ein. Gewiß sind die Rationalisten keine Christen, wie man im 2., 3., 4. Jahrhundert Christ war; aber Stahl ist es auch nicht. Auch sein Christenthum ist durch Bildung vermittelt, wenn auch der Bildung entgegengesetzt. Paulus wurde Christ, indem der Herr ihm persönlich erschien; Stahl wurde es durch Studium und Nachdenken. Sein Christenthum trägt ebenso den Ursprung der Reflexion an sich als das seiner Gegner, und wenn er letztere bekämpfen will, so kann er es nur durch Gründe thun, nicht durch Autorität, denn die Autorität kann nur eine unmittelbar zwingende sein, und die Tage von Damascus sind selten. — Stahl findet in dem Christenthum die einzige Kraft, welche die Revolution zu bändigen im Stande sei. Die Geschichte zeigt ein andres Bild. Das Christenthum hat überall, wo es in seiner Kraft und Herrlichkeit auftrat, nicht ein staatenbildendes, nicht ein conservatives, sondern ein revolutionäres Princip entwickelt: im alten Rom, im Papstthum, in der Reformation, im Jesuitismus. Stahl beschuldigt den Liberalismus, er fordre die Aufhebung aller erworbenen Rechte für das Volkswohl. So lange die Welt steht, hat überall der Grundsatz gegolten, daß man Gesetze aufheben könne, und daß im Lauf der historischen Entwicklung neue Rechtssubjecte, neue Rechtsobjecte eintreten können. Wenn in früherer Zeit diese Gesetzveränderung einseitig von den Obrigkeiten, von den Gerichten oder von den ständischen Parlamenten ausging, so liegt in dem Umstand, daß jetzt die Vertreter des Volks dazu ihre Einwilligung geben müssen, jedenfalls kein Moment der Ungesetzlichkeit. Es hat zu allen Zeiten Perioden gegeben, in denen der Proceß der Rechtsschöpfung schleuniger vor sich ging als zu andern Perioden. Was die Alten über Lykurg, über Solon, über die zwölf Tafeln u. s. w. berichten, zeigt, daß ihnen die Codification bekannt war. Hat doch das practische Volk der Engländer schon im 13. Jahrhundert sich seine Rechte in einem beschriebenen Papier feststellen lassen und diesem 1689 ein zweites beschriebenes Papier hinzugefügt. Die Sehnsucht nach Autorität ist nicht ein Zeichen dafür, daß die Autorität feststeht, sondern daß sie wankt, und die Sehnsucht ist unproductiv. Gewiß ist eine Autorität, über die man nicht reflectirt, ein nützliches Mittel für das Gedeihen des Staats. Das Volk fügt sich lieber einer Autorität, die ihm äußerlich gegeben ist, als einer, die es sich selbst gesetzt. Aber es ist ein eitles Unternehmen, diese Autorität dadurch zu kräftigen, daß man ihren Ursprung in ein mystisches Dunkel hüllt. Wir kennen die Entstehung unsrer Staaten historisch ganz genau; wir wissen,

wie sie durch Kaufverträge, durch Heirath, durch Austausch, durch Eroberung entstanden sind. Die Majestät des Königthums beruht auf dem Geist der Ordnung, Consistenz und Sittlichkeit, der in dem Staatsganzen waltet und als dessen Träger und Symbol man das Königthum verehrt; sie beruht ferner auf der sehr realen Gewalt, die man in seinen Händen weiß, und deren Wiederschein man nicht erst von einem überirdischen Licht herleiten darf; sie beruht endlich in dem stolzen Gefühl jedes Einzelnen, einem ruhmreichen Staat anzugehören, dessen Geschichte an die Geschichte des Königthums geknüpft ist. Wo diese Attribute des Königthums nicht vorhanden sind, da wird keine Declamation über das göttliche Recht desselben das Fundament seines Bestehens auch nur um ein Atom verstärken. Das Königthum ist nur dann frei und souverän, wenn es seinen Inhalt aus dem ihm von der Geschichte überlieferten Material schöpft. Darum ist das constitutionelle Königthum ein Fortschritt in der staatlichen Entwickelung, weil in dieser Form annäherungsweise der historische Thatbestand festgestellt und der Form des königlichen Willens ein Inhalt gegeben wird. Es ist sittlicher als das römische Kaiserreich, wo zügellose Prätorianer und feile Eunuchen die Stelle der Parlamente vertraten; sittlicher als der Absolutismus Ludwigs XIV., wo der hochmüthige Adel Frankreichs einer feilen Dirne das Kleid küssen mußte, um den Willen seines Monarchen zu bestimmen; sittlicher als die ständische Monarchie, weil diese den Krieg der verschiedenen Interessen ohne Austrag läßt.

Der canonische Geschichtschreiber der Reaction ist Heinrich Leo. Was sich in seinen polemischen Schriften an Ideen zerstreut findet, hat er in dem „Lehrbuch der Universalgeschichte" 1835—1844 zusammengedrängt, zu der seine frühern Werke nur die Vorstudien waren. In der Geschichte des Alterthums tritt am deutlichsten der Gegensatz zwischen der angeblichen Vorliebe für die naturwüchsige Entwicklung und dem Supranaturalismus des Princips heraus. Durch die Sprache, sowie die überall durchscheinende Bildung unterscheidet sich zwar Leo von den altchristlichen Chronisten, die das ganze Alterthum bis auf Christus als ein Reich des Bösen aus der Geschichte streichen, aber im Princip ist er mit ihnen einverstanden. Er hat seine Freude an dem Untergang der griechischen Bildung, weil sie einer falschen Religiosität verfallen war. Er stellt z. B. die Zeit des Perikles als den Leichenzug altathenischer Sitte dar. „Der Leichenzug selbst kann uns nur freuen, denn in rascherer Entwicklung übt während desselben die welthistorische Dialectik

auch an dem falschen Suchen nach Gott, was in der griechischen Sittlichkeit lag, ihr Recht und ihre Macht, und führt uns entschiedener dem Ziel entgegen, bei dem alle diese Dissonanzen der ältern Geschichte der Menschheit ihre Lösung finden." — Die römische Geschichte nimmt einen ähnlichen Ausgang, und man muß sich fragen, warum es Gott eigentlich zugelassen habe, daß eine so umfangreiche Culturbewegung in falsche Bahnen einlenkte und für den heiligen Zweck der Geschichte nutzlos vorüberging, da er doch ebensogut mit seiner Offenbarung schon früher hätte eingreifen können. Ein naiv-christlicher Chronist würde solche Seitengedanken nicht aufkommen lassen, aber der reflectirte, auf die moderne Philosophie bezogne Standpunkt Leo's giebt beständigen Zweifeln und Erörterungen Raum. Nachdem Leo das Christenthum wie durch ein Wunder hat vom Himmel kommen und die zwecklose Welt des Alterthums vertilgen lassen, kommt er auf die Zeit seiner eigentlichen Liebe, das Mittelalter. Hier trifft es sich glücklich, daß die beiden entgegengesetzten Principien, der Supranaturalismus und der historische Naturwuchs, eine gewisse Versöhnung finden, weil das Christenthum, wenn auch künstlich eingeführt, sich doch bald organisch in die deutsche Volkssitte eingelebt hat. Nebenbei hatte er für diese Zeit in der Geschichte Italiens und der Niederlande sehr bedeutende Vorstudien gemacht. Die Auseinandersetzung der sittlichen und rechtlichen Verhältnisse des alten Italiens seit der Herrschaft der Longobarden ist vortrefflich, ebenso, was über die allmälige Entwicklung der Municipalverfassung und der Dynastenherrschaft unter den deutschen Kaisern gesagt ist. Hier sind die verschiedenen Sympathien des Geschichtschreibers, Kaiserthum, Kirche, organisches Städtewesen, in Conflict, und ein Enthusiasmus schränkt den andern ein. Doch ist der Grundzug des Gemäldes antighibellinisch. Als Princip des Ghibellinenthums stellt Leo die Selbstgerechtigkeit dar und analysirt sie bei einem der Führer der Ghibellinen. Ezzelin von Romano wird als warnendes Beispiel aufgestellt, wohin der Hochmuth jener Gerechtigkeit, die sich vermißt, die Quelle des Rechts in sich selber zu finden, endlich führen müsse. Ein Andrer würde in jenem Beispiel etwas ganz Andres gefunden haben, nämlich die garnicht so ungewöhnliche Beobachtung, daß bei einer gewaltthätigen Natur auch die edelsten Motive zu rücksichtslosem Frevel führen. Ezzelin ging unter, weil seine Macht nicht im richtigen Verhältniß zu seinem Willen stand; unter ander Umständen wäre er vielleicht ein großer Regent geworden. Ueber die Einseitigkeit dieses Beispiels wird man noch mehr durch das Gegenbild aufgeklärt, den heiligen Franciscus, das Ideal der wahrhaft christlichen

Tugend, der Selbstverleugnung. Als dieser wunderliche Heilige beim Papst um die Bestätigung seines Ordens einkam, antwortete ihm dieser der Sage nach, um das cynische Aeußere des frommen Mannes zu tadeln: er solle einen Orden unter den Schweinen stiften. Der Heilige nahm das wörtlich und wollte es bereits ausführen. Solche Selbstverleugnung fand ihren Lohn: die katholische Christenheit betet noch heutzutage zu ihm um Vermittelung bei Gott.

Wenn Leo sein Princip consequent verfolgen wollte, so mußte er Katholik werden: wer die Continuität der göttlichen Offenbarung und das unerschütterliche Princip der Autorität gewahrt wissen will, muß sich der erscheinenden Kirche fügen. Allein Leo ist Protestant, und sein Glaube ist nicht ganz ohne Wurzeln in seinem Gemüth. So streitet bei ihm beständig die Reflexion mit der Empfindung, und er nimmt zu sonderbaren Wendungen seine Zuflucht, um das Eine vor dem Andern zu rechtfertigen. Er hebt die Machiavellistische Gesinnung der Zeit Leos X. hervor, gegen welche die Reformation wie eine Wiedergeburt des Christenthums erscheint; er betont die dogmatischen Gegensätze: die Lehre von der Seligkeit durch den Glauben im Gegensatz gegen die Werke. Gegen die andre Seite der Reformation, nämlich gegen die Aufnahme der weltlichen, bürgerlichen Interessen und der Natur in den Kreis der Idealwelt, sowie gegen das freiheitliche Moment verhält er sich zweifelhaft. Er kann sich nicht entschließen, offen dagegen aufzutreten, er läßt seine Mißbilligung nur durchblicken. Zuletzt findet er einen ganz eigenthümlichen Ausweg. Es kommt ihm auf das Festhalten strenger Normen an, die nicht dem subjectiven Bedürfniß des Glaubens, sondern der allgemeinen Erziehung der Massen dienen. So verlangt er für jede Kirche ein individuell geschlossenes Leben und gesteht der katholischen Kirche eine gewisse Suprematie über die andern zu, weil sie das Princip der Autorität energischer zu vertreten im Stande ist: der wahre Protestant soll aus eignem Interesse für das Gedeihen der katholischen Kirche besorgt sein. Das ist ein reflectirter, eigentlich irreligiöser Standpunkt. Die wahre Religiosität ist ausschließend; der echte Protestant kann die Existenz eines unfehlbaren Papstes, die Abhängigkeit der sittlichen Bestimmungen von der Willkür einer angeblich inspirirten Person, die Rechtfertigung der Sünde durch gute Werke und die Heiligung der dem Müßiggang und der Unfruchtbarkeit geweihten Klassen ebensowenig gelten lassen, als der Katholik die rechtliche Existenz einer ketzerischen Kirche.

Mit dem Zeitalter der Reformation hört das lebendige Interesse

Leos an der Geschichte auf; er findet in der Lehre Machiavellis, in dem Mercantilsystem der absoluten Fürsten, im philosophischen „Auskläricht" und in den mechanischen Tendenzen der Revolution den systematischen Fortschritt einer und derselben Idee: der Hervorhebung des momentan Zweckmäßigen über die hergebrachten sittlichen Formen und Ueberlieferungen. Er klagt den Handel, die bürgerliche Betriebsamkeit und den Frieden an, den Aberglauben des Menschen an irdisches Glück hervorgerufen zu haben; er nennt den Satz, daß das Staat zum Wohl des Volks da sei, eine „Dummheit;" er findet es verwerflich, daß die moderne Staatstheorie die Fürsten zwingen wolle, ihre persönlichen Empfindungen allgemeinen Rücksichten unterzuordnen; er sieht in dem Repräsentativsystem die Atomisirung des Staats und die Herrschaft der ungegliederten Masse. „Wer da will, daß der momentan Zweckmäßige herrsche, der will, daß die Gewalt herrsche, d. h. er will im Wesen die Revolution." Aber er bleibt darin keineswegs consequent. Sobald ein Fürst es mit der Revolution zu thun hat, räth er ihm unbedingt das momentan Zweckmäßige an, d. h. die rechtlose Gewaltthat. Er hat keine unbefangene Ehrfurcht vor dem Recht. Das Recht erscheint ihm als absolut, wenn es dem verhaßten Bien public widerspricht, aber ohnmächtig, wenn es die modernen Ideen schirmt. Charakteristisch ist der Widerwille gegen die Humanität, weil er diese als eine Errungenschaft der Aufklärung betrachtet. Es ist das nicht blos Theorie, sondern zum Theil brutaler Instinct. — Die französische Revolution beschuldigt er, ein in der Weltgeschichte ganz unerhörter Frevel zu sein, weil sie nicht von individuellen Interessen, sondern von einer allgemeinen Idee des Rechts ausging. Wenn diese Abneigung gegen den Idealismus bei dem Geschichtschreiber eine aufrichtige war, so hätte sie nicht blos gegen die Revolution, sondern gegen jede religiöse Bewegung gerichtet sein sollen, die stets von einem idealistischen Motiv getragen wird. Allein der eigentliche Grund war nicht Abneigung gegen den Idealismus überhaupt, sondern nur Abneigung gegen das Bestreben, die Idealität innerhalb des weltlichen Wesens finden und herstellen zu wollen, weil das Ideal ein jenseitiges sein soll. Es taucht wohl hin und wieder die Vorstellung in ihm auf, daß die allgemeine Verbreitung der revolutionären Gesinnung ein Symptom von einer schweren Krankheit des Staats sein müsse, allein nur vorübergehend hängt er diesem Gedanken nach; bald sieht es wieder so aus, als ob die Revolution ein äußerlicher Feind des Lebens sei, der Gott weiß von welchem Planeten sich auf die Erde niederlasse, um das

blühende Leben der Wirklichkeit zu vernichten. „Der Gott, der an Ludwig XVI. heimgesucht hat die Sünde seiner Väter, hat auch heimgesucht die Sünde seiner Mörder. Er hat sie zerschlagen, in wildem Grimm hat sie der dämonische Geist, der sie zu Strafwerkzeugen in der Hand des Höchsten machte, gegen einander getrieben, daß sie sich zerfleischt und zum Tode verfolgt, daß sie alle sittlichen Geister des alten Frankreich mit Füßen getreten und eine Brut hinterlassen haben, die, wie sie auch mit der Schminke äußern Reichthums und äußerer Civilisation prunkt, in sich untergehn, sittlich verrotten und verfaulen wird, noch ehe die vierte Generation nach der Mördergeneration abgestorben ist. Denn von einer umwendenden Gesinnung und sittlichen Zusammenraffung hat sich bei den Entsprossenen dieses Volks noch nichts blicken lassen, sondern nur Hochmuth auf ihre Sünde, die sie nun täglich plagt in dem Gespenst jener hohlen Freiheit." — Leo ist seinen pathetischen und scurrilen Einfällen gegenüber wehrlos, selbst wenn sie seinem Zweck widersprechen. Diese Unruhe erstreckt sich auch auf die Erzählung, in der das Wesentliche niemals streng vom Unwesentlichen unterschieden wird; er ist entweder Novellist, Demagog oder Prediger. Zuweilen in seinen Sarkasmen äußerst pikant und geistreich: aber wo der Geist nicht ausreicht, versetzt er sich in eine erbauliche Stimmung: und so endet seine Universalgeschichte mit einem brünstigen Gebet, d. h. mit einem Act des Glaubens, der alle Widersprüche aufhebt.

Wie der Leitstern der Abstraction immer in die Irre führt, von welchem Standpunkt man auch ausgehe, zeigt das Beispiel eines jüngern Geschichtschreibers, dessen Ausgangspunkt dem Leos entgegengesetzt war, und der schließlich auf dasselbe Ziel, ja noch darüber hinaus ging. Gfrörer, ursprünglich Theolog und Kirchenhistoriker, im Tübinger Stift erzogen, reflectirte sich allmälig in den Katholicismus und Ultramontanismus hinein; das Werk, mit dem er 1837 (34 Jahr alt, Bibliothekar in Stuttgart) zuerst Aufsehn erregte, die „Geschichte Gustav Adolfs," geht von einem entschieden unkirchlichen Standpunkt aus. Er nennt sich selber einen Ghibellinen. In diesem Stichwort vermischen sich zwei entgegengesetzte Richtungen. Die Ghibellinen waren, namentlich in Italien, Vertreter der weltlichen Macht gegen das Papstthum, zugleich aber Vertreter der kaiserlichen Macht gegen die norddeutschen Landesfürsten. Seit der Reformation war die kaiserliche Macht im Bund mit dem Papstthum, die „Welfen" dagegen Feinde der Kirche. Ultramontan und großdeutsch sind heute verwandte Begriffe, der Sinn der Worte hat sich umgekehrt. Die künstliche Reflexion zeigt sich schon

in der eventuellen Parteinahme für entgegengesetzte Extreme. Gfrörer ist theils für Ferdinand II., theils für Gustav Adolf, je nachdem er seine abstracte Idee bei ihnen vertreten findet. Parteien aber werden nicht durch eine abstracte Idee, sondern durch die Totalität der Sitten, Ueberzeugungen u. s. w. gebildet. Gfrörer hat nur eine politische Idee, die ihn leitet: die Einheit Deutschlands in der kaiserlichen Form; das Uebrige ist ihm gleichgiltig. Daher seine rein politische Rechtfertigung der Jesuiten, in deren Wahlspruch: der Zweck heiligt die Mittel, jene reflectirte Politik gipfelt. Es ist nicht Sympathie mit dem Inhalt, sondern lediglich die Freude an der Ueberlegenheit eines concentrirten Verstandes, eines unerschütterlich festgehaltenen, im Wesentlichen einfachen und abstracten Plans. Daher seine Apologie Machiavellis. „Die Fürsten sind darum so hoch gestellt und vom äußern Zwange befreit, damit sie nichts als den wahren Vortheil des Staats vor Augen haben. Es giebt keine höhere Rücksicht für sie, nicht Kirche oder Religion, nicht die Menschheit. Nur wenn alle Fürsten diese Regel befolgen, und wenn jeder, der davon abweicht, sogleich, sei es durch die Umstände, sei es durch den Ehrgeiz der andern, dafür bestraft wird — über kurz oder lang geschieht dies ohnedem immer —, wird das wahre Interesse der Menschheit gefördert.“ — In dieser Idee der Selbstgerechtigkeit oder des subjectiven Idealismus scheut Gfrörer keine Consequenzen. Er vertheidigt z. B. die schändlichen Hinrichtungen nach Unterdrückung des böhmischen Aufstandes aus rein weltlichen Gesichtspunkten. Er hat überall Pläne der Arrondirungspolitik im Sinn, auch für die übrigen Völker. Er ist der Anwalt der historischen Mächte gegen die abstracte Legalität, gegen das historische Recht. Die Färbung erhält diese Abstraction durch die leidenschaftliche Abneigung gegen alles Spiritualistische, durch den ausschließlich weltlichen Sinn, der vielleicht eine Reaction gegen Gfrörers eigne theologische Studien war. Mit dem bittersten Spott verfolgt er die Einmischung der Pfaffen in die weltlichen Angelegenheiten, die in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges so allgemein war, einerlei ob es bei Katholiken oder Protestanten vorkommt. „Aus des Kaisers Palast vertrieben, mußte die Reformation Schutz suchen bei der Aristokratie des Reichs, dadurch büßte sie ihren hohen politischen Charakter ein. Die kühne Ghibellinin, welche seit ihrer Geburtsstunde dazu bestimmt schien, alle, nicht nur die kirchlichen, Mißbräuche abzuschaffen und den alten Glanz germanischer Nation wiederherzustellen, wurde zur Schützlingin der Fürsten, bald zur Pfahl- und Spießbürgerin des Reichs. Seit sie

ein landherrliches Institut geworden war, verschwanden aus ihr aller höhere politische Schwung, alle größern Ansichten. Dadurch ist es gekommen, daß die lutherische Kirche jenen kleinlichen, knauserigen, niedrig demüthigen Charakter angenommen hat. Sie wurde die unterthänigste Dienerin der gnädigsten Herrschaft. Bald behielten die Fürsten sich selbst allein die Milch, oder die finanziellen Folgen der Kirchenverbesserung vor, den Theologen blieben als Abfall vom Tische die bloßen Fragen der Schule und das Gezänk, auf welchem Gebiet sie zum Schrecken des gesunden Menschenverstandes so wacker gearbeitet haben. Hat man einem Haufen unpraktischer, die Welt und das Leben nicht kennender Schriftgelehrten einmal von oben herab eine bestimmte Richtung gegeben, so rennen sie blindlings darauf fort, so lange man es allergnädigst will." — In dieser Abneigung gegen die pfäffische Einmischung in weltliche Angelegenheiten ist Gfrörer consequent; er lobt Wallenstein wegen seiner Toleranz und tadelt Ferdinand II. wegen seiner Bigotterie. Ueberall entwickelt er eine entschiedene Vorliebe für praktische Geschäftsmänner im Gegensatz gegen die in ihre Gedanken verlornen Gelehrten. Karl V. werden ernste Vorwürfe gemacht, daß er nicht die Fahne des Ghibellinismus ergriff, die ihm diesmal, angeregt durch die Reformation, das deutsche Volk darbot, während es in der Hohenstaufenzeit überwiegend welfisch war. Soweit wäre alles in Ordnung, aber Gfrörer begeht den Fehler, sein eignes Urtheil in die Zeit zurückzuverlegen, die er schildert. Er glaubt nicht an den Ernst und die Leidenschaft der religiösen Gesinnung. Einer bedeutenden Erscheinung gegenüber hat er stets die Ueberzeugung, es könne von Religiosität nicht die Rede gewesen sein, man habe sich derselben nur zur Handhabe politischer Absichten bedient. So kann er auch bei Gustav Adolf nicht begreifen, daß er sehr energisch fromm und doch zugleich politisch verschlagen, daß er leutselig und doch absolutistisch gewesen sei. Er ist überzeugt, Gustav habe seine Leutseligkeit und Frömmigkeit nur als Maske gebraucht, um das Volk für seine politischen Absichten zu gewinnen, und er spricht diese Ueberzeugung als ein Lob aus. Dadurch wird nicht nur den Thatsachen Gewalt angethan, sondern es wird auch das schöne Charakterbild des Schwedenkönigs verzerrt. Bei Gfrörer tritt die Reflexion viel zu sehr über Naturell, Imagination und Gefühl heraus, mit diesem abstracten Maß mißt man aber keinen großen Menschen. Er ist von seinen Reflexionen so befangen, daß er die heiligsten Augenblicke ironisch erzählt, als freue er sich, den Schelm hinter der Maske ganz wohl herauszuerkennen.

Noch einmal war es **Görres** vorbehalten, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehn.

Sept. 1837 weigerte sich der Erzbischof von Köln, Droste-Vischering, das Staatsgesetz in Betreff der gemischten Ehen auszuführen, 20. November wurde er auf die Festung Minden abgeführt. Entrüstet schrieb **Görres** den „Athanasius," angeblich für die Freiheit der Kirche, in der That ein Zornesausbruch, gegen den Protestantismus und die ganze Verstandesbildung gerichtet. München — seit 14. Nov. 1837 regierte das Ministerium Abel — wurde der Sitz des Ultramontanismus, hier verzweigten sich alle Fäden der klerikalen Bewegung. Es galt, die Kirche dem Staat, ja dem Vaterland zu entfremden, die Augen aller Gläubigen auf Rom als auf den Mittelpunkt der Menschheit zu richten. Die freisinnigen Katholiken, deren Interesse am meisten bedroht war, schwiegen; von protestantischer Seite traten z. B. Leo, Marheineke, Gutzkow gegen **Görres** in die Schranken. Wo nationales Leben und das Bewußtsein dieses Lebens ist, hat der Ultramontanismus keine Gefahr; aber darin lag die Gefahr, daß es in Deutschland fehlte.

In denselben Tagen wurden durch ein bedeutendes Ereigniß auch die besonnenen Männer in die politische Bewegung getrieben, die sie bisher der radicalen Jugend überlassen hatten.

Wenige Wochen nach seiner Thronbesteigung 1. Nov. 1837 erließ König Ernst August von Hannover das Patent, welches willkürlich die Verfassung von 1833 aufhob. 18. Nov. protestirten sieben Professoren in Göttingen gegen diesen Gewaltact; 12. Dec. wurden sie abgesetzt, drei von ihnen des Landes verwiesen. Es waren außer **Gervinus** der Physiker **Weber**, der Orientalist **Ewald**, der Germanist **Albrecht**, die Brüder **Grimm**. An der Spitze stand **Dahlmann**, 52 Jahr, Staatsrechtlehrer, der eigentliche Begründer der Verfassung von 1833. Früher hatte er in Kiel im Auftrag der Ritterschaft gegen die dänischen Uebergriffe gefochten. Eine stattliche, Ehrfurcht gebietende Persönlichkeit, der auch die Gegner, auch die Spötter wider Willen Huldigung zollten. Zunächst für seine Vorlesungen bestimmt, gab seine „Politik auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt" der vermittelnden Partei, welche weder mit Stahl noch mit Börne gehn wollte, ein Lehrbuch ihrer Grundsätze, gewissermaßen einen Katechismus. „Der Idealist, zeit- und ortlos hinstellend, was den guten Staat bedeute, löst Räthsel, die er sich selbst aufgegeben hat; er vollbringt mit Menschen, die es nie gegeben hat, die Aufstellung einer Gegenwart, welche keine Fähig-

keit zu sein besitzt. . . . Ich habe stets den alten Ausspruch für weise gehalten, man müsse die menschlichen Dinge nicht beweinen, nicht belachen, man müsse sie zu verstehn trachten." Der Staat entsteht nach organischen Gesetzen, wie das Individuum: „daher drängt alle Behandlung von Staatssachen im Leben und in der Lehre zur Historie hin, und durch sie auf eine Gegenwart." Aber die echte Geschichte bleibt bei der Empirie nicht stehn; sie weist auf ein höheres Ziel. „Wir glauben an ein großes gemeinsames Werk der Menschheit, zu welchem das einzelne Staatsleben nur die Vorarbeiten liefert, an eine auch äußerliche Vollendung der menschlichen Dinge, am Ende der Geschichte." Und so schwebt ihm, bei aller Anerkennung des Historischen, doch immer das Gesetz einer allgemeingiltigen Staatsform vor. „Alle diejenigen, welche überhaupt den Werth einer zweckmäßigen Gliederung des Staats anerkennen, sind darin einig, daß in England die Grundlagen der Verfassung, zu welcher alle neueuropäischen Staaten streben, am reinsten ausgebildet und aufbewahrt sind." Gegen die Radicalen versichert er, daß der Glaube an die Zukunft Europas an den Bestand nicht blos, sondern an die Macht der erblichen Königthümer geknüpft sei; die Anhänger der ständischen Monarchie belehrt er: daß die Macht der Geschichte überall dahin, wo früher Dienste standen, das Geld gesetzt hat, vermöge dessen der Staat sich selber bedient; an die Stelle der überlieferten Sitte die Gründe erwägende Einsicht, und daß eine öffentliche Meinung an Stelle der Standesmeinung nunmehr auch die alten Landstände zusammenrücken heißt zu einer Volksvertretung. — „So lange die unumschränkte Herrschaft dauert, ist der Staat ein mythologisches Wesen; alles kommt darauf an, den Mythus festzuhalten, daß Macht und Weisheit unauflöslich verschlungen auf demselben Thron sitzen, ohne sich einander zu verdrängen. Sobald aber regelmäßig wiederkehrende Ständeversammlungen berufen werden, nimmt das Wissen vom Staat seinen Anfang. Es ist nun von oben her anerkannt, daß der Inhaber der Macht ungenügend berathen sein könne; eine Lücke im Staatswesen ist zugestanden, welche durch Einsicht aus dem Volk her ergänzt werden soll. Aber jede Einsicht ist Macht, aus Vielen und Erlesenen redend, große Macht. Darum werden Reichsstände, wie man sich auch stelle, immer eine entscheidende Stimme führen, und beharrt eine Staatsregierung dabei, sie als blos rathgebend zu behandeln, so vertieft sie sich in einen Wortstreit, bei dem sie nothwendig den Kürzern ziehen muß."

Der Einzige von den Sieben, der das Ereigniß, das für die Uebrigen als Störung im Kreislauf der gewöhnlichen Pflichten mit einem

gewissen Unbehagen verknüpft war, mit Freuden begrüßte, weil er hoffte, es werde die politische Lethargie des deutschen Volks aufrütteln, war Gervinus. Rüstig arbeitete er in Heidelberg am Schluß seiner „National-literatur" weiter, und die letzten Bände waren es erst, die mächtig das gesammte Publicum ergriffen. Für Gervinus war die Periode von 1794—1805 der Höhepunkt; auch die Romantiker würdigt er, so lange sie Jünger der Goethe-Schillerschen Richtung bleiben, mit eingehendem Verständniß; für das neu eintretende poetische Moment hat er kein Interesse, er sieht nur den Verfall des Alten, das neue, wenn auch ungeberdige Leben bleibt ihm fern. In seiner ausgesprochen conservativen Richtung sucht er die Urtheile der „Literaturbriefe," der „Dramaturgie," Goethes in „Dichtung und Wahrheit" und Schillers in den ästhetischen Aufsätzen durchweg zu bestätigen; aber es ist kein Urtheil, das er nicht tiefer begründet und anschaulicher dargestellt hätte. Wir alle, die wir in dem Fach arbeiten, stehn auf dem Boden seiner Forschungen. Inwiefern das gegenwärtige Buch mit der Darstellung von Gervinus nicht einverstanden ist, muß sein eigner Inhalt zeigen.

Am stärksten zündete das Wort der Vorrede, die aus Percy-Heißsporn die Ironie gegen alles poetische Floskelwesen entlehnt, und die Schlußermahnung an die Deutschen, die Poesie eine Weile ruhn zu lassen. Ein seltsames Motto für die Geschichte der Poesie, als Kunstwerk betrachtet, aber gerechtfertigt als Resultat einer kritischen That, die eine überwundene Periode abschließen soll. So wird uns verständlich, wie der Kritiker in der Ungeduld, diesem neuen Schaffen Raum zu geben, dem Volk gleichsam den Trost hinwirft, die klassische Zeit seiner Literatur läge hinter ihm. Gervinus glaubte die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß unsre ganze Poesie soweit von Romantik inficirt sei, daß, sie in eine neue Bahn zu leiten, eine größere Kraftanstrengung erfordere, als der kühne Griff nach einer ganz neuen Thätigkeit. Er schärfte den alten, halbvergessenen Satz Th. Körners wieder ein, daß die Kunst ein Vaterland verlangt. Er zeigte bei aller Anerkennung der hohen Schöpfungen unsrer Poesie, daß sie zu viel von unsrer geistigen Kraft absorbirt habe, und daß man dieses Feld eine Zeit lang brach liegen lassen müsse, damit auch die andern Seiten des deutschen Geistes zu ihrem Recht kämen. Wenn Deutschland nicht aus der Reihe der Nationen verschwinden solle, so sei jetzt die Zeit gekommen, wo man mit der Politik Ernst machen müsse. Die Wiedergeburt des Vaterlandes, seine Einigung und seine Theilnahme an dem Lauf der Weltgeschichte müsse der Angelpunkt der neuen Bewegung sein, und auch die Poesie habe ihr Scherflein dazu beizutragen.

Es förderte doch wesentlich die Wirkung des Buchs, daß es von einem der sieben Göttinger Professoren ausging, von einem jener Männer, die in einer schmählich servilen Zeit den Muth gehabt, mit Einsetzung ihrer ganzen Existenz sich gegen das Unrecht zu erklären. Das stolze Gefühl einer solchen Persönlichkeit wehte dem Leser von jeder Seite des Buchs entgegen und verschaffte ihm Glauben und Autorität. Wir sind in neuerer Zeit mit politischen Interessen so überschüttet, daß es uns schwer wird, uns die Wichtigkeit eines solchen Ereignisses zu versinnlichen. Damals aber war es eine That von unermeßlicher Tragweite. Man war gewöhnt, in der Opposition, wenn sie laut hervortrat, wenn sie sich nicht auf das stille Frondiren des geheimräthlichen Cabinets beschränkte, etwas Unruhiges und Zügelloses zu sehn, wozu sich der ehrbare gebildete Mann nicht gern hergab. Nun setzten gefeierte Gelehrte ihre Amtsmiene, ihre Ehrfurcht vor der Majestät bei Seite, sie stellten sich auf den Markt und erklärten laut, daß Unrecht Unrecht sei; sie setzten ihr Amt aufs Spiel, verloren es und fielen eine Zeit lang der schmählichsten Verfolgung anheim. Es war ein Ereigniß, das die ganze Nation elektrisirte, und das jedem Einzelnen der Betheiligten wohl lebenslang eine stolze Erinnerung blieb, denn sie hatten nicht blos der äußern Gefahr getrotzt, sondern auch der Sitte und Tradition. Sie hatten den Bann gebrochen, der die Wissenschaft vom Leben entfernte. Sollte es Wunder nehmen, daß die einzelne Thatsache auf die Form ihres Geistes Einfluß gewann? — Wenigstens bei Gervinus war es der Fall. Im Jahre 1837 genügte das einfache Wort, das klar und bestimmt heraussagte, wie es war: der rohen zwecklosen Willkür gegenüber reicht das reine Gewissen aus. In unserm Kampf gewaltiger höchst zweckvoller Mächte ist das subjective Rechtsgefühl des Einzelnen von geringerm Werth; von noch geringerm die Ansicht des Einzelnen über die Zweckmäßigkeit dieser oder jener Maßregel. Indem Gervinus das verkannte, hat er sich politisch in eine schiefe Stellung gebracht, wie es manchen seiner Gesinnungsgenossen ging, die sich zu stark in die Rolle der „Edlen" eingelebt hatten. —

4.

Die Umbildung der Hegelschen Lehre zur Opposition.

1835—1841.

In die Schule Hegels hatte das „Leben Jesu" einen Feuerbrand geworfen, und sie war im Begriff, sich zu spalten: es gab nach einem geistreichen Einfall von Strauß, den Michelet weiter ausführte, eine Linke, ein Centrum und eine Rechte. Die „Hallischen Jahrbücher" 1838 als Organ der Linken ausdrücklich den vermittelnden „Berliner Jahrbüchern" entgegengesetzt, machten diesen Bruch offenkundig. — In Halle drängten sich die Gegensätze schärfer zusammen als in Berlin: der Rationalismus war durch mehrere angesehene, aber wissenschaftlich nich gerade hervorragende Professoren vertreten, denen Tholuck einen geistvollen Pietismus entgegensetzte. Schwarz, damals noch jung, suchte, halb auf Hegel, halb auf Schleiermacher gestützt, die moderne Bildung mit den Geheimnissen des christlichen Glaubens auszusöhnen; während Erdmann mit einer vollendeten Kenntniß der Geschichte der Philosophie als Alt-Hegelianer die orthodoxe Glaubenslehre vertheidigte. Mit ihm in den Hauptpunkten einverstanden, aber viel leidenschaftlicher in seinem Wesen, kündigte Leo, auch etwas hegelianisch gefärbt, dem ganzen modernen Liberalismus einen Krieg auf Tod und Leben an. Schaller gehörte dem Centrum der Hegelschen Schule an, Max Dunker suchte in maßvollen und gründlichen Vorträgen über Geschichte zu retten, was von der Speculation für das nationale Leben ersprießlich war, das andre als gleichgültig zu beseitigen. Als Führer der Linken traten jetzt die Begründer der „Jahrbücher", der Philolog Echtermeyer, der zuerst die Idee angeregt, ein feiner Kopf, und Arnold Ruge hervor, der die Leitung des Blattes seinem weniger schlagfertigen und auch nicht arbeitsamen Collegen sehr bald abgewann.

Gebürtig aus Bergen auf der Insel Rügen hatte Ruge wegen burschenschaftlichen „Hochverraths" sechs Jahre — von der Unterdrückung Spaniens bis zur Befreiung Frankreichs — auf der Festung Kolberg sitzen müssen, was den lebensfrischen Insulaner indeß wenig anfocht. Nach Ablauf seiner Haft habilitirte er sich in Halle, gab einige poetische Versuche heraus, wozu er viel Vorliebe, aber wenig Anlage hatte und

hielt Vorlesungen, hauptsächlich über Aesthetik, die bemerkt wurden, ohne daß es ihm doch gelang, in dieser Carriere festen Fuß zu fassen. Die Journalistik war das Feld, für das er recht eigentlich geschaffen war. Seine leichtlebige, sanguinische Natur, die sich noch neuerdings in seinen „Erinnerungen" ausgelassen und anmuthig genug ausgesprochen hat, brachte große Rührigkeit in die Partei. Hegel hatte unter dem Anschein, die Wirklichkeit des Staats und der Kirche zu legitimiren, ihren Gegnern ein leichtes Mittel an die Hand gegeben, was in ihnen „vernünftig" war, zu erfassen und es gegen sie selber anzuwenden. Von dieser Seite ist unserm Ruge die Philosophie zugänglich geworden. Sie wurde die Waffe, durch welche er seinen frühern Inhalt, die burschenschaftliche Romantik, bei sich und Andern widerlegte. Aus dem Satz: das Wirkliche ist vernünftig, wurde nun: die Vernunft ist das Wirkliche, und was ihr nicht entspricht, ist unwirklich, Schein, Romantik, und muß aufgehoben werden. Die Althegelianer hatten es der Idee überlassen, sich in der Geschichte zu realisiren, und waren dann hingegangen, um nachzuweisen, daß es so gut sei. Das Ideal ist wirklich, sagten sie, denn es ist in steter Verwirklichung; jede Stufe der Geschichte ist gut, denn sie ist ein nothwendiges und nicht zu umgehendes Resultat der frühern Stufen. Man mußte sich erst eine Zeitlang an diesem Gedanken erfreuen, bis man auf den naheliegenden stieß; jede Stufe setzt eine folgende voraus, sie ist nur da, um sich selber aufzuheben, sie ist also schlecht, indem sie etwas für sich sein will. Die alten Professoren construirten das Recht des Bestehenden, die jungen Docenten sein Unrecht; das war kein logischer Widerspruch, sondern nur ein Widerspruch in den Gefühlen.

Der neue Radicalismus trat viel kategorischer auf als der alte: fest überzeugt, daß es genüge, den richtigen Begriff des Staats und der Kirche zu proclamiren, um ihn sofort zu verwirklichen. Der erste Angriff galt dem Berliner politischen Wochenblatt. Der erste Redacteur, Jarcke, war nach Wien gegangen, da weder der Protestantismus noch der preußische Staat mit seinen altfritzischen Traditionen sich mit dem Legitimitätsprincip vertrug. Die „Jahrbücher" nahmen für die Idee des Protestantismus und die Idee des preußischen Staats Partei. Sie traten bei Gelegenheit des Kölner Kirchenstreits gegen den katholischen Fanatiker wie gegen die protestantische Halbheit in die Schranken; sie machten für Preußen in Deutschland Propaganda. Der lebenskräftige, an Aussichten und Erwartungen reiche Staat stand trotz seiner steifen absolutistischen Formen dem durch Hegel gebildeten Liberalismus näher, als das träumerisch unbe=

stimmte Vaterland der Burschenschafter, als der kleinstaatische Constitutionalismus: der philosophische Radicalismus hatte etwas Verwandtes mit dem Uebermuth der jungen bureaukratischen Bildung. In der fortlaufenden Kritik des Absolutismus, des Legitimitätsprincips und der historischen Schule mußte man darauf kommen, dem innern geistigen Zusammenhang dieser verschiedenen Formen der Reaction nachzuspüren. Man fand den Faden in der Restaurationsliteratur. Im ersten Jahrgang wurde die romantische Schule von Rosenkranz besprochen mit dem ihm eignen liebenswürdigen Wohlwollen, ohne doch ihre Schwächen und Verkehrtheiten verhehlen zu wollen. Im nächsten Jahr schleuderte das Manifest „der Protestantismus und die Romantik" der herrschenden Literatur den offnen Fehdebrief ins Gesicht. Den empirischen Stoff hatte Echtermeyer gegeben, aber die Formulirung ging ganz von Ruge aus. Von ihm rührt die Definition der Romantik her, sie sei Abwendung zur Reaction nicht aus materiellem Interesse, sondern aus doktrinären Motiven. Unter diese Kategorie brachte er nun eine Reihe der verschiedenartigsten Erscheinungen zusammen, und wenn er auch mit seiner Kritik in vielen Einzelheiten das Rechte traf, so gelang ihm die Zusammenstellung doch nur, indem er die Großen wie die Kleinen auf ein Prokrustesbett legte. Es war eine Fortsetzung des Kampfes, den Voß und Paulus gegen die Kryptokatholiken geführt. Aber erst durch Ruge wurde die Auffassung populär. Die entschiedene Sicherheit seines Tons, sein Witz und sein Humor bestach viele um so mehr, da ungefähr in derselben Zeit Gervinus, wenn auch aus sehr verschiedenen Gründen, ein ähnliches Urtheil fällte.

Es hat eine geraume Zeit gebraucht, ehe wir uns von diesen Voraussetzungen losmachten und die Bedeutung der Schule für die Entwicklung des deutschen Geistes richtiger würdigen lernten.

Ruge übersah vollständig, daß der Gährungsproceß, den man romantische Schule nennt, das Feld befruchtete, in welchem die echte deutsche Wissenschaft aufblühen sollte. Für die Arbeiten der Brüder Grimm hatte er kein Verständniß, er wußte wohl wenig davon, und die historische Schule hielt er für ein ebenso reactionäres Institut als die romantische. In diesem Verkennen des Geistes, der recht eigentlich der Geist des neunzehnten Jahrhunderts ist, liegt das Einseitige seines Liberalismus, wie vielleicht des Liberalismus überhaupt. Alles was über das Entstehen der Sprache und des Rechts gesagt wurde, das mächtige Wirken des Unbewußten in der Volksseele und im menschlichen Wesen überhaupt, die Inspiration eines hohen Geistes durch Gedanken

eines Jenseits kam seiner nüchternen rationalistischen Anschauung als Mystik, oder gerade heraus als Schwindel vor; er ließ nichts gelten, als was durch das fertige Bewußtsein vermittelt wurde: Productivität ohne freie Wahl betrachtete er wie hölzernes Eisen. Schon Strauß' „mythenbildende Substanz" kam ihm höchst verdächtig vor. In der Kunst, in der Staatenbildung, bei Dichtern war er nur zu finden, wenn er ihren Absichten vollständig nachrechnen konnte. Bald gelangte er dahin, den Protestantismus, unter dessen Symbolen man zuerst gegen die Romantik zu Felde gezogen war, in einem Gegenmanifest gleichfalls in die Romantik zu werfen, weil alle Theologie, gleichviel, ob protestantisch oder katholisch, zwischen einem Jenseits und einem Diesseits unterscheidet.

In diesen gewaltigen Abschritten Ruges machte sich nun allerdings der Einfluß eines Mitarbeiters geltend, der bald die oberste Stimme in den Jahrbüchern führte: Ludwig Feuerbach. Ruge hatte von vornherein auf ihn gerechnet; „wir hätten keinen Schritt ohne Sie gethan", schreibt er ihm 14. Oct. 1837, als er ihn zum Beitritt auffordert, „wären Sie in Halle!" Ein Wunsch, den er während der Lebensdauer der hallischen Jahrbücher nicht müde wird ihm zu wiederholen. Die Aufhebung des Zwiespalts zwischen einem Jenseits und einem Diesseits bildet das Centrum, um das die kühnen Grundgedanken gleich der ersten Schriften Feuerbachs mit einem wunderbaren Pathos des Herzens wie der Beredsamkeit kreisen.

Feuerbach wuchs als ein jüngerer Sohn des berühmten Kriminalisten in Ansbach, in katholischen Umgebungen auf. Durch einen Zufall, weil kein protestantischer Pfarrer zugegen war, wurde er sogar von einem katholischen Geistlichen getauft. Diese Umgebungen blieben nicht ohne Einfluß auf ihn. In den heftigsten Angriffen seines Hauptwerks gegen das Christenthum tritt doch eine gewisse Vorliebe für die sinnliche bildliche Form des katholischen Cultus hervor. Ostern 1823 ging er, Theologie zu studiren, nach Heidelberg. Die Vorlesungen von Paulus widerten ihn an, dagegen waren die etwas mystischen Doktrinen von Daub für seine damalige Gährungsperiode recht geeignet. Einen Grundstein seiner religiösen Anschauungen legte Herder, den er damals mit Eifer excerpirte, und auf dessen Autorität er sich in seinen spätern Schriften noch öfters beruft.

Der Ruf Hegels zog ihn nach Berlin; dort arbeitete er im folgenden Jahr fleißig, wenn auch nicht im Sinne seines Vaters: er wurde von Hegel ganz eingenommen, hörte nur philosophische Collegien und mußte März 1825 seinem bestürzten Vater melden, daß er das Studium

der Theologie aufgegeben habe, und Philosophie studiren wolle: „Palästina ist mir zu eng; ich muß, ich muß in die weite Welt; ich bin wie eine hab- und herrschsüchtige Seele, die Alles, aber nicht als empirisches Aggregat, sondern als systematische Totalität an sich reißen und verzehren will; unbegrenzt, unbedingt ist mein Verlangen: ich will die Natur an mein Herz drücken, vor deren Tiefe der feige Theolog zurückbebt, deren Sinn der Physiker mißdeutet, deren Erlösung allein der Philosoph vollendet — den Menschen, aber den ganzen Menschen."

Diesen Faustischen Drang vermochte die graue Philosophie, trotz des schönen Verhältnisses des Schülers zum Lehrer, nun nicht zu stillen.

„Ich stand zu Hegel," schreibt er später, „in einem intimern und einflußreicheren Verhältniß als zu irgend einem unsrer geistigen Vorfahren. Er war es, in dem ich zum Selbst- und Weltbewußtsein kam, den ich meinen zweiten geistigen Vater nannte. Sonderbares Schicksal, daß der kalte leblose Denker allein es war, der mir die Innigkeit des Verhältnisses vom Schüler und Lehrer zum Bewußtsein brachte!" Nach zwei Jahren verläßt er ihn und geht in Erlangen Anatomie, Botanik und Physiologie studiren. Vorläufig dachte er an eine akademische Laufbahn. Er habilitirte sich in Erlangen, und schickte Nov. 1828, seinem verehrten Lehrer seine Dissertation mit einem Abschiedsbrief, der diesen wohl in einige Verwirrung gesetzt haben wird.

Er macht ihn darauf aufmerksam, daß seine Lehre bestimmt sei, allgemeine weltgeschichtliche Anschauung zu werden. Man stehe am Anfang einer neuen Weltperiode: „Es gilt, ein Reich zu stiften, das Reich der Idee, des sich in allem Dasein schauenden und seiner selbst bewußten Gedankens, und das Ich, das Selbst überhaupt, das seit Anfang der christlichen Aera die Welt beherrscht hat, von seinem Herrscherthron zu stoßen. Es gilt einen neuen Grund der Dinge, eine neue Geschichte, eine zweite Schöpfung. — Es kommt jetzt nicht auf eine Entwicklung der Begriffe in ihrer abgezogenen Reinheit, sondern darauf an, die bisherigen weltgeschichtlichen Anschauungsweisen von Zeit, Tod, Diesseits, Jenseits, Ich, Individuum, Person, Gott u. s. w., in welchen der Grund der bisherigen Geschichte und auch die Quelle des Systems der christlichen Vorstellungen enthalten ist, wahrhaft zu vernichten, in den Grund der Wahrheit zu bohren, und in ihre Stelle als weltbestimmende Anschauung die Erkenntnisse einrücken zu lassen, die sich in der neuern Philosophie als ein Reich des Ansich und Jenseits in der Form der Allgemeinheit eingewickelt finden. Das Christenthum kann nicht als die vollkommene und absolute Religion gefaßt werden. Das Christenthum

ist nichts Andres, als die Religion des reinen Selbsts, der Person als des Einen Geistes, der ist überhaupt. Welche Bedeutung hat die Natur in dieser Religion? welche geist- und gedankenlose Stellung hat sie in ihr? — Ja unbegriffen, geheimnißvoll, unaufgenommen in die Einheit des göttlichen Wesens liegt sie da. Die Vernunft ist daher wohl im Christenthum noch nicht erlöst."

Als Feuerbach also in seinem 24. Jahr die akademische Thätigkeit begann, hatte er sich von der Hegelschen Theorie, das Christenthum sei die absolute Religion, bereits losgesagt; es schwebte ihm vorläufig, wie früher der romantischen Schule, die Idee einer kommenden Weltreligion vor, welche die gebildete Menschheit aus ihrem Geist herausarbeiten müsse.

In diesem Sinn schrieb er prophetisch angehauchte Ideen nieder, die als „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit" im Jahr der Julirevolution anonym erschienen. Er spricht sich aus allen Gründen der Erkenntniß gegen die Unsterblicheitk aus, da nur der grenzenlose Subjectivismus der modernen Zeit diesen aller Begründung baaren Glauben habe erzeugen können.

„Soll aber ein neuer Geist in die nur von Leere und Eitelkeit volle Brust der gegenwärtigen Menschheit wieder einkehren, so ist es vor allem Bedürfniß, daß der Mensch an seine wahrhaft und vollständige Vergänglichkeit sich erinnert, und in dieser Besinnung das Bedürfniß in sich erwecke, anderswo als in dem Glauben an seine eigne Unsterblichkeit die Quelle des Lebens und der Wahrheit und den Bestimmungsgrund seiner Handlungen zu suchen. Nur wenn der Mensch wieder erkennt, daß es nicht blos einen Scheintod, sondern einen wirklichen Tod giebt, der vollständig das Leben des Individuums schließt, wird er den Muth fassen, ein neues Leben wieder zu beginnen und das dringende Bedürfniß empfinden, absolut Wahrhaftes und Wesenhaftes zum Inhalt seiner Thätigkeit zu machen. Nur wenn er den Tod nicht mehr verleugnet, wird er wahrer Religiosität, wahrer Selbstverleugnung fähig werden. Die Selbstverleugnung unsrer modernen Theologie ist nur Schein, nur Spiel. Das Individuum wirft sich nur weg, um von Gott sich wieder zugeworfen zu werden, sein Selbstverlust ist Selbstgenuß, die Demuth — Selbsterhebung. Gott ist nur die Peripherie ihrer Religion, der Mittelpunkt sind die Individuen selbst."

Die Bedeutung seiner Schrift, bemerkt Feuerbach später, liege darin, daß sie die Sterblichkeit des Individuums als eine religiöse, nicht als eine wissenschaftliche Wahrheit erfaßt und ausgesprochen, die An-

erkennung der Wahrheit des Todes zur Ehrensache des Herzens gemacht habe.

Diese ethische Bedeutung des Todes hat ihm in der That einige sehr schöne Gedanken eingegeben. So wenn er, ähnlich wie Herders „Ich," den Tod als die Hingabe an das All erklärt. „Es ist unmöglich, daß der Mensch blos für sich selbst sei, ein bloßes Fürsichsein würdest du vom Nichts nicht unterscheiden können. Sein ist beziehungsreiche Fülle, inhaltsvolle Verbindung, der unerschöpfliche Schooß der mannigfaltigsten Zusammenhänge. Was ist, ist nothwendig mit Andern, in Andern, für Andres. Der Mensch liebt und muß lieben, aber lieben kann man nicht, ohne sich selbst aufzugeben. Die Natur wird nun durch den freien Geist bewegt, durch den Willen, der dich selbst bestimmt. Ein und derselbe Wille ist es, der den Tod in der Natur, und den Tod des Selbstes, die Tugend, die Liebe, das Denken wirkt. Dieser allgemeine Geisteswille nun, durch den du ein Andres als dich wollen, und dein Selbst aufgeben kannst, hat auch die Natur in eine solche heimliche und innige Einheit gesetzt mit dem wahren Sinne des Menschen, daß der innern Verneinung auch eine Verneinung in der Natur entspricht. Die Liebe wäre nicht vollkommen, wäre kein Tod. Die freie That des Menschen muß zugleich in der Natur als Nothwendigkeit existiren. Indem du liebst, erkennst du die Nichtigkeit deines bloßen Fürdichselbersein an, du erkennst nicht dich selber, sondern deinen geliebten Gegenstand als dein wahres Ich, als dein Wesen und Leben an. Allein das Todesurtheil, das du eben durch die Liebe über dich selbst aussprichst, hätte keine Wahrheit in sich, wenn es nicht auch an deinem ganzen natürlichen Sein, an deinem Leben vollzogen würde." —

„Der Denkende überwindet den Tod, denn er erkennt den Tod als das, was er ist, als eine mit der sittlichen Freiheit verbundene Handlung."

„Das Individuum stirbt, weil es nur ein successives Moment in dem Erinnerungsproceß des Geistes ist; es stirbt nur in und an der Geschichte, weil es ein Glied des Ganzen ist. Die Menschheit ist nicht eine Einheit wie eine Herde Schafe, sondern eine lebendige, die Individuen in sich auflösende Einheit. Die Geschichte ist die Erscheinung dieser Einheit in der Zeit, die Bethätigung der Verneinung der Individuen in der Einheit des Wesen an ihrer äußerlichen selbstischen Existenz. — An der Sonne des Bewußtseins zergeht wie Butter das Jenseits; die Ewigkeit, d. h. die Einheit der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft im Bewußtsein ist selbst der innere Grund der Geschichte. — Die

Geschichte ist aber kein bloßer Verlauf wie der Verlauf des Wassers, sondern ein zweck- und vernunftbestimmter Verlauf; die geschichtliche Existenz des Individuums ist daher eine zweckbestimmte Existenz; diese Zweckbestimmung seines Daseins offenbart sich in ihm als Trieb und ist sein heiliges, unverletzliches Wesen, sein Genius, die Vorsehung seines Daseins. — Der Mensch lebt so lange, als seine Bestimmung noch Bestimmung ist; ist sie aber Wirklichkeit geworden und hat sich also das Princip seines Wesens vergegenständlicht, so hört eben damit sein subjectives Für- und Insichsein auf. — Nur dann, wenn die Geschichte nichts ist, und das von aller geschichtlichen Bestimmung entblößte nichtige Individuum, also das Nichts, Etwas ist, nur dann ist allerdings Nichts nach dem Tode. — Den modernen Subjecten genügt der Lohn der Geschichte nicht. Wahrer Glaube ist aber der Unsterblichkeitsglaube nur, wenn du glaubst, daß die Menschheit eine von den gegenwärtigen Individuen unabhängige Existenz hat, sonst ist dein Glaube an das ewige Leben ein Glaube an das allerzeitlichste Leben."

Da Feuerbachs Vorlesungen und erste Schriften sich fast ausschließlich mit der Geschichte der Philosophie, namentlich der neuern, beschäftigten, so mußte grade in diesem Punkt die Differenz seiner Anschauungen zu denen Hegels ihm zuerst zum Bewußtsein kommen. Es war eine Differenz nicht blos in den Absichten, sondern auch in der Anlage, im Talent.

„Hegel stellt in der Geschichte der Philosophie Alles in einer successiven Entwicklungsreihe dar. Daher subordinirt er Systeme, die doch nicht nur gleichzeitige, sondern auch gleich berechtigte sind. Er giebt immer nur den äußern historischen, nicht den innern psychologischen Grund an. Die Hegelsche Methode hat überhaupt den Mangel, daß sie die Geschichte nur als einen Fluß ansieht, ohne den Boden zu betrachten, über den der Fluß hinströmt. Sie macht die Geschichte zu einem ununterbrochenen Act der Intelligenz, was sie doch nicht ist. Die Geschichte der Philosophie wird unterbrochen durch antiphilosophische, rein praktische Absichten und Tendenzen, durch rein empirische Bedürfnisse der Menschheit. In solchen Zeiten wird die Philosophie allerdings auch erhalten, aber geschwängert mit den Bestandtheilen des Bodens, worüber sie fließt. Wird diese Beschaffenheit des Bodens nicht berücksichtigt, sondern nur der Fluß, so wird als eine höhere Stufe gefaßt, was in ein ganz andres Gebiet gehört, daher mit dem frühern gar nicht verglichen werden kann, und es wird leicht das Wesentliche zum Unwesentlichen gemacht." — So hebt Hegel mit Unrecht die neuplatonische

Philosophie über die altgriechische. „Die Zeit der Neuplatoniker war eine Zeit des Unglücks, der Unzufriedenheit mit der Welt, der Krankheit. Die Philosophie hat in solcher Zeit die Bedeutung der Medicin; sie wird nicht getrieben aus freiem Interesse, mit dem Sinn, mit welchem sie der Gesunde, der Glückliche treibt, nicht um ihrer selbst willen. Sie soll die Bedürfnisse des kranken Herzens befriedigen, Wunden heilen, den Verlust der Welt, der Realität ersetzen. Dies vermag sie aber nur durch das Gemüth bezaubernde Vorstellungen, nur durch die Phantasie, nicht durch die Vernunft." — Ebenso wie die neuplatonische Philosophie, waren schon der Stoicismus, Epikureismus und Skepticismus Erscheinungen von dem Verschwinden des philosophischen Geistes, Erscheinungen davon, daß das theoretische Interesse durch praktische Interessen verdrängt war. Der Skepticismus verdankt seine Entstehung nicht einer einseitigen dogmatischen Philosophie, sondern der Richtung einer Zeit, wo der Mensch nur an seine nächsten Interessen denkt, und daher gegen das Wissen gleichgültig wird. „Was kümmert's mich, ob die Erde um die Sonne oder die Sonne um die Erde läuft! Sie mag stehn oder laufen, deswegen geht mein Puls nicht langsamer, verdaut mein Magen nicht besser, wird mein Herzeleid nicht vermindert. Hieraus allein erklärt es sich auch, wie der Skepticismus mit dem Pietismus und Mysticismus in Verbindung gebracht werden kann."

Diese stete Reflexion auf die Beziehungen des speculativen Denkens zum realen Leben der Zeit und der einzelnen Seele giebt Feuerbachs historischen Schriften noch heute einen Reiz und eine Wärme, die für manche Mängel der speculativen Kritik entschädigt. Geschichte interessirt ja überhaupt nur, wo sie uns unter lebendige Menschen führt.

Von Schelling, der gleich ihm nach einer dichterischen Form des Wahren strebte, und den er im Anfang sehr bewunderte, wandte sich Feuerbach bald ab. „Schelling erhob sich auf den Pfauenaugen der ästhetischen Anschauung empor zu dem Gipfel der Philosophie und des Ruhmes. Schön ist seine Darstellung, schön wie eine Braut, die eben zum Altar geführt wird." — „Schelling verdankt seinen Ruhm lediglich seiner Jugend. Was Andre erst im Mannesalter erreichen mit Kampf und Mühe, das hatte er schon in der Jugend erreicht. Aber eben deswegen hat er auch seine Manneskraft erschöpft. Seine neue Philosophie ist das Gemächte seiner eignen Willkür."

Als Reaction gegen dies frivole Denken ist Hegel für Feuerbach, auch da er sich schon halb von ihm abgewendet, der wahre Philosoph der Gegenwart. „Hegel trat in absoluten Gegensatz zu

seiner ganz ästhetisch gewordenen Zeit mit dem kategorischen Imperativ: denkt! Nur im Denken ist die Wahrheit in ihrer wahren Gestalt zu finden! — Es ist ihm um nichts als um die Sache zu thun; seine Sprache ist die Sprache der Nothwendigkeit; sie ist nicht reizend und lachend, aber voll Energie; nicht milde und weich wie Speckstein, sondern hart, granitkörnig."

So konnte es geschehn, daß Feuerbach als Docent wie als junger Schriftsteller noch immer zu den Hegelianern gezählt wurde, daß die Berliner Jahrbücher ihm mehrere sehr wichtige Arbeiten übertrugen, daß sie annahmen, er stehe auch in der Religionsphilosophie auf dem Boden Hegels, daß man wiederholt daran dachte, ihn nach Berlin zu ziehn. Er selbst sagt über seinen Standpunkt zu Hegel aus: „Ich lehrte die Hegelsche Philosophie als Historiker, zuerst als solcher, der sich mit seinem Gegenstand identificirt oder vielmehr mit ihm Eins ist, weil er nichts Andres und Besseres weiß; dann als solcher, der sich von seinem Gegenstand unterscheidet und abtrennt, ihm historische Gerechtigkeit widerfahren läßt, aber umsomehr ihn richtig zu erfassen bestrebt ist. Auf diesem Standpunkt stand ich bereits, da ich als Schriftsteller mit meinem Namen auftrat. Da hatte ich bereits den Scheidungsproceß zwischen Form und Wesen der Hegelschen Philosophie durchgemacht, die Form fallen gelassen, das Wesen behalten. Ich stand als werdender Schriftsteller auf dem Standpunkt der speculativen Philosophie überhaupt, der Hegelschen Philosophie insbesondere nur insofern, als sie der letzte umfassende Ausdruck der speculativen Philosophie ist."

Für das Katheder fühlte Feuerbach seinen Kopf aus objectiven Gründen wenig geschaffen; als seine Bemühungen um Beförderung ohne Erfolg blieben, gab er seine Vorlesungen schon im Frühjahr 1832 auf und machte nur noch einen Versuch im Jahr 1835. Es kann sein, daß seine Gesinnungen zum Theil der Grund waren, ihn bei der akademischen Beförderung zu übergehn: wäre aber sein pädagogischer Trieb stärker entwickelt gewesen, so hätte er dennoch Stand gehalten. Er hatte sehr verschiedenartige Pläne; er wollte nach Paris gehn; er hatte auch einmal den Einfall, eine politische Zeitschrift zu redigiren. Da kam mit dem Jahr 1837 die Krisis für sein ideales wie für sein geistiges Leben: er heirathete und er wurde durch Ruge bestimmt, von den Berliner Jahrbüchern zu den Hallischen überzugehn. Sonderbares Schicksal! das „die Incarnation der Philosophie" zum Einsiedler von Bruckberg, und den Einsiedler von Bruckberg zum Agitator der junghegelschen Schule bestimmte.

Seine Braut war die Tochter des Inspectors einer Porcellanfabrik auf Schloß Bruckberg bei Anspach. Sie hatte nach dem Tode ihres Vaters dessen Antheil am Geschäft und wohnte in dem Fabrikgebäude, einem alten markgräflichen Jagdschloß. Die Heirath bestimmte Feuerbach, ihren Wohnsitz zu theilen. Er liebte die reizende Waldeinsamkeit, er konnte sich nun ganz seiner Neigung zum Leben in der Natur überlassen, konnte jagen, Steine klopfen und sich — der Denker, der mit Geistern wie Leibniz, Bayle, Sokrates Umgang pflegte — Abends in der Schloßwirthschaft mit Bauern und Handwerkern unterhalten. „Mein Leben," schreibt er, „ist der vollständigste Widerspruch, der sich nur denken läßt." Dennoch hat er sein Zelt hier nicht abgebrochen, bis gegen das Ende seines Lebens sich ergab, daß die Fabrik nicht haltbar sei. Der Abschied von Bruckberg war ihm, als habe er die Hälfte seines Daseins verloren.

Feuerbach wurde nun Schriftsteller von Profession: er gründete auf die Schriftstellerei seine Existenz. Dazu war er, trotz seiner entschieden schriftstellerischen Begabung, keineswegs gemacht. Es fiel ihm nicht ein, nach dem Geschmack und Bedürfnissen der Menge zu fragen; es kam ihm nur darauf an, sich selbst zu genügen. Seine Saiten gaben schöne Töne, aber sie schlugen nicht leicht an. Die Scheu, der Ekel vor der Gemeinheit stellte sich stets als Fratze zwischen ihn und das Publicum hin. Die Appretur der innerlich richtigen, aber gleichwohl nicht federgeläufigen Gedanken war ihm ein lästiges Geschäft, er nennt sie „das Unmenschliche" der Schriftstellerei.

Ebenso mißlich war seine beschauliche Natur für die Agitatorrolle ausgestattet, in die ihn seine geistige Richtung hineinzog. Er theilte mit seinen anscheinenden Freunden und Bundesgenossen das leidenschaftliche Unbehagen an den Zuständen der Gegenwart, aber ihm fehlte ihre Zuversicht und ihr Thätigkeitstrieb, der Kampf machte ihm keine Freude. Die Richtung Ruges geht von Hegel zu Fichte zurück. Für Fichte war Pflicht des Menschen, an der Realisirung der Ideen zu arbeiten; für ihn fiel Religion mit dem Glauben an diese Pflicht und der Hingebung an diese zusammen. Der sittliche Mensch wird zum religiösen, indem er in der Erfüllung seiner Pflicht zugleich seine Seligkeit findet. Wer nicht an die Pflicht glaubt, sich wohl ihrer Erfüllung widersetzt, ist ein Ungläubiger und Atheist. Genau in derselben Weise drückte sich Ruge und seine Genossen aus, genau so war ihre Empfindung. Feuerbach mußte die Verwandtschaft herausfühlen, so weit es sich um die Wegschaffung der Hindernisse handelte, die diesem Glauben entgegen-

traten; wenn es sich aber um den positiven Aufbau handelte, war der kommende Widerspruch vorauszusehn.

Wie dem auch sei: je länger seine Verbindung mit den „Hallischen Jahrbüchern" währte, desto lebhafter sprach sich, selbst in seinen historischen Arbeiten, z. B. im „Bayle" seine oppositionelle Richtung aus; am bestimmtesten in der berühmten Abhandlung „Philosophie und Christenthum" aus dem Jahr 1839, die für die Jahrbücher die Censur nicht passirte und als Flugschrift erschien. Leo hatte die „Hegelingen" der Unchristlichkeit angeklagt, Feuerbach giebt das Begründete dieser Anklage zu, nur theile das Hegelthum dies Schicksal mit sämmtlichen philosophischen Systemen. Alle Theologie sei supranaturalistisch, alle Philosophie rationalistisch; d. h. alle Theologie gehe darauf aus, ein doppeltes Gesetz des Denkens und des Seins herzustellen, das eine für das Jenseits, das andre für das Diesseits; alle Philosophie gehe darauf aus, ein einfaches Gesetz des Denkens und des Seins aufzustellen, für das Jenseits wie für das Diesseits; oder mit andern Worten, wenn sie sich auch dieser Consequenz nicht immer bewußt werde, das Jenseits aufzuheben. In keiner Religion aber sei die Theologie so durchgearbeitet worden wie im Christenthum, wo der Begriff der Religion den Culminationspunkt erreiche, eben darum sei gegen keine Religion der Gegensatz der Philosophie so greifbar wie gegen das Christenthum. Uebrigens, setzt er hinzu, könne Hegel keineswegs das Verdienst in Anspruch nehmen, diesen Widerstreit zwischen Philosophie und Theologie bestimmt ausgesprochen zu haben und zu aller religiösen Speculation und Dogmatik in ein echt kritisches Verhältniß getreten zu sein. Hegel habe den Gattungsbegriff der Menschheit, den Kant zuerst in die Philosophie eingeführt, nicht genug in Anwendung gebracht, daher habe seine Lehre jenen zweideutigen Nimbus von Mysticismus, auf den sich die Orthodoxie eben sowohl als die Heterodoxie stützen könne.

Alle diese zerstreuten Studien und Betrachtungen sollten nun ihren Brennpunkt und ihre tiefere Begründung in dem Werk finden, welches Feuerbach 1840 vollendete: „Das Wesen des Christenthums." An dies Werk heftet sich in der That Feuerbachs Name für alle Zeit.

Unter den gebildeten Vertheidigern des Christenthums im vorigen Jahrhundert war es eine beliebte Methode, wenn die Gegner ihnen vorhielten, daß Gott sich an vielen Stellen gar nicht so äußere, wie es einem Gott ziemt, zu antworten: das sind nur anthropomorphistische Vorstellungen ungebildeter Erzähler; bei ihrer mangelhaften Philosophie konnten sich die Evangelisten das höchste Wesen von keinen andern

Motiven bestimmt denken als von menschlichen. Um hinter das wahre Wesen Gottes zu kommen, müssen wir mit unsrer philosophischen Bildung von diesen Vorstellungen völlig abstrahiren.

Feuerbach dagegen sagt: Wenn wir das wirklich thun, wirklich von diesen Vorstellungen menschlicher Motive absehn, so bleibt absolut gar nichts übrig; Gott wird ein leeres, gedankenloses X. Die wahre Lösung des Räthsels ist vielmehr die umgekehrte: Alles was von menschlichen Eigenschaften Gott beigelegt wird, ist richtig, denn Gott ist eben nichts weiter als das Wesen des Menschen in ein Bild zusammengedrängt.

Die Thiere haben keine Religion, weil sie nur ein individuelles Bewußtsein, kein Bewußtsein ihres Wesens und ihrer Gattung haben; die Menschen haben Religion, weil mit jedem individuellen Bewußtsein zugleich das Gefühl verbunden ist, daß das menschliche Wesen weit über die individuellen Schranken hinausgeht. Das Individuum empfindet seine Schranken, es ist sich seiner Unvollkommenheit und Endlichkeit, zugleich aber auch der Vollkommenheit und Unendlichkeit seines Wesens bewußt, und dies sein Wesen verdichtet es zu dem Begriff Gott. Es bildet sich ein, damit etwas ganz Andres, Höheres vor sich zu haben, und doch sieht es im Grund nur in einen idealisirenden Spiegel. Es hält, wenn es Gott die Liebe, die Weisheit u. s. w. nennt, das Subject für die Hauptsache, die Prädicate für die Nebensache: in der That verhält es sich umgekehrt; auf die Prädicate allein kommt es an, denn in ihnen offenbart sich das ausgesprochene Selbst des Menschen; sie sind die feierliche Enthüllung seiner verborgenen Schätze. Das Subject dagegen ist vollkommen gleichgültig: wahrhaft offenbart sich das Wesen oder das Ideal der Menschen nicht in einem Wesen außer uns, sondern in der Gattung. Wir haben nur die theologischen Sätze umzukehren, nur zu sagen: die Liebe, die Weisheit sind göttliche, d. h. menschliche Wesensbestimmungen, so haben wir das Rechte getroffen.

Insofern würde die Philosophie mit den Lehren der Religion übereinstimmen können, wenn nicht zugleich von Seiten der Religion ein böses Princip in jene an sich ganz wahren Sätze eingeführt würde. Indem die Religion alle idealen Eigenschaften der Menschheit Gott beilegt, und dieses ideale Wesen der menschlichen Natur entgegensetzt, kommt sie nothwendigerweise dahin, die menschliche Natur als den Gegensatz der göttlichen, als den Ausdruck der vollständigen Unvollkommenheit, Hülflosigkeit und Unseligkeit darzustellen. Indem sie ferner den einzelnen Menschen unmittelbar mit jenem idealen Wesen in Berührung setzt, und

diesem Wesen alle innewohnende Kraft der Liebe zuwendet, isolirt sie die Menschen und hebt die sittlichen Verhältnisse der Gesellschaft auf. Wenn man Gott über alle Dinge liebt, kann man dem Menschen nur eine Scheinliebe zuwenden, und wenn man an Gott, d. h. an die Realität aller Wunderkräfte glaubt, so kann man der Natur und der menschlichen Vernunft nur eine Scheinexistenz zuschreiben. Der Grund dieser Verirrung liegt darin, daß die Religion ihre Idealdichtung nicht unbefangen, gewissermaßen in theoretischem Enthusiasmus ausübt, sondern lediglich in egoistischem Interesse: sie will einen Gott haben, nicht um ihn anzubeten, sondern um alle vermessenen Wünsche des Gemüths, denen die Nothwendigkeit der Natur sich entzieht, durch ein Wunder in Erfüllung zu bringen. Die religiöse Phantasie legt Gott nur darum Allmacht bei, um ihn ihren Launen dienstbar zu machen.

Diese Theorie ist auf die einzelnen Glaubensgeheimnisse und Lehren der Religion sehr geistreich angewandt, aber principiell nicht weiter ausgeführt. Bei der ersten Einsicht in diese Deduction finden wir, daß sie eine große Reihe von Wahrheiten enthält, mit ebenso handgreiflichen Irrthümern zersetzt. — Feuerbach hat einseitig den ontologischen Beweis im Auge gehabt, und das macht ihm insofern Ehre, als dieser sogenannte Beweis, d. h. dieser Proceß unsrer Seele, zum Bewußtsein Gottes zu gelangen, der allergeistigste ist; aber es ist nicht der ursprüngliche, nicht der natürliche; das erste Gefühl Gottes ist das Gefühl einer Macht, die über den Menschen hinausgeht, die ihm absolut fremd ist, deren Einfluß er jeden Augenblick fühlt, und die er doch nicht faßt, vor der er sich daher in Furcht und Grauen niederwirft. So ist das ursprüngliche Bewußtsein Gottes im Menschen, und alle weitern Wesensbestimmungen treten erst später in dasselbe ein; bei heidnischen Religionen, wie bei der griechischen, in der Form einer irreligiösen, deistischen Philosophie, in einer entwicklungsfähigen Religion aber, die wie das Christenthum mit dem Wesen des Geistes anfängt, sich also auf einen vorhergehenden sehr weitläufigen Religionsproceß bezieht, in der Form der Theologie, der weitern Explication des göttlichen Wesens. Das ist die schwache Seite Feuerbachs, er ist durch und durch unhistorisch. Er will das Wesen des Christenthums schildern, construirt aus der Natur des Menschen das Wesen der Religion überhaupt, und geht nun in seinen historischen Belegen so zu Werk, als ob das in allen Religionen ziemlich einerlei wäre. Zwar findet sich einmal die Aeußerung: „Christus ist die Identität von Herz und Phantasie; dadurch unterscheidet sich das Christenthum von andren Religionen, daß in diesen Herz und Phantasie

auseinandergehn, im Christenthum aber zusammenfallen, die Phantasie vagirt hier nicht sich selbst überlassen herum, sie ist in den Dienst des Herzens gestellt, hat eine practische, keine poetische Tendenz. Im Christenthum concentrirte sich der Mensch auf sich selbst, faßte er sich auf als das allein berechtigte, allein wesenhafte Wesen, löste er sich vom Zusammenhang des Weltganzen los." — Aber das hat als beiläufige Betrachtung keinen Werth, es hätte an die Spitze einer Deduction gestellt werden müssen, wollte Feuerbach das Christenthum in seiner specifischen Differenz ergreifen. Nach seiner Explication begreift man nicht, wie es jemals eine andre Religion habe geben können, als das Christenthum; denn da der Proceß der Religionsbildung nach seiner Theorie immer der nämliche ist, und die menschliche Natur gleichfalls immer die nämliche, so müßte auch das Resultat überall das nämliche sein.

Die Religion ist nicht ein einzelner zeitloser Act des Individuums, obgleich jedes Einzelne auf seine Art thätig ist, sich den Gott, zu dem es betet, vorzustellen; der Einzelne geht dabei nicht frei zu Werke; er überkommt bestimmte traditionelle Vorstellungen, theils unmittelbar naiv, durch seine Eltern, theils in der dogmatischen Form der Theologie. Und mit dem Religionsstifter ist es nicht anders; denn der größte religiöse Genius hat seine Voraussetzungen, theils die Religion, in der er erzogen ist, theils die intellectuelle, sittliche und Gefühlsbildung der Zeit. Es ist sonderbar, daß sich Feuerbach nicht ein einziges Mal die Frage nach dem zeitlichen und localen Ursprung der einzelnen Lehren vorlegt; er leitet frischweg jeden einzelnen Mythus und jedes einzelne Dogma aus der allgemeinen Natur des menschlichen Gemüths ab, die heute so beschaffen sein soll, wie vor tausend Jahren. Es ist ein phantastisches Christenthum, das nie existirt hat. Das wirkliche Christenthum ist eine concrete Erscheinung, die sich mit anderweitigen Bildungselementen vielfach gesättigt und die mannigfaltigsten Formen aus sich heraus entwickelt hat. Das Christenthum ist von vornherein nicht ein reines einfaches Element, es ist aus der elektrischen Berührung zweier Elemente hervorgegangen. Schon in Paulus erscheint es anders als in den Evangelien. Noch viel anders durch die Sättigung mit den neuplatonischen Gedanken und mit den römisch-politischen Vorstellungen in den Kirchenvätern. Es sind Metamorphosen nicht blos in der Form, sondern auch im Gehalt, und dennoch bleibt das Wesen. Dann kommt die Renaissance, die Nachbildung der griechischen Kunst. Ist Rafael deshalb vom Christenthum auszuschließen? Man darf nur in die Augen der Sixtinischen Madonna blicken, um beschämt diese Meinung aufzu-

geben. Dann die Reformation. Ist Luther kein Christ, weil er, der Priester, ein Weib nahm? Der Katholicismus der Renaissance, der Protestantismus und der Jesuitismus sind höchst verschieden in ihrer Erscheinung, und doch gehören alle zur Sache, wenn man den Begriff des Christenthums wissenschaftlich bestimmen will.

Feuerbach dagegen möchte den reinen abstracten Begriff festhalten und sucht das Concrete nur darin, daß er in der ihm bekannten Literatur und Kunst für sein Princip zahlreiche Belegstellen zusammensucht. Die Stellen, die ihm passen, nennt er classisch, und die Periode, aus der er sie entnimmt, die classische Zeit der Religion; über die andern Perioden spricht er sich mit Verachtung aus.

Die Resultate des größten welthistorischen Ereignisses liegen in gewaltigen Schöpfungen vor. Man mag den heiligen Augustin, man mag Gregor VII., Dante, Luther, Calvin, Pascal ꝛc. vom aufgeklärten Standpunkt des 19. Jahrhunderts verurtheilen, jedenfalls verdienen sie nicht die Behandlung, daß man in ihren Schriften Stellen des Aberglaubens zusammensucht. Das Christenthum selbst verdient nicht, damit abgefertigt zu werden, daß in ihm Herz und Phantasie zusammenfallen, und was die Lösung vom Weltganzen betrifft, so hat die Ekstase, die darin liegt, grade in der Beförderung des Gattungszwecks größere Wunder gethan, als je die verblaßten Götterbilder der alten Zeit zu Wege gebracht hätten. Sagt doch einmal Feuerbach selbst: mit der Ekstase fängt alles echte Denken an!

Wenn Feuerbach dem Christenthum vorwirft, den Menschen zu isoliren und ihn nur auf sein eignes Gemüth zu beziehn, so gilt das von seiner Lehre viel mehr. Die neue Religion der Menschheit, auf die er hindeutet, ist die alte Glückseligkeitstheorie, nach welcher jedem Gemüth die Freiheit gegeben wird, zu genießen und zu leiden. Jeder Ernst der Arbeit und jede geschichtliche Bewegung wird abgeschnitten, denn sie sind ohne die Unterwerfung der Individualität unter allgemeine Mächte nicht denkbar. So sinnreich er verfährt, wenn er die empfangenen göttlichen Begriffe zu menschlichen Idealen macht, um der Menschheit einen neuen Inhalt, einen neuen Glauben zu geben, so haben diese Ideen etwas so träumerisch Unbestimmtes, daß ihnen keine bewegende Kraft beigemessen werden kann. Es macht einen gemischten Eindruck, wenn er aus den Symbolen und Mysterien des Christenthums die spiritualistische Färbung entfernt und mit Jubel auf den übrigbleibenden sinnlichen Inhalt als auf einen glorreichen Erwerb hinweist; wenn er in der Dreieinigkeit nur die Heiligung des Familienlebens, im heiligen

Geist die verkleidete Jungfrau Maria herausfindet, wenn er in der Taufe die Anerkennung der segensreichen Wirkungen des Wassers, welches beim Baden und Trinken so erfrischend wirkt, und in dem Abendmahl die Heiligung der Nahrungsmittel, des irdischen Brodes und Weines erkennt. Brod und Wein sind mächtige Symbole, und der Communismus hat es verstanden, durch sie die Masse zu elektrisiren; aber in diesem schlimmen Sinn werden sie bei Feuerbach nicht gebraucht, er will durch seine Sakramente die Menschheit nur auffordern, mit Andacht zu essen und zu trinken, weil das heilige Geschäfte seien.

Ein Schluß, der Ruge aufs Aeußerste verdroß: „Er ist," schrieb er an Feuerbach, „ein Haupthebel bei den Pietisten, um das Buch zu verschreien als frivol und oberflächlich. Ich halte ihn aber auch für verfehlt. Sie reden von Heiligkeit und religiöser Bedeutung dieser natürlichen Dinge — und Alles das am Schluß dieses ins Innerste der jetzigen gedankenlosen Welt einschneidenden Buches. Man hält also diesen Schluß für gleich dem neuen Cultus, kurz für das sogenannte Positive zu dem bisherigen Negativen. Um dies zu vermeiden, mußten Sie den Kardinalpunkt: daß dem Menschenleben die Kraft zu Gute kommen werde, die jetzt das bedürfnißlose Wesen absorbirt, ausdrücklich als die practische Consequenz des Ganzen und den neuen Cultus hinstellen."

Im Uebrigen erblickte er in der Schrift einen ungeheuren Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit: „Allerdings haben nun die Jahrbücher eine schwere Aufgabe, sie müssen die neue Philosophie sein und bleiben, und dieses Extrem ist reine und vollkommene Negation des Christenthums und der christlichen Staaten im Absolutismus, alles Dualismus und aller irenischen oder Scheinbewegung gegen das Jenseits zu, das sie — nicht anerkennt."

Wenn Feuerbach der Hegelschen Philosophie den Vorwurf machte, sie verfahre im Grunde ebenso romantisch wie die Theologie, ihr „Absolutes," ihre „Idee", ihre „Natur" u. s. w. seien gegen die wirkliche Wirklichkeit ebenso transcendent, ebenso jenseitig wie „Gott," „Himmel" u. s. w., so sind die spätern Materialisten folgerichtig weiter gegangen, und haben Feuerbach vorgeworfen, seine „Menschheit" sei ebenfalls ein Gattungsbegriff, eine Idee, ein Ding an sich, das nie zur Erscheinung komme, also wieder etwas Transcendentes und Romantisches. Leider hat die Sprache noch kein Mittel gefunden, etwas Andres auszudrücken als Gattungsbegriffe.

Indeß war die liberale Theologie auf dem Wege, den Strauß an-

gebahnt, weiter gegangen. Wenn auch die Evangelien auf dem Mythus beruhen, so hat doch jedes einzelne seine eigne Composition, seinen eignen Zweck, und ihr Verhältniß zu einander muß untersucht werden. Wieder suchte man den Markus als den Urevangelisten zu retten.

Strauß selbst hatte Febr. 1839 von der radicalen Regierung in Zürich einen Ruf an die dortige Universität erhalten, den er annahm, indem er erklärte: „daß er es gar nicht zu den schwierigen Aufgaben zähle, die Gemüther derjenigen zu beruhigen, die in ihm einen Mann vermutheten, der seine Stellung zur Untergrabung der bestehenden Religion benutzen werde. Ihm liege es ganz fern, die Gemeinde in ihrem Glauben und ihrer Religionsübung stören zu wollen; vielmehr werde er sich rein innerhalb der Grenzen seines wissenschaftlichen Berufs halten und auch in diesem dahin wirken, daß die göttlichen Grundwahrheiten des Christenthums geachtet und der Geist dieses Christenthums immer mehr von dem menschlichen Beiwesen gereinigt werde."

Die practische Erfahrung blieb ihm erspart. Der Pöbel von Zürich machte einen Aufstand gegen die Obrigkeit und nöthigte diese, die Berufung des berüchtigten Ketzers wieder rückgängig zu machen. Ich glaube, es war für Strauß ein Segen. Nicht als ob er je im kleinsten Punkt unwahr gewesen wäre, aber die Idee, als Lehrer zu der Gemeinde zu sprechen, veränderte schon im Voraus seine Tonlage. Daraus wäre in der wirklichen Erfahrung wohl wenig Erfreuliches hervorgegangen.

Mit Mißbehagen sah er sich auf die schriftstellerische Thätigkeit angewiesen, obgleich diese ihm in den Jahren 1836—1842 nicht blos einen sehr geachteten Namen, sondern auch einen geistigen Mittelpunkt gab. Man hat seine Streitschriften denen Lessings an die Seite gestellt, und der Vergleich liegt nahe, da Lessing augenscheinlich sein Vorbild war. Auch kann an Scharfsinn der jüngere Kritiker sich gar wohl mit dem ältern messen. Dagegen fehlt der frische kräftige Zug dramatischen Lebens, der uns in Lessings Streitschriften noch heute unterhält und erhebt, obgleich wir seinen Gegenständen nur noch ein sehr mäßiges Interesse schenken. Es fehlt die naive Freude, mit welcher Lessing seine Gegner zerzaust. Strenge Gerechtigkeit und Objectivität ist bei dem einen so wenig vorhanden wie bei dem andern, und kann auch von einer Polemik nicht wohl verlangt werden. Mißlicher ist es, daß Strauß seine Gegner mitunter wirklich nicht versteht. Wenn die Orthodoxen ihm entgegneten, zur Aufnahme der christlichen Wahrheiten gehöre innere Erfahrung, Wiedergeburt u. dgl., so konnte er vom Standpunkt seiner weltlichen Bildung das als verkehrt bezeichnen, aber er durfte ihnen nicht

vorwerfen, daß sie leere Worte machten. Was sie sagten, war durchaus nicht neu; es war seit der ersten Pietistenbewegung ein feststehender Artikel der deutschen Theologie. Für Strauß lag das Streitobject, das Leben Jesu, gleichsam isolirt der Kritik des modernen Bewußtseins gegenüber; hätte er es als Fragment einer allgemeinen Kirchengeschichte, der Geschichte einer noch fortlebenden Existenz betrachtet, so hätte er wenigstens historisch seine Gegner besser verstanden.

Das zeigt sich auch in den wirklichen oder vermeintlichen Concessionen, die er macht. Unter andern Ullmann gegenüber. Ullmann tadelte Strauß wegen seiner Abschwächung der lebendigen Persönlichkeiten. Nicht die Kirche habe Christus, sondern Christus habe die Kirche gebildet. Gehe auch die Offenbarung durch alle Völker und Zeiten, so strebe sie doch auf einen Mittel- und Höhepunkt hin, und dieser sei Christus, der in absoluter Art darstelle, was in allen andern Genien und Heroen nur unvollkommen zur Erscheinung komme. — Auch in Alexander und Napoleon, in Shakespeare und Goethe? — Der wunderliche Vorwurf hat tiefen Eindruck auf Strauß gemacht, er hat zugegeben (1839), daß unter den Gebieten, in denen die Kraft des Genius sich offenbare, die Religion obenan stehe; ja zu den übrigen wie der Mittelpunkt zur Peripherie sich verhalte; daß Christus als Stifter der absoluten Religion alle übrigen Religionsstifter soweit überrage, daß ein Hinausgehen über ihn für alle Zukunft unmöglich sei. Aber auch hier meint er immer den Christus, wie er in den Evangelien sich zeigt, nicht den fortlebenden Christus der Weltgeschichte, der wirklich Wunder gethan hat. Sein Cultus des Genius hat auch in jener Zeit etwas Kühles und Abstractes.

Indem er nun aber weiter getrieben wurde, fiel eins seiner Zugeständisse nach dem andern. In der vierten Auflage seines Hauptwerkes (1840), mehr noch in der gleichzeitigen „Kritik der Glaubenslehre" tritt er als offner Gegner der Kirche auf. In dem letzten Buch, das übrigens schriftstellerisch seine beste Leistung ist, faßt er ein christliches Dogma nach dem andern ins Auge, wie es von Jahrhundert zu Jahrhundert in den Vorstellungen der Menschen sich umbildete, bis es endlich in die Hände des absoluten Begriffs fiel. Man hat die Dogmen solange vergeistigt, bis nichts mehr übrig geblieben ist als allgemeine Ideen. Die Versuche der Philosophie, die Lehren der Religion vor der menschlichen Vernunft zu rechtfertigen, waren ein geheimer fortwährender Kampf gegen die Religion, da jeder Schritt zur weitern Begründung eines Dogma den Inhalt desselben schmälerte, bis zuletzt dem Philosophen das Christenthum

unter den Händen entschwunden war. Die wahre Kritik des Dogmas ist seine Geschichte, eine objective sich im Lauf der Jahrhunderte vollziehende Kritik, die der heutige Theolog nur begreifend zusammenzufassen hat. Ursprünglich ist das Dogma in unbestimmter, naiver Fassung in der Schrift niedergelegt; bei der Analyse und nähern Bestimmung tritt die Kirche in Gegensätze auseinander; dann erfolgt die kirchliche Fixirung im Symbol, und das Symbol wird zur Dogmatik ausgearbeitet; der Dogmatik tritt die Kritik gegenüber, indem das Subject sich aus der Substanz seines bisherigen Glaubens herauszieht, weil ihm, wenn auch zunächst nur in unentwickelter Form, eine andre Wahrheit aufgegangen ist. In dem Kampf dieser Gegensätze schwinden die bisherigen confessionellen Unterschiede, selbst der des Katholicismus und Protestantismus, zu wissenschaftlicher Bedeutungslosigkeit zusammen. Strauß zieht die Grundprobleme der Metaphysik, die Weltschöpfung, die Existenz Gottes, die Unsterblichkeit der Seele u. s. w. mit in den Kreis seiner Betrachtungen und kommt bei ihnen zu demselben Resultat, wie bei den Lehren von der Dreieinigkeit, von der Erlösung und von der Transsubstantiation.

Ursprünglich hatte er durch den Begriff die Glaubenslehre gereinigt und veredelt wiederherstellen wollen, jetzt erkannte er in dem Begriff ihre völlige Auflösung. Er hatte die selbe Consequenz gezogen, die ihn früher seine Gegner hatten ziehen lassen, und wenn er sich weniger gewaltsam aussprach als Feuerbach und seine Anhänger, so stand er im Grunde auf ihrer Seite. Uebrigens war ihm der Lärm dieser neuen Bewegung zuwider, und da er in der Glaubenslehre wirklich sein letztes Wort gesprochen hatte, trat er vom theologischen Kampfplatz ab.

Die erste Periode seines Lebens war damit abgeschlossen; was er in der Sache, die er zuerst angeregt, zu sagen hatte, war gesagt; mit der Theologie war er fertig. Mit immer größerm Unbehagen empfand er, daß ihm das, wozu seine Natur eigentlich angelegt war, versagt blieb: er hatte sowohl Trieb als Talent zum Lehrfach; er hatte das Bedürfniß nach einer geordneten und sichern Stellung; die Unruhe des Schriftstellerlebens machte ihm Pein. Er hätte doch vielleicht noch gesucht — er war erst vierunddreißig Jahre alt — in einem andern Fach sich diese Thätigkeit möglich zu machen, da trat eine Wendung in seinem Leben ein, die für ihn verhängnißvoll wurde: er heirathete eine gefeierte Künstlerin, Agnes Schebest, und diese Ehe legte seine ganze geistige Thätigkeit auf mehrere Jahre brach.

Die junge Frau, an große Aktion gewöhnt, bedurfte der Aufregungen; der junge Gelehrte, von zarter, leicht reizbarer Natur, bedurfte

der Stille; das stimmte sogleich nicht. Strauß mußte schließlich der Sache gewaltsam ein Ende machen. Mit schwerem Herzen entschloß er sich dazu; er, dem Reinlichkeit über Alles ging, mußte nun sein Privatleben vor die Oeffentlichkeit gezogen sehn, mußte dem Gesetz gegenüber der Schuldige sein. Er fühlte sich fortan heimathlos. Von Natur zurückhaltend und verschlossen, trug er oft auch das Gleichgültige schwer und vergaß nie. „In der Ehe wäre ich zu Grunde gegangen, so gehe ich auch zu Grunde. Der Schmerz, die Erinnerung nagt mir am Leben."

Chr. Baur war indeß in seiner stillen wissenschaftlichen Entwickelung langsam, aber unaufhaltsam vorwärts gegangen, und eine Reihe tüchtiger Schüler — Zeller, Planck, Schwegler, Köstlin, Hilgenfeld — arbeiteten in seinem Sinn. 1841 erschien seine „Geschichte der Lehre von der Dreieinigkeit und der Menschwerdung Gottes," die sich vielfach mit dem Werk von Strauß berührt. Den Gegnern, die ihm vorwarfen, die Geschichte zu construiren, antwortete er: „nur der roheste Empirismus kann meinen, daß man die Objecte der geschichtlichen Betrachtung nur gerade so nehmen könne, wie sie vor uns liegen. Wer nicht ohne alle philosophische Bildung zur Geschichte kommt, muß wissen, daß man zwischen den Dingen, wie sie an sich sind und wie sie uns erscheinen, zu unterscheiden hat. Die kritische Methode will so wenig an Stelle des Objectiven etwas blos Subjectives setzen, daß ihr vielmehr alles daran gelegen ist, nichts, was nur subjectiver Natur ist, für die Sache zu halten." — Seine größern kirchenhistorischen Werke fallen in eine spätere Zeit: doch enthalten seine kritischen Werke über Johannes und den Apostel Paulus schon den Kern seiner historischen Auffassung, die freilich immer gründlicher durchgearbeitet wurde. — Diese Arbeiten hatten, abgesehn von dem Resultat, den großen Gewinn, daß die ganze Literatur der beiden ersten Jahrhunderte mit dem Mikroskop untersucht wurde, daß man ihren eigentlichen Inhalt erst jetzt im Zusammenhang kennen lernte. — Nach diesen Forschungen stellt sich die Urgeschichte des Christenthums etwa so heraus. — Das Christenthum ist nicht von vornherein fertig, es entwickelt sich vielmehr allmälig aus dem Judenthum. Der erste christliche Glaubensinhalt war kein andrer als der, daß Jesus der Messias, daß er die Erfüllung der Weissagungen sei. Das Christenthum war noch nichts als ein erfülltes Judenthum. Erst durch Paulus wurde der Bruch mit dem Judenthum vollzogen. Dieser Gegensatz war viel schärfer und dauerte viel länger, als die spätere kirchliche Tradition, als namentlich die Apostelgeschichte ihn darstellt; er hat auch nicht etwa mit der Zer-

störung Jerusalems seine Spitze verloren, er zieht sich noch durch die ganze zweite Generation, durch das nachapostolische Zeitalter bis in die Mitte des zweiten Jahrhunderts, und weil er noch diese ganze Zeit bewegt und beherrscht, sind alle Schriften bis dahin nur durch ihn zu verstehn; sie haben entweder eine polemische oder eine vermittelnde Tendenz. Das Judenchristenthum hatte längere Zeit die Uebermacht; erst in der Mitte des zweiten Jahrhunderts durch den gemeinsamen Kampf gegen die Gnosis und die Verfolgungen Roms wurden die beiden feindlichen Richtungen zum Bedürfniß des Zusammenhaltens, zur Anerkennung der Einheit der Kirche geführt. Aus dieser Zeit stammen unsre vermittelnden Evangelien. Ihnen ist ein älterer Stamm vorausgegangen, der Ausdruck des strengen Judenchristenthums, der später unterdrückt wurde. Im vierten Evangelium fand Baur, daß eine rein ideelle Composition vor uns liege, daß aller geschichtliche Stoff keinen andern Werth habe als den, durchsichtiger Reflex einer Idee zu sein, daß die handelnden Personen nur Träger von Ideen, Parteistellungen, Principien seien, daß die Thaten wie die Reden Christi überall sich aufs vollkommenste entsprechen, jene nur die Anknüpfungen für diese seien, daß die ganze Entwicklung in festen von vornherein fertigen Gegensätzen sich bewege, welche dem Ganzen mehr einen dogmatischen als historischen Charakter geben. Dagegen wurde jetzt die Apokalypse, die bisher der vermittelnden Theologie den größten Anstoß gegeben, als echt und apostolisch anerkannt.

Aus der Fülle dieser widerspruchsvollen Forschungen entnahm der gebildete Laie nur so viel, daß die Frage nach dem eigentlichen Inhalt des Christenthums noch nicht gelöst sei. Noch hatte man mit der stillen Voraussetzung zu kämpfen, das echte Christenthum liege hinter der Geschichte. Zu der Kühnheit, das Christenthum als dasjenige zu begreifen, was es in einer Entwicklung von zwei Jahrtausenden als Erscheinung gezeigt, war man practisch noch nicht gekommen, obgleich man theoretisch sehr wohl wußte, daß sich das Wesen nur in der Erscheinung offenbart. Wenn man ernsthaft der Geschichte ins Antlitz sieht, so ist die schwierigste Frage nicht die: was war das Christenthum an und für sich, und wie ist es entstanden? sondern die andre: wie war es möglich, daß die stolze, anscheinend so sichere griechisch-römische Cultur sich diesem neuen, ihr fremden und feindseligen Lebensprincip unterwarf? was fand die römische Bildung im Christenthum vor, an das sie anknüpfen konnte? und was hat sie daraus gemacht?

Diese Fragen haben Hegel vorgeschwebt. Aber für eine Geschichte

des Christenthums reichen Bildung, Kritik und Gelehrsamkeit nicht aus, denn es kommt nicht blos darauf an, das Wunderbare zu widerlegen, sondern es zu begreifen, es als ein Erlebtes anzuschauen. Nur wer die Religion in seinem eignen Innern durchgemacht, kann sie darstellen. Wer nicht selbst, nach dem biblischen Ausdruck, mit Gott wie Jakob gerungen hat, wem nicht einmal die Versöhnung mit jener dunkeln Macht ein tiefes, qualvolles Herzensbedürfniß war, der kann diese Regung des Gemüths auch bei andern nicht verstehn. Mit den äußern Wundern der Legende wird man bald fertig, aber jenes innere Wunder der Erweckungen und Visionen, des Glaubens und der Begeisterung kann man leichter kritisiren, als nachfühlen. Nur eine dichterische Natur von der Gewalt Shakespeares wird im Stande sein, jene furchtbare Erschütterung, die im Gemüth der Menschheit erfolgen mußte, um das Christenthum zum Glauben der Welt zu machen, nachzufühlen, und nur die Verbindung dieser Gemüthstiefe mit einem souveränen Verstand und dem Studium eines ganzen Lebens, welches auch das kleinste Zeugniß aufspürt, um sich von dem Nervengeflecht dieser Gedanken und Leidenschaften eine Vorstellung zu machen, kann dem Gemälde den realistischen Charakter geben.

Soviel wurde Jedermann deutlich, daß der ins Speculative übersetzte Katechismus etwas ganz Andres enthalte als der wirkliche Katechismus, daß die Hegel'sche Philosophie durch ihren Synkretismus aller Geistesformen nicht conservativ, sondern desorganisirend gewirkt hatte. Strauß hatte mit der überlegenen Bildung, die ihm sein philosophisches Studium gab, die Augen der Geweihten und Ungeweihten auf die Realität hingelenkt. Nachdem die jüngern Hegelianer noch einige Jahre hindurch das Werk der Zerstörung, diesmal mit Bewußtsein, fortgesetzt hatten, wurde endlich das künstliche Band, das bisher die einzelnen lebendigen Kräfte gefesselt, gewaltsam gesprengt, die Speculation wurde aufgegeben, und Naturwissenschaft, Geschichte, Nationalökonomie, Politik traten an ihre Stelle.

5.
Unter dem neuen Regiment.
1840—1847.

Es giebt historische Persönlichkeiten, die sich dem Verständniß völlig zu entziehn scheinen. Zu den merkwürdigsten gehört Friedrich Wilhelm IV. Schon bei dem Versuch, sich deutlich zu machen, was er eigentlich wollte, greift man sich zuweilen nach der Stirn und fragt: wie so etwas nur möglich war? Er lebte ja noch unter uns, wir haben ihn gesehn, zum Theil auch gehört; was er that und unterließ, griff sehr stark in unsre Interessen und Ideale ein; wir hatten allen Grund, nach seinen Motiven zu forschen, um einigermaßen zu berechnen, was er zunächst thun würde. Aber er spottete jeder Berechnung, wenn man nicht etwa den Versuch machte, immer das Allerunwahrscheinlichste als sicher anzunehmen.

Man kennt den „Kaiser Julian“ von Strauß, den „Romantiker auf dem Throne der Cäsaren.“ Zahlreiche Schriftsteller haben sich seitdem abgemüht, den Charakter des Königs zu ergründen, und keiner ganz ohne Erfolg: denn so schwer es ist, die leitende Feder seines Charakters mit begrifflicher Bestimmtheit festzustellen, so leicht ist es, die Erscheinungen derselben an diesem oder jenem Punkt zu fassen. Der Vergleich mit König Ludwig von Bayern liegt nahe: romantischer Schwung und romantische Ironie ist beiden gemein. Aber bei Ludwig ist beides scharf getrennt: wo er nüchtern denkt und handelt, ist er völlig frei von allen Illusionen und von einer seltenen Schlauheit, und sein romantischer Schwung wird von einer Genußsucht und Genußfähigkeit getragen, die bei dem König von Preußen fehlt. In seiner hastigen Thätigkeit, die doch zu keinen rechten Resultaten führte, hat Friedrich Wilhelm etwas Fried- und Freudeloses, das unwillkürlich unser Mitgefühl hervorruft.

Die eigentliche Formel für seinen historischen Charakter zu finden, hat Ranke versucht, aber, wie mir scheint, nicht mit durchschlagendem Erfolg.

„Darin“, sagt er, „lag das eigenthümliche Geschick Friedrich Wilhelms IV., daß seine Handlungen in weite Ferne gewirkt haben, ohne ihm selbst Genugthuung zu verschaffen. Es war in ihm eine umfassende Voraussicht, die vielseitigste Wahrnehmung aller der einander in der Welt bekämpfenden Elemente, nicht ohne Sympathie nach verschie-

denen Seiten hin, aber zugleich eine gewissenhafte Wahrung seines Standpunktes. Er verband eine auffallende Flexibilität im Einzelnen mit unbeirrtem Festhalten an der Hauptsache. Diese Eigenschaften gehörten vielleicht dazu, um die revolutionären Stürme seiner Zeit zu bestehn, ohne die Monarchie aufzugeben."

So gewohnt ich bin, mit ehrerbietiger Aufmerksamkeit alles anzuhören, was Ranke sagt, muß ich doch bekennen, daß mir diese Sätze unverständlich sind. Ich verstehe wohl den Sinn der Worte, aber nicht ihre Beziehung auf den Gegenstand. Glücklicherweise steht hart daneben eine realistische Aeußerung, die bei weitem verständlicher ist. „Als ich den König im Sommer 1848 zum ersten Mal wiedersah, machte er mir den Eindruck eines jungen Mannes, voll von Geist und Kenntnissen, der aber in dem Examen, man erlaube dieses Wort dem Professor, durch irgend eine Zufälligkeit durchgefallen ist. Das Selbstvertrauen, das früher aus ihm redete, war verschwunden."

Bleiben wir bei dem Bilde stehn: wenn einer einem vernünftigen Examinator gegenüber (und die Weltgeschichte ist immer ein vernünftiger Examinator) im Examen durchfällt, und das auf irgend eine Zufälligkeit schiebt, so wird er sich meist darin täuschen. Es kann wohl einer, der sein juristisches Examen bestehn will, stark sein in der Heraldik, im Contrapunkt, vielleicht auch in der äginetischen Plastik, aber nicht eben so stark in der Jurisprudenz. Es kann sein, daß ein König in diesen Disciplinen gleichfalls ziemlich beschlagen ist, dagegen nicht die Eigenschaften besitzt, die zum Regenten gehören. In beiden Fällen wird es kein Zufall sein, wenn der eine wie der andre im Examen durchfällt.

In dieser Beziehung sind die Mittheilungen, welche Ranke über den ersten Unterricht des Fürsten macht, von höchstem Interesse. Es scheint, daß seine Erziehung zuerst von zu weichen Händen geleitet wurde. Schon seine Mutter, die **Königin Luise**, sieht das mit einiger Sorge. Sie bemerkt unter andern, daß ihm die richtige Kenntniß des Landes nicht mit gehöriger Sorgfalt beigebracht werde. Schärfer tritt im April 1810 der General Dierike gegen den bisherigen Erzieher Delbrück ein. Die Bestimmung des Kronprinzen sei die eines kraft- und muthvollen, keine Arbeiten und Beschwerden, keine Anstrengungen und Gefahren scheuenden Regenten. Die Erziehung hätte weniger ästhetisch und mehr militärisch eingerichtet werden, der Prinz hätte die schwere Kunst lernen müssen, sich selbst, seine Phantasie und seine Launen zu beherrschen. Er hätte zu pünktlichem Gehorsam angehalten werden müssen, der bei einer jeden Erziehung, selbst die eines Thronerben nicht ausgenommen, noth-

wendig ist. Nach dem jetzt herrschenden System der Erziehung, welches den Eigenwillen pflege, habe Delbrück dem Kronprinzen zu viel nachgegeben. Man wird ermessen, was ein Abweichen von diesen Grundsätzen bei einem ohnehin etwas phantastisch angelegten Gemüth für Folgen haben konnte.

Die Hauptschwäche im Regentencharakter Friedrich Wilhelms IV. scheint mir die Neigung zum Dilettantismus, Dilettantismus in dem Sinn, daß man verschiedene Liebhaberein pflegt und durch eine bei Prinzen sehr begreifliche Illusion in die Beschäftigung mit diesen Liebhabereien seine Pflicht setzt, daß man dadurch sein Pflichtgefühl in den Hauptpunkten abschwächt.

Im Mittelpunkt der Bestrebungen des Königs stehn die religiösen Ideen oder, wie ich lieber sagen möchte, die religiösen Velleitäten. Er will das Christenthum wieder herstellen, indem er Bischöfe durch Handauflegen von Priestern, die in unterbrochener Folge bis zur apostolischen Zeit hinreichen, weihen läßt. Diese Bischöfe sollen nicht die Vertreter einer bestehenden Kirche sein, sondern den Aposteln gleich diese Kirche erst wieder um sich sammeln. Es soll also nicht das Alte conservirt und erweitert, es soll etwas Neues geschaffen werden. War dies vielleicht eine „vielseitige Wahrnehmung aller einander in der Welt bekämpfenden Elemente?" Auf der ganzen Welt fand er keinen einzigen Menschen, der aufrichtig in seine Ideen einging; selbst Bunsen äußert sich mehr ehrerbietig bewundernd als ernsthaft theilnehmend.

Und was war das bestimmende Motiv des Königs? War er von einem Feuereifer durchdrungen, was ihn ganz erfüllte, auch in die Welt einzuführen? Wer den höchst interessanten Briefwechsel mit Bunsen gründlich studirt, wird die Frage verneinen müssen. Es war ursprünglich Liebhaberei, dann, wie er das Ganze in seinem Kopf ausgearbeitet hatte, künstliche Consequenz. Und diese Beschäftigung, die zu den Pflichten eines preußischen Königs in keiner Beziehung stand, gab allem, was er unternahm, die Farbe!

Die folgenreichste Handlung seiner Regierung sodann: die Einberufung des vereinigten Landtags. Das Entscheidende war auch hier der einmal ausgesprochene Wille des Königs, der die abweichenden Meinungen seiner Räthe kaum anhörte. Was hatte er dabei für einen Zweck? Der kategorische Imperativ des königlichen Versprechens bestimmte ihn nicht, er wollte einen Act der Gnade ausüben. Wollte er damit das Volk gewinnen? Da mußte er einen Weg der Verständigung suchen; die Art, wie er die Verfassung gab, mußte allgemeinen Wider-

spruch hervorrufen, und er sah das voraus. Wollte er im Landtage seine Partei organisiren? Dann hätte er wenigstens den Versuch machen müssen, durch Neuwahlen die Majorität zu ändern, die jetzt, wie er bis auf die einzelne Ziffer berechnen konnte, gegen ihn war. Er hatte sich hier wie auch in der Kirchenfrage unabhängig von dem Rath Andrer, ein Bild von der ständischen Gliederung entworfen, theils nach dem künstlich gefärbten Gemälde entlegener Zeiten, theils nach eignen Eingebungen. Das wollte er in Wirklichkeit vor sich sehn; was dabei für den Staat herauskam, wurde erst in zweiter Linie betrachtet.

Die Zeit von 1848 liegt uns noch zu nahe, um ganz unbefangen darüber zu sprechen. Auch hier war das Verfahren des Königs vielleicht einzig in der Weltgeschichte. Fast immer hat eine Revolution nur dadurch gesiegt, daß entweder das Militär den Dienst versagte, oder daß der drohenden Gefahr gegenüber der Regent den Muth verlor. Keins von beiden fand in Berlin statt. Die Armee war vollkommen zuverlässig, und die Gefahr war beseitigt, der Sieg war erfochten. Mangel an persönlichem Muth hat man dem König überhaupt nie nachgesagt. Was bestimmte ihn also, die Truppen aus Berlin fortzuschicken? Hielt er es für Unrecht, das Blut des Volkes zu vergießen? Aber das war ja bereits geschehn.

Es drängten sich verschiedene Rathgeber um den König, der eine empfahl dies, der andre jenes. Der König ging nachdenkend in der Mitte auf und ab und verkündete plötzlich seinen Entschluß. Es war ihm vielleicht Recht, daß dieser Entschluß Alle überraschte; er hielt es vielleicht für eine Eingebung, wie das bei solchen Naturen zu geschehn pflegt, und glaubte, nach einer zufälligen Eingebung eine Sache entscheiden zu dürfen, die nach pflichtmäßiger Erwägung entschieden werden mußte.

Was das nachher bei ihm für eine Stimmung hervorrief, das bezeichnet Ranke mit dem Bilde des im Examen durchgefallenen geistvollen jungen Mannes. Was das anderwärts für einen Eindruck machte, zum Beispiel bei dem Kaiser Nicolaus, der die Royalisten auch gegen den Willen des Königs mit seinen Truppen zu unterstützen bereit war, das haben die Memoiren des Generals Dohna in die Oeffentlichkeit gebracht.

Das Schlimmste war doch vielleicht die Sinnesänderung des Königs, wie sie sich zum Beispiel in einem Briefe an Bunsen vom 13. Mai 1848 aussprach. „Der Liberalismus ist eine Krankheit, gerade wie die Rückenmarksdürre." „Die scheußlichsten Ausgeburten vollendeter Gott-

losigkeit sind das Ringen des gesammten Menschengefühls zum Edlen, zum Licht."

Dieser Pessimismus, der in jedem Ideal das Werk des Lucifer, das heißt Satans, sieht, wäre an sich noch nicht so bedenklich — er ist eine Reminiscenz aus bekannten Schriftstellern — wenn er nicht zugleich eine ins Practische übertretende Gesinnung ausgesprochen hätte: die seit 1850 gegen die „Idealisten" gerichteten Verfolgungen und das Herabsehn auf Ueberzeugungen, die von dem größten Theil des Volkes getheilt wurden.

Der König war unfähig, zwischen Liebhabereien und zusammenhängenden Pflichten zu unterscheiden. In seinen Vorstellungen spielte Neufchatel und das Bisthum Jerusalem eine hervorragende Rolle: vielleicht gerade darum, weil sie mit der Hauptsache, der Stellung Preußens in Deutschland, absolut in gar keinem Zusammenhange standen, weil sie dem subjectiven Gefühl des Fürsten ganz eigen angehörten, weil sie Caviar waren fürs Volk. Neufchatel und Jerusalem hätten ihn bestimmen können, sich in eine Abhängigkeit von seinen Nachbarn zu setzen, die unter Umständen für den Fortschritt Preußens verhängnißvoll werden mußte.

Er verstand ferner nicht zu ermessen, wieviel verschiedene wünschenswerthe Dinge mit einander zu vereinen waren. Er wünschte Preußens Stellung im Reiche zu verbessern, er wünschte, die Würde der legitimen Kleinfürsten nicht blos zu wahren, sondern zu kräftigen. Bald sah er ausschließlich das Eine, bald das Andre: so kam es zu Olmütz.

Daß Preußen die Zeit von 1840—1858 überlebt hat, ist wohl das denkwürdigste Zeichen für die innere Gesundheit dieses Staates.

---

44 Jahr war Friedrich Wilhelm IV. alt, als er 7. Juni 1840 den Thron bestieg. Gegen seinen Vater hatte das preußische Volk eine unbedingte Pietät bewahrt, die Erinnerungen an die schwere Zeit, die man gemeinsam durchgemacht, waren noch nicht erloschen, und wenn das Regiment schwer auf der Entwicklung des Volks lastete, so lag in der Persönlichkeit des Königs nichts, was die Menge hätte zum Trotz herausfordern können. Das Schweigen, das er von seinen Unterthanen verlangte, übte er selber.

Ganz anders der Sohn. Es war ihm Herzenssache, sich auszusprechen, in seinen Ansichten und Grillen anerkannt und gewürdigt zu werden; dafür wollte er es auch gern den Andern gönnen, und war

selbst bereit, ihnen mit Verständniß und Lob entgegenzukommen, wenn sie sich nur den Formen fügten, an die sein Gedankenkreis gebannt war. Der Vielseitigkeit seiner Bildung war er sich bewußt; er hatte durch die Schnelligkeit seiner Fassungskraft seinem Lehrer Niebuhr imponirt, in den Schriften der romantischen Schule war er zu Hause und hatte sich aus ihnen die umfassendsten Gesichtspunkte für alle möglichen Künste und Wissenschaften angeeignet. Die gefährliche Gabe, kleine Schwächen der Menschen rasch zu durchschauen, verstärkte die Ueberlegenheit, die ihm schon sein äußere Stellung über seine nächsten Umgebungen gab. Dabei war sie keineswegs mit Mißwollen verknüpft, und im schärfsten Gegensatz zu seinem Vater konnte er in der Peripherie des Kreises, dessen Mittelpunkt er war, bedeutende Menschen recht wohl ertragen. Sein Ausspruch: „ein freies Volk, ein freier König!" war ganz ernst gemeint. Freilich setzte er von der menschlichen Natur voraus, das freie Volk werde aus Dankbarkeit für die ihm verliehne Freiheit sich ernstlich bemühn, die Art seines Königs zu verstehn, und das Resultat dieses Verständnisses werde eine warme Begeisterung sein.

Seine erste Enttäuschung erlebte er bereits auf dem Königsberger Huldigungslandtag, 10. Sept. 1840, der nicht blos Reichsstände verlangte, sondern auch trotz der königlichen Belehrung auf seiner Forderung bestehn blieb, und dadurch dem Dr. J. Jacoby zu den „vier Fragen" Gelegenheit gab. Man kann sich keinen schärfern Contrast denken als diese beiden Männer, die noch mehrmals aneinander prallten: dort ein Labyrinth von Ideen und Empfindungen, die einander ebenso so heftig suchen als meiden, hier wenigstens anscheinend eine nüchterne Logik, die über den einfachen Satz des Widerspruchs nicht hinauskommt. Und doch ist's ein eigner Zug, daß auch Jacoby seine starken romantischen Sympathien hat.

Der Verdruß des Publicums, welches mit den besten Hoffnungen die neue Regierung begrüßt hatte, wuchs, als 8. Oct. 1840 Eichhorn (61 Jahr) Cultusminister wurde; ebenso ausgezeichnet an Gelehrsamkeit wie an Rechtschaffenheit des Charakters, deutsch gesinnt, alter Burschenschafter, aber ein ausgesprochener Orthodox, der im Gegensatz zu seinem Vorgänger, dem fast gleichzeitig mit seinem alten König hinweggestorbenen Hegelianer Altenstein, Kirche und Schule wieder auf biblischem Fuß einrichten wollte. Daneben wurde Stahl aus München nach Berlin berufen, der Doctrinär des reactionären Systems, und Rochow, der Minister des Innern, schien die Polizei im Geist des alten Absolutismus fortführen zu wollen.

Aber man irrte, wenn man annahm, daß diese Männer wirklich die Sympathie des geistreichen Königs hatten. Ihr Geist war viel zu gradlinig zugeschnitten, ihr Gesichtskreis viel zu enge, er brauchte sie als Werkzeuge, aber er betrachtete sie als subalterne Naturen. Wirklich nahe standen ihm die drei Brüder Gerlach, die Freunde Brentanos, der General, der Prediger, der Präsident. Der letztere ist seit der Revolution dem größern Publicum bekannt geworden, und wer die salbungsvollen pietistischen Rundschauen mit den weltmännisch sarkastischen Kammerreden vergleicht, die Maske des Schriftstellers der Kreuzzeitung mit dem scharf geschnittenen geistreich spöttischen Gesicht des wirklichen Mannes, der wird den Dualismus der Bildung begreifen, die dazu gehört, daß die Romantik Behagen an einer Persönlichkeit findet. Der Prediger ist weniger bekannt, er gehörte allerdings zu der äußersten Rechten der kirchlichen Partei, aber er citirte auf der Kanzel lange Stellen aus Shakespeare, was dem frommen Publicum vom gewöhnlichen Schlage gewiß nicht wenig Anstoß gegeben hat. Zu den Freunden des Königs gehörte ferner Bunsen, den man auch für hochkirchlich hielt, bis er sich in seinem Bibelwerk als Freidenker entpuppte: er hat sich nach beiden Seiten hin die Sache immer nur symbolisch vorgestellt. Auch für Bettine hatte der König große Sympathien, und diese Empfindung war gegenseitig: wenn sie ihm auch in Büchern und Briefen sehr demokratisch zu Leibe ging, so merkt man doch heraus, wie viel ihr daran gelegen war, von ihm verstanden zu werden. Am nächsten aber stand ihm Radowitz, der Mann mit der hohen Stirn, dem dunklen Auge, der undurchdringlichen Rede, das echte Bild eines preußischen Diplomaten aus den vierziger Jahren. Diese Diplomaten hatten die Aufgabe, in jede Frage mit einzureden, kluge und bedeutende Worte, die doch so wenig als möglich sagten; sie waren überall klüger und tiefer als alle andern; sie wußten Dinge, die kein andrer wußte; der eine vertiefte sich in den Generalbaß, der andre in die byzantinische Malerei, Radowitz trieb beides, außerdem noch Siegelkunde und Ikonographie der Heiligen. Der dunkle Hintergrund der katholischen Kirche gab seiner liberalen Bildung ein schönes Relief: der fein gebildete Dilettant freute sich, Sinn zu haben für Dinge, die Caviar waren fürs Volk. Die Rolle des alles besser Wissenden, alles Ausgleichenden, Unbetheiligten hat Radowitz am ausführlichsten in den „Gesprächen aus der Gegenwart“ (1846) gespielt: er schildert seine Gesellschaft aus der Wilhelmstraße, einen pietistischen General, einen Bureaukraten, einen liberalen Bourgeois, einen jungen Socialisten. Er läßt sie alle zu Worte kommen und widerlegt sie dann

alle von seinem höhern Standpunkt aus, der, abgesehn von der ultramontanen Schattirung, ziemlich farblos ist. Aber man kann sagen, daß in jedem Augenblick der Pietist, der Bureaukrat, der Liberale und der junge Revolutionär ihm gegenüber Recht haben, obgleich er sich selber elegantere Worte in den Mund legt. Denn sie bringen ihm einen bestimmten Inhalt entgegen. Ohne die Leidenschaft einer intensiven Ueberzeugung ist kein fester Wille möglich, aber auch keine durchgreifende Erkenntniß. Dabei ist mit seiner Kälte des Herzens eine gewisse Schwärmerei nicht nur verträglich, sie hängt damit zusammen. Jene Kälte ist das Zeichen, daß man unbestimmt empfindet, und dieser Dilettantismus des Gefühls ist mit der Empfänglichkeit für unklare Vorstellungen eng verbunden, wenn man das Einzelne auch noch so mathematisch genau zu ordnen versteht.

Friedrich Wilhelm IV. war der erste preußische König, der mit Absicht und Zusammenhang unternahm, auf deutsche Literatur und Kunst einzuwirken. Es ist bekannt, daß bei diesem Versuch nicht allzu viel herausgekommen ist. Zum Theil lag es daran, daß seine Ansichten nicht im Strom des Allgemeingefühls gingen, die Hauptsache war wieder, daß sein sprühender Geist nicht durch Stetigkeit des Willens getragen wurde. Das Wichtigste, was Friedrich Wilhelm IV. gethan hat, war, daß er für einen Augenblick das Wort entfesselte in der Ueberzeugung, es werde sich in seinem Sinn bewegen. Und ist es einmal frei, so gelingt es nicht leicht, es wieder in Fesseln zu legen.

Berlins Physiognomie zeigte in den ersten Jahren der neuen Regierung gleichwohl eine große Veränderung. Sämmtliche Künste schienen eine neue Blüthe zu versprechen. Mendelssohn und Meyerbeer, beides Berliner Kinder, wurden an die Spitze der Berliner Hofmusik gestellt und mit mannigfaltigen Aufgaben versehn; freilich hielten sie es nicht lange neben einander aus. Der kolossale Dom, das Friedrichsdenkmal, das neue Museum wurden in Angriff genommen. Der Dom liegt jetzt vor uns als eine kolossale Ruine, im neuen Museum sind Kunstschätze, die an Fülle und Bedeutung mit den größten Sammlungen Europas wetteifern, aber eins stand dem andern im Wege, eins drückte das andre; der Eindruck war blendend, aber unruhig und unbefriedigend. April 1841 wurde der Fürst der deutschen Künstler, Cornelius, 58 Jahr, nach Berlin berufen. Er brachte, zum Theil schon vollendet, die Cartons mit, die fürs Campo santo bestimmt waren: noch heute sind sie unausgeführt. 1845 wurden Kaulbach die Wandgemälde im neuen Museum aufgetragen. Der Carton der

Hunnenschlacht war schon lange im Besitz Berlins: eine wirklich geniale Conception, welche die stolzesten Hoffnungen rechtfertigte. Kaulbach hat diese Erwartungen nicht ganz befriedigt; er hat es verschmäht, im beständigen Studium der Natur seiner Kunst neue Nahrung zu geben; er hat sich an fertige Masken und theatralische Situationen gewöhnt. Jedes seiner Bilder zeigt noch Spuren genialer Künstlerschaft, aber es ist, als wenn dem schönen Gesicht ein garstiger Schuppenleib anklebte. Sieht man sich im Treppenhause des neuen Museums um, so glaubt man in einem Palast der romantischen Schule zu stehn: leuchtende Farbenpracht mit symbolischen Perspectiven auf die ganze Weltgeschichte, es fehlt sogar nicht an Religionsphilosophie und mythologischer Gelehrsamkeit. Dazwischen eingeklebt die weißen Gypsabgüsse der antiken Kunst, die gespenstisch gegen jene Farben contrastiren, und auf der Höhe, Grau in Grau, eine fortlaufende Ironie auf alles, was unten die Begeisterung herauszufordern schien; das Ganze über einer kolossalen Treppe, die zu einem winzigen Tempelchen führt.

Der alte Führer der Romantiker, L. Tieck, 68 Jahr, konnte sich nun an diesen Schöpfungen erfreuen; der König hatte ihn schon Oct. 1840 nach Berlin berufen, bald wurde sein Aufenthalt ein bleibender, seine Vorlesungen sammelten die ausgewählteste Gesellschaft um ihn, er durfte mit Mendelssohns Hülfe den Sommernachtstraum und griechische Tragödien auf die Bühne bringen; sein „gestiefelter Kater" wurde in Sanssouci aufgeführt, den Hofrath aus dem Zerbino konnte er selber spielen. Auch Rückert wurde nach Berlin gezogen, in sehr anständiger Stellung; er hielt es aber in der geradlinigen sandigen Residenz nicht lange aus und kehrte noch vor der Revolution wieder in sein fränkisches Landhaus zurück. Zwei jüngere Dichter, Freiligrath und Geibel, erhielten Pensionen.

A. v. Humboldt, 72 Jahr, mit der Vollendung seines „Kosmos" beschäftigt, wurde an den Hof gezogen. Die Wahl macht dem König Ehre, sie hätte keinen Würdigern treffen können, und doch thut es nicht wohl, den ersten Mann Deutschlands unter Hofleuten figuriren zu sehn, wo er ihren absurden Fragen Rede stehn muß. Freilich macht der frondirende Briefwechsel mit Varnhagen einen noch unerquicklichern Eindruck.

Die beiden Grimm, der eine 56, der andre 55 Jahr, erhielten einen Ruf an die Berliner Akademie, wo sie nun in Gemeinschaft mit Lachmann segensreich wirkten, und einen liebenswürdigen Verkehr mit ihrer alten Freundin Bettine pflegten, die seit 9 Jahren Wittwe war.

Arndt, 72 Jahr, wurde von seinem langen Bann befreit und erhielt eine Professur in Bonn, ebenso Dahlmann.

Eine große Aufregung entstand in der philosophischen Welt, als Schelling, 66 Jahr, an die Berliner Universität berufen, am 15. Nov. 1841 vor einem ungeheuren Publicum seine Antrittsrede hielt. Seit 26 Jahren hatte das Publicum fast nichts von ihm gehört. „Ich fühle," sagte er, „die ganze Bedeutung dieses Augenblicks. Hätte ich nicht die Ueberzeugung, durch meine Anwesenheit der Philosophie einen wesentlichen, ja einen größern Dienst zu leisten, als ich ihr je früher zu leisten im Stande gewesen, so stünde ich nicht vor Ihnen. Eitles Selbstrühmen ist mir fern. Der Mann, der, nachdem er das Seinige für die Philosophie gethan, für geziemend erachtete, nun auch Andre frei gewähren und sich versuchen zu lassen; der selbst, vom Schauplatz zurückgezogen, inzwischen jedes Urtheil schweigend über sich ergehn ließ, der im Besitz einer das menschliche Bewußtsein über seine gegenwärtigen Grenzen erweiternden Philosophie ruhig sagen ließ, es sei mit ihm gar aus, und der dies Schweigen nicht eher bricht, als bis ihm unwiderstehlich klar geworden, jetzt sei die Zeit gekommen, das entscheidende Wort zu sprechen: — dieser Mann hat wohl gezeigt, daß er der Selbstverleugnung fähig ist .... Nicht, zu zerstören, bin ich da, sondern, zu bauen, eine Burg zu gründen, in der die Philosophie von nun an sicher wohnen soll. Nichts soll durch mich verloren gehn, was seit Kant der echten Wissenschaft gewonnen worden. Wie sollte ich zumal die Philosophie, die ich selbst früher begründet, die Erfindung meiner Jugend, aufgeben! Nicht eine andre Philosophie an ihre Stelle zu setzen, sondern eine neue, bis jetzt für unmöglich gehaltene Wissenschaft hinzuzufügen, um ihr die Haltung wiederzugeben, die sie eben dadurch verloren hat, daß man etwas, das nur Bruchstück eines höhern Ganzen sein konnte, selbst zum Ganzen machen wollte: dies ist die Aufgabe, dies ist die Absicht! Und hier darf ich bekennen, daß ich für dieses Werk eigentlich aufgespart worden bin."

Es waren starke Verheißungen, und die gesammte Hegelsche Schule saß in gespannter Erwartung da. Schelling theilte seine neue Philosophie in zwei Abschnitte, die Philosophie der Mythologie und die Philosophie der Offenbarung. Seine Studenten wußten nicht viel daraus zu machen; wenn hin und wieder etwas aus der Schule geschwatzt und dadurch den Gegnern, z. B. Rosenkranz, Feuerbach, Paulus zu Angriffen Gelegenheit geboten wurde, so nahm es Schelling sehr übel. Während in seinen frühern philosophischen Versuchen die Inspiration nur von

einer sehr geringen Last der Gelehrsamkeit gedrückt wurde, zeigte sich jetzt eine umfassende Kenntniß auf allen möglichen Gebieten des Wissens, aber es fehlten die Gedanken. Allmälig wurde man müde, nachzugrübeln, was dahinter stecke, und als die Werke endlich gedruckt wurden, blieben sie ungelesen.

Auch der König scheint kein persönliches Verhältniß zu ihm gewonnen zu haben. Er empfing ihn nur einmal im Jahr. Er hatte den berühmten Namen berufen, um die Hegelsche Schule ihrer akademischen Herrschaft zu entsetzen, wie aber hätte Schelling noch Glauben finden können, wo Hegel bereits Stück für Stück aufgelöst wurde?

Der von Strauß und Feuerbach begonnene Kampf fand jetzt in Bruno Bauer aus Berlin, 32 Jahr, Privatdocenten in Bonn, den ungestümsten Parteigänger. Nachdem er gegen Strauß zuerst als rechtgläubiger Hegelianer angekämpft, kam er plötzlich zu der Ueberzeugung, das „Leben Jesu" sei eigentlich ein Rückschritt gegen die durch Hegel bereits vollzogene Befreiung von der Theologie. In der „Posaune des jüngsten Gerichts über Hegel, den Atheisten und Antichristen" (1841) wurde durch Citate aus Hegel der Gegensatz seiner Lehre gegen das Christenthum nachgewiesen. Die Paradoxie, mit der Bauer diese Entdeckung der Welt verkündete, war der Ausdruck der eignen Ueberraschung. Diese Ueberraschung theilte sich der gesammten jüngern Generation mit: man erstaunte über sich selbst, diese Stellen gelesen und den offenbaren Sinn übersehn zu haben. Jene Schrift hatte zugleich den Zweck, die Zurechtmacherei und Schönfärberei der modernsten Theologie zu verspotten: eine Aufgabe, die ebenso künstlerisch hätte ausgeführt werden können, als Pascals Satire gegen die jesuitische Casuistik. Die Lettres Provinciales werden ein dauerndes Denkmal der Literatur bleiben: die Freude an dem Witz eines überlegenen Geistes, der mit dem Verkehrten ein souveränes Spiel treibt und es dadurch idealisirt, bleibt für alle Zeiten. Aber dazu ist nicht genug, daß man eine Reihe närrischer Citate zusammenhäuft, eigne nach derselben Analogie gebildete Phrasen hinzufügt, und theils durch scurrile Ueberschriften, theils durch höhnische Parenthesen andeutet, daß man über diese Verkehrtheiten hinaus sei. Bauer ist zu pedantisch, um mit Anstand frivol zu sein. Seine dogmatische Ueberzeugung, daß alle Welt theologisch sei, nimmt seinem Witz alle Freiheit, und die Befangenheit, mit der er die verschiedenartigsten Verkehrtheiten immer auf dieselbe Abstraction zurückführt, macht die künstlerische Ausführung unmöglich.

In der „Kritik der Synoptiker", die in demselben Jahr erschien,

lieferte Bruno Bauer der Rechtgläubigkeit eine Hauptschlacht. Während man früher in den Dogmen, die sich mit der Vernunft und dem sittlichen Gefühl nicht vereinbaren ließen, spätere Entstellungen gesucht, ging Bruno Bauer von der Voraussetzung aus, daß das Ursprüngliche immer das Rohe, Sinnliche, Aeußerliche ist. Das ursprüngliche Christenthum suchte er in der Beziehung auf seine Voraussetzung, die jüdischen Propheten, und fand den einfachsten Ausdruck dieser Beziehung im Marcus, dessen Naivetät die spätern Evangelisten theils durch die Bemühung, Zusammenhang hineinzubringen und Widersprüche durch Mittelglieder auszugleichen, theils durch das in der weitern Entwicklung begründete spiritualistische Moment vergeistigt und — entstellt haben sollten: Marcus habe die Vorstellung der christlichen Gemeinde zu einem Roman ausgedichtet, und die weitere Umarbeitung desselben habe dem fortschreitenden Bewußtsein der Gemeinde entsprochen. Man glaube nicht etwa, daß Marcus dadurch eine größere Ehre angethan werden soll; es zeigt sich in ihm nur die naivste Form der Einfalt und des Aberglaubens, und der Kritiker benutzt die sämmtlichen Evangelisten nur dazu, um seinem Haß gegen die modernen Theologen Luft zu machen. Strauß mit seiner mythenbildenden Substanz wird als ein vollendeter Mystiker dargestellt, denn nur eine bestimmte Person könne erfinden, schreiben, componiren; das Christenthum selbst als die reine Negation. „Dieser Vampyr der geistigen Abstraction saugte der Menschheit Saft und Kraft, Blut und Leben bis auf den letzten Blutstropfen aus. Natur und Kunst, Familie, Volk und Staat wurden aufgesaugt, und auf den Trümmern der untergegangenen Welt blieb das ausgemergelte Ich als die einzige Macht übrig. Diesem alles verschlingenden Ich graute vor sich selbst; es wagte sich nicht als Alles und als die allgemeine Macht zu fassen, d. h. es blieb noch der religiöse Geist und vollendete seine Entfremdung, indem es seine allgemeine Macht als eine fremde sich selbst gegenüberstellte und dieser Macht gegenüber in Furcht und Zittern für seine Erhaltung und Seligkeit arbeitete. Doch in der Knechtschaft unter ihrem Abbild wurde die Menschheit erzogen, damit sie desto gründlicher die Freiheit vorbereite und diese um so inniger und feuriger umfasse, wenn sie endlich gewonnen ist. Die tiefste und fürchterlichste Entfremdung sollte die Freiheit, die für alle Zeiten gewonnen wird, vermitteln, vorbereiten und theuer machen." —

Wenn die Frömmigkeit über die „Kritik der Synoptiker" außer sich gerieth, so galt das nicht dem Inhalt, sondern dem Ton. In dem hastigen Treiben der jungen Generation steigerte einer den andern; es

gehörte zum guten Ton, fühlen zu lassen, daß man dieses und jenes Vorurtheil überwunden habe. Die Schärfe des Ausdrucks that das Beste. Nun war unter den Kennern nur eine Stimme, daß Bruno am weitesten gehe; Strauß gehörte bereits einem „überwundenen Standpunkt" an. So glaubte denn auch die Regierung ein Uebriges thun zu müssen. Man schickte die „Kritik der Synoptiker" an die theologischen Facultäten des preußischen Staats und fragte an, ob der Verfasser noch länger Docent der Theologie sein könne. Die Facultäten antworteten ziemlich einstimmig Nein! und so wurde Bruno Bauer April 1842 von seinem Amt entfernt. Er ging nach Berlin, wo seine Absetzung der Ausgangspunkt einer ersten Preßbewegung wurde.

Eben damals, am 14. Jan. 1842, war in der Staatszeitung eine Instruction veröffentlicht, die eine freiere Handhabung der Censur verhieß. Am 7. April erschien eine Verfügung an die Oberpräsidenten der Provinzen, welche die Einreichung allgemeiner Uebersichten über die Tagespresse anordnete. Die Presse schien als Macht anerkannt zu werden, lernte sich als solche fühlen und nahm sofort einen ungeahnten Aufschwung. So lange sie dogmatisch ihre politischen Forderungen vortrug, ging es leidlich gut, als sie aber die Personen der Regierung kritisirte, brach der Conflict schärfer als je aus. Gegen das gewöhnliche Vorurtheil ist den Menschen im Durchschnitt an der Freiheit wenig gelegen: sie verlangen zu herrschen oder beherrscht zu werden. Aber zum Herrschen genügt es keineswegs, daß man eine Menge Launen und Velleitäten besitzt und jede derselben für heilig erachtet.

Um Bruno Bauer als ihren geistigen Mittelpunkt fand sich nun der Kreis der Freien zusammen, die zersprengten Freicorps des Radicalismus, dessen bisherige Concentration durch das gleichzeitige Einschreiten der Regierungen gehemmt war; die Unzufriedenen von allen Farben, die sich zu einer gemeinsamen Opposition verbrüderten: einer Opposition, die sämmtliche Zeitungen Deutschlands und einige französische mit Correspondenzen versorgte und die abstracte Berliner Literatur in den Augen des Publicums zum Mittelpunkt der weltgeschichtlichen Bewegung machte, in der That aber alle bestimmten Ansichten neutralisirte und mit Glasbrenner und Nante Strumpf Hand in Hand ging. Die Weltgeschichte, welche man hier machte, bestand darin, daß man Tag für Tag eine neue Persönlichkeit und einen neuen politisch religiösen Standpunkt für verbraucht erklärte. Die Fortschritte erfolgten jedesmal in einem Manifest, ruckweise; man decretirte das neue Glaubensbekenntniß. Daher kam es, daß die gesammte radicale Literatur bei aller Ver-

achtung gegen die Außenwelt sich untereinander selbst mit grenzenloser Geringschätzung betrachtete. Es gab kaum Einen, den nicht ein Andrer überflügelte und darum als zurückgebliebenen Philister ansah. Die Todten reiten schnell! sagte Huber nicht unrichtig.

Das hindert nicht, bei feierlichen Gelegenheiten, im Rausch der Begeisterung, vereint der Welt den Fehdehandschuh hinzuwerfen. So wurden die Freiheitssänger Herwegh und Hoffmann von Fallersleben, als sie auf ihrem Triumphzug durch Deutschland im Herbst 1842 auch die berliner Kritik heimsuchten, zwar als deutschthümelnde Philister ausgelacht und ihrerseits durch Ruge belehrt, daß die frivole und blasirte Gesellschaft ein Auswuchs sei, von dem man sich loszusagen habe, um die gute Sache nicht zu compromittiren; aber im Taumel des Freiheitsgefühls lag sich denn doch wieder Alles in den Armen. Auf dem Festmahl, das Herwegh gegeben wurde, trat ein alter Burschenschafter zu Hoffmann und hielt ihm eine „Pauke," in der er den lieben Gott gerührt aufforderte, den wackern Bruder in seinen Schutz zu nehmen; gleich darauf brachte Edgar Bauer, der Bruder Brunos, den Toast „Pereat Gott" aus und hielt einen Dithyrambus über das Blut, welches fließen müsse. Herwegh hatte zunächst das eigenthümliche Mißgeschick, den Feind — für einen Augenblick — wie Bruno Bauer spottete, zu entzücken, statt ihn niederzuschmettern: er wurde von dem geistreichen König empfangen, der ihm einen Tag von Damaskus wünschte, dann werde er Ungeheures wirken. Bald kam es doch dahin, daß er durch Gensdarmen über die Grenze gebracht werden mußte.

Georg Herwegh hatte, wie fast alle berühmten Schwaben, auf dem Tübinger Stift seine Jugendbildung empfangen. In der dann folgenden Militairzeit war er in Streit mit Officieren gerathen und vor dem drohenden Disciplinarverfahren nach der Schweiz entwichen. Im Hauptquartier der politischen Flüchtlinge, in Zürich, Wurzel fassend, hatte er einem radicalen Blatt unter Fröbels Leitung seine Feder geliehn und sich in blinder Parteileidenschaft fortreißen lassen, gegen die glänzendste Feder der liberal-conservativen Partei — den durch A. Wiedmanns geistreichen Roman, „der Tannhäuser," bekannt gewordenen Philosophen Friedrich Rohmer — einen Skandal anzustiften, der seinem Blatt verderblich wurde. Der Skandal verstimmte das Publicum, die Abonnenten zogen sich zurück. An Stelle des im Stich gelassenen Blattes plante man nun, eine große, internationale Zeitschrift zu gründen, und Herwegh war gekommen, sowohl Mitarbeiter als Leser dafür zu werben. Von Berlin ging er nach Königsberg, wo er den Verfasser der vier

Fragen zu gewinnen hoffte; kaum aber war er hier mit der Ankündigung seiner Zeitschrift hervorgetreten, so wurde sie in Preußen im Voraus verboten. Berauscht von dem Weihrauch, der ihm von allen Seiten überschwänglich gestreut wurde, richtete Herwegh einen Brief an den König, dessen Worte: „lassen Sie uns ehrliche Feinde sein" der junge Mann in seiner Etourderie für Ernst genommen haben mochte. Als dieser Brief, „ein letztes, ehrliches, wenn auch leidenschaftliches Wort unter vier Augen," nur wenige Tage später durch die Indiscretion des Einen oder des Andern veröffentlicht wurde, erfolgte die Ausweisung des Dichters. Seitdem predigte er offen die Revolution; nicht die Revolution zu irgend welchem Zweck, sondern die Revolution an sich als die einzige eines edlen Volks würdige Existenz. Es kommt sonst wohl vor, daß man in der Verzweiflung, weil man sich gar keinen andern Rath weiß, endlich zur Gewalt greift: daß man aber diese immer höchst bedenkliche und in den meisten Fällen ihrem Zweck widersprechende Beschäftigung sich als die normale vorstellt, kam nur in Deutschland in den vierziger Jahren vor und war gewiß eine höchst überspannte Studentenidee. Mit diesem Ausdruck ist wohl der eigentliche Kern der Sache bezeichnet. „Nimm, deutsche Jugend," singt Herwegh an Prutz, „unser Lied in Schutz!" Das ließ sich noch hören, aber es wurde der Jugend noch mehr zugemuthet; sie sollte nicht blos schützen, sie sollte urtheilen und gebieten, und das ist eine Aufgabe, die ihr nicht zukommt.

Die ersten Versuche, der Presse einigermaßen den Mund zu lösen, hatten in Preußen nur dazu geführt, das Mißvergnügen zu steigern. Man hatte mehr erwartet, als man erhielt. Die Unruhe wuchs, je weniger man sich klar machte, was man eigentlich wollte. Alle Zeitungen waren radical geworden, nun fingen die Verbote an. Die Rheinische Zeitung und die Leipziger Allgemeine, die den Brief Herweghs an den König veröffentlicht hatten, fielen im neuen Jahr als die ersten Opfer. Das gleiche Schicksal stand Ruges Jahrbüchern bevor.

Ruge war schon Juni 1841 vor der Forderung, seine Zeitschrift, die in Leipzig gedruckt wurde, nach Halle zu verlegen und sie unter preußische Censur zu stellen, aus Preußen gewichen und hatte sich mit ihr in Dresden angesiedelt unter der neuen Firma „Deutsche Jahrbücher." Ihre alte Bedeutung behaupteten sie nicht mehr. Mit der wachsenden Verbreitung der Zeitschrift schärften sich die Instructionen, die man den Censoren ertheilte, und die Erbitterung dieses kleinen Kriegs ging auf den Ton der Aufsätze über. Allmälig zogen sich die bisherigen Mitarbeiter zurück; sie konnten der Geschwindigkeit, mit welcher die

Jahrbücher einen Standpunkt nach dem andern überwanden, nicht folgen. Unter Widerruf der frühern Manifeste sagte sich Ruge von der Idee des Preußenthums los und die kleinen deutschen Staaten mit ihren Duodezconstitutionen, die der preußische Philosoph bisher von oben herab angesehn, erhielten als Symbole der Selbstregierung plötzlich eine größere Wichtigkeit. Der bisher so gefeierte absolute Staat, weil er nicht dem wirklichen Inhalt des Volks die entsprechende Form gab, wurde durch das Stichwort der Transscendenz verdammt. Die schöpferische Thätigkeit in diesen eilfertigen Fortschritten gehörte nicht Ruge an, aber er verstand es, die Hauptsätze der neuen Lehre, die man, weil die Idee der Menschheit an die Stelle Gottes trat, Humanismus nannte, in eindringlichen Pointen dem Gedächtniß einzuschärfen. Einen entschiedenen Einfluß gewann Bruno Bauer. Seine leicht bewegliche Natur war unermüdlich, immer neue Schalen von sich abzustreifen, immer neue Voraussetzungen in das Gebiet der Romantik zu verweisen. Man kann sagen, daß ihm Ruge halb mit Freude, halb mit Schrecken folgte. Er machte viele von den Wendungen mit, z. B. das Aufgeben des constitutionellen Staats, weil ihn dieser nicht vor den Censurstrichen des Professor Wachsmuth beschützte, die Verwerfung der Judenemancipation, weil er einen natürlichen Widerwillen gegen den „Knoblauch“ hatte. Als dann aber auch die Vorkämpfer des entschiedenen Liberalismus, z. B. Jacoby, als verbrauchte Philister bei Seite geworfen werden sollten, da empörte er sich und brach mit den Berlinern. Aber dieser Bruch kam in den Jahrbüchern nicht mehr zum völligen Austrag. Ruge schrieb Januar 1843 ein Manifest, worin er die Demokratie als die Idee der neuen Zeit darstellte. Dann erfolgte das Verbot der Jahrbücher, das die sächsische Kammer, an die Ruge appellirte, mit 52 gegen 8 Stimmen bestätigte. Im Grunde hatte der Radicalismus sich ausgeschrieben, es würde ihm schwer gewesen sein, die alten Manifeste zu überbieten.

Nun gewann das Weltbürgerthum für Ruge eine neue Bedeutung. Er ging nach Paris, wo er mit H. Heine und mit den radicalen Journalisten in Verbindung trat. Nun glaubte er den Kampf der Freiheit gegen die Unterdrücker aller Völker von einer höhern Weltbühne aus fortsetzen zu können. Er gründete die deutsch-französischen Jahrbücher, ein recht unerfreuliches Unternehmen! Sie sollten die Brücke zur Einigung dieser beiden Culturvölker auf dem Boden der Demokratie bilden, aber erregten mit Recht in Deutschland eine allgemeine Entrüstung. Ruge machte seinem Unmuth über die Unterdrückung der deutschen Jahrbücher in einem Briefwechsel Luft, worin er die Deutschen

nicht blos ein niederträchtiges Volk nannte, sondern behauptete, in ihrem Wesen liege die Niederträchtigkeit. Diesen Gefühlsausbruch suchte er später vor dem philosophischen Publicum zu rechtfertigen, indem er das empirische Urtheil in ein logisches verwandelte; er gab die Parole: der Patriotismus ist ein Feind der Freiheit. Statt diesen Satz durch Anwendung auf concrete Fälle fruchtbar zu machen, begnügte sich Ruge, ihn mit blindem Dogmatismus fortwährend zu wiederholen. Außerdem mußte es empören, wenn er die viel auffallendere Engherzigkeit des französischen Patriotismus von dieser Beschuldigung ausnahm. Kein Franzose hat an den deutsch-französischen Jahrbüchern Theil genommen, so sehr sich Ruge in den republikanischen und socialistischen Kreisen, mit denen er in Berührung kam, darum bemühte. Weil aber die Redacteure des National, der Réforme, Démocratie pacifique und andere sich von ihm über deutsches Wesen belehren ließen, war er fest überzeugt, eine große deutsch-französische Partei gegründet zu haben, in deren Händen die Zukunft liege. Am auffallendsten war der Einfluß, den die französische Sprache und Denkweise auf ihn ausübte. Er lernte, wie Heine sich ausdrückt, in Paris deutsch schreiben, er ersetzte die Schulsprache durch das witzige Spiel der Antithesen, und suchte auch im Stil den Humanismus, d. h. die Eleganz geltend zu machen. Eigentlich war ihm die philosophische Sprache immer etwas Aeußerliches gewesen, und seine Neigung zu Antithesen, zu Pointen, und überraschenden Parallelen fand er in der französischen Sprache im vollen Maße wieder. Die gesammte französische Literatur, so wenig er von ihr kannte, wurde ihm ein Ideal. Mit seinen Jahrbüchern war er auf die Theilnahme der Communisten eingeschränkt, Marx, Heß u. A. Das Band konnte nur ein äußerliches sein, denn Ruges Radicalismus erstreckte sich — aus persönlichen Gründen — nie auf das Privatrecht, und darum dauerten die Jahrbücher nicht über das erste Doppel-Heft fort. Er ging nach der Schweiz, wo er mit Fröbel, der ein „System der socialen Politik" geschrieben, Freiligrath, Follen u. A. über die demokratische Verbrüderung der Menschheit grübelte. Der Mitarbeiter seiner deutsch-französischen Jahrbücher, H. Heine — sein Beitrag bestand in den bekannten Gedichten an König Ludwig — hatte indeß im „Atta Troll" gegen diese gesinnungsvollen Demagogen von mehr Charakter als Talent eine sehr glückliche Satire veröffentlicht, und der Mitarbeiter seiner deutschen Jahrbücher, Bruno Bauer, eine Literaturzeitung gegründet, in der er feierlich proclamirte, die Kritik sei jetzt gesinnungslos geworden.

Gesinnungslos! Die Radicalen, die bisher mit ihm gegangen waren, weil er „am weitesten ging,“ wußten nicht, was sie dazu sagen sollten. Bisher war Gesinnung die Hauptsache gewesen, der Werth der künstlerischen und wissenschaftlichen Leistung wurde nach der Gesinnung abgemessen, d. h. nach dem Aufwand von Trotz gegen die Regierung. Den wahrhaft Gebildeten war seit lange bekannt, daß Gesinnung weder in Kunst noch in Wissenschaft entscheiden kann, daß namentlich die Wissenschaft unparteiisch sein muß. Das Befremden über jenes Manifest rührte aber daher, daß „die Kritik“ nur ein anderer Ausdruck für „Bruno Bauer“ war: die Gesinnungslosigkeit des Einzelnen ist aber verwerflich.

Zur echt liberalen Gesinnung gehörte damals der Glaube an das Recht der Juden. Bruno Bauer ging den Juden ebenso scharf zu Leibe als ihre orthodoxen Verfolger, und im Grunde sprach auch hier noch der Rechtgläubige. Er erklärte die Juden für unfähig, emancipirt zu werden, weil sie die Freiheitskämpfe der Geschichte nicht durchgemacht hätten. Das Judenthum sei ein zurückgebliebener Standpunkt: die Absurdität, die in ihm nur im Keim lag, sei erst im Christenthum zur völligen Reife gekommen, und ohne diese bittere Frucht gekostet zu haben, könnten sie von dem Fluch der Geschichtslosigkeit nicht erlöst werden. Damals kritisirte ihn Marx, der den unglücklichen Versuch machte, mit Ruge die „deutsch-französischen Jahrbücher“ herauszugeben; er stimmte mit Bauers Deductionen ganz überein, behauptete aber, daß er noch nicht weit genug gegangen sei: er habe das Judenthum kritisirt, aber nicht den Staat und nicht die Emancipation; der Staat selbst sei jüdisch geworden. Zuletzt wurde die Kritik immer schärfer, das Lächeln immer diplomatischer, immer feiner, immer geistreich-unverständlicher, bis es endlich zu einer grinsenden Maske versteinerte. Als Bruno Bauer später zur Kreuzzeitung überging, konnte er den alten Artikel mit geringen Modificationen für Wagners „Gesellschafts-Lexikon“ brauchen.

Die Gesinnungslosigkeit der Kritik wurde nun practisch erwiesen durch eine Polemik gegen die Koryphäen des Tages, den Ausdruck der bürgerlichen Mittelmäßigkeit. Der Geist, der bisher im fortfluthenden Gewicht sich hatte mitreißen lassen, besteigt nun die einsame Warte, um den planlosen Strom der „Masse“ ironisch zu überschauen. Wie Ruge den Begriff des Patriotismus, so zersetzte die berliner Kritik den Begriff des Repräsentativsystems und des Rechtsstaats; beide Begriffe wurden nicht nur als romantisch, sondern als Momente der „bürgerlichen“ Reaction gegen den Fortschritt der Freiheit, der Abstraction gegen die

lebendige Macht der Geschichte bezeichnet. Der Glaube an das Vaterland, der Glaube an den Staat sollte als letzter Rest des alten Aberglaubens aus dem Herzen gerissen werden. — Ein Ketzer, auch in politischen Dingen, wird unaufhörlich von dem Gespenst der Vorstellungen, die er im Princip überwunden zu haben glaubt, verfolgt. Sowie diese „Freien" in ihrer theologischen Periode in den unschuldigsten Aeußerungen Spuren von Religiosität witterten, so ging es ihnen jetzt mit dem Staat und seinem concreten Ausdruck, dem Bürgerthum. Unter „Bürgerthum" verstanden sie die Masse der Philister; unter „Staat" die Form, welche sich diese gedankenlose Masse zu geben wisse. Sie meinten, mit dem Wesen des constitutionellen Staats fertig zu sein, wenn sie einen Widerspruch in demselben nachwiesen, was eigentlich von Schülern Hegels sehr gedankenlos war. Denn die Forderung der Widerspruchlosigkeit sagt nichts Andres, als daß man sein Ideal in einem Petrefact sucht, während der Staat doch nur die dialektische Methode sein kann, in welcher sich der Entwicklungsproceß der Cultur mit Ordnung und Verstand vollzieht.

Am schärfsten verfuhr die Kritik gegen ihre ehemaligen Verbündeten, die Radicalen. Der Radicalismus hatte die Regierung mit einem gewissen unwilligen Erstaunen gefragt, warum sie nicht auf seine Ideen eingehe? Die Kritik wies nach, daß sie ihrem Begriff nach so handeln müsse, wie sie handelte. Dieser Nachweis athmete nicht die althegelianische Befriedigung, die Kritik fand nicht, daß alles gut sei, wie es ist, sie weidete sich mit einer krankhaften Wollust an der Niederträchtigkeit, die sie als nothwendig zu begreifen meinte. Die Ironie gegen die Phrasen des Radicalismus war zum Theil sehr treffend. Aber die Kritik gewöhnte sich so an den ironischen Ton, an die satirischen Gänsefüßchen, mit denen sie die Absurditäten ihrer Gegner einführte, daß man in vielen Fällen nicht errathen konnte, wo eigentlich der Witz lag. Das Hauptstichwort war: Die Masse wolle durch ihre Organe, die Humanisten, die Communisten u. s. w. alle Eigenthümlichkeit aufheben und das Große zu sich herabziehn; weil Einige Lumpen wären, sollten dem Princip der Gleichheit zufolge alle Lumpen sein. Der Rückschlag des berliner Witzes gegen das Pathos der neuen, humanistischen Religion, die in Berlin mit aller Leidenschaft einer Modesache betrieben wurde, mußte erfolgen, sobald jenes Pathos seinen Inhalt verzehrt hatte. Max Stirner, eigentlich Kaspar Schmidt, schrieb 1844 ein Buch „Der Einzige und sein Eigenthum," worin er den Staat, die Menschheit u. s. w. mit den alten Götzen in das Reich der Gespenster warf. Real auf Erden bin nur Ich,

und die Speise, die mich nährt, die Bilder, die mich ergötzen, die ich verbrauche zu meinem souveränen Nutzen und Vergnügen. Wozu ein Staat, wozu Recht und Gesetz? Außer mir giebt es kein Recht, ist es mir Recht, so ist es recht. Möglich, daß es den andern nicht recht ist; das ist ihre Sorge, nicht die meine, sie mögen sich wehren. Warum soll ich die Wahrheit sagen? warum meine Schulden bezahlen? Die härteste Knechtschaft ist die des Gedankens, ein Ruck, ein Gähnen, und Ich bin frei! — Dergleichen Einfälle anmuthig vorgetragen haben der ewigen Ernsthaftigkeit gegenüber eine Berechtigung, nur durch gelegentliche Ungezogenheit wird die Sitte werth; wenn man aber hört, daß das die Frucht gewissenhaften Nachdenkens, das letzte Resultat der Philosophie sein soll, so hört der Spaß auf. Wie die Gefühlsausbrüche in den Zeiten der „Stürmer und Dränger," in denen sich die geniale Individualität von dem Druck allgemeiner Gedanken befreite, ist „der Einzige und sein Eigenthum" nichts als der dithyrambisch ausgeführte Stoßseufzer einer schönen Seele, die sich über die Eintönigkeit des Philisterlebens, der Geschichte und des zweckmäßigen Arbeitens ennuyirt.

Nach Stirners Lehre bildete sich in Köthen eine ganze Schule von „Egoisten," die „weiter gingen" als der Meister. Das eine „Individuum" fand schon das verständige Anschauen der Welt, welches Stirner unter Umständen billigt, zu philisterhaft; der eigentliche Mensch dürfe die Natur nur anstieren. Die Schnelligkeit, mit der man es in diesem sophistischen Spiel, anscheinende Abstractionen aufzulösen, zur Virtuosität bringt, ist erstaunlich. Wie in den Zeiten der Romantik durfte man die Begriffe nur auf den Kopf stellen, um auf der Höhe der Zeit zu stehn. Stirner war empört darüber, daß Rudolf in den Mysterien von Paris die Leute zur Tugend verführe, während sie in der vollen Durchführung des Lasters die echt menschliche Kraft hätten bewähren können. Ein Andrer bewies, daß in Goethes Egmont der Herzog von Alba den Fortschritt repräsentire, da Egmont der höhern Staatsform, die der König ihm bot, nichts entgegenzusetzen wisse, als die Berufung auf seine Privilegien. Seit der Zeit sind mehrere von diesen „Egoisten" katholisch geworden.

So sehr sich die souveräne Kritik über die Masse erhebt, so braucht sie doch eine Sphäre, in der sie ihre Münzen ungewogen ausgeben kann; sie bildet sich ihre eigne exclusive Masse. Die Frivolität wurde in diesem Kreise mit einem gewissen Ernst getrieben, feierlich, gleichsam als Religion. Es war Pflicht, cynisch zu sprechen, und diese Cynismen gelegentlich auf die Action zu übertragen. Man erzählte die Mythen von

„der Kritik," daß sie ihre Theorie von der Ungültigkeit des sittlichen Wesens durch diese oder jene Aeußerung zur Erscheinung gebracht habe, es waren nicht individuell interessante Geschichten, sondern Dogmen in Anekdoten übersetzt. Man blasphemirte auf das greulichste, aber doch mit einer gewissen Scheu, wie Furchtsame sich den Donner durch lautes Sprechen zu übertäuben suchen. Der seiner Freiheit noch ungewohnte Lästerer blickt heimlich seitwärts nach dem Götzenbild, indem er Steine danach wirft. Man lese in O. Wiegands: „Epigonen" die Schilderung, die der „Candidat Bauer" von seinem Transport nach Magdeburg giebt. Er macht einem Frauenzimmer, das wegen wiederholten Diebstahls eingesperrt wird, die Cour, giebt sich mit ihr auf die Zeiten der Freiheit ein Rendezvous und geht mit dem übrigen Gesindel um, als wäre es seines Gleichen. Nach einer andern Seite hin zeigt das Verhältniß Bruno Bauers zu Frau von Arnim, die für die Voigtländer Zustände in „Dies Buch gehört dem Könige" Schüler der Kritik benutzte, die Verwandtschaft der alten Romantik mit der neuen: beide ruhen auf dem schwankenden Grund der individuellen Stimmung.

Der Grundgedanke Hegels ist die Verklärung der Wirklichkeit; unter allen philosophischen Schulen hat keine mit solcher Ausdauer dem Walten der Vorsehung nachzuspüren gesucht, und, was dasselbe sagen will, keine so beharrlich den Weltschmerz bekämpft. Dagegen ist der Inhalt der modernen „Kritik" der ausgesprochene Pessimismus. Sie hängt allerdings mit Hegel zusammen, aber es tritt noch ein andres Moment hinzu, die herrschende Stimmung der gleichzeitigen Poesie. Die Poeten des vorigen Jahrhunderts ärgerten das aufgeklärte, einseitig verständige Spießbürgerthum durch das wilde Aufbrausen eines allen Formen widerstrebenden Herzens. Die Romantiker redigirten diese Gefühlsausbrüche in einen Katechismus für angehende Genies. Mit derselben Pedanterie ließen nun die burschikosen Schöngeister aus der Schule Heines ihren Witz an der „Spießbürgerlichkeit" des Gemüths aus. Die Rollen von Werther und Albert haben sich getauscht. Alle Welt ist in den Traditionen der Romantik auferzogen, und nicht mehr durch Empfindung, sondern durch Spott erhebt man sich über die Masse. Damals durchbrach das überströmende Gefühl den Aberglauben an die gemein gewordenen Sätze des Verstandes, heute verhöhnt die Genialität mit der Kälte des frechen, voraussetzungslosen Witzes den Aberglauben an das Herkommen des Herzens. Aber die Reaction verleugnet ihren Ursprung nicht. Diese Sophistik, welche sich über die principlose Sentimentalität des „bürgerlichen" Gefühls lustig macht, ist in ihrem Ursprung

ebenso sentimental, denn sie geht aus einem durch die Hohlheit der Phrase verletzten Gefühl hervor; in ihrer Entwickelung ebenso principlos, denn die Satire wird von den einzelnen Bewegungen ihres Gegenstandes willenlos in die Irre geführt; in ihren Leistungen ebenso unproductiv, wie die Romantik es war, unproductiv, wie jede Reaction, die wohl der Ausdruck einer gerechtfertigten Sehnsucht, aber nicht der Ausfluß einer realen, ihrer selbst gewissen Kraft ist. Die neuere Poesie wiegt sich mit Behagen in dem Gefühl des Contrastes, ohne über denselben hinauszustreben. Wenn das Pathos ihr unbequem wird, so rächt sie sich durch Frivolität, und aus der Kälte der Ironie stürzt sie sich wieder in ein beliebiges Pathos. Aus dieser beständigen Verwirrung der Gesichtspunkte geht jene Unfähigkeit hervor, eine Idee, einen Charakter, eine Gestalt, eine Handlung festzuhalten, die endlich in Blasirtheit ausartet. Ueber den Trümmern der durch einen wüsten Unglauben zerstörten Welt erhebt sich hohnlachend das eitle Ich, um sich selber anzubeten und sich vor seinen eignen Gespenstern zu entsetzen.

Hegels Sieg über den subjectiven Idealismus war nur ein scheinbarer. Er hatte die Wirklichkeit verklärt, um sie zu rechtfertigen, aber eben darum hatte er sie in Abstractionen zersetzt; und sobald man von der ersten Freude zurückkam, mußte man jene Abstractionen als das erkennen, was sie wirklich waren, als Schatten, denen der reale Inhalt fehlte. Freilich hatte die Metaphysik insgeheim immer einen bestimmten Gegenstand vor Augen. Aus der Theologie hervorgegangen, sind ihre „Kategorien" nichts als Untersuchungen über die Eigenschaften Gottes. Aber sie läßt diese Beziehungen nur errathen, sie spricht sie nicht aus. So ist es möglich, sie bei einer längern Uebung im abstracten Denken zu vergessen und den Hochmuth des Gedankens so zu steigern, daß er seine Methode der Abstraction, seine lediglich in der Anwendung auf die Theologie verständlichen Hülfsbegriffe auch auf die concreten Fragen der Natur und der Geschichte anwendet und mit jenen Collectivbegriffen so umgeht, als wären sie Dinge für sich: die „Geschichte," die „Revolution," der „Staat," die „Kritik" u. s. w. Wenn diese unausgesetzte Beschäftigung des Gedankens mit sich selbst schon auf Wissenschaft und Kunst einen nachtheiligen Einfluß ausübt, auf jene, weil sie das hingebende Studium und die Unbefangenheit den Gegenständen gegenüber aufhebt, auf diese, weil sie alle Individualität in Beziehungen verflüchtigt, so ist das noch weit mehr der Fall in Beziehung auf den sittlichen Ernst des Handelns. Wenn man alles, was geschieht, in seiner Nothwendigkeit zu begreifen meint, so gehört die gemüthliche Theilnahme auf, und man gewöhnt sich

an die sogenannte Objectivität, d. h. ein bequemes Sichgehenlassen. Bei Hegel sebst, der die Gänsefüßchen vermeidet, sieht es so aus, als ob er sich der Reihe nach mit allen den verschiedenen Verirrungen des menschlichen Bewußtseins identificirt, die er doch nur darstellen will; die jüngere Kritik, die fast nur mit Gänsefüßchen operirt, scheint sich über alles gleichmäßig zu belustigen. Aus dem absoluten Gedanken wird der absolute Witz. Wenn man alle historischen Mächte in beständigem Fluß an sich vorüberbrausen und immer eine die andre verschlingen sieht, so findet man zuletzt den einzig festen Punkt dieses unendlichen Chaos in der gelassen zuschauenden Seele, die um so einiger mit sich selbst ist, je weniger sie Inhalt zu verarbeiten hat.

Im Vorgefühl des kommenden Sturms erschienen in Frankreich eine Reihe von historischen Versuchen über die ältere Revolution — Louis Blanc, Michelet, Lamartine — die sämmtlich, im Gegensatz gegen die frühere Auffassung, die Bergpartei begünstigten. Dasselbe geschah in den Beiträgen zur Geschichte der französischen Revolution von Bruno Bauer, seinem Bruder Edgar, seinem Schwager Jungnitz, Buhl, Th. Opitz, Jellineck u. s. w. Eine Schule, die in ihrem sittlichen Zersetzungsproceß soweit gekommen war, alle feste Substanz der Gesinnung als Hinderniß der unaufhaltsam weiter strebenden Cultur zu verachten, concentrirte ihr ganzes Interesse auf den ärgsten Pedanten des revolutionären Fanatismus, dessen geistige Nullität ebenso ihr Gefühl anwidern, wie sein gedankenloser Dogmatismus ihrem sophistischen Witz widerstreben mußte. Bei diesen Excerpten aus den Quellen war auf das sorgsamste jeder Anschein selbständiger Durcharbeitung vermieden: auf diese Weise glaubte die „Kritik" ihrem Gegenstand gerecht zu werden, während sie ihrem subjectiven Idealismus durch gelegentliche paradoxe Urtheile Luft machte.

Das deutsche Publicum schien sich nunmehr ganz zu den religiösen Interessen abzuwenden. Immer lauter fing die Orthodoxie an zu predigen und rief dadurch die Rationalisten zu lautem Widerspruch hervor. Der charakteristische Zug, den die moderne Rechtgläubigkeit aus ihrer pietistischen Epoche festhielt, war, daß sie über den zweiten Glaubensartikel des ersten völlig zu vergessen schien. Dagegen hatte sich noch unter dem alten Regiment der Pfarrer Sintenis in Magdeburg empört. Er wollte dem nur leidenden Gott gegenüber die Herrlichkeit des allmächtigen Schöpfers Himmels und der Erden den Pietisten wieder ins Gedächtniß rufen und ließ sich im Eifer fortreißen, die Anbetung Christi für Götzendienst zu erklären. Hierüber war er mit seinem General-

superintendenten zerfallen und hatte sich schließlich von Eichhorn einen Verweis zugezogen. Die Geistlichkeit seiner Provinz stellte sich auf seine Seite. 27. Juni 1841 hielt sie eine Versammlung in Gnadau ab, um für die beeinträchtigte Lehrfreiheit einzutreten. Diese Predigerconferenz ist der Kern, aus dem die Gesellschaft der protestantischen Freunde, von dem Volksmund „Lichtfreunde" genannt, hervorgegangen ist. Schon auf der nächsten Versammlung, die 1842 in Leipzig stattfand, schlossen sich auch Laien an; seitdem tagten die Versammlungen, von Uhlich geleitet, alljährlich zweimal regelmäßig in Köthen. Das Christenthum, das hier zum Vorschein kam, war sehr oberflächlicher Natur. Aber auch religiöser gestimmte Gemüther wurden in den Gegensatz hineingezogen.

„Der ganze Welttheil," schreibt Dahlmann 6. Jan. 1841 noch aus Jena, „droht sich in Gebiete der Volksherrschaft und der absoluten Fürstengewalt zu spalten. Ich nun lebe des Glaubens, daß das deutsche Volk vor allen andern Völkern berufen ist, diese verderblichen Extreme durch Gewissenhaftigkeit und Tiefsinn zu versöhnen: aber denselben Deutschen wohnt leider eine Neigung zur Trennung von Gedanken und That und zu einem stets die vom Leben abgewandte Seite suchenden Quietismus bei, der uns seit lange an den besten Gütern des Lebens leer ausgehn läßt, und unsre wichtigsten Angelegenheiten nur zu häufig den geschäftigen Händen der Schlechtigkeit und Beschränktheit überliefert. Aus einer Mischung von beiden ist, wie ich nicht anders urtheilen kann, jenes modische Christenthum entsprungen, welches jetzt mit seiner dumpfen Schwüle an die Stelle von allem dem treten soll, was früher Einsicht und Redlichkeit und Mannhaftigkeit hieß. Ich habe es von jeher für die wichtigste Aufgabe meiner geschichtlichen Studien gehalten, den Entwickelungen des Christenthums nachzugehn, aber ich habe nicht gefunden, daß die germanischen Völker durch Annahme dieser Lehre schwachherziger gegen innere und äußere Feinde wurden, sie führten edlere, heiligere Zwecke in ihr Leben ein, aber sie fuhren fort, in der innern Freiheit die Bedingung der äußern zu sehn, und zählten den unerschrocknen Kampf für beide zu den Christenpflichten. Auch habe ich in den hohen Vorbildern, in welchen sich christliche Tugend am glänzendsten malt, nie die Neigung zu blinder Unterwürfigkeit unter weltliche Gewalt entdecken können, sondern, wenn ja etwas zu tadeln war, weit eher die vorherrschende Richtung, durch rasche That zu bezeugen, daß Gottes Stuhl höher stehe als der der Könige. Als durch innere Ungerechtigkeit und ungeschickte Leitung, nicht fürwahr durch eine Lust unsers Volkes an Umwälzungen, Deutschland unter die Herrschaft der Franzosen fiel, stärkte

sich die Brust der Besten an der Hoffnung, es werde durch treues Beharren in den Tugenden, für deren Uebung die Vorsicht stets ein Feld übrig läßt, der Tag der Befreiung wiederkehren, für die Schlechtesten aber galten diejenigen, welche den Feinden des Vaterlands die Hand zu bieten als Pflicht christlicher Unterwerfung predigten. Kaum aber war durch Thaten wunderbarer Aufopferung die Freiheit vom auswärtigen Feinde wiedergewonnen, als auch jene alte unselige Spaltung und Mattherzigkeit unsers Daseins wiederkehrte, und die gefeierten Sprecher des Tags nicht satt wurden zu wiederholen, die Verfassung des Vaterlands sei dem Mann von Wissenschaft gleichgiltig, und das Christenthum predige nur Gehorsam. Als Heilmittel gegen die Uebel der Zeit stellen sie ein weltliches Papstthum auf, gegen welches unsre ganze Geschichte laut Zeugniß giebt."

Unter dem alten König waren die religiösen Gegensätze noch nicht sehr stark hervorgetreten. Die Union war, wenn auch nach heftigen Kämpfen, durchgesetzt, in der unirten Kirche gingen Lutheraner und Reformirte, Orthodoxe und Rationalisten fast friedlich neben einander her. Zwar hatte sich die altgläubige Richtung in der „Evangelischen Kirchenzeitung" ein beredtes, und man darf wohl sagen, geistreiches Organ gegeben, das den Gegnern scharf zu Leibe ging, während in andern Zeitschriften der Rationalismus sich tapfer vertheidigte, aber diese Polemik reichte nicht weit über den Kreis der Pastoren hinaus. Eben darum ließ man sie gewähren, während im Uebrigen der Grundsatz des alten Regiments war: es dürfe Keiner raisonniren.

Das damalige Cultusministerium faßte seine Aufgabe ganz nüchtern. Altenstein hatte eine gewisse Vorliebe für die Hegelsche Philosophie, weil er meinte, daß mit ihr der Staat am besten auskäme, und bei der Besetzung der akademischen Stellen machte sich diese Vorliebe auch zuweilen geltend; bei der Besetzung der Pfarren schon darum nicht, weil die Theologen auf der Universität sich nur selten in die Mysterien des transcendentalen Idealismus vertieften. Man kann nicht sagen, daß der Minister die Orthodoxen oder die Rationalisten begünstigte: er verlangte respectable Leute, die ihre Prüfungen ordentlich bestanden hatten und nicht geneigt waren, sich in Streitigkeiten einzulassen.

Mit dem Thronwechsel änderte sich das. Friedrich Wilhelm IV. und sein neuer Minister hielten die Hegelsche Philosophie für völlig unvereinbar mit der christlichen Theologie und kamen beide darin überein, Lehrfreiheit „innerhalb der Grenzen des Offenbarungsglaubens anerkennen zu wollen, nicht darüber hinaus." Eichhorn ergriff gern die

Gelegenheit, über das ihn leitende Princip sich öffentlich auszusprechen, und man glaubte damals in ihm den eigentlichen Gegner zu haben. Nur den Eingeweihten war es bekannt, wie stark der König selbst an der strengkirchlichen Richtung betheiligt war. Die Veröffentlichung seines Briefwechsels mit Bunsen hat jetzt volles Licht darüber verbreitet.

Aus diesem Briefwechsel sieht man, daß Friedrich Wilhelm IV. sich schon als Kronprinz mit den religionsphilosophischen Systemen ziemlich vertraut gemacht hatte, und mit Hegels Religionsansicht, namentlich was das Verhältniß des menschlichen Geistes zum göttlichen betrifft, sich im tiefsten Widerstreit fühlte. Es ist nun sehr bezeichnend und läßt auf den tiefen Widerwillen schließen, mit dem er die Junghegelianer betrachtete, daß er sofort den Angelpunkt des Systems hervorhebt, aus dem diese ihre neue Lehre ableiteten, nämlich den Satz Hegels, daß das Wissen des Menschen von Gott, dessen Wissen von sich selbst sei. „Welcher Wahnsinn," ruft er in einem der ersten Briefe an Bunsen aus, „die Gottheit aus dem eignen Wesen und einem Analogon der Gottheit zu construiren!" und führt eine Stelle aus den Bekenntnissen des heiligen Augustin dagegen an, die seinen eignen Gegensatz unter eine welthistorische Formel faßt: „der menschliche Geist zeugt von dem Licht, ist aber nicht das Licht; das wahre Licht ist das Wort, welches Gott ist, und Alles geschaffen hat."

Unter solchen heftigen Eindrücken einer, nach der Meinung des Königs das schriftliche Lebensprincip in seiner Wurzel vernichtenden Philosophie, und von den practischen Zuständen der Kirche, in die er gleichfalls schon als Kronprinz bei Gelegenheit der liturgischen Streitigkeiten Einblicke gewonnen, ebenso wenig erbaut, fühlte er die Verpflichtung, das schwer geschädigte Christenthum zu restauriren und in verjüngter Form zunächst in seinen Staaten zur Geltung zu bringen. Die Quelle alles Unheils erblickte er in der innigen Verbindung von Kirche und Staat, wofür er die Reformatoren verantwortlich machte: indem sie die Kirchengewalt in die Hände der Landesherren lieferten, haben sie die Freiheit der Kirche in Fesseln geschlagen und so den Grund zu ihrem unausbleiblichen Verfall gelegt. Die Reformation hat die Lehre auf apostolischem Grunde erneuert, die Kirche als sichtbare Erscheinung hat sie vernichtet.

Diesen Fehler wieder gut zu machen, setzte sich der königliche Reformator als vornehmste Lebensaufgabe. Die Kirche sollte aus den Fesseln des weltlichen Regiments gelöst und ihr eine Verfassung wiedergegeben werden, wie sie ihrem göttlichen Ursprung entspreche. Das

Ideal dieser Verfassung erblickte er in den ältesten Kirchen der Christenheit, wie sie nach seiner Meinung noch zu Lebzeiten der Apostel gestiftet worden waren. Die Uebertragung dieses Ideals auf Land und Kirche unsrer Tage hatte er bis in die kleinsten Details durchdacht und den Plan der Ausführung, an dem er mit äußerster Zähigkeit festhielt, Schritt vor Schritt im Voraus festgestellt. In einem Brief vom 30. März 1840 hat er sich gegen Bunsen in aller Ausführlichkeit darüber ausgesprochen.

Aus den Superintendenturen sollten wieder „Kirchen", d. h. Bisthümer werden, die Kirchengewalt vom Bischof und Presbytern und Diakonen, unter Zustimmung der gläubigen Gemeinde gehandhabt werden; das Geschäft des Bischofs würde in der Consecration andrer Bischöfe, im Ordiniren von Presbytern und Diakonen und in der Confirmation bestehn. Ferner werde dem Bischof das Recht verbleiben, im Nothfall Seelsorge zu üben, und die Beschlüsse der Gemeinde oder seines Consistorii zu bestätigen und zu publiciren; seine wichtigste Pflicht aber würde sein, „bei seiner Verantwortlichkeit am jüngsten Tag dafür zu sorgen, daß kein Irrlehrer in die heiligen Aemter komme."

Zur Landeskirche würde diese selbstständigen Kirchsprengel das Band der Synoden vereinen. Die Provinzialsynoden würden über Mißbrauch der Kirchengewalt, die Generalsynoden über Bekenntnißangelegenheiten zu richten und zu berathen haben.

Das Band, welches Kirche und Staat vereint, müsse bis auf weiteres der Fürst selbst bleiben. „Dem Fürsten steht keine Ausübung der Kirchengewalt zu, aber er hat die Gewalt über die Kirche. Er ist gleichsam der Steuermann auf dem Schiff der Landeskirche und hat sie „mit und durch die andern Segel mit dem Kreuzespanier, die in dieser Zeitlichkeit Gottes Geschwader bilden," zu führen. Er hat die Behörden zu bestimmen, durch welche er die äußere Ordnung der Kirche handhabt. Aber diese königlichen Behörden — und das ist das Lieblingsproject des Königs, das er selbst als seinen Sommernachtstraum bezeichnet — sollen selbst einen kirchlichen Charakter haben.

Der König wählt zu Wahrern der Kronrechte über die Kirche statt der Oberpräsidenten die Bischöfe der historischen Sitze. Verpflichtet, „seinen Dienern einen dem Amt entsprechenden Titel zu geben, nennt er sie mit dem hergebrachten kirchlichen Namen Metropoliten und sichert ihnen den Rang des alten Sitzes, den sie einnehmen und den sie der Welt und dem Staate gegenüber zu behaupten haben." Diesen alten Bischofsitzen werden Domcapitel zugesellt, deren Mitglieder zum Theil aus ordentlichen Seelsorgern, zum Theil aus gottesfürchtigen Laien be-

stehn, denen aber anstandshalber das Diaconat ertheilt wird, und diese führen unter dem Präsidium des Metropoliten die Hauptmasse der Consistorialgeschäfte. An Stelle aber des geistlichen Ministers und Ministerii treten der Fürst-Erzbischof von Magdeburg, Primas Germaniae, und das Primatial-Consistorium oder Capitel daselbst.

Die Ausführung dieses kirchlichen Neubaus wollte der König nun nicht sofort in die Hand nehmen, er wollte in Geduld warten, bis die Zeit dafür reif sei, aber er wollte inzwischen den Boden bereiten. Alle frommen Theologen, alle wissenschaftlich gebildeten Christen sollten aufgefordert werden, der großen Sache nachzudenken und ihre Bedenken einzureichen. Die geistlichen Aemter und die theologischen Lehrstühle sollten an die geeigneten Männer gegeben, und die junge evangelische Geistlichkeit in neu zu gründenden Stiften und Klosterschulen für ihren höhern Beruf erst erzogen werden. Erwiesen sich diese Einrichtungen segensreich, so sollte eine Generalsynode einberufen und der königliche Entwurf ihr zur Berathung vorgelegt werden. „Fällt die Sache ungünstig aus, so macht man das Buch zu; wird sie glücklich durchgekämpft, so wird die Ausführung einem großen Kirchenrath übertragen, dem nun obliegt, die glaubensstarken Priester zu beschaffen, die den Aposteln gleich die christlichen Kirchen erst wieder neu zu gründen haben."

Und hier nun zeigte sich dem König ein zweiter Mißgriff, den die Reformation sich habe zu Schulden kommen lassen. Das Priesterthum war seit der Apostelzeit durch Handauflegen von einem Priester auf den andern übertragen, das war in der deutschen Reformation unterbrochen worden, und manche ängstliche Christen der alten Kirche hielten darum nach der Meinung des Königs die lutherischen Pastoren nicht für echte Priester. Diese ängstlichen Gemüther sollten nun dadurch beruhigt und zur Anerkennung genöthigt werden, daß nachträglich, etwa durch Vermittlung der anglikanischen Bischöfe, die Ceremonie des Handauflegens vollzogen würde. Dann sollten die drei Kirchen — die römisch-katholische, die anglikanische, die deutsch-evangelische — friedlich neben einander bestehn und als Unasancta, als die eine heilige katholische und apostolisch streitende Kirche gegen die Ungläubigen kämpfen. Mit Zwang gegen die letztern vorzugehn war nicht die Absicht des Königs. Er gedachte ein Gesammtbekenntniß ausarbeiten zu lassen, das die Grunddogmen der beiden evangelischen Confessionen unter sich befasse, zugleich aber sollten die besondern Bekenntnisse auch zurecht bestehn und die Annahme des Gesammtbekenntnisses nur erlaubt, nicht geboten sein. Damit traten denn seltsamer Weise fünf Glaubensgemeinschaften neben ein-

ander auf: unirte und nicht unirte Lutheraner, unirte und nicht unirte Calvinisten, endlich Unirte, die weder Lutheraner noch Calvinisten waren. Alle diese standen noch auf dem Boden des allgemeinen evangelischen Bekenntnisses, mochte man dieses nun enge oder weit auffassen. Denen, die auch von dem engsten Bekenntniß nichts wissen wollten, sollte der Austritt aus der Landeskirche frei stehn, sie mochten sich dann zu einer freien Gemeinde vereinigen, nur sollte die Kirche das Recht haben, die Kinder auch dieser Ausgetretenen bis zu ihrer Confirmation zu überwachen und zu leiten.

Diese letztern Ideen wurden vollständig erst in der Verordnung vom 30. März 1847 ausgesprochen, aber sie leiteten im Stillen schon in den vorhergehenden Jahren die Schritte des Kirchenregiments.

Für die Grundanschauungen seines Sommernachttraums hat der König noch 1846 auf der Generalsynode in Berlin und noch weit über diesen Zeitabschnitt hinaus um das Verständniß der Kirche geworben, ohne auch nur je den mindesten Erfolg zu haben. Die zu gründende Würde eines Primas Germaniae lag ihm dergestalt am Herzen: daß er noch als er die deutsche Kaiserkrone ausschlug, an Prinz Albert schrieb, dieser Primas könnte ihn etwa zum deutschen König krönen, während die Kaiserwürde Oesterreich verbleiben müsse.

Wie weit Eichhorn sich für den Sommernachtstraum erwärmt hat, muß dahingestellt bleiben: öffentlich vertreten hat er ihn nicht. Wohl aber hat er sich den Gedanken des Königs angeeignet, daß die Kirche nicht nur von Seiten des Kirchenregiments geleitet, sondern vornehmlich aus eignem innern Leben auferbaut sein wolle. Er hat 1843 die Kreissynoden und 1844 die Provinzialsynoden zusammentreten lassen, um dem evangelischen Leben „den Puls zu fühlen," und Pfingsten 1846 die theils aus Geistlichen, theils aus Laien bestehende Generalsynode nach Berlin einberufen, um zu einem „gemeinsamen Bewußtsein von dem, was der Kirche noth thue, zu gelangen." Er ist hier für eine selbstständigere Organisation der Kirche eingetreten, aber doch bei dem Ausbau der bestehenden Consistorialverfassung mit synodaler Ergänzung stehen geblieben. Mit Kummer constatirte er, als die Synode am 29. Aug. ohne endgültige Entscheidung vertagt wurde, „daß der Puls des evangelischen Lebens nicht voll genug schlage, um zu einem gedeihlichen Abschluß zu kommen."

Durch diese Versuche von oben, denen die schroffsten Parteikämpfe zur Seite gingen, trat das religiöse Interesse dermaßen in den Vordergrund, daß, wie Eichhorn constatiren ließ, die theologische und kirchliche

Tagesliteratur zwei Drittel sämmtlicher Artikel der deutschen Presse ausmachte.

Die antikirchliche Bewegung hatte nun 3 Stadien. Die sogenannten Deutschkatholiken eröffneten den Reigen. Die Ausstellung des heiligen Rocks in Trier veranlaßte den abgesetzten Caplan J. Ronge 1. Oct. 1844 zu dem „Offnen Brief" an den Bischof Arnoldi, dem freilich höchst naiv zugemuthet wurde, „als Bischof" dies und jenes wissen zu müssen, wovon er in der That „als Bischof" das Gegentheil wissen mußte. Ronge wurde excommunicirt und gründete 22. Jan. 1845 eine deutschkatholisch Gemeinde in Breslau, der bald mehrere folgten. Als diese Gemeinden 23. März sich zu einem Concil in Leipzig vereinigten, da brach ein namenloser Jubel in der gesammten Presse aus, man war überzeugt von einer neuen Reformation, welche die alte von 1517 weit hinter sich lassen sollte, und hatte die größte Neigung, so ganz haltlose frivole Menschen wie Ronge und Doviat als Heilige zu verehren. Nicht blos die Schriftsteller der Vossischen Zeitung, sondern Männer wie Karl Mathy und Gervinus ließen sich zu dem festen Glauben verleiten, eine kirchliche Reformation könne sich erneuen in einer Zeit, wo man der unbequemen Kirche nur den Widerwillen der weltlichen Gesinnung, nicht den Feuereifer des erfüllten Glaubens entgegensetzte.

Gleichzeitig rührten sich die protestantischen Freunde. Auf ihrer Pfingstversammlung 1844 in Köthen nahmen sie die Frage auf, die auf einer der Kreissynoden im vorigen Jahr angeregt war, ob das Bekenntniß des 16. Jahrhunderts noch das unsrige sei? Und Pastor Wislicenus beantwortete sie in seinem Vortrag, „ob Schrift, ob Geist?" mit einem entschiedenen und rückhaltlosen Nein. Gleichzeitig hielt bei der Jubelfeier der Universität Königsberg der Physiolog Burdach dem rechtgläubigen Minister Eichhorn die Verdienste der alten Rationalisten um den Schulunterricht entgegen und wurde der Held des Tages.

Nun wurden die Zügel des Kirchenregiments straffer angezogen; gegen Walesrode in Königsberg, Nauwerk in Berlin, Schwarz und Prutz in Halle erfolgten Maßregeln. Gegen Wislicenus verbreitete die evangelische Kirchenzeitung eine Erklärung mit Unterschriften, die ihm die Kirchengemeinschaft auffagte. Darauf entstand eine allgemeine Protestbewegung: zuerst protestirte die Masse, angeblich gegen die evangelische Kirchenzeitung, in der That gegen die Uebergriffe des Kirchenregiments; dann aber erfolgte ein ernsthafterer Protest, an dem sich die würdigsten Männer betheiligten, angesehne Geistliche, Gelehrte ersten Ranges, auch Staatsmänner: es war im Wesentlichen die Schule Schleiermachers, die sich hier zuerst als Gesammtheit geltend-machte

und innerhalb der Kirche Toleranz für die rationalistische wie für die supranaturalistische Auffassung des Christenthums in Anspruch nahm.

Sämmtliche Proteste wurden ungnädig beschieden. Ueberhaupt trat ein strengeres Verfahren ein. Die lichtfreundlichen Versammlungen, die mehr und mehr ins politische Gebiet überstreiften, wurden verboten, und die Geistlichen, die zu den protestantischen Freunden gehörten, solchen Tracasserien unterworfen, daß sie endlich austraten und freie Gemeinden zu bilden versuchten.

Die Neigung der Massen schien dieser Weisung entgegenzukommen. Die neuen Gemeinden, z. B. die von Wislicenus in Halle April 1846 und Uhlich in Magdeburg 29. November 1847 fanden einen bedeutenden Anhang; sie hatten aber für das kirchliche Leben wenig Bedeutung, da ihre Führer ohne religiöse Productivität nichts weiter lehren konnten als den alten Rationalismus. Uhlich gehört zu den wesentlichen Typen des Zeitalters Friedrich Wilhelms IV.; unter ruhigen Zuständen wäre er ein ordentlicher gewöhnlicher Pastor geblieben, der sein Bekenntniß möglichst unbestimmt nahm, aber Andere, die am Bekenntniß festhingen, gewähren ließ: der doctrinäre Versuch, die ganze Kirche rückwärts zu schrauben, nöthigte ihm die Rolle eines Agitators auf. Es fehlte ihm die innere Kraft des Glaubens, die allein zur Durchführung einer solchen Rolle befähigt; aber der Vorwurf einer destructiven Tendenz ist unbegründet; er wollte, ehe er sich durch Consequenzmacherei zu weit treiben ließ, eigentlich nur an der Conservirung der Zustände arbeiten, in denen sich die Mehrzahl wohl gefühlt hatte. Nach Ausbruch der Revolution wurde seine Richtung von der politischen Bewegung absorbirt.

Anders verhielt es sich mit der Gemeinde, die sich in Königsberg bildete. Am 29. Dec. 1844 hatte der Divisionsprediger Rupp sich öffentlich von der Kanzel aus vom athanasianischen Glaubensbekenntniß losgesagt. Der Schritt machte durch ganz Deutschland Aufsehn.

Das Kirchenregiment in Königsberg hielt von seiner Begabung zu große Stücke, als daß es ihm nicht gern eine goldene Brücke gebaut hätte, und Rupp lehnte nicht von vornherein die Verhandlungen ab. Aber eine Art Widerruf, wenn auch in der gelindesten Form, konnte nicht umgangen werden, und den konnte Rupp als ehrlicher Mann nicht leisten. So kam es endlich doch zur Absetzung. Gleich darauf, 19. Januar 1846, trat eine ziemlich große Anzahl Männer und Frauen in Königsberg zu einer freireligiösen Gemeinde zusammen und wählte Rupp zu ihrem Prediger. Nun aber erfolgte eine neue Ueberraschung.

Weitaus die Mehrzahl der Gemeinde bestand aus Lichtfreunden,

die von der Religion so wenig als möglich incommodirt sein wollten. Rupp dagegen erklärte, ihm schwebe das Vorbild der Brüdergemeinde vor, wenn er auch von dem Dogmatismus derselben nichts wissen wollte. Die Gemeinde solle das religiöse Leben der Einzelnen vertiefen und zur Fortbildung des sittlich-religiösen Sinnes Seelsorge an einander üben, sich ihre psychischen Erfahrungen mittheilen, sich in der Sittlichkeit liebevoll beaufsichtigen und zum Zeichen der Brüderlichkeit einander dutzen. Beinahe hätte sich die Sache wieder zerschlagen, aber es kam zur Verständigung. Die eigentlichen Lichtfreunde schieden aus, die lästigsten seiner Forderungen ließ Rupp fallen und ist nun von dieser Zeit bis zu seinem Tode der geistige Führer der Gemeinde geblieben. Er hat in dieser Gemeinde manchen tüchtigen kernhaften Menschen aufgezogen, dessen Leben wohl verdiente verzeichnet zu werden; was Rupp aber schmerzlich vermißte, war der weitere Anklang in Deutschland. Er gab ein Blatt heraus, „Königsberger Sonntagspost," das aber außerhalb der freien Gemeinden fast ganz unbekannt blieb.

Der stehende Refrain, der sich durch diese Zeitschrift zog, war die Nothwendigkeit der Auflösung der evangelischen Kirche, um den Protestantismus zu verjüngen. Der preußische Staat soll die evangelische Kirche freigeben. So wie der Staat dem bestehenden Kirchenregiment seinen Arm entzieht, wird die nur zwangsweise zusammengehaltene Einheit der evangelischen Kirche Preußens auseinanderfallen, und wir werden fürs erste nichts weiter haben, als eitel freie protestantische Gemeinden. Tausende und Abertausende, die vom Vater auf den Sohn der Religion so gut wie abgestorben waren, werden den neu construirten Gemeinden sich zuwenden; diese Gemeinden werden sich nach den verschiedenen Anschauungen, die in ihnen vorherrschend sind, zu größeren religiösen Bündnissen einigen, und diese freien Bündnisse werden die neue evangelische Kirche Preußens sein.

Wie man weiß, war in neuerer Zeit der Erste, der die Auflösung der protestantischen Kirche in freie Gemeinden als wünschenswerth bezeichnete, Schleiermacher in seinen „Reden über Religion." Er nahm die nordamerikanische Verfassung zum Vorbild, nach welcher ein beliebter und einflußreicher Prediger eine Gemeinde um sich sammelt, die so lange fortbesteht, als das Ansehn ihres Führers dauert und dann neuen Bildungen Platz macht. Er stellte sich die Möglichkeit, in einer kleinern Gesellschaft dem religiösen Bedürfniß mehr zu entsprechen, ungefähr so vor, wie vor ihm Spener, der, ohne aus der Kirche auszutreten, zur Beförderung der Gottseligkeit „Kirchlein in der Kirche" bildete. Aber

Schleiermacher hat seine Idee, die wohl nur vorübergehend in ihm auftauchte, im spätern Leben nicht durchgeführt: er ist ein wirksam thätiges Mitglied der preußischen Landeskirche geblieben, deren Bestreben, die beiden Bekenntnisse zu vereinigen, er kräftig unterstützte. Er hat innerhalb derselben segensreich gewirkt, den etwas abgestandenen Rationalismus zu neuem Leben angefrischt und eine Pflanzschule von Geistlichen gegründet, die mit vollem Ernst den christlichen Geist mit der classischen Bildung zu versöhnen suchten.

In Rupps ganzer Haltung finden sich zwei Irrthümer, die er mit dem Liberalismus des vorigen Jahrhunderts theilt: er unterschätzte die Macht der festgegründeten Organisation der evangelischen Kirche, die nicht blos gegen den Materialismus, sondern auch gegen die dämonische Anziehungskraft des Katholicismus eine wichtige Schutzwehr ist, und er überschätzte die Macht des individuellen Geistes. Der Geist ist gewaltig auf jedem Gebiete, wo der Erwerb von Gestern dem Heute zu Gute kommt, also namentlich in der Wissenschaft; nicht so auf dem Gebiete des Glaubens und des Gefühls, denn hier hat er stürmische und aussetzende Pulse. Rupp traute dem christlichen Geist, der nach seiner Ansicht die Resultate der classischen Bildung in sich aufgenommen haben sollte, eine zu große unmittelbare Wirkung zu: er stellte sich seiner Gemeinde nicht als Wissender, sondern als Suchender gegenüber und glaubte, daß durch gegenseitige Einwirkung ein Schritt nach dem andern zur Erkenntniß Gottes gethan werden könnte. So hatte der Stifter der Brüdergemeinde nicht gedacht: er hatte seinem Herrnhut eine eiserne Organisation gegeben, die ihn überlebte und noch heute fortdauert. Ebenso waren die Puritaner nicht als Suchende, sondern als leidenschaftlich Gläubige, auf dem Boden einer gleichen Ueberzeugung zusammengetreten. In unserer religiös nicht sehr productiven Zeit wird das Leben einer Gemeinde fortdauern, so lange eine überlegene Persönlichkeit, wenn auch nur mit leiser Gewalt, sie beherrscht; sobald diese verschwindet, wird sie in monotoner Erbaulichkeit erlahmen. Vollends aus den Concilien solcher „freien Gemeinden" wird gar nichts herauskommen: entweder werden sie sich im Leeren bewegen oder, wenn wirklich bedeutende Männer betheiligt sind, hart aneinander stoßen. Und nur selten werden solche Männer, die ins Weite und Große zu wirken die Kraft haben, sich künstlich in eine Umfriedung einschließen lassen, die den Zusammenhang mit der gebildeten Welt eher beeinträchtigt. In der allgemeinen Kirche hat der Gebildete das Recht und die Freiheit des Laienthums; in der freien Gemeinde wird er mehr oder minder in die Theologie verstrickt und genöthigt, grade um den Anstoß

nach Außen zu vermeiden, auf das Erbauliche mehr Gewicht zu legen, als seiner Richtung zukommt.

Wen also das innere Wahrheitsbedürfniß in diese Sonderbünde treibt, wird leicht die Erfahrung machen, daß es ihm doch auch auf den Schein ankommen muß. Wer in keiner Weise das Bekenntniß seiner Kirche mit seiner Ueberzeugung vereinbaren kann, darf unter keinen Umständen ein geistliches Amt annehmen, denn der Mensch soll nicht lügen; wir Laien aber, denen die Fortdauer der Kirche ein äußeres und inneres Bedürfniß ist, müssen wünschen, daß sich Geistliche finden, denen eine solche Vereinbarung möglich ist; und wir dürfen ihre Lage nicht erschweren. Was ist Wahrheit? — Die Frage ist nicht im Sinne des Pilatus gemeint, aber in Sachen des Glaubens ist sie subjectiv vollständig berechtigt. — Wir sind allzu vorschnell in unserm Urtheil. Es giebt Leute, die jeden Rechtgläubigen für einen Heuchler ansehn. Eine durch und durch verkehrte Auffassung, die uns ungerecht und unvorsichtig macht, und die garnicht in Rechnung zieht, was eine fest gegründete Organisation der Gesellschaft in Glaubenssachen auf das Gemüth für einen Einfluß übt. Eine wirklich humane Bildung wird und muß begreifen, daß man mit der vollsten Ueberzeugung sowohl orthodox als rationalistisch sein kann, ohne deshalb weder ein Thor noch ein Heuchler zu werden. Glaubenssätze, die das praktische Leben schädigen — z. B. die mißverständliche Anwendung der Rechtfertigungslehre — sind zu bekämpfen; aber in den eigentlichen Mysterien des Lebens, in den Begriffen der übersinnlichen Welt, soll der noch gefunden werden, der uns rund und voll Bescheid geben könnte, innerhalb oder außerhalb einer Gemeinde. Das Gefühl des Göttlichen in uns zu erwecken, ist die Aufgabe des Religionslehrers, nicht die Räthsel zu lösen, die über die Grenzen der menschlichen Vernunft hinausgehn.

Jener Massenbewegung gegenüber verhielt die „souveräne Kritik" Berlins sich nüchtern. Der neue Charakter, den die Opposition mit dem Jahr 1843 annahm, ließ ihren Gegensatz schärfer hervortreten. Die Schriftgelehrten und Poeten zogen sich zurück und die Masse trat handelnd ein. Der Gustav Adolf-Verein, die Deutschkatholiken, die lichtfreundlichen Proteste, die Vereine zur Hebung der niedern Volksklassen waren als Symptome dieser veränderten Richtung der Kritik um so gelegener, da sie ihre beiden Gegensätze in sich vereinigten: die Spießbürgerlichkeit und das Christenthum. Bruno Bauer hatte große Noth und Mühe gebraucht, bevor er sich den Voraussetzungen des Christenthums entwand. Aengstlich hat er dann alle Spuren dieser Voraussetzungen in seinem Gemüth

aufgesucht und vertilgt. Wo ihm ein Nachklang einer theologischen Empfindung entgegentritt, da ist der Theolog außer sich, gleichgiltig, ob sie bei Luther, bei Goethe, oder bei irgend einem Scribenten der Vossischen Zeitung sich vorfindet: der Mann ist ein „Christ," ein „Pfaff," ein „Lichtfreund," kurz er verfällt in alle die Kategorien, welche die antichristliche Theologie als das Verachtungswürdigste aufgedeckt hat, und verliert jede Eigenschaft, die aus ihm ein concretes Wesen macht. Dieses Gespenst der Theologie, welches ihn nie verläßt, läßt ihn in der Bewegung der letzten Jahre nichts Anderes sehn als religiöse Zuckungen. In seiner Hauptquelle, der Vossischen Zeitung, sieht er nur die lichtfreundlichen und deutschkatholischen Artikel: die Artikel über Jenny Lind und die Rachel, über Eisenbahnen und spanische Papiere, über Museen und Kunstausstellungen, über den Luftdruck und dergleichen übersieht er. Daß in Zeiten großer Dürre neben Jenny Lind, Franz Liszt u. s. w. auch Ronge und Uhlich ihre Stelle finden, ist ihm unbegreiflich. Wie er in seiner Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts nur für die theologischen Klopffechtereien Sinn hat, so sieht er in der Märzrevolution nur Lichtfreundschaft. Dieses krankhafte Hangen an einer Abstraction macht ihn unfähig, in irgend einer Erscheinung die Totalität anzuschauen. Bei seinem theologischen Spionirsystem findet er in den Menschen höchstens einen quantitativen Unterschied, eigentlich ist ihm alles „Bürger," alles „Lichtfreund," alles Masse." Für Persönlichkeiten, soweit sie nicht einem Moment seines abstracten Begriffs entsprechen, hat er keinen Sinn.

In seiner Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts 1843—1845 finden sich noch glänzende Einfälle, während die Geschichte des Lutherthums im 16. und 17. Jahrhundert, die er als Einleitung seiner Bibliothek der deutschen Aufklärer 1847 hinzufügte (unter den Namen Martin von Geismar), Luther und seine Mitkämpfer in einer Weise behandelt, daß Hegels Wort in Anwendung kommt: „für den Bedienten giebt es keinen Helden, aber nicht, weil der Held kein Held, sondern weil der Bediente ein Bedienter ist." Er greift das Christenthum als die Religion des Pöbels und den Protestantismus als den correcten Ausdruck dieser Religion unter der gar nicht unglücklich gewählten Maske eines Edelmannes an, der sich nach individuellen aristokratischen Heldengöttern sehnt. Diese Lästerungen wurden damals wenig beachtet. Als Saatkörner der Zarathustracultur haben sie für den heutigen Tag eine gewisse Bedeutung.

Der nachmalige Vorfechter der Kreuzzeitungspartei erläutert: „die

christliche Religion war ein Erzeugniß des politischen Umschwungs, welcher im römischen Reich, längst schon vorbereitet, mit Einführung des Kaiserthums ans Licht trat. Hatte bisher die Kräftigkeit, der männliche Stolz, der Freiheitssinn der Aristokratie eine Alleinherrschaft unmöglich gemacht, so war das Hervortreten einer einzigen Persönlichkeit, eines üppigen Imperators der Beweis dafür, daß eine gleichartige unterthänige Pöbelmasse entstanden, daß die Aristokratie, ihren männlichen Eigenwillen verlierend, zum Pöbel herabgesunken, daß sie fähig geworden war, das Unterthanenbewußtsein in sich aufzunehmen. Da entstand das Christenthum als eine Religion des gemeinen Mannes, es entstand eine Religion, die dem Charakter der Zeit angemessen war, wie den aristokratischen Verhältnissen der alten Welt aristokratische Religionen entsprochen hatten; in der alten Welt herrschte kein kaiserlicher Gott, göttliche Adelsgeschlechter nahmen die olympischen Sitze ein; die genialen Götter-Aristokraten erkannten ihren Zeus nur als Ersten unter Gleichen an und spielten ihm oft genug hinterm Rücken die köstlichsten Streiche. — Als nun die Devotion des Pöbels zur Herrschaft kam, als der Pöbel seinen nivellirenden Repräsentanten als Kaiser auf den Thron setzte, war die neue Religion alsbald gefunden. Die Lieferung derselben übernahm das Pöbelvolk der alten Welt, die Israeliten, ein Volk, welches, so lange es denken konnte, das Knechtsbewußtsein gehabt, welches seiner eignen Sage nach nie die Kraft besessen hatte, seine Gesetze, selbst nur die unbedeutendsten Lebensregeln, aus sich selbst zu erzeugen; ein Volk, welches nie in Adelsgeschlechtern geblüht hatte, sondern stets das Spielwerk von Tyrannen und Priestern gewesen war; welches sich daher auch stets vor seinem einzigen Gott, der keine andern Götter neben sich duldet, niedergeworfen hatte. Dies Pöbelvolk also, dies Volk der Knechte und Verworfenen, lieferte die Elemente zu der Religion des Pöbels, der Knechte und Verworfenen. Dies Volk lieferte den einigen Gott, es lieferte den Anlaß zu der Lehre vom Sohn Gottes, der Knechtsgestalt angenommen hatte, der sich nicht anders als Mensch hatte bewähren können, als indem er das Leben eines unterthänigen und demüthigen Kreuzesträgers auf sich nahm, der sich nicht anders zu empören gewußt hatte, als indem er sich von den Behörden ans Kreuz schlagen ließ und den Tod eines Plebejers starb, der keinen großen Gedanken hatte zu Tage fördern können als den einer seichten Liebe und als den Gedanken von der Seligkeit der Geistesarmuth: — das war eine willkommene Pöbelreligion, eine Religion der Willenslosigkeit, der Welt- und Lebensverachtung, des

Schnippchens, welches man hinter dem Rücken der Dränger durch die Hoffnung auf den Himmel schlug."

Wenn man diese Empfindungsweise der Zeit in ihre Ausläufe verfolgen will, so ist Daumer von einigem Interesse. Er lebte in Nürnberg, ein kränklicher Mann, der sich in der Jugend als Theolog in pietistische Grübeleien versenkt hatte, die er dann mit Naturphilosophie und homöopathischen, galvanischen, somnambulistischen Experimenten vertauschte: jede neu aufkeimende Narrheit des Zeitalters fand an ihm einen gelehrigen Schüler, und bei allen seinen Wandlungen ist der Haß gegen den gesunden Menschenverstand der Leitton. 1828 übertrug man ihm die Erziehung Kaspar Hausers, den er zu seinen Experimenten des höhern Magnetismus brauchte und in seiner kindischen Lügenhaftigkeit bestärkte. Nach dem gewaltsamen Tode Kaspar Hausers war er überzeugt, man wolle auch ihm ans Leben, und witterte in jedem fremden Individuum, das ihn Abends etwa nach einer Straße fragte, den abgesandten Mörder. Zu Gutzkows „Wally" gab er den Commentar, sie habe sich aus Religiosität getödtet; Bettinas Briefe, zu deren Schwebereligion er sich als erster und einziger Jüngling bekehrte, bearbeitete er poetisch 1837. Die „Glorie der heiligen Jungfrau Maria" gab er 1841 heraus. — Sein nächstes Werk: „Der Feuer- und Molochdienst der alten Hebräer" (1842), sucht nachzuweisen, daß der altbiblische Gott und die Schreckgestalt des Moloch ursprünglich zusammenfallen. Jehovah sei ein Gott des Schreckens, dessen Anblick tödte; ein Geist, der die Natur und das Leben hasse und der nur in der Zerstörung sich offenbare. Eine spätere Zeit habe die realen Opfer auf symbolische zurückgeführt; aber im Hintergrund stehe noch immer der Götze, der edles Blut will, und es bestehe noch immer ein jüdischer Geheimdienst, in dem das reale Osterlamm, d. h. der Mensch geschlachtet wird.

Auf diese Enthüllungen über das Judenthum folgten 1847 die „Geheimnisse des christlichen Alterthums." Bei den Juden hatte die Reformpartei gesiegt, sie hatte, ihren Zwecken zu Liebe, die heiligen Bücher gefälscht, und in den bösen Geist, Jehovah, einzelne gute Eigenschaften interpolirt. Da trat Christus auf als Eiferer für den legitimen Glauben, den Molochdienst und die Menschenopfer. Das naturfeindliche Princip wurde mit einer wahnsinnigen Consequenz theoretisch abgerundet und praktisch ausgeübt: Christus selbst erlag der aufgeklärten Partei, aber seine Jünger verbreiteten die entsetzliche Lehre über ganz Europa. — Es ist bekannt, daß Judas Ischariot Christus verrathen hat. Was hat er eigentlich verrathen? Reimarus meint, er habe die politische Verschwö-

rung den Behörden in dem Augenblick angezeigt, als sie zum Ausbruch kommen sollte; Daumer dagegen meint, es sei in dem Abendmahl nicht symbolisches Blut und Fleisch, sondern reales gegessen, dieses Gericht habe dem Jünger widerstanden, und er habe die Greuel der christlichen Mysterien der Obrigkeit denuncirt. Ohne daran zu denken, daß im Charakter der Zeit, in welcher das Christenthum entstand, nicht eine reale Thätigkeit, sondern ein mystisches Brüten über Ideen, Weissagungen und Symbole, für welche man den Faden verloren hatte, indicirt war, blättert er nun in den Geschichten, Sagen und Märchen des ganzen Mittelalters, ja noch in denen der neuen Zeit herum und findet überall Belege für seine Ansicht; mit der Hast und Willkür einer fixen Idee. So wird das überraschende Resultat herausgebracht, daß im Mittelalter die christlich-germanischen Völker arge Kannibalen gewesen seien. Daumer gesteht zu, daß auch er von diesem Resultat überrascht sei.

Nachdem nun die gegebene Religion zerstört war, sah sich der Feind des Rationalismus nach etwas Neuem um, und hier kam ihm die durch den westöstlichen Divan und die östlichen Rosen in Curs gesetzte Poesie des Islam entgegen. Sein „Hafis" 1846 verbindet nicht ungeschickt die naive Sinnlichkeit der Orientalen mit dem Haß der modernen Atheisten gegen das Christenthum. Sein „Mahomed" 1848 nimmt keinen Anstoß, den Koran als das erste Evangelium einer neuen Weltregion zu verkündigen. „Vor uns in wahrscheinlich naher Zukunft steht eine neue Religion, ähnlich dem Islam, aber noch höher und herrlicher, so daß sie die reinste widerspruchloseste Genüge geben, daß sie die ganze Menschheit in der friedlichen Einheit eines allgemeinen Reiches umfassen, und ihr Unglück, ihre Klage in Glück und Jubel verwandeln, und wohl von einer Stufe der Vollkommenheit zur andern gebracht, nimmermehr aber negirt werden wird. — Daumer träumte zuweilen von Scheiterhaufen, die ihm bevorständen; er hatte das traurige Schicksal, nur als komische Figur behandelt zu werden. — Zehn Jahre, nachdem er den Islam verkündet, trat er zur alleinseligmachenden Kirche über; einige schöne Seelen, die ihn als Propheten verehrten, sind ihm gefolgt.

Aber mit der Religion der Zukunft spukte es noch weiter in den Köpfen. So predigte Richard Wagner in Dresden im Sinn der Romantiker die Identität von Religion und Kunst als das Lebensprincip der Zukunft. Die neue Religion sollte in der Form von kleinen Kirchlein aus dem Bewußtsein höher gestimmter Gemüther hervorgehn. R. Wagner verhöhnte die sogenannte Bourgeoisie, die, in endlichen Interessen befangen, für den reinen Aether der Kunst keinen Sinn hatte, und stellte

ihr ein ideales Publicum entgegen, „das Volk". Dieses Volk ist ein Ideal, welches, wie alle Ideale, die widersprechendsten Anforderungen in sich vereinigt: Hochherzigkeit der Gesinnung und Freiheit von allen weltlichen Bedürfnissen, Gefühl der Noth und Verständniß für alle Subtilitäten einer feinern Empfindung. Wenn er das Volk definirt als Inbegriff aller der Menschen, die eine gemeinsame Noth vereinigt, so irrt er, wenn er diesem Volk durch das heitre Spiel einer edlen Kunst die angemessene Erhebung und Läuterung geben will. Das Volk in Noth verlangt eine handgreiflichere Kost; es hält sich an das Christenthum oder an den Communismus, an das Versprechen künftiger Genüsse im Himmel oder auf Erden. Das Volk in Noth ist nicht die Welt, in der die Symbole jener vornehmen Kunst ihre Stätte finden. Wohl versteht es die Symbole des Kreuzes und der Guillotine, aber mit den Mythen vom Schwanenritter und vom Venusberg, mit den Mysterien vom heiligen Graal und von den Nornen hat es nichts zu schaffen. Die neue Volksreligion war doch nur eine Idee der Zukunft, für die Gegenwart konnte die Kunstreligion wie bei den Romantikern nur für auserwählte Geister sein: das deutsche Volk verengte zu dem Kreis der Wissenden von Weimar.

Auch Arnold Ruge war überzeugt, da Dowiat in Constanz über „Transcendenz" und „Immanenz" sich hören ließ, der Deutschkatholicismus sei die Erfüllung der in der Philosophie ausgesprochenen Principien. In den freien Gemeinden erkannte er die Grundlage des neuen Staats, wie sie ihm Fröbel vorgeträumt. Die Gemeinde sollte in demselben Local ihre Erbauungsstunden halten, die von ihr selbst gedichteten Stücke aufführen, die gleichfalls von der Gemeinde verfertigten plastischen Kunstwerke aufstellen, über ihre politischen Angelegenheiten debattiren u. s. w. Die Andacht sollte bleiben, ebenso die gemeinsame Erbauung, nur sollte sie ihren Gegenstand wechseln: an Stelle der christlichen Heiligen sollten die Märtyrer der Freiheit treten; die Marseillaise sollte das: „Nun ruhen alle Wälder" ersetzen. Jeder freie Mann sollte ohne Unterschied Künstler, Geistlicher, Poet und Schauspieler sein. — Man würde schwer begreifen, wie eine nüchtern verständige Natur sich in so phantastischen Einfällen bewegen konnte, wenn man nicht häufig die Beobachtung machte, daß Menschen, die sich im gewöhnlichen Leben in Abstractionen verlieren, sich nebenbei gern ein kleines Heiligthum zimmern, in dem ihre Phantasie sich frei ergehn kann, und daß sie dieses Heiligthum mit um so buntern Farben ausstatten, je farbloser es in dem gewöhnlichen Kreise ihrer Vorstellungen aussieht. Auch der Rationalist sucht

und findet, wenn er sich dem Pathos überläßt, seine Symbolik, die oft nicht weniger phantastisch aussieht als die Symbolik der Mystiker.

Die freien Gemeinden waren kein Erzeugniß religiösen Dranges. Entweder waren sie einfach eine Flucht aus der Kirche, oder sie beruhten auf Combinationen des Witzes. Es ist freilich leicht auszumalen, um wie viel schöner die griechische Totalität des Lebens und des Glaubens war, als unsere aus der Theilung der Arbeit hervorgegangene Scheidung des Idealen vom Wirklichen, der Kunst von der Andacht, des Wissens vom Gefühl. Aber aus dem Mißbehagen an dem Bestehenden geht noch keine Reformation hervor. Der Philosoph paßt weder als Apostel noch als Publicum in die Gemeinde; die Masse will eine festere Autorität als die flüssige Macht der Dialektik, und der Philosoph müßte lügen und aus seiner Natur heraustreten, wenn er sich den Anschein dieser höhern Autorität geben wollte. Der Bauer will noch heute, wie zu Gellerts Zeit, daß man ihm imponirt, und je fremdartiger ihm das Evangelium klingt, desto mehr fesselt es ihn. Ihm ist das Christenthnm eine historisch angestammte Sitte, die an die alten Formen gebunden ist. Bricht man diese Formen durch Reflexion, so bildet sich sein Verstand eine eigne Dialektik, und mit der Fremdheit verschwindet auch das Heilige. Darin liegt der Zauber der Orthodoxie. Bald versumpfte die lichtfreundliche Bewegung und schleppte sich in den freien Gemeinden in langweiliger, stoffloser Erbaulichkeit hin: weshalb die spätere Reaction sie mit einer so unerhörten Wuth verfolgt hat, ist schwer zu sagen.

Die kirchlichen Fragen beschäftigten nur so lange das öffentliche Interesse, als das politische Gebiet verschlossen blieb. — In der Ueberzeugung aller Gebildeten stand schon damals fest, daß Deutschland, wenn auch nur allmälig, dem Repräsentativsystem entgegengehe. Die Regierungen der größern Staaten betrachteten es mit Mißtrauen, weniger weil es unmittelbar ihre Interessen bedrohte, als weil sie es für ein Erbtheil der französischen Revolution hielten. Dem Einfluß derselben zu begegnen, wählten sie aber ein sehr ungeschicktes Mittel: sie unterdrückten alle Besprechung einheimischer Zustände. Wenn sich der Liberalismus die deutsche Entwicklung ganz nach dem Maßstab englischer und französischer Verfassungsformen vorstellte, so trifft die Schuld hauptsächlich die deutschen Regierungen. Blättert man in der preußischen Staatszeitung von 1847, so erstaunt man über das Geschick, mit welchem die parlamentarischen Verhandlungen von London und Paris, in zweiter Linie auch die von Madrid, Brüssel u. s. w. behandelt sind, während sich über Deutschland, einzelne dürftige Hofnotizen, Todesfälle u. s. w. abgerechnet,

kein Wort findet. Die natürliche Folge war, daß sich das gesammte Publicum in hohem Grad für Guizot, Thiers, Odilon Barrot, für Peel, O'Connell, Palmerston interessirte, während es von den Staatsmännern, auf welche bei Preußens Zukunft zu rechnen war, nicht einmal die Namen wußte. Die Ideen gewinnen erst dadurch Consistenz, daß sie von bestimmten Persönlichkeiten getragen werden.

Die erste Nahrung fand das deutsche Gemeingefühl in der Agitation für die Befreiung der Herzogthümer Schleswig-Holstein vom dänischen Joch. Droysen, seit 1840 Professor in Kiel, verfaßte 1844 die Adresse, welche den Kampf eröffnete; vorher hatte er die Vorlesungen über neuere Geschichte gehalten, die ein Jahr darauf unter dem wunderlichen Titel „Geschichte der Freiheitskriege" erschienen. Mit augenscheinlicher Anlehnung an die Form Hegels, aber in jedem einzelnen Urtheil selbstständig und eigen, giebt Droysen einen geschichtsphilosophischen Abriß der neuern Zeit seit der Reformation. Bei der großen Fülle von Material, bei dem gesunden und für alles Concrete empfänglichen Auge ist sein Herz doch immer in dem Drange der Idee, die vorwärts treibt. Selbst in seiner Sprache ist dieser Drang ausgedrückt; derselbe Ungestüm, mit dem etwa Schiller ein Bild nach dem andern hascht, um für das Unendliche in seiner Seele einen doch immer unvollkommenen Ausdruck zu gewinnen; nicht ein beruhigtes Gemüth, sondern der Pulsschlag der edlen Leidenschaft lebt in der Anschauung. Die einzelnen Figuren sind nicht abgerundete Gemälde, die sprechend aus der Leinwand heraustreten, es ist immer das ideelle Motiv, dessen Licht ihnen eine nur für diesen bestimmten Zug berechnete Bedeutung giebt. Und das ist der Mangel dieser Darstellung. Der Gedanke ist noch zu subjectiv; er hat sich nicht in das Factische versenkt. Die ideelle Bewegung des Geschehenden ist nicht in ihm selbst; man sieht, daß zuerst über das Geschehene reflectirt und dann an diese Reflexion die Erzählung angeknüpft ist; aber der Gedanke der Freiheit drängt sich mit einer fast poetischen Gewalt in dieser geistvollen Skizze vor die Seele.

„Nicht umsonst," heißt es zum Schluß. „sind die Principien der Gedanken- und Gewissensfreiheit, der Gleichheit vor dem Recht Gemeingut aller Gebildeten geworden. Zu welchem Aberwitz auch die Lehre von den Menschenrechten geführt hat, sie enthält Wahrheiten, die, einmal erkannt, nicht eher Ruhe haben, als bis sie zur Wirklichkeit geworden sind. Die Summe aber ihres Inhalts ist, daß jeglicher seine Kräfte frei in moralischer Richtung entwickeln könne, die Anerkenntniß des Menschen als einer sittlichen Existenz. Sie und nur sie ist das Maß, an dem

der Staat seine Macht, der Bürger seine Pflicht, die Geschichte ihre Urtheile messe."

Die tausendjährige Jubelfeier des Vertrags von Verdun — von den Radicalen verhöhnt, weil die Gründung des deutschen Staats mit einer Theilung anfing — hatte die Anregung gegeben zu einer Reihe von Versuchen, das Verständniß der deutschen Geschichte zu fördern. Der wichtigste war der 1. Band der deutschen Verfassungsgeschichte 1843 bis 1847 von Professor Waitz in Kiel, Rankes gediegenstem Schüler: es war der erste principielle Fortschritt über Eichhorn hinaus. „Die deutsche Geschichte," schreibt Dahlmann, „muß durch einen kräftigen Willen zusammengehalten werden, um als Ganzes im Vortrag etwas zu bedeuten; jetzt am allerwenigsten darf sie in ein bloßes Antiquitätenstudium ausarten, sie muß in die Gegenwart ausmünden, womöglich mit vollerm Strom als unser Rhein; ihr Neuestes muß von demselben Sinn, der das Aelteste beseelte, durchdrungen sein. Denn am Ende gehört die Vergangenheit der Gegenwart und die Schrift dem Leben." Dahlmann war seit zwei Jahren Professor in Bonn, wo er auf die sittliche Haltung der Jugend den segensreichsten Einfluß übte; er hatte vorher in Jena die „Geschichte Dänemarks" vollendet. 1843—1845 schrieb er die Geschichte der französischen und der englischen Revolution, diesmal für das größere Publicum: es kam ihm nicht auf neue Forschungen an, sondern auf die Rectification des Urtheils. „Wer an der französischen Nation verzweifeln möchte, weil sie nach ihrer großen Umwälzung von nun bald zwei Menschenaltern noch immer keine Ruhe findet, dem soll man vorhalten, daß das englische Volk zwei Jahrhunderte brauchte, um die seine zu vollbringen, ihre Früchte zu sammeln und von ihr zu genesen. Zwar ist Gott Lob kein Theil der vielgliedrigen Geschichte der Menschheit so unfruchtbar, daß seine Darstellung ohne Ausbeute bliebe; es giebt aber historische Gebiete, deren überschwenglich fruchtbarer Boden doppelte und dreifache Ernten verspricht. An sich lehrreich, fördern diese zugleich ein weiter reichendes Verständniß der Zeiten, lösen beängstigende Fragen der Gegenwart und enthüllen vielleicht einen Theil der uns schwachen Menschen sonst so unzugänglichen Zukunft." Und dann zum Schluß, als von Wilhelm von Oranien die Rede ist: „Ihm verdankt England seine Freiheit, soweit Freiheit verliehn werden kann, und Wilhelm hat die größte von allen Staatsfragen, die von der politischen Freiheit der Völker, so mächtig in den ganzen Welttheil mit ihrer scharfen Ecke hineingerückt, daß, wer in ihrer Nähe blos die Augen schaudernd zuzudrücken und allenfalls ein Kreuz zu schlagen weiß, sich früher oder später

daran den Kopf einrennen muß.“ — Dahlmann weiß das sittliche Gefühl anzuregen, den Muth zu befeuern, in die Zukunft große Perspectiven zu öffnen. „Wenn es Weisungen von oben giebt, welche die irren Bahnen der schwachen Sterblichen erleuchten, so sind diese damals ertheilt, als neben den frechen Königsmord der kalt berechnete Volksmord trat. Seitdem ist eine lange Zeit vergangen; die damals Knaben waren, sind zu Greisen geworden, aber unverrückt weist der große Zuchtmeister der Welt immerfort auf dieselbe Aufgabe hin, sucht seine störrig trägen Schüler mit unsäglichen Leiden heim. Und dennoch wollen die Einen nicht lernen, daß es ein Unsinn und ein Frevel ist, unsern von monarchischen Ordnungen durchdrungenen Welttheil in Republiken des Alterthums ummodeln zu wollen, die Andern umklammern hartnäckig das geliebte Götzenbild einer monarchischen Unumschränktheit, welche ja ihre unvergeßliche Zeit gehabt hat, gegenwärtig aber verlassen von dem Glauben der Völker ein so eitles Geräusch treibt, wie die klappenden Speichen eines Rades, dessen Nabe zerbrochen ist.“ — Man fand die beiden Skizzen auf den Tischen nicht blos höchster, sondern allerhöchster Herrschaften, und unter den Verehrern Dahlmanns tauchte von Zeit zu Zeit die Hoffnung auf, ihn noch einmal als preußischen Minister zu begrüßen.

Ganz Deutschland war überrascht, als ohne alle Spur äußerer Nöthigung am 3. Febr. 1847, ein königlicher Erlaß erschien, der die Vereinigten Landtage einberief, und Preußen die lange versagte Verfassung anbahnte. Wenige Tage darauf — 16. Febr. — erfolgte eine zweite Ueberraschung; der alte König Ludwig von Bayern ließ sich durch die schöne Lola Montez bestimmen, das Ministerium Abel zu entlassen und mit den Ultramontanen zu brechen. „Ihr habt mich aus dem Paradies vertrieben, für immer habet ihr es mir umgittert, die ihr des Lebens Tage mir verbittert! . . . Ob mir der Jugend Jahre gleich zerstieben, ist ungeschwächt der Jugend Kraft geblieben. Ihr, die ihr knechten mich gewollt, erzittert! — Die Wolken fliehn, der Himmel ist gelichtet. Ich preis' es, das entscheidende Ereigniß, das eure Macht auf ewig hat vernichtet.“ Eine wunderliche Art von Liberalismus breitete sich unter den Fittichen einer Dirne in München aus.

Am 11. April trat in Berlin der Vereinigte Landtag zusammen. Zur allgemeinen Ueberraschung zeigte sich in ihm eine zahlreiche, entschlossene und einsichtsvolle Opposition, hauptsächlich aus gebildeten Grundbesitzern und Kaufleuten zusammengesetzt, von der man annehmen konnte, daß sie für jede künftige Bewegung die Führer hergeben werde.

Gervinus, der damals als Privatmann in Heidelberg lebte, begründete mit dem jungen Professor Häusser die „Deutsche Zeitung," die zwar aus dem Schooß des kleinstaatlichen Liberalismus hervorging, aber das Princip vertrat: der auf den Gedanken des Protestantismus und der bürgerlichen Gleichberechtigung begründete preußische Staat sei in Deutschland zur Hegemonie berufen, sobald er die bis jetzt nur latente Kraft zur wirklichen Erscheinung gebracht haben werde; und das durchzuführen sei die Aufgabe der preußischen Opposition, in welcher daher der deutsche Liberalismus seinen Kern zu suchen habe. Diese Stimmung schien sich immer weiter auszubreiten, als die Februarrevolution dazwischen trat.

6.
Die politische Lyrik.
1840—1848.

„Woher der düstre Unmuth unsrer Zeit? der Groll, die Eile, die Zerrissenheit? — das Sterben in der Dämmerung ist schuld an dieser freudenarmen Ungeduld. Herb ist's, das langersehnte Licht nicht schauen, zu Grabe gehn in seinem Morgengrauen." —

Es ist eine nicht seltene Erscheinung bei den Vorkämpfern der guten Sache, daß sie bei aller Kraft und Tiefe ihrer Seele doch nicht Kraft und Tiefe genug entwickeln, um der Nachwelt das freudige Bild eines Helden oder Märtyrers zu hinterlassen. Ihr Ideal wird von der wirklichen Kraft nicht ganz gedeckt. Solche Männer haben etwas Unstätes und Friedloses, das sich dadurch von den gewaltigen innern Kämpfen wahrhaft großer Männer unterscheidet, daß der Kampf zu keinem rechten Resultat führt. Gerade in diesen Jahren begegnen wir so manchem Dichter von warmem Leben, dessen Blick scheu in das Chaos einer werdenden Zeit sah, deren Richtungslosigkeit sein Gemüth irrte; er nahm dann wohl den Schmerz der Geburt für Symptome der Auflösung.

Lenau hatte 1837 im „Savonarola" einen epischen Versuch gemacht. Das Gedicht ist nicht blos gegen das neukatholische Heidenthum Roms im 15. Jahrhundert und seine gemüthlose Scholastik gerichtet, sondern ebenso gegen die Philosophie des 19. Jahrhunderts: er haßt an ihr jene bequeme Versöhnung und Befriedigung, die den Schmerz durch Verstandesformeln hinwegleugnen möchte. Sie beantwortet die kühnsten Fragen mit pädagogischer Gemessenheit, während das Herz des Dichters

nicht nach der Antwort, sondern nach dem Gefühl der unlösbaren Frage trachtet, weil dies Gefühl seinem Schmerz die Berechtigung giebt. 1842 folgten die „Albigenser." Zuweilen ist die Empfindung edel und selbst groß, zum Beispiel in der herrlichen Scene, in welcher die Beichte des Papstes geschildert wird, mit tragischer Härte und einem großen historischen Sinn. Ueberwiegend sind aber die vereinzelten idyllisch-sentimentalen Bilder und Gleichnisse, die mehr eine Laune als ein wahres Gefühl ausdrücken. Das Herz ist voll, aber die Zunge gelähmt. Wir werden durch die tiefe Schwermuth gerührt, aber wir werden nicht ergriffen, denn es fehlt die Spannkraft: es treten Personen auf, um augenblicklich wieder zu verschwinden, es werden große Entwürfe gemacht und fallen gelassen, wir stehn vor einem phantastischen Schattenspiel. In den halbgeschichtlichen Bildern, aus denen der Dichter ein Lied gemacht hat, ist es die Empfindung der eignen Contraste, aus welcher die mehr zehrende als wärmende Gluth seiner Farben, das Fieberhafte seiner Vorstellungen hervorgeht. Daher diese Energie des Hasses, in welchem schon zuweilen das dumpfe Grollen des Wahnsinns, der einige Jahre später bei ihm ausbrach, sich vernehmlich macht. In dem Nachtgesang, der die „Albigenser" einleitet, kommt er auf die seltsame Phantasie der Chinesen, die einen Tigergeist zum Hüter ihrer Wohnungen bestellen. „O, wäre solch ein Tiger mir Genosse, mit Geisterkrallen, unsichtbarem Rachen mir den Gedankenherd treu zu bewachen, den Einbruch wehrend meinem Feindestrosse! Wenn mein einsames Herz Gedanken hämmert, daß ich die Welt und ihren Gram vergesse, wenn mir an seiner hellen Feueresse die Morgengluth des heil'gen Sabbaths dämmert, ha, Tiger! dann bewache meine Schranken. . . . Wenn Erdenwünsche kommen, mich zu locken, so spring sie an, daß sie entfliehn erschrocken! und kommen klagende Erinnerungen, ermorde sie, bevor sie eingedrungen! Auf eine aber stürze dich vor allen, zerreiße schnell mit deinen scharfen Krallen, verschling auf immer du in deinem Rachen ein Frauenbild, das mich will weinen machen!" — Lenau hat nicht getändelt mit seinen Zweifeln, er hat sich nicht wohl gefallen in dem ironischen Bewußtsein von der Verkehrtheit der Welt; er hat mit ernstem Ringen nach dem Halt gestrebt, der ihn über den Wirbel seiner eignen Gedanken erheben sollte, aber seine Hand war zu schwach, ihn zu fassen. Den Schluß des Gedichtes, der ihm selber nicht gefrommt, durften seine Zeitgenossen sich aneignen. „Nicht meint das Lied auf Todte abzulenken den Haß von Solchen, die uns heute kränken; doch vor den schwächern, spät gezeugten Kindern des Nachtgeists wird die scheue Furcht sich mindern, wenn ihr die Schrumpf-

gestalten der Despoten vergleicht mit Innocenz, dem großen Todten, der doch der Menschheit Herz nicht still gezwungen, und den Gedanken nicht hinabgerungen." Was jene Ketzer, die Albigenser, Savonarola u. s. w. in dunklem Ahnen erstrebten, das ist jetzt zu dem leitenden Problem geworden, das stärker oder schwächer in jedem Herzen vibrirt.

In Lenaus Ton, gestützt auf die Dialektik und die Visionen der neuesten Philosophie, begegnen wir einer Reihe von Dichtern, die durch die bloße Heftigkeit in Annahme dieser Ideen sich das Bürgerrecht in der Kunst zu verdienen glaubten, das Schefer und Rückert durch echten Gehalt ihrer Gedanken erwarben. So fanden K. Becks „gepanzerte Lieder" (1838) bei den Halbgebildeten großen Beifall, obgleich ganz ohne Sinn und Verstand, während „Janko der Roßhirt" (1841) nur in kleinere Kreise drang. Und doch war der letztere ein glücklicherer Griff.

Schon bei Anastasius Grün und Lenau tritt neben dem dialektischen das stoffliche Interesse in den Vordergrund. Von ihren Nachfolgern heben sich nach dieser Richtung hin Ferdinand Freiligrath und Annette v. Droste-Hülshoff hervor. Der „Löwenritt" des erstern erschien 1835 (er war 25 Jahr alt) in Chamissos Musenalmanach; die gesammelten Gedichte 1838. Annette, ein katholisches Edelfräulein aus dem Münsterland, die durch beständige Kränklichkeit an das einsame Zimmer gefesselt wurde, gab in ihrem 40. Jahr 1837 ein erstes Bändchen Gedichte heraus, das noch wenig Beachtung fand. Die schönsten ihrer Lieder entstanden 1841—1844 auf dem alten Ritterschloß ihres Schwagers J. von Laßberg in Meersburg am Bodensee, wo in dem sogenannten Dagobertsthurm die Tochter der rothen Haide sich für ihre letzten Lebensjahre ein Nestchen baute.

Freiligrath hat nicht nur die einseitige Richtung der deutschen Poesie dadurch bekämpft, daß er ihr einen größern Stoffreichthum zuführte, er hat auch auf die poetische Ausdrucksfähigkeit unsrer Sprache einen segensreichen Einfluß geübt: er hat zu wagen gelehrt, und wenn er im Anfang etwas blind und willkürlich zugriff, so hat er sich allmälig darin den gehörigen Takt angeeignet. Er hat das vollkommen berechtigte Gefühl des Virtuosen, der unternehmen kann, was er will. Seine Uebersetzungen aus Moore, V. Hugo, Lamartine, Burns u. s. w. klingen wie Originale, und dabei ist nicht nur der Sinn, sondern auch Ton, Farbe und Stimmung der Gedichte geistreich wiedergegeben. Seine Fertigkeit in der Handhabung des Metrums und Reims ist bewundernswürdig. Er spielt mit dem Alexandriner mit derselben Leichtigkeit und Sicherheit, wie mit der Ottave, dem Sonett und andern italienischen

Weisen. Die Virtuosität verführt ihn sogar, wie die herumziehenden Geiger und Klavierspieler, sich unnöthige Schwierigkeiten zu schaffen, deren Ueberwindung mehr die technische Fertigkeit als den guten Geschmack verräth.

Ohne Zweifel haben V. Hugos „Orientales" auf Freiligraths erste Gedichtsammlung — und diese ist es doch, aus der wir sein Bild am deutlichsten entnehmen — entscheidend eingewirkt. Schon durch die Aufmerksamkeit auf die Form spricht sich das aus.

„Spring an, mein Wüstenroß aus Alexandria! mein Wildling! — Solch ein Thier bewältiget kein Schah, kein Emir, und was sonst in jenen östlichen Ländern sich in Fürstensätteln wiegt." — Man wird nicht wenig überrascht, wenn man einige Zeilen weiter hört: „das ist der Renner nicht, den Boileau gezäumt, und mit Franzosenwitz geschulet!" Blickt man nun verwundert nach der Ueberschrift, so findet man, daß vom Alexandriner die Rede ist. Nun hat freilich der Alexandriner mit Alexandria und gar mit der Wüste ungefähr so viel zu thun, wie der Hexameter mit dem Hexenmeister; aber abgesehn davon, ist das Bild vortrefflich ausgeführt und der Vers hat einen stolzen, vornehmen Klang.

Nicht weniger erinnert an V. Hugo der schwere Reim. „Du von Gestalt athletisch, der oft am Gambia den wunderlichen Fetisch von Golde blitzen sah;" u. s. w. Von dieser Seite sind Freiligraths Gedichte bekannt genug. Freilich hatte er darin auch deutsche Vorbilder, so Voß, auch Matthisson, der überhaupt, was die Farbenmischung betrifft, sehr an Freiligrath erinnert, wenn man nur nicht außer Acht läßt, daß zwischen beide der „Giaur," „Lara," kurz die ganze Weltschmerzpoesie fällt. „Der Westgewölke Purpursaum ergraut, aus Eichendunkel steigt der Mond empor, die Winde seufzen bang im Haidekraut, der Elfentanz webt leis' am Haidenmoor . . . des Eilands weißes Klippenreich verschwimmt gleich einem Nebelstreif in Wog' und Luft" u. s. w.

Am meisten aber erinnert Freiligrath an V. Hugo durch seine Stoffe und die Art ihrer Behandlung. Nicht blos, daß seine Geschichten im Orient spielen, auch wie die einzelnen Bilder, fast ohne Mitwirkung der Empfindung oder des Gedankens, nur im Interesse der Farbe ausgeführt werden: der Schlittschuh laufende Neger, die Griechin auf der Messe, die Sandlieder, Leben des Negers, „wär ich im Bann von Mekka's Thoren!" Meerfahrt, die seidene Schnur, vier Roßschweife, afrikanische Huldigung, der Scheik am Sinai, am Congo: alle diese Bilder sind nicht aus einer herrschenden Stimmung, dem Geist des Gedichts

genommen, sondern materieller Natur; daher ist es ganz richtig, wenn Heine einen komischen Eindruck herausfühlt. Wenn z. B. Freiligrath vom Wetterleuchten spricht und von ihm sagt, Gott wolle uns in dieser Gluth aus den Wolken seinen Geist senden, „wie sich ein Mantel, weiß und helle, um eines Mohren Glieder schmiegt," so ist dieser Zusatz offenbar lächerlich. — Freiligrath hat wenig innerlich erlebt; seine Anschauungen gestalten sich nie zu einer reinen Stimmung, nie zu einer klaren, melodisch empfundenen Geschichte. Seine Poesie ist wie ein Orbis pictus, in welchem alle möglichen entlegenen Stoffe, die irgendwie die Phantasie anregen können, dargestellt werden. Er schildert, ohne daß man einen Zweck der Schilderung absähe. Wir werden weder für die Menschen, die in seinen Liedern vorkommen, noch für die Geschichte warm, es ist Virtuosenschnitzwerk. Darum ist er in der Wahl seiner Stoffe zuweilen ganz sonderbar. So schildert er in einem seiner Gedichte das Fieber, allerdings sehr deutlich, aber ohne einen anschaulichen poetischen Zweck: eine chaotisch verzerrte Materie, ohne wirkliche Gestalt, ein Bild, das sich selber aufhebt.

Man scheint schon früh Freiligrath wegen der Monotonie der neugefundenen Stoffe getadelt zu haben. In dem Gedicht „Meine Stoffe" mahnt ihn der Leser, endlich seinen Flugsand aufzugeben. „Späh umher mit regen Sinnen, ob keine Bronnen in der Näh', daraus du schöpfen mögest, rinnen! Sei wach den Stimmen deiner Zeit! . . . O, lasse nicht dein Lied versanden!" Die Antwort des Dichters ist nicht vollkommen verständlich: „O, könnt' ich folgen Eurem Rath! Doch düster durch versengte Halme wall' ich der Wüste dürren Pfad: — wächst in der Wüste nicht die Palme?"

Der Dichter hat gleichsam das Bedürfniß, düster zu empfinden; er sucht dazu eine Veranlassung, und durch die gesammten orientalischen Bilder geht wie ein leiser Refrain: dort ist zwar alles wild und schauerlich, aber hier in Europa ist alles nüchtern, und das ist schlimmer.

Indessen hat er doch wiederholt versucht, aus den stürmischen Landschaftsbildern des Orient sich in eine genialere Region zu erheben. Wie Heine die Götterdämmerung, so beschreibt Freiligrath den Untergang der Erde durch einen Kometen ungefähr in dem Ton, den die Propheten angeschlagen haben. Es ist wieder ein stolzer, kräftiger Stil, nur fehlt bei den geschichtlichen Vergleichungen, die Freiligrath heranzieht, das Deutliche und Schlagende.

Das Motiv der neuen Dichtung war Auflehnung gegen die stoff-

lose, auf einer Convenienz des Gefühls beruhende Empfindung: Sehnsucht nach handgreiflicher, eckiger Realität. Daher an Stelle der zierlichen Umschreibung das derbste, womöglich anstößigste Wort; an Stelle des glatten musikalischen Verses ein zerhackter Strophenbau; an Stelle des allgemeinen, nützlichen und dem Gemeinwohl zusagenden Gedankens die originelle, oft ganz unvermittelte und ziellose Anschauung; an Stelle der Melodie das Bild. In der frühern Lyrik war das Bild Mittel, nicht Zweck; es sollte die Stimmung begründen oder den Gedanken erläutern: in der neuen Lyrik ist Farbe und Umriß das Erste und Letzte. Das alte beschreibende Gedicht sah sich sorgfältig nach Farbe in der Natur um, wählte das Passende und setzte so ein eignes Ideal zusammen: in der modernen Plastik sind es die Geister der Farben und Gestalten, die mit magischer Gewalt auf die Seele des Dichters eindringen, wie Freiligraths Blumengeister auf das schlafende Mädchen, beängstigend, peinlich. In einem Alpenkessel eingeschlossen, kommt es einer nervös empfindlichen Natur zuweilen vor, als ob die düstern Bergriesen drohend immer näher rücken; diese Gewalt übt auf diese Dichter die gesammte Natur: give me a soul! ruft sie ihnen zu, wie das Ungeheuer dem geängsteten Bildhauer, der es geformt, ohne ihm eine Seele geben zu können, und den es bis zum Wahnsinn durch ganz Europa verfolgt. Diese Macht besitzen aber nicht blos die äußern Umrisse der Natur; die aufgeregte Einbildung blickt in ihre Untiefen und sieht, was in der Nacht der Gräber, was auf dem Boden des Meeres vorgeht. Dem unmittelbaren Eindruck kommt die Analyse zu Hülfe, die zersetzende, tödtende; daher die Vorliebe für die Verwesung. Was hier Krankhaftigkeit der Seele, was Eigenthümlichkeit der poetischen Manier ist, möchte nicht leicht zu unterscheiden sein. — Ein Beispiel aus Annette v. Droste.

Im „Sommernachtstraum" liegt an einem siedendheißen Tage die kranke Dichterin auf dem Sopha, „das Haupt von wüstem Schmerz zerrissen, die Stirne fieberhaft gefleckt," vor ihr Geburtstagsgeschenke: ein Autograph, ein Denar, eine Erzstufe, eine Muschel; „zum Tode matt und schlafberaubt studirt' ich der Gardine Bauschen, und horchte auf des Blutes Rauschen und Klingeln im betäubten Haupt. . . . Betäubend zog Resedaduft durch des Balkones offne Thüren, in jeder Nerve war zu spüren die schwefelnde Gewitterluft." Sie schließt die Augen; da hört sie das Papier des Autographs knistern und näher rücken auf dem Teppich, „wie wenn im zitternden Papier der Fliege zarte Füßchen irren;" sie sieht die Erzstufe schmerzhaft zucken, die Münze regt ein glänzendes

Auge, die Muschel dehnt sich, und eins nach dem andern treten die Geister dieser Gegenstände auf sie ein und geben sich ihr kund. — Wer einmal in jenem Halbfieber gelegen hat, wer in einer Art von Hallucination die Gegenstände in hellerem phantastischen Licht näher rücken sah, doch so, daß er mit einiger Anstrengung Phantasie und Wirklichkieit noch unterscheiden konnte, wird wissen, wie genau und correct diese Schilderung ist. Etwas Analoges zu dieser Hallucination muß die Eingebung des Dichters haben, wenn er wirklich schaffen und gestalten soll: die Geister müssen ihm wirklich erscheinen. Aber freilich darf der echte Dichter sich vor ihnen nicht ängstigen, er muß ihnen gebieten; seine Seele muß stärker sein als seine Phantasie, sonst geht das Poetische entweder ins Pathologische über, oder er wird manieriert, d. h. was nur Mittel sein sollte, wird ihm Zweck.

Annette vertieft sich in die Zuckungen der Nerven unter dem Einfluß des Schreckens, zerlegt sie mikroskopisch, und schildert nicht die Gegenstände des Grauens, sondern das Grauen selbst mit allem Aufwand einer Vivisection. Der Schlafende wird ausgemalt, wie der „giftige Hauch des Mondes" ihn berührt, ihn krallt, ihn ansaugt, wie der Gequälte sich angstvoll hin und her wendet, um diesem Einfluß zu entgehn, endlich aber doch von ihm fortgerissen wird, und dort die Gespenster sieht. — Man höre die Beschreibung eines Spiritus familiaris, den ein vom Teufel verführter Roßkamm aus einem Sumpf schöpft: „Phosphorlicht, wie's kranken Gliedern sich entwickelt: ein grünlich Leuchten, das wie Flaum mit hundert Fäden wirrt und prickelt, gestaltlos, nur ein glüher Punkt in Mitten, wo die Fasern quellen, mit klingendem Gesäusel sich an der Phiole Wände schnellen, und drüber, wo der Schein zerfleußt, ein dunkler Augenspiegel gleißt. Und immer krimmelts, wimmelts fort, die grüne Wand des Glases streifend, ein glüher, gieriger Polyp, vergebens nach der Beute greifend, und immer starrt das Auge her, als ob kein Augenlid es schatte" u. s. w. — Wie deutlich tritt jedes Detail des Schreckens, riesengroß, wie unter dem Mikroskop vor die Seele! — In der einsamen Haide gräbt sich die Dichterin immer tiefer in eine Mergelgrube hinein und phantasirt über die Erdrevolutionen; sie vernimmt von allen Seiten unheimliche Töne, die Erde erscheint ihr ausgebrannt, sie scheut sich, den Kopf herauszustecken, um nicht den Weltuntergang mit anzusehn; der Staub fällt ihr auf die Haare, jetzt kommt sie sich wie eine Mumie vor, ihr Angesicht ist fahlgrau, über sich glaubt sie Leichen zu empfinden; da schüttelt sie den Traum von sich ab, ein Hirt, der in Bertuchs Naturgeschichte liest,

unterhält sich mit ihr über die Sündfluth; sie zeigt ihm eine Schieferplatte mit dem Abdruck von Medusen; er lächelt schlau: „daß ich verrückt sei, hätt' er nicht gedacht."

Die Vorstellung, wie die Todten in den Gräbern sich recken und dehnen, verfolgt sie beständig, und da man in ihren Märchen nicht immer unterscheidet, wer todt und wer lebendig ist, so haben ihre Gestalten nicht selten etwas vom Vampyr. Man möchte sagen, diesem starken Leben, das doch fortwährend ins Traumhafte spielt, sei das Brandmal des Todes aufgeprägt. Nicht blos die Bilder, auch die Empfindungen und Gedanken münden stets in das, was das Grab verschließt. Einmal spricht sie zu den Todten: „Kalt ist der Druck von eurer Hand, erloschen eures Blickes Brand, und euer Laut der Oede Odem; doch keine andre Rechte drückt so treu, so hat kein Aug geblickt, so spricht kein Wort wie Grabesbrodem!"

Es ist viel Pathologisches in dieser Stimmung. Annette deutet mehrfach darauf hin, wie sie in ihrem Glauben, in ihrer Liebe getäuscht ist; wie sich ihr geliebte Menschen in übertünchte Gräber, in hohle gespensterhafte Golem, in Gestalten der Lüge verwandelt haben. Sieht sie in die junge Welt, so überkommt sie ein kalter Schauder, der Schauder einer an Stubenluft gewöhnten Kranken an der scharfen Luft des Tages. In dem, was sie gegen die neue Zeit sagt, ist viel Richtiges; es hat einen guten Klang, wenn sie die Zeit „vor vierzig Jahren" schildert: da gab es doch ein Sehnen, ein Hoffen und ein Glühn, als noch der Mond „durch Thränen in Fliederlauben" schien, als man dem „milden Sterne" gesellte, was da lieb, und „Lieder in die Ferne" auf sieben Meilen schrieb! — Man merke den Spott der modernen Bildung, die sich selbst unbequem wird! „Ob dürftig das Erkennen, der Dichtung Flamme schwach, nur tief und tiefer brennen verdeckte Gluthen nach. Da lachte nicht der leere, der übersatte Spott, man baute die Altäre dem unbekannten Gott. Nun aber sind die Zeiten, die überwerthen da, wo offen alle Weiten und jede Ferne nah. . . Was wir daheim gelassen, das wird uns arm und klein, was Fremdes wir erfassen, wird in der Hand zu Stein. Es wogt von End zu Ende, es grüßt im Fluge her, wir reichen unsre Hände, — sie bleiben kalt und leer. Nichts liebend, achtend Wen'ge, wird Herz und Wange bleich, und bettelhafte Kön'ge stehn wir im Steppenreich." — Sie fühlt das Walten des ihr widerlichen Zeitgeistes in der eignen Brust; ihre Anklage ist um so bittrer, da sie sich als Mitschuldige weiß; da in ihrem kranken Nervensystem die Fragen, die das Zeitalter bewegen, zur tödtlichen Qual werden.

Die wenigsten dieser Gedichte hinterlassen eine durchweg wohlthuende Stimmung. Die Bilder drängen und jagen einander, die scharf zugespitzten Gedanken führen nur selten zu einem faßbaren Resultat; ja mitunter scheint es, als ob der Dichterin, die doch eine große Gewalt über die Sprache besitzt, die Zunge stockte, als ob sie etwas Andres sagte, als sie sagen wollte. Es ist in den Empfindungen wie in den Gedanken ein gewisser Unfriede, eine Hast, deren Grund man nicht durchschaut, und gegen die man sich auflehnen möchte, aber überall schimmert eine bedeutende Physiognomie durch, ein starkes, wenn auch krankes Herz, ein in der gewaltigsten Bewegung zitterndes Gemüth. Wenn in der ältern Elegie Bilder und Gedanken sich so sanft an einander legten, daß man sie in halbem Traum verfolgen konnte, so verlangen Annettens Gedichte die schärfste Aufmerksamkeit auf jedes einzelne Wort, und auch dann ist man noch nicht sicher, sie ganz zu verstehn. Die einzelnen Anschauungen treten ihr so schnell und in so scharfem Licht, so blitzartig vor die Seele, daß sie nicht Muße hat, sie gehörig zu formen. Aber es sind wirkliche Gesichte, nicht etwa Reminiscenzen aus früherer Lectüre; es sind starke individuelle Empfindungen und nicht etwa allgemeine Gefühlsabstractionen. Ihrem Leiden, ihrem Zustand der Hallucination entspricht eine active Virtuosität, jede Empfindung krystallisirt sich ihr zu einem ausgeführten Bilde. Wenn die echte Ballade den Eindruck der Natur auf die Seele aus der Seele wieder in die Natur hineinprojicirt, so kann man ihren „Mondesaufgang" (1844) eine der schönsten deutschen Balladen nennen.

Zu den „Golem," den Geistern der Lüge, die ihrer innern Hohlheit wegen weder der Erde noch dem Himmel angehören, rechnet Annette vor allen Dingen die Worte von allgemeiner Bedeutung ohne concrete Anschaulichkeit. Sehr interessant ist, wie sie die Sehnsucht nach dem Vaterlande individualisirt: „Steigt mir in diesem fremden Lande die allbekannte Nacht empor, dann ist es mir, als hör' ich reiten und klirren und entgegenziehn mein Vaterland von allen Seiten, und seine Küsse fühl ich glühn; dann wird des Windes leises Munkeln mir zu verworrnen Stimmen bald, und jede schwache Form im Dunkeln zur tiefvertrautesten Gestalt." Das Nebelbild des Ausdrucks „Vaterland" zerlegt sich ihrer Phantasie sofort in die Gestalten der bekannten Freunde, die aus dem Dunkel auftauchen. Diese Macht der Individualisirung führt zu den schönsten Gedichten. So der Cyklus: „des alten Pfarrers Woche". Das Tagewerk dieses würdigen Mannes — es ist von einem katholischen Pfarrer die Rede — ist in einer Mischung von Humor und Gefühl

dargestellt, die an Goldsmith erinnert: ein wunderschönes Bild, in den kräftigsten Farben und einer Stimmung, deren Quell ungefähr durch Annettens Worte illustrirt werden mag, wenn sie schreibt: „Seit es draußen kalt und kothig geworden ist, habe ich mich in meine Winterpoesie gehüllt; es ist doch sonderbar, daß zum Dichten eigentlich schlechtes Wetter gehört, — ein neuer Beweis, daß nur die Sehnsucht poetisch ist und nicht der Besitz."

Und wodurch wird die strenggläubige Katholikin uns werth? In einem ihrer Gedichte schildert sie einen sterbenden General, den man vergebens durch Hinweis auf seinen militärischen Ruhm über den Todeskampf hinwegzureißen sucht; erst da erhellt sich sein Gesicht, als man ihn an einen edlen Zug seines Herzens erinnert: „auf einem Tropfen Menschlichkeit schwimmt mit dem letzten Athemzug die Seele lächelnd in die Ewigkeit." Man weiß nicht, wo die Frau diesen ernsten tiefmännlichen Ton gefunden hat. In Dichtungen wie „das vierzehnjährige Herz," „der Brief aus der Heimat," „ein braver Mann," „die junge Mutter," „sit illi terra levis!" „die beschränkte Frau," „die Stubenburschen," und „die Linde" ist eine Tiefe des Gemüths und eine Wahrheit der Seelenbewegung, die uns um so freudiger überrascht, wenn wir aus der schwülen Gespensterluft heraustreten und unter Gottes freiem Himmel frisch aufathmen. Dies ist der echte Realismus, den die Sonne bescheint; unten bei den Larven ist doch nur die Lüge des Daseins.

Eine Erzählung, „die Judenbuche," stellt die Dichterin unsern besten Novellisten an die Seite. Die schwere Aufgabe, das Entsetzliche und Humoristische, Grauen und Ironie, so ineinander zu verweben, daß das eine vom andern nicht aufgehoben wird, ist ihr vollkommen gelungen. Die Naturwahrheit zeugt von einer Meisterhand; sämmtliche Figuren reden, denken und handeln, wie sie in der Wirklichkeit reden, denken und handeln, und es ist um so merkwürdiger, da die Geschichte sich durchweg in den niedrigen Volkskreisen bewegt: wo die vornehme, kränkliche Dame das beobachtet haben mag, ist räthselhaft; geradezu erfinden läßt sich so etwas nicht. Noch wunderbarer zeigt sich ihr Talent, die beabsichtigte Stimmung wirklich hervorzubringen blos durch das grelle Licht, das sie auf die nackten Thatsachen zu werfen weiß. Die Scene, wo der todte Mergel nach Hause gebracht wird, erinnert an die besten Stellen Heinrichs von Kleist. —

Gervinus hatte aus seiner Geschichte der deutschen Dichtung das Facit gezogen, daß die Nation gerade so viel Kraft darauf ausgegeben habe, als zu ihrer Verwendung stehe, und daß sie damit aufhören müsse,

falls nicht alle übrigen Lebensfunctionen versiegen sollten. Handeln sei die Losung des Tags, und wenn die Kunst noch einen Platz in der neuen Bewegung behaupten wolle, so müsse sie sich nützlich erweisen: sie müsse, da sie selbst keine That sei, zur That wenigstens aufmuntern. Wirklich wurde es in dem stillen Zauberschloß der Poesie auf einmal laut wie in einem Feldlager. Die Flöte wich der Trommel und der Querpfeife. Das Lied ermunterte sich selber, nicht mehr Lied zu bleiben. „Laßt, o laßt das Verseschweißen! auf den Amboß legt das Eisen, Eisen soll der Heiland sein!" — Wer sich aber von dem Lärm der Pauken und Trompeten nicht übertäuben ließ, hörte die Melodie des alten Sehnsuchtswalzers wieder heraus. Dem alten Bild der „ersehnten" Geliebten wurde ein neues Costüm angepaßt; man drückte ihr einen Lorbeerkranz in die dunkeln Locken, warf ihr einen blutrothen Shawl über die weißen Schultern, gab ihr ein Theaterschwert in die Hand und taufte sie „die Freiheit." Die jungen Liebhaber „der Freiheit" legten gegen die alten Poeten der Nacht, der heimlichen Liebe und des Mondscheins eine gründliche Verachtung an den Tag. Sie übersahen, daß der Gegenstand, auf den die Empfindungen sich beziehen, ihren Werth nicht bedingt, daß Bilder vom „Völkerfrühling," von dem „brechenden Sonnenauge der Freiheit," von dem „blutigen Morgenroth der Zukunft," durch die angedeutete Beziehung auf große Begebenheiten, die man zu erwarten habe, noch keine innere Kraft, Fülle und Lebendigkeit gewinnen; daß es ein seltsamer Widerspruch ist, wenn man unaufhörlich, mit dem Aufwand alles rhetorischen Pathos, dessen man fähig ist, declamirt: es sei nicht Zeit zum Declamiren, sondern zum Handeln.

Die Zeit der politischen Poesie, die Zeit von Anastasius Grün bis zur Revolution, wird gleichwohl immer ein denkwürdiges Blatt in unsrer Literaturgeschichte einnehmen und Herwegh doch wohl auf diesem Blatt den ersten Platz. In Dingelstedts Liedern, der zuerst in der Zeit Herweghs als kosmopolitischer Nachtwächter auftrat, dann das gesammte liberale Publicum in Entrüstung versetzte, als er Hofrath wurde und nun in „Nacht und Morgen" einer ganz andern Tendenz huldigte, zeigt sich Witz und gute Laune, aber jener Pulsschlag des sittlichen Lebens, der sich auch in der komischen Poesie vernehmlich machen muß, wenn sie uns bewegen soll, ist ziemlich schwach. Dagegen verdient der Romanzencyklus „Ein Roman" einen Kranz in unsrer Lyrik. Es spricht sich darin eine starke Leidenschaft eines ursprünglich bedeutend angelegten künstlerischen Naturells aus, das zum Theil durch eigne Schuld nicht geworden ist, was es hätte werden sollen, und

dem das schmerzliche Gefühl dieses Mangels mit dem Bewußtsein einer geheimen Schuld am Marke des Lebens zehrt.

Die „Lieder eines Lebendigen" 1841 sprachen lebhaft und energisch die Stimmung der Zeit aus und wurden daher für sie ein Evangelium. Was die Jugend darin elektrisirte, war dieser ungestüme Kampfesdrang, der nach einem beliebigen Gegenstand suchte, dem es einerlei war, ob er sich gegen den Schwager von Rußland, oder gegen die Franzosen, oder gegen den Papst in Rom austobte, wenn er sich nur überhaupt austoben konnte. Der Refrain war eine Reminiscenz aus E. M. Arndt: wir haben lang genug geliebt, wir wollen endlich hassen. Bei den schönsten von Herweghs Liedern finden wir eine innige Melodie, aber eher etwas Wehmüthiges und Schwärmerisches, als jenen eisernen Ton, der zu Schlachtgemälden paßt. Seine Empfindungen lehnen sich an keine nationalen Thatsachen an, sondern an unbestimmte subjective Hoffnungen und Wünsche. Sein Freiheitsdrang ist mit einer nervösen Unruhe verbunden, nicht mit jener selbstbewußten Kraft, die nicht erst auf die Stimmung wartet, um des Sieges gewiß zu sein. Selbst in dem kräftigsten seiner Lieder: „Reißt die Kreuze aus der Erden" ist mehr Unruhe als Begeisterung, und zarte melancholische Weisen, z. B. das bekannte: „Ich möchte hingehn mit dem Abendroth," klingen ihm viel natürlicher. Zu der höchsten Gattung erhebt sich keines seiner Gedichte. Es ist nirgend jenes organisch sich entwickelnde Leben, dessen erste Bewegungen wir mitempfinden und dem wir mit unausgesetzter Theilnahme folgen können. Fast alle seine Gedichte sind Variationen über ein bestimmtes Thema, in welchem die erste Melodie, der erste Gedanke und das erste Bild stets von neuem wieder hervortritt.

Wenn uns die politische Poesie, vor deren Lärm man nichts anderes mehr vernahm, zu ihrer Zeit lästig fiel, so gewinnt die ganze Richtung, historisch betrachtet, doch einen andern Sinn. Man schlage ein Lied des alten Gleim auf aus der Zeit, wo der bairische Erbfolgekrieg sich vorbereitete: „O Vater! Vater! diese Rast füllt unsre Herzen schwer. . . . . . O ging's in dieser kühlen Nacht, ging's diesem Feinde zu! Viel besser wär's uns in der Schlacht, als hier in dieser Ruh." Damals währte der Friede erst 15 Jahre, und doch wurde es dem „alten Grenadier" bereits zu lange. Eine Zeit, in der nicht viel geschieht, was die Phantasie beschäftigt, macht die Menschen um so unruhiger, wenn in ihrer Erinnerung große Thaten leben; diese Unruhe ist darum nicht weniger stark, weil sie kein rechtes Ziel vor sich sieht.

Wohl eine der längsten Friedensperioden der Weltgeschichte war

die von 1815—1854. Im Anfang ließ man sie sich gern gefallen, denn durch die napoleonischen Kriege waren alle Völker gleichmäßig erschöpft. Dann aber verlangte die Phantasie nach neuen Gestalten; mit Jubel warf man sich erst auf die Neugriechen, dann auf die Polen. Auch die Julirevolution wurde mit Antheil verfolgt und es waren nicht einmal vorzugsweise die liberalen Ideen von 1789, die diesen Antheil hervorriefen, sondern das bunte Drama des Straßentumults. Thiers in den ersten Bänden seiner Revolutionsgeschichte erzählte diese Scenen mit vollendeter Anschaulichkeit, um die Ideen kümmerte er sich viel weniger.

Es war ein vollkommen richtiger Instinct bei Herwegh, daß er hauptsächlich die Sehnsucht nach einer lebhaften Bewegung aussprach, daß ihm das Bild des Krieges eher aufging als das Bild der Revolution. „Sieh, wie die Jugend sich verzehrt in Gluten eines Meleager! o drück in ihre Hand ein Schwert! führ' aus den Städten sie ins Lager!" — — „Die bange Nacht ist nun herum, wir reiten still, wir reiten stumm, und reiten ins Verderben. Wie weht so scharf der Morgenwind! Frau Wirthin, noch ein Glas geschwind — vorm Sterben, vorm Sterben!" Nun werden zwar die Toaste aufgezählt, die der finstere Reiter ausbringt: den ersten auf das Vaterland, den zweiten auf die Freiheit, den dritten auf den Untergang des römischen Reichs; aber der Inhalt dieser Toaste geht nur so neben her, die Hauptsache ist die Action, der frische Morgenwind, das Reiten, kurz die Bewegung. Wenn einige Jahre später Professor Leo in Halle, in seiner politischen Ansicht Herwegh durchaus entgegengesetzt, nach einem „frischen fröhlichen Krieg" begehrte, damit das „skrophulöse Gesindel vom Erdboden vertilgt werde," so war es ein und derselbe Zug, der den Historiker wie den Dichter leitete: freilich ist es nicht grade überwiegend das skrophulöse Gesindel, das in einem Krieg zu Grunde geht.

Sein Hauptgedicht hatte Herwegh an Friedrich Wilhelm IV. gerichtet. „In Ehrfurcht tret ich zu Dir her, wirf nach dem Dichter nicht den Speer, weil eine Hütte ihn geboren!" Der Erfolg ging über seine Erwartungen. Der geistreiche König ließ ihn kommen, scherzte über die Pillen, die der Dichter ihm zu schlucken gegeben, und wünschte ihm einen „Tag von Damascus," dann werde er Ungeheures wirken. Der Dichter gerieth in Verlegenheit; er wußte nicht, was in Damascus vorgefallen war, und fragen durfte er doch auch nicht. Erst nachträglich erfuhr er, daß sich dort Saulus in einen Paulus verwandelt habe.

Dann folgte der Triumphzug in die Stadt der reinen Vernunft, der Brief an den König, und der Schub über die Grenze. „In Versen hab ich ihn entzückt, doch ihm gefiel nicht meine Prosa!“

Erst jetzt in der zweiten Sammlung der „Gedichte eines Lebendigen“ tritt an Stelle des Kriegs die Revolution. Der König hatte den Rath des Dichters nicht befolgt, er hatte die Jugend nicht ins Lager geführt, die Folgen konnten nicht ausbleiben. „Noch lebt die Sphinx der Revolution. . . .“ — Der König hätte ihr Räthsel lösen und so das Reich erretten können; er hat es nicht gethan: „die Sphinx wird nicht sich in den Abgrund stürzen, und du — du bist kein Oedipus gewesen!“ Uebrigens finden sich in diesem Gedicht einige recht treffende Bemerkungen. „Zu scheu, der neuen Zeit ins Aug' zu sehn, zu beifallslüstern, um sie zu verachten, zu hochgeboren, um sie zu verstehn, willst du durch bunte Gläser sie betrachten, durch Gläser, die dir deine Puppen schleifen.“ — Man könnte das heute nicht besser ausdrücken.

Die oppositionelle Richtung, die das neue Lied anschlug, ist keineswegs undeutsch: schon Walther von der Vogelweide geht den Pfaffen recht ernsthaft zu Leibe, und das Volkslied hat in jeder Periode unsrer Literatur sich über die Mächtigen dieser Erde lustig gemacht. Insofern wäre unsre politische Lyrik, namentlich Hoffmanns „unpolitische“ Lieder, die sich auch im Tonfall ganz an die ältern Vorbilder anschließen, deutsch zu nennen. Aber eins geht ihnen ab: diese eigenthümliche Mischung von Treuherzigkeit und Schelmerei, die unser nationales Gemüthsleben wesentlich von dem der romanischen Völker unterscheidet. Und in der That spielte in der neuern deutschen Lyrik auch ein fremder Einfluß mit: der Einfluß Bérangers. Bérangers Form ist zwar unserm Volkslied nicht unbedingt fremd, das gleichfalls den Refrain kennt, aber sie ist bei uns doch immerhin ein untergeordneter Bestandtheil der Lyrik gewesen; die echte Form unsrer Lyrik war die Ballade. Der Refrain begünstigt die Richtung aufs Epigrammatische und läßt die behagliche Breite nicht aufkommen, die unser poetisches Empfinden verlangt. Durch die Nachahmung Bérangers hat sich in unsre damalige Lyrik das Uebergewicht des Verstandes und Witzes sowie der Rhetorik über das einfache Empfinden eingeführt, welches uns nun schon wieder ganz fremd geworden ist.

Noch aus einem andern Grund wirkte Bérangers Vorbild schädlich. Unwillkürlich nimmt man bei der Nachahmung nicht blos die Form, sondern etwas vom Stoff an, und so finden wir in unsrer politischen Lyrik ähnliche Ausfälle gegen die Priester und gegen den Hof, wie bei

Béranger. Nun paßt aber die Satire gegen die katholische Klerisei auf die Zustände unsrer protestantischen Geistlichen wie die Faust aufs Auge, und der Hofadel des ancien régime hat ganz andre Sitten als unser heimisches, angesessenes und vorwiegend militärisches Junkerthum. Durch diese Einmischung französischer Vorstellungen in deutsche kam in die politische Lyrik der Jahre 1840—1848 eine gewisse Unwahrheit.

Béranger hatte einen Vorzug, den seine deutschen Nachfolger nicht benutzen konnten; seine Satiren wurden getragen durch das Positive, das er dem Volk bot. Abgesehn vom Grisettenthum, das sich in der Weise bei uns nicht vorfinden will, kehren bei ihm fortdauernd zwei begeisternde Vorstellungen wieder: „Reine du monde, ô France, ô ma patrie!“ und der große Napoleon auf St. Helena mit seinem hinterlassenen Gefolge von heldenhaften Sergeanten. Wir Deutsche hätten darin wohl auch etwas erzählen können, aber auf 1813 und 1815 zurückzugehn, galt nicht für zeitgemäß, weil man in der Armee nicht den Träger der deutschen Ehre, sondern nur ein gefügiges Werkzeug der Polizei sah. Was das Positive in unsrer politischen Lyrik war, ist schwer zu sagen, mehr noch verdient hervorgehoben zu werden, daß auch in der Polemik zwei Gegensätze sich wunderlich durcheinander mischten: das Regiment, das 1840 endete, und das Regiment, das 1840 begann. Beide hatten im Grunde gar nichts gemein, beide wurden aber durch die Satire behandelt, als wären sie ein und dasselbe. Gegen das alte Regiment wurde gestichelt, weil es zu nüchtern war und sich zu wenig rührte; gegen das neue, weil es zu romantisch war und sich zu sehr rührte. Einerlei: in beiden Fällen war das Regiment der Sündenbock, und man fand es am Ende gar ehrenrührig, überhaupt dem Regiment anzugehören. Polizeimaßregeln sehn ja immer kleinlich aus, aber wenn jemals ein Regiment auf Nothwehr angewiesen war, so war es das von 1843. Ob Hoffmanns Absetzung — er war seit 1835 Professor der deutschen Philologie in Breslau und wurde 20. Dec. 1842 durch königliche Cabinetsordre seiner Professur enthoben — formell zu rechtfertigen war, mag dahingestellt bleiben, aber daß die Veröffentlichung von Liedern wie die „unpolitischen“ von Seiten eines angestellten Lehrers der Jugend ein Disciplinarverfahren herausfordert, darüber wird heut wohl Niemand zweifelhaft sein. Er führte in den nächsten Jahren ein unruhiges Wanderleben, bis er unter den Stürmen von 1848 sein Wartegeld wiedererhielt, heirathete, sich wieder mit seinen germanistischen Studien beschäftigte und harmlose Lieder dichtete, deren eines (bereits 26. Aug. 1841 auf Helgoland gedichtet) in den feierlichsten

Momenten der Gegenwart vom Volksmund fast unwillkürlich angestimmt, eine weltgeschichtliche Unsterblichkeit gefunden hat.

Merkwürdig ist die Einwirkung der neuen Richtung auf Freiligrath. Er selbst zwar hat sich gesträubt, diese Einwirkung anzuerkennen. Er hat als die wahre Ursache seiner Bekehrung die Eindrücke angegeben, die er auf einem Ball empfing, den die Stadt Koblenz dem König gab, als dieser Sept. 1842 zum Dombaufest in Köln den Rhein besuchte. Der preußische Bundestagsgesandte Oberst von Radowitz, eine Freiligrath sehr imponirende Persönlichkeit, habe ihn vorgestellt. Der König habe die Frage an ihn gerichtet, er solle ja ein großer Weinkenner sein, ob er auch den Grüneberger kenne, und die glänzende Hofgesellschaft habe ihn auf diese flüchtige Bemerkung hin völlig übersehn, bis die gnädige Ansprache des Erzherzogs Johann ihn in den Augen des „Hofgeschmeißes" plötzlich legitimirt habe. „Dieser Abend machte mich zum Demokraten!" So erzählte Freiligrath. Bei seinem erregbaren Temperament, seinem weichen, aber stolzen Charakter ist dieser Hergang nicht ganz ausgeschlossen. Gleichwohl ist die literarische Anknüpfung eine andre. Freiligrath war bis zum Auftreten Herweghs ein sehr loyaler Dichter gewesen, eher sogar ein Romantiker, der ohne Anstoß aus der Schatulle des preußischen Königs ein Jahrgeld empfing. Er hatte, als Herwegh die politische Poesie in Kurs setzte, sein Verdict dahin abgegeben, der Dichter stehe auf einer höhern Warte als auf der Zinne der Partei und damit über die Berechtigung der politischen Poesie eine Debatte eröffnet, die beinah eine eigne Literatur hervorrief und in der Herwegh zuletzt, wenngleich ein unrühmlicher, Sieger blieb. Nachdem Freiligrath ihm seine Ichsucht und schrankenlose Aufgeblasenheit in dem Gedicht „ein Brief" scharf verwiesen, antwortete Herwegh mit einer Grobheit ohnegleichen im Duett der Besoldeten: „Willst du mich kennen? ja, ich bin es in der That, den Bediente Bruder nennen, bin der Sänger Freiligrath." Diese Herausforderung, von Hoffmann von Fallersleben und dem gesammten Radicalismus secundirt, weckte in Freiligrath das Bewußtsein seiner schiefen Stellung zum Volke und trieb ihn zu einer autonomen That. Er opferte jenes Jahrgeld, das ihm von Seiten Herweghs so harte Vorwürfe zugezogen hatte, und eilte mit fliegenden Fahnen auf die Zinne der Partei.

Noch in demselben Sommer verzapfte er seinen „Aßmannshäuser Vierundvierziger", die Gedichtsammlung: „ein Glaubensbekenntniß." Im tiefsten Geheimniß ließ er es drucken und sandte es hinaus, während er sich einschiffte, um sich in der Fremde ein Asyl zu suchen, denn nach

dem Erscheinen dieses, in seiner Spitze ausdrücklich gegen die Krone gerichteten Büchleins war in Deutschland, wie die Dinge nun einmal standen, seines Bleibens nicht. Er zählte jetzt zu den politischen Flüchtlingen, die ein heimathloses Wanderleben führten und deutschen Geist und deutsche Kraft auf fremdem Boden verschwendeten. Nirgend zeigt sich so die Wucht der allgemeinen Zeitstimmung wie in dieser Wandlung Freiligraths. Früh zum Kaufmannsstand bestimmt, hatte er sich erst nach dem Erscheinen seiner ersten Gedichtsammlung den ihn beengenden Fesseln entzogen; Immermann, der von der neuen Erscheinung eingenommen, den Dichter auf seiner Comptoirstube zu Barmen aufsuchte, hatte ihn dazu ermuthigt, der glänzende Erfolg der Sammlung es ihm ermöglicht. Vor wenig Jahren hatte er sich mit einer liebenswürdigen Frau, einem Weimarer Kind, das noch von Goethes strahlenden Augen zu erzählen wußte, an dem vielgeliebten Rhein einen eignen Herd gegründet, wo eine jungrheinische Dichterschule anfing, sich um ihn zu sammeln. Das alles opferte er, denn der Dichter soll mit seinem Volke gehn. Er ging ins freiwillige Exil, zunächst nach Brüssel, im folgenden Jahr nach Zürich, später nach London, wo er, um kein Parteialmosen zusammen zu trommeln, seinen alten Beruf wieder ergriff.

In Zürich gerieth er zwischen die Parteiströmungen der „Gotteswüthriche" und „Nichtswüthriche," der noch zum Theil von den Idealen der alten Burschenschaft erfüllten Partei der Follen, Schulz, Fröbel, mit denen jetzt die Communisten zu fraternisiren suchten, und der kosmopolitisch-atheistischen Propaganda, an deren Spitze der aus Paris ausgewiesene Ruge stand. Die Uneinigkeit und Zerwürfnisse der Freiheitsmänner hätte Freiligrath wohl eines Bessern belehren können, gleichwohl bildete sich hier die Ueberzeugung in ihm aus, ohne Revolution könne es in Deutschland nicht gehn, aber mit der Revolution: „Ça ira!" So wurde er der Sänger der Revolution, und während Herwegh früh verstummt nur noch von seinem alten Ruhm zehrte, hat Freiligrath die Revolution durch alle Phasen ihrer Erscheinung begleitet und auch nach ihrem Scheitern ihr nicht etwa das Grablied, sondern das Auferstehungslied gesungen.

Ich war, ich bin, ich werde sein! Ich werde sein, und wiederum voraus den Völkern werd' ich gehn! auf eurem Nacken, eurem Haupt, auf euren Kronen werd' ich stehn! Befreierin und Rächerin und Richterin, das Schwert entblößt, ausrecken den gewalt'gen Arm werd' ich, daß er die Welt erlöst! —

Es läßt sich nicht verkennen, daß sich in Freiligraths politischen

Liedern ein wesentlicher Fortschritt gegen Herwegh findet. Freiligrath ging aus den politischen Phrasen heraus und vertiefte sich mit großer plastischer Gewalt in die concreten Erscheinungen des politischen Lebens. Die Idee der Revolution, bei Herwegh nur dunkle Empfindung geblieben, tritt bei ihm in aller Fülle des Lebens, greifbar und in wilden Farben ans Tageslicht. Wir fühlen ihren Pulsschlag, wir sehn die finstern Gestalten, die sie heraufbeschwört. Aber nicht ungestraft ergeht sich die Muse in sansculottischen Vorstellungen, die Rohheit der Empfindung geht auch auf die Sprache über. Während Freiligrath früher seine Sprache etwas über Gebühr steifte, hielt er es jetzt für seine Pflicht, in dem cynischen Ton eines verwilderten Demagogen zu reden.

Das Gedicht „vor der Fahrt," mit welchem die kleine Sammlung „Ça ira" anhebt, preist die Revolution als die „einz'ge richtige Fähre" der Völker: der kühne Brander wird aufgefordert, Raketen zu werfen in „der Kirche scheinheil'ge Jacht," auf „des Besitzes Silberflotten," in die „verrottete Galeere" des Staats. In einem folgenden Gedicht wurde ausgeführt, wie die Soldaten der Landwehr ihre Empörung einrichten sollten.

Zur Feier auf dem Gürzenich in Köln, 19. März 1849 dichtete er das Lied: „Frisch auf zur Weise von Marseille, frisch auf ein Lied mit hellem Ton! Singt es hinaus als die Reveille der neuen Revolution! Der neuen, die mit Schwert und Lanze die letzte Fessel bald zerbricht — der alten, halben singt es nicht! uns gilt die neue nur, die ganze! Die neue Rebellion! Die ganze Rebellion! marsch, marsch! marsch, wär's zum Tod! und unsre Fahn' ist roth! . . . Nach frischen Thaten lechzt das Herz! . . . Laß in die ungesühnte Schmach der Rache Donnerkeile fallen! . . . An unsre Brust, an unsre Lippen, der Menschheit Farbe, heil'ges Roth! wild schlägt das Herz uns an die Rippen — fort in den Kampf! Sieg oder Tod! Hurrah, sie sucht des Feindes Degen!"

Ein andermal „Der Hunger kommt vom Dorf gegangen. . . . Trotz Pulver und Kartätschenschauer rasch wie ein Vogel ist sein Lauf, und auf der allerhöchsten Mauer pflanzt er sein schwarzes Banner auf. Ihr dämpft den Zornruf, o Despoten, des Volkes nicht, das hungernd droht! denn die Natur hat ihn geboten, den Schrei: Brot! Brot! Brot thut uns noth! Laßt eure Söldnerhaufen kommen . . . . der Scheuer und der Flur genommen, hat Waffen auch des Hungers Heer; es reißt die Schaufel aus der Scholle, die Sense reißt es aus dem Korn."

Ein Mann des Volks hat ein Gesicht: — „zwei Heere, zahllos wie Blätter im Busch, hieben wild auf einander ein; das eine, mit hellem

Trompetentusch, zog heran in der Richtung vom Rhein. Das waren die Völker des Westens, die Freien! . . und voraus flog ihren unendlichen Reihen im Rauche des Pulvers ein roth Panier! Roth, Roth, Roth! das einige Roth, kein prunkendes Wappen drauf! das warf sie entgegen den Sclaven aus Osten, die, das Banner bespickt mit wildem Gethier, unabsehbar über die Fläche tosten." Es ist die letzte Schlacht. Endlich stürzt der König vom Pferde: „wer denkt noch an den? Wer unter den Wagen risse den noch hervor? was Bahre, was Sarg! Hört, Herr — doch dürft ihr es Keinem sagen! — so stirbt in Europa der letzte Monarch!"

Und um nun seinen Lorbeer völlig in Blut zu färben, bricht Freiligrath schließlich in einen Lobgesang auf den „großen, guten" — Marat aus! den Mann, der, eh noch die Revolution sich in Blut berauscht hatte, als Abschlagszahlung vorläufig 200 000 Köpfe verlangte!

Und doch kann keineswegs behauptet werden, das dichterische Blut, von welchem hier die Rede ist, sei bei Freiligrath der Ausdruck innerster Leidenschaft gewesen. Freiligrath war vorher nicht eigentlicher Politiker und ist es im Grund auch später nicht geworden, er war vor allem Dichter. Als Dichter trug er in seiner Seele das Bedürfniß eines bestimmten Klangs und einer bestimmten Farbe, für dies Bedürfniß suchte er nach einem Gegenstand, zunächst im Orient, er suchte ihn auch wohl in der Götterdämmerung oder in den innern Qualen eines genialen Herzens. Nun trat ihm überraschend ein Bild entgegen, das diesen Bedürfnissen in viel höherm Grad entsprach: das Bild der Revolution. Wo lassen sich gewaltigere Contraste, grellere Farben erhöhter Stimmungen denken! „Die bange Nacht ist nun herum, wir reiten still, wir reiten stumm, wir reiten ins Verderben." Nicht als ob er sich das laut gesagt hätte: er hielt gewiß die Revolution für ein höchst heilsames Mittel, den Fortschritt der Menschheit zu befördern, und Marat für einen verkannten, höchst rechtschaffnen und wohlgesinnten Mann. Was ihn aber insgeheim innerlich bestimmte, war nicht der Gedanke, sondern das Bild.

Die Revolution kam früher, als man es selbst in diesem Kreis erwartet hatte, und Herwegh sah sich durch die Rolle, die er bisher gespielt, zu einem Schritt verführt, der seinem Andenken am meisten geschadet hat. Daß er sich überhaupt dazu hergab, an der Spitze eines lächerlichen Haufens über die deutsche Grenze zu rücken, um Deutschland zu insurgiren, verräth allerdings eine Frivolität, die nicht scharf genug verurtheilt werden kann: im Gedicht kann man sich manches erlauben,

im Handeln soll der Mann sich seiner Verantwortlichkeit bewußt sein. Aber wenn die Reaction ihn wegen seiner Flucht verhöhnte, so war das einfach abgeschmackt. Hätte man ihn ergriffen, so hätte man ihn erschossen oder ihn wenigstens zeitlebens ins Zuchthaus gesteckt; dieser Eventualität sucht sich jeder zu entziehn, wenn nicht durch die Thür, so durch das Fenster oder auch allenfalls durch den Rauchfang.

Die Zuversicht, mit welcher die jugendlichen Dichter damals das Evangelium der Freiheit verkündeten, gründete sich nicht auf die klare Anschauung eines bestimmten Zwecks, nicht auf das Vollgefühl der eignen und fremden Kräfte, die zu dem großen Kriege aufgeboten werden sollten, sondern hauptsächlich auf die letzten Resultate einer Arbeit, an der sie selbst keinen Theil genommen hatten. Es war aus dem Nebelgebiet der Hegelschen Metaphysik eine Propaganda hervorgegangen, die sich der Masse bemächtigte und ihr einzelne sehr handliche Stichwörter zur Verfügung stellte, durch die man alles Unmögliche sofort in Wirklichkeit übersetzen konnte. Die neuen Ideen hatten einen so guten Klang, daß man des Schauens entrathen zu können meinte. Es war ein Irrthum: in der großartigen Dialektik der Philosophie konnten jene Ideen wohl ein starkes Gemüth mächtig ergreifen; aber die Dichter gaben von ihnen nichts als die Namen und einige Symbole, im Uebrigen behandelten sie die Freiheit grade so wie früher die Herzensangelegenheiten; sie sagten von ihr allerlei artige Dinge aus und glaubten sich durch die Gesinnung, durch das Glaubensbekenntniß vollkommen gerechtfertigt. Aber die Form der Stimmung paßt doch viel besser für jene individuellen, unmittelbaren Regungen, in denen man auch die träumerische Form gelten läßt, weil man ihre Spur bis zum innern Nervengeflecht des Gemüths verfolgen kann. Die Gesinnung an sich macht weder den Dichter noch Politiker. Gewöhnlich macht man der Lyrik, die nicht aus dem Herzen, sondern aus der Reflexion entspringt, keinen andern Vorwurf als den, daß sie überflüssig ist; allein diese Beschäftigung mit künstlich hervorgerufenen und gesteigerten Empfindungen hat auch eine schlimmere Seite. Sie verführt dazu, das Leben und seinen Inhalt ebenso theatralisch aufzufassen als das Gedicht; sie verweichlicht die Charaktere, sie untergräbt den Sinn für die natürliche Größe und erstickt den Muth, der Wirklichkeit ernst und entschlossen ins Auge zu sehn. Es ist für manchen unsrer jungen Lyriker ein Unglück gewesen, in ziemlich frühem Alter durch Gedichte im Geschmack der Zeit eine gewisse Berühmtheit zu erlangen; das Prädicat eines jungen Dichters ist ihm seitdem geblieben. Diese „jungen Dichter“ haben nun eine Reihe liebedienerischer Freunde,

welche das Prädicat der Jugend gern recht lange erhalten möchten. Sie rufen bei jedem neuen Versuch: hier ist zwar noch nicht völlige Vollendung, aber welch' kühne, gewaltige, großartige Gährung. Vor solchen Lobsprüchen kann der junge Dichter nicht genug auf seiner Hut sein. Wenn man unter Jugend nichts Andres versteht, als frischen Muth und Wärme des Herzens, so soll nicht blos jeder Dichter, sondern jeder Mensch sich bemühn, soweit es geht, ewig jung zu bleiben. Aber man versteht unter Jugend meistens Unreife und Unfertigkeit der Bildung, und diese Jugend soll man so zeitig als möglich los werden. Das erste Jugendgefühl wird durch das Studium der Wirklichkeit corrigirt, ihr blieben die meisten jener Poeten fern; sie führten nur ein Scheinleben. Abgesehn von kleinen Liebesintriguen, bei denen die Reminiscenz maßgebend ist, und etwa einer Reise nach Paris, wo sie an jedem Ort, vom Hôtel de ville bis zum Père la Chaise, die Empfindungen hatten, die im Reisehandbuch verzeichnet sind, zeigten sie sich der Gesellschaft nur in der Dichterpositur. Sie empfingen für die Declamation ihrer Verse bei der Theegesellschaft das gebührende Lob und sie ärgerten sich über übelwollende Kritiker. Für sie bestand die Menschheit aus zwei Classen: aus denen, die ihre Verse bewunderten, und denen, die sie nicht bewunderten.

„Welch ein Zwitschern! Das sind Spatzen, Pfennigslichtchen in den Krallen; sie geberden sich wie Jovis Adler mit dem Donnerkeil! Welch ein Gurren! Turteltauben, liebesatt, sie wollen hassen, und hinführo statt der Venus nur Bellonas Wagen ziehen! Welch ein Sumsen. welterschütternd! das sind ja des Völkerfrühlings kolossale Maienkäfer von Berserkerwuth ergriffen! Andre Zeiten! andre Vögel! andre Vögel, andre Lieder! Sie gefielen mir vielleicht, wenn ich andre Ohren hätte."

Heines Gegensatz gegen die Demokraten trat seit 1840 immer schärfer hervor. In den neuen Correspondenzen, die er seit Februar an die Allgemeine Zeitung schickte, stellt er sich als Märtyrer des monarchischen Princips dar; das Buch über Börne ist, abgesehn von den Persönlichkeiten, vorwiegend ein Protest gegen die professionelle Demagogie. Mitten im Tumult, den diese Denkschrift hervorrief, schrieb er in dem Pyrenäenbad Cauterets das kleine Bärenepos, den Atta Troll. Von den siebenundzwanzig Gesängen waren zwanzig November 1842 bereits fertig und erschienen im Anfang des nächsten Jahrs in der Zeitung für die elegante Welt. In der Vorrede, womit er fünf Jahr später die Buchausgabe begleitete, schildert Heine die Zeit, in der sein Gedicht entstanden. Die

Opposition, sagt er, verkaufte ihr Leder und ward Poesie. Die Musen bekamen die strenge Weisung, sich hinführo nicht mehr müßig und leichtfertig umherzutreiben, sondern in vaterländischen Dienst zu treten, etwa als Marketenderinnen der Freiheit oder als Wäscherinnen der christlich germanischen Nationalität. Es erhub sich im deutschen Bardenhain ganz besonders jenes vague, unfruchtbare Pathos, jener nutzlose Enthusiasmusdunst, der sich mit Todesverachtung in einen Ocean von Allgemeinheiten stürzte. Das Talent war damals eine sehr mißliche Begabung, denn es brachte in den Verdacht der Charakterlosigkeit. Die scheelsüchtige Impotenz hatte endlich, nach tausendjährigem Nachgrübeln, ihre große Waffe gefunden gegen den Uebermuth des Genius, sie fand nämlich die Antithese von Talent und Charakter. Es war fast persönlich schmeichelhaft für die große Menge, wenn sie behaupten hörte: die braven Leute seien freilich in der Regel sehr schlechte Musikanten, dafür jedoch seien die guten Musikanten gewöhnlich nichts weniger als brave Leute, die Bravheit aber sei in der Welt die Hauptsache, nicht die Musik. Der leere Kopf pochte jetzt mit Fug auf sein volles Herz, und die Gesinnung war Trumph. Damals, setzt er hinzu, habe es gegolten, die unveräußerlichen Rechte des Geistes zu vertreten, das habe sein Gedicht nicht aus den Augen gelassen, es sei nach Tonart und Stoff ein Protest gegen die Plebiscita der Tagestribunen.

Diese Beglaubigung und das oben angeführte Widmungsgedicht an Varnhagen, worin die politischen Gesinnungslyriker verspottet werden, haben den Blick des Publicums von dem eigentlichen Gegenstand der Satire abgelenkt. Sie verschießt ihre Pfeile zwar nach allen möglichen Seiten, aber in ihrer ursprünglichen Tendenz richtet sie sich ebenfalls wie die ihr unmittelbar vorhergehende Denkschrift, gegen die politische Sturm- und Drangperiode der dreißiger Jahre und ihren vorzüglichsten Repräsentanten: — mit einem Wort, der Held des kleinen Bärenepos ist kein andrer als der des Buchs über Börne, was Heine nach der Aufnahme, die letzteres gefunden, eher zu verkleiden als hervorzuheben beflissen war.

Schon die Vorrede führt uns bei näherm Zusehn auf die rechte Spur. Die Antithese von Talent und Charakter war die Signatur der Zeit. Gesinnung war Trumph. Wer aber nun hatte jenes Stichwort dem jungen Radicalismus eingegeben? wer jenen Trumph zuerst ausgespielt.

Heines Buch über Börne hatte bereits im Voraus die Antwort darauf ertheilt. Heine erzählt hier so lang wie breit, daß die widersinnige Distinction zwischen Charakter und Dichter zunächst von Börne

ausgegangen sei und zwar in directer Anwendung auf ihn, Heine, selbst. Unter den malitiösesten Insinuationen über Abtrünnigkeit und Inconsequenz habe Börne ihn gänzlicher Gesinnungslosigkeit verdächtigt und ihn nur als Dichter gelten lassen wollen. Heine weist die ganze Unterscheidung als widersinnig zurück, da Charakter nichts anderes als die Einheit der Lebensanschauung bedeute, die mit sich selbst nicht in Widerspruch gerathe, und Charakterhaben also zu den unerläßlichen Attributen des Dichters zähle, worüber bornirten Naturen hervorragenden Geistern gegenüber gar kein Urtheil zustehe, indem ihnen der Weitblick fehle, um zu dem Einheitspunkt des weitere Kreise beschreibenden Genius vorzudringen. Mit einem Kunstgriff, der ihm immer zu Gebot stand, sobald er einen Gegner vernichten oder lächerlich machen wollte, kehrte er den Spieß einfach um, den man gegen ihn gewandt. So ergab sich das Stichwort: kein Talent, doch ein Charakter, das Heine auf eine sehr geistreiche Weise im Atta Troll verkörperte.

Aber nicht blos der Gegenstand der Satire ist auf Börne zurückzuführen — auch Physiognomie und Charakter hat er für den Helden herleihen müssen. Im Gesicht lauerndes Mißtrauen, im Herzen blutige Sentimentalität, im Kopf nüchterne Begriffe: — bewegt sich in dieser Charakteristik Börnes, die Heine in seiner Denkschrift entwirft, nicht bereits der ganze Typus Atta Trolls vor unsern Blicken? Gemüthsverbitterung und Drolligkeit machen die Grundmischung seines Charakters aus — es sind auch die Eigenschaften, die Heine der Charakteristik Börnes zu Grunde gelegt hat. Nicht im Hochgebirg der Pyrenäen, nicht auf den einsamen Wegen der politischen Gesinnungslyriker, nein, in Paris, in der Passage Saumon und in Börnes Salon ist die Bärenhöhle zu suchen, wo „der Held zu seinen Söhnen wie aus einer Wolke spricht."

Wer heute die Briefe Börnes an Madame Wohl noch mit Aufmerksamkeit durchzulesen vermag, wird leicht die Keimpunkte entdecken, aus denen in Heines Phantasie das possierliche Abbild kaleidoskopartig zusammengeschossen ist. Ich will aus diesen zahlreichen Stellen nur zwei anführen, die nicht schlagender als die andern sind, aber vielleicht ein allgemeineres Interesse bieten. Sie stehn nicht in den Briefen selbst, sondern in den Auszügen, die auf Börnes Wunsch, alles Belastungsmaterial gegen Heine zur Hand zu haben, Madame Wohl daraus machte und die sie nach dem Erscheinen von Heines Denkschrift unter dem Titel „Börnes Urtheil über Heine" veröffentlicht hat. Als die ihm fatalste Eigenschaft Heines giebt Börne hier sein frivoles Lächeln an. Wie mag Heine gelacht haben, als ihm diese Anklage vor Augen kam! Ein Poet mit

verbittertem Gesicht, äußerte er einmal, habe gewiß nicht viel Verstand, es weise auf eine magere Einseitigkeit des Lebensblickes hin. Er widmete dem Vorwurf einen ganzen Gesang im Atta Troll.

An der andern Stelle spottet Börne über Heines Narrheit, sich mit Rembrandt vergleichen zu wollen. Dieser Vorwurf scheint nicht ohne Stachel für ihn gewesen zu sein; er scheint ihn gereizt zu haben, seinen Anspruch auch zu legitimiren und sich einmal wirklich à la Rembrandt zu versuchen. In Atta Troll ist er sichtlich auf Licht- und Schattenwirkungen ausgegangen, wie in keinem andern seiner frühern Werke, und man kann nicht sagen, daß sie ihm mißlungen. Die nächtliche Kahnfahrt auf dem Lac de Gobe mit ihrem prächtigen Clairobscur, das Dörfchen am violetten Bergeshang, wo die von den Alten verlassene junge Brut den Bärenjäger umknixt und ihr Giroflino Girofletto in die Sommerdüfte schmettert, jene leichten Skizzen, in denen oft in vier oder acht Versen der Licht- und Wetterwechsel im Hochgebirg geschildert wird, die Morgenfrühe, der Sonnenaufgang u. s. w. — das sind reizende Versuche, die in ihrer helldunklen Leuchtkraft ein inniges Verständniß Rembrandts verrathen und weit mehr an ihn erinnern, als Freiligraths Liederpurpur, der in zu massigen, unaufgelösten Lokaltönen stecken bleibt.

Heine hat selbst den „Atta Troll" das letzte Waldlied der Romantik genannt. Die einzige Wendung, die der Romantik übrig blieb, war, in demselben Augenblick über das Mysterium zu lachen, wo sie davor schauderte: ein Fortschritt, an dem Friedrich Schlegel nur durch seine Pedanterie gehindert wurde. Heine hat an der verkehrten Welt ein naturwüchsiges Behagen, von fixen Ideen ist er nicht eingeengt, sein Gemüth spielt in übermüthiger Lust mit Himmel und Hölle. Die Verwandtschaft mit Tieck, Brentano und Hoffmann springt in die Augen: die Elemente, selbst die Stimmungen sind die nämlichen; aber die Macht der Phantasie ist bei Heine viel gewaltiger, kühner und frevelhafter. Bei jenen ist immer noch viel Abhängigkeit von hergebrachten Urtheilen und Vorstellungen, Heine versenkt auch diese Momente des Enthusiasmus, nachdem er sie mit der wildesten Phantasie ausgebeutet, zuletzt mit possenhaftem Schmerz in die unterschiedlose Nacht der Ironie. Im Atta Troll liegt der auf der Bärenjagd durchnäßte Dichter in unruhigem Halbschlaf, in einer Hexenküche, von wüsten Gerüchen betäubt; er hört die Hexe eintönig murmeln, indem sie ihren Sohn, der eigentlich ein Leichnam ist, mit einer Salbe bestreicht, die ihm ein scheinbares Leben verleiht. Fratzenhafte Vogelgesichter schauen ihn von allen Seiten unheimlich an, und wie er einschläft, sieht er in einem Traumgesicht einen grotesken

Tanz von Bären und Gespenstern; später ziehn die Götterbilder der griechischen, jüdischen und germanischen Mythologie wie die wilde Jagd vor seinem Fenster vorüber. Dieser tolle Spuk, in dem der Dichter den Taumel seiner eignen Gedanken darstellt, würde auch von Hoffmann erfunden sein können, aber wie glänzend ist die Ausführung! Hoffmann hat weder von seinen Phantasiebildern, noch von der Realität, die er kritisiren will, eine klare Vorstellung. Bei Heine sprudelt beides in unwiederlegbarer Lebendigkeit hervor und gestaltet sich rasch zu zierlichen Arabesken, die sich im buntesten Humor ineinanderschlingen. Seine Poesie setzt sich über Raum und Zeit, über die Grundbegriffe der Logik hinweg, um sich bald in die Traum- und Märchensphäre zu verflüchtigen, bald in dem Schmutz der Wirklichkeit stecken zu bleiben, aber überall ist es der neckische Kobold der guten Laune, dessen lustiges Gesicht uns unvermuthet aus der Bärenhöhle, aus dem einsamen Gebirg und aus der Hexenküche entgegenlacht. Heines Phantasie zwingt uns nicht, aus uns selber herauszugehn, wir können über ihre wildesten Schauerbilder lachen, und wir wissen, der Dichter lacht mit uns. Auch die Tendenz des Atta Troll, die Geißelung des Philisters, ist romantisch, aber was sind die leichten Pritschenhiebe, die Tieck und Hoffmann austheilen, gegen die Keulenschläge dieses unverwüstlichen Humors; und dabei ist es ein Humor, dem wir uns mit gutem Gewissen überlassen, dessen Reiz wir uns willig eingestehn können, denn nichts ist dem wahren Gefühl schädlicher als diese pharisäisch gezierte Ernsthaftigkeit, die keinen Spaß versteht und salbungsvoll zu predigen anfängt, wenn Kinder mit einander spielen. Heine hat den Spuk der Romantik nicht blos verscheucht, er hat ihn zu einem humoristischen Ideal umgedichtet, dem nur die künstlerische Vollendung fehlt. Hier zeigt sich Heines Grenze. Es schwebte ihm offenbar vor, der deutschen Litteratur ihr zweites Thierepos zu schenken, er deutet so etwas an, wenn er es mit den großen Torsen vergleicht. Aber er hat es immer nur zu vereinzelten Anläufen gebracht, nie zu einem geschlossenen großen Kunstwerk. Man weiß nicht, ob das ein organisches Gebrechen oder nicht vielmehr ein Charakterfehler ist.

Heine klagte in dieser Zeit häufig über sein Exil und sprach Sehnsucht nach Deutschland aus, als er es aber Nov. 1843 wirklich besuchte, mußte er offen bekennen, daß er die politischen Zustände dort noch ebenso abscheulich finde als früher, und daß er eigentlich nur in der Pariser Luft athmen könne. Seine Eindrücke schildert das „Wintermärchen." Am Rhein findet er ein junges Harfenmädchen: „sie sang das alte Entsagungslied, das Eyapopeya vom Himmel, womit man einlullt,

wenn es greint, das Volk, den großen Lümmel." — „Dieser Landstraßenkoth, er ist der Dreck meines Vaterlands! . . Das ist der classische Morast, wo Varus stecken geblieben; die deutsche Nationalität, sie siegte in diesem Drecke!" — In Hamburg riecht ihm alles übel. „Am verhaßtesten ist ihm der Anblick der Preußen. „Noch immer das hölzern pedantische Volk, noch immer ein rechter Winkel in jeder Bewegung, und im Gesicht der eingefrorne Dünkel. Sie stelzen noch immer so steif herum, so kerzengrade geschniegelt, als hätten sie verschluckt den Stock, womit man sie einst geprügelt." Im Traum sucht er den alten Barbarossa im Kyffhäuser auf; zuerst unterhalten sie sich ganz gemüthlich, bald aber bricht der Zank los. „Herr Rothbart! rief ich aus, du bist ein altes Fabelwesen! geh', leg' dich schlafen, wir werden uns auch ohne dich erlösen. Die Republikaner lachen uns aus, sehn sie an unsrer Spitze so ein Gespenst mit Scepter und Kron', sie rissen schlechte Witze. Auch deine Fahne gefällt mir nicht mehr, die altdeutschen Narren verdarben mir schon in der Burschenschaft die Lust an den schwarz-roth-goldnen Farben." Indeß bald bereut er seinen Frevel, und schwört dem Kaiser wieder Treue, auch wenn er die alte peinliche Halsordnung wieder einführen wollte: er möge Deutschland nur vom Preußenthum erlösen!

1845 ist der erste Beginn seiner Krankheit, die fortan seinen poetischen Arbeiten die Farbe giebt; er hat noch manches sehr Bedeutende geschrieben, aber fast nichts eigentlich Schönes mehr. Ueber seine politische Ansicht hat er sich noch einmal in der Vorrede zu der französischen Ausgabe der Lutezia ausgesprochen, und dieser Ausspruch ist charakteristisch für seine ganze Existenz.

„Nur mit Schreck und Grausen denke ich an die Epoche, wo diese finstern Bilderstürmer (die Communisten) zur Herrschaft gelangen werden; mit ihren schwieligen Händen werden sie erbarmungslos alle Marmorstatuen der Schönheit zerbrechen, die meinem Herzen so theuer sind, sie werden all jenes phantastische Spielzeug und Flitterwerk der Kunst zertrümmern, das der Poet so sehr geliebt; sie werden meine Lorbeerhaine fällen und dort Kartoffeln pflanzen; die Lilien, welche nicht spannen noch arbeiteten, und doch so herrlich gekleidet waren wie König Salomo in all seiner Pracht, sie werden dann ausgerauft aus dem Boden der Gesellschaft, falls sie nicht etwa die Spindel zur Hand nehmen wollen; die Nachtigallen, diese unnützen Sänger, werden fortgejagt, und ach! mein Buch der Lieder wird dem Gewürzkrämer dienen, um daraus Tüten zu drehn, in die er Kaffee schütten wird für die alten Weiber der Zukunft. Ach, ich sehe dies alles voraus, und mich beschleicht unsägliche

Trauer, wenn ich an den Untergang denke, mit dem das siegreiche Proletariat meine Verse bedroht, die ins Grab sinken werden mit der ganzen alten romantischen Welt.

„Und dennoch, ich bekenne es offen, übt dieser selbe Communismus, der all meinen Interessen und Neigungen so feindlich ist, einen Zauber auf meine Seele, dessen ich mich nicht erwehren kann; zwei Stimmen erheben sich zu seinen Gunsten in meiner Brust, die sich nicht wollen geschweigen lassen, die im Grunde vielleicht nur diabolische Anreizungen sind — aber, wie dem auch sei, sie beherrschen mich, und keine exorcirende Gewalt vermag sie zu bezwingen. Denn die erste dieser Stimmen ist die Stimme der Logik. Der Teufel ist ein Logiker! sagt Dante. Ein schrecklicher Syllogismus hält mich umstrickt, und wenn ich den Satz nicht widerlegen kann, daß alle Menschen das Recht haben zu essen, so bin ich genöthigt, mich auch all seinen Consequenzen zu unterwerfen. Indem ich daran denke, laufe ich Gefahr, den Verstand zu verlieren; ich sehe alle Dämonen der Wahrheit mich triumphirend umtanzen, und zuletzt ergreift eine hochherzige Verzweiflung mein Gemüth, und ich rufe aus: sie ist seit lange gerichtet, verurtheilt, diese alte Gesellschaft. Geschehe ihr, wie recht ist! Werde sie zertrümmert, diese alte Welt, wo die Unschuld zu Grunde ging, wo die Selbstsucht so herrlich gedieh, wo der Mensch ausgebeutet ward durch den Menschen! Und gesegnet sei der Gewürzkrämer, der einst aus meinen Poesien Tüten machen wird, um Kaffee hineinzuschütten für die armen, biedern, alten Weiber, die sich in unsrer jetzigen ungerechten Welt vielleicht solche Annehmlichkeiten versagen mußten.

„Die zweite der gebieterischen Stimmen, die mich bestricken, ist noch mächtiger und dämonischer als die erste, denn es ist die Stimme des Hasses, den ich einer Partei widme, deren furchtbarster Gegner der Communismus, und die aus diesem Grunde unser gemeinsamer Feind ist. Ich rede von der Partei der sogenannten Nationalitätsrepräsentanten in Deutschland, jener falschen Patrioten, deren Vaterlandsliebe nur in einer einfältigen Abneigung gegen die Fremde und gegen die Nachbarvölker besteht, und welche Tag für Tag ihre Galle namentlich über Frankreich ausschütten. Ja diese Ueberbleibsel oder Nachkömmlinge der Teutomanen von 1815, die nur ihr altes Costüm ultradeutschthümlicher Narren modernisirt haben, ich habe sie all meine Lebtage verabscheut und bekämpft, und jetzt, wo das Schwert der Hand des Sterbenden entfällt, fühle ich mich getröstet durch die Ueberzeugung, daß der Communismus, der sie zuerst auf seinem Wege findet, ihnen den Gnadenstoß geben wird; und sicherlich wird es kein Keulenschlag sein, sondern durch

einen einfachen Fußtritt wird der Riese sie zertreten, wie man ein elendes Gewürm zertritt. Aus Haß gegen die Verfechter des Nationalismus könnte ich fast Liebe zu den Communisten fassen."

Dieser Dualismus in Glaube und Neigung färbt Heines ganzes Schaffen; aus ihm erklären sich all seine Widersprüche. Er hat den besten Grund in seinem Charakter. Ich finde den Schmerz eines auf das Wissen ins Allgemeine angelegten Talents über seine Vereinsamung in den bekannten scheinbar frivolen Worten: Selten habt ihr mich verstanden, selten auch verstand ich euch, nur wenn wir im Koth uns fanden, da verstanden wir uns gleich.

7.

Drama und Roman der vierziger Jahre.

Wenn die deutsche Lyrik durch den Versuch, mit den Philosophen und Politikern zu wetteifern, an Melodie und Stimmung einbüßte, so wurde dieser Mangel ergänzt durch die immer sich steigernde Fülle und Kraft der Liedercomposition. Franz Schubert, in dem sie die größte Blüthe erreicht, war lange todt, aber erst jetzt drangen seine Lieder auf einem sonderbaren Umwege in's Volk. Es war Franz Liszt, der auf seinem Triumphzug durch Europa durch seine Transcriptionen zuerst das Publicum aufmerksam machte, was für ein Schatz in diesen Liedern verborgen lag. Dieser Mann, in dem sich Schwärmerei und Frivolität, gesunder Menschenverstand und Aberglaube, ein gewaltiges Talent der Wiedergabe mit innerer Unproductivität auf eine wunderliche Art paarten, übte durch seine Persönlichkeit einen ganz ungewöhnlichen Zauber. Namentlich in Berlin lagen alle schönen Seelen zu seinen Füßen, und es schien, als ob die Kraft seiner Finger alles, was in Deutschland hysterisch war, auf seinen Tasten zum Tanzen brachte. Mendelssohns Lieder hatten früher die Menge ergriffen als Schuberts, sie waren leichter zu fassen und für den zarten weiblichen Sinn geschickter zubereitet. An allgemeiner wie an technischer Bildung ging er allen seinen Mitbewerbern vor. Indem er die Formen der alten Kunst mit vollendetem Geschmack modernisirte, erschloß er das Verständniß für

die Geschichte der Kunst. Er verfügt mit souverainer Gewalt über alle Mittel der Kunst und wird jedem Gegenstand gerecht: in der Ouvertüre zum Sommernachtstraum (1827), der nach seiner Anstellung in Berlin zur Aufführung kam, verleiht er der phantastischen Elfenwelt beinahe Fleisch und Blut; er jubelt in der „Walpurgisnacht" (1833) mit den lichtfreundlichen Heiden auf dem Blocksberg über den Schreck der „dumpfen Pfaffenchristen," die überall den Teufel sehn; er überströmt im „Paulus" 1836 von christlicher Allliebe; er weiß in der „Antigone" 1841 das griechische Heidenthum zu versinnlichen, er feiert im „Elias" 1846 den Gott des Hasses und seine Mordgeister; die Kunst schwebt frei vom Stoff in dem Aether ihrer eignen Welt. — Von tieferem Gehalt, aber weniger harmonischer Bildung, kämpfte damals Robert Schumann in Leipzig unter den Chiffern Florestan und Eusebius für die romantische Musik. Sein „Paradies und die Peri" erschien 1843; dem Lied gab er eine neue Wendung. Es ist eine große Innigkeit in seinen Compositionen, aber auch die schönsten derselben haben etwas Krankhaftes: Empfindung, Melodie, Rhythmus, harmonische Uebergänge, das alles wird künstlich versteckt, und man wird nicht selten, wo man den vollsten Strom der Empfindung erwartet, durch ein banges Zurückweichen überrascht.

Fast gleichzeitig mit Mendelssohns Berufung wurde Meyerbeer an die Spitze der berliner Oper gestellt. Von Paris aus, nicht immer mit ganz lautern Mitteln hatten sein „Robert der Teufel" und seine „Hugenotten" die deutschen Theater überschwemmt, und die tolle Musik hatte auch die tollen Texte gewissermaßen gerechtfertigt; für die gleichzeitigen Theaterdichter mußte es schwer sein, einem Publicum durch Neuheit zu imponiren, das in dem von Satan arrangirten gespenstigen Nonnenballet bereits das Aeußerste gesehn hatte, was das Raffinement nur ersinnen konnte. Wie schwer sich Meyerbeer an der Kunst versündigt hat, darüber dürfte unter Kennern heut nur noch eine Stimme sein; wer ihm aber Talent absprechen, wer seinen ungeheuern Erfolg ganz aus äußern Mitteln herleiten wollte, der würde als Leugner des Causalnexus zu den Wundergläubigen gerechnet werden müssen.

Richard Wagner, der später seinen Ruhm am meisten beeinträchtigt hat, vollendete damals in Paris den „Rienzi" und den „fliegenden Holländer," im folgenden Frühjahr (1842) kam er nach Dresden, wo er den Rienzi zur Aufführung brachte und zum Kapellmeister am Hoftheater ernannt wurde; der „Tannhäuser" wurde Oct. 1845 aufgeführt. Bei allem Gegensatz gegen Meyerbeer tritt auch eine augenschein-

liche Verwandtschaft hervor. Beide waren mehr geistreich als productiv, beide schufen nicht aus einer unmittelbaren Eingebung heraus, sondern sie suchten von den entlegensten Gebieten her Wirkungsmittel, die sie dann, so gut und so schlecht wie es gehn wollte, mit ihrem Stoff und ihrem Princip in Verbindung brachten. Aber Wagner handelte in gutem Glauben an seine Kunst und aus einem festen Princip heraus, das sich freilich erst allmälig aus der Beobachtung seines Talents entwickelte, während Meyerbeer über die Berechtigung seiner Mittel sich wohl nicht immer täuschte. — Wenn Wagner für sein „Kunstwerk der Zukunft" die harmonische Mitwirkung aller Künste forderte, der Poesie, der Musik, der Tanzkunst, der Architektur, der Landschaftsmalerei, so hatte Meyerbeer ohne alle Doctrin dasselbe gethan: der Decorateur sowie der Balletmeister waren von ihm mehr in Anspruch genommen als von irgend einem andern Componisten, und was die Poesie betrifft, so war der arme Scribe, der nüchternste und verständigste aller Schauspieldichter, erst mit Gewalt zu den überschwenglichen Erfindungen „Robert des Teufels" getrieben worden. Freilich verlangte Wagner eine harmonische und geschmackvolle Anwendung dieser äußern Kunstmittel, während es Meyerbeer nicht darauf ankam, wenn der einzelne Effect nur durchschlug, ob er zur Gesammtstimmung irgendwie paßte. Wenn Wagner sowohl die einfache Oper als das einfach recitirende Drama aus dem Gebiet der Kunst streichen wollte, so schwebte ihm bei dem letztern das Theater seiner Zeit vor, das sich von den Problemen des wirklichen Lebens ganz entfernt und in lyrisch-idealistische Motive aufgelöst hatte. So etwas, das sah Wagner ganz richtig ein, kann die Musik besser leisten als die bloße Recitation; es schwebte ihm ein fruchtbares Kunstgebiet vor, und daß er dem andern, dem realistischen oder, bestimmter ausgedrückt, Shakespeareschen Drama die Berechtigung absprach, konnte in der Hitze des Gefechts entschuldigt werden. Bedenklich ist immer, wenn eine neue Kunstgattung nicht aus schöpferischer Kraft, sondern aus der Bildung hervorgeht: man wird leicht verführt, auf die gute Intention zu großes Gewicht zu legen und die Mittel mit dem Zweck zu verwechseln.

Wie die romantische Schule fand Wagner den eigentlichen Inhalt der Kunst im Mythus, und mythische Stoffe waren es, die er nach seinem ersten verunglückten Versuch die „Feen" zu seinen Opern verwendet hat: der fliegende Holländer, Tannhäuser, Lohengrin, Tristan und Isolde, Sigurd und Brunhilde. Friedrich Schlegel aber meinte den wirklichen Mythus, die im Volk lebende Tradition, während Wagner

mittelalterliche Dichtungen zu Grunde legte, und auch diese erst durch die Brille moderner Romantiker, Tiecks, Fouqués, Hoffmanns anschaute. Also eine alte Sage, die bereits durch zwei verschiedene Weltbildungen gegangen und in ihrem innersten Kern verändert war, zu welcher der Dichter der Zukunft ein ganz reflectirtes Verhältniß hatte. Meyerbeer hatte in „Robert der Teufel" auch den Mythus zu Grunde gelegt, Marschner in „Hans Heiling," Weber in der „Euryanthe," aber sie hatten eben nur Effecte daraus genommen: Wagner als gebildeter Mann von feinem Kunstgeschmack wollte in dem Mythus eine poetische Weltanschauung oder, gröber ausgedrückt, eine Moral versinnlichen. Das Sonderbarste ist, daß diese poetische Weltanschauung, diese Moral seiner eignen widerspricht: er ist Democrat und Freidenker und feiert in seiner Kunst den christlichen Spiritualismus.

Die Sage vom Tannhäuser ist ein Naturproduct des Kampfs zwischen christlicher und heidnischer Bildung; die christlichen Apostel suchten die alten Naturgötter des deutschen Volks zu vernichten, und da sie dieselben nicht einfach aus der Phantasie wegwischen konnten, so verwandelten sie sie in böse Geister. Als später durch den erweiterten Völkerverkehr auch die römische Mythologie in den Kreis der deutschen Vorstellung eingeführt wurde, vermischte sich die Physiognomie auf eine wunderliche Weise: und Frau Hulda, die altdeutsche Göttin, die, durch den strengen christlichen Gott in eine „Teufelinne" verwandelt, im Hörselberg die frommen Christen zu sündhafter Lust verlockt, nahm in der Phantasie der Dichter, die den Virgil kannten, die Züge der alten Venus an. Der Ritter, der in dieses Zaubernetz verstrickt wurde, verfiel der Hölle nicht wegen seines liederlichen Lebenswandels, sondern weil er Götzendienst trieb. Das Volkslied, in welchem die Sage überliefert ist, hat eine liebenswürdige und im Grund ketzerische Wendung hinzugefügt: es ist vermessen von dem Papst, mit souveräner Machtvollkommenheit über die Gnade Gottes zu verfügen, denn diese ist unermeßlich. Der Papst wird durch ein Wunder beschämt, der dürre Stab in seiner Hand fängt zu grünen an, dem armen Tannhäuser ist freilich nicht mehr zu helfen, er ist gefangen in jenem Zauberkreise, zu dem kein sühnender Gott den Weg findet, allein der Priesterschaft ist eine ernsthafte Warnung gegeben.

Wagner legt seiner Behandlung einen Gegensatz zu Grunde, der weder der mittelalterlichen Dichtung noch dem modernen Bewußtsein angehört: den Gegensatz zwischen der Liebe, die im Genuß schwelgt, und der Liebe, die vom Anschauen lebt; er macht nicht blos aus seinen Sängern eingefleischte Platoniker, auch die vornehmen Ritter, das Pu=

blicum des Wartburgkriegs, rufen der Theorie der entsagenden Liebe ihren Beifall. Im Mittelalter war es anders. Die Minnesänger waren keine Mönche; sie wußten recht gut, was Liebe heißt, und schilderten es recht lebhaft, recht sinnlich. Diese unhistorische Auffassung würde man bei einem Operndichter nicht rügen, wenn sie nicht auch seine Kunst beeinträchtigte; die Musik erhält dadurch einen weinerlichen Charakter, der im Anfang die Nerven unangenehm reizt, gegen den Schluß hin aber einschläfert, um so mehr, da die musikalische Erfindung Wagners im Ganzen arm ist. Bei geschickter Anwendung der musikalischen Formen hätte sich diese Armuth verstecken lassen, bei der einseitigen Declamation tritt sie zuweilen recht grell hervor. Die beiden Motive des christlichen Pilgerliedes und des Venusbergs treten erst hinter einander, dann durch einander auf, nicht thematisch verarbeitet, sondern in einfachen Wiederholungen, mit immer neuen instrumentalen Klangwirkungen, bis endlich das Christenthum im strengsten Sinn des Worts die feindliche Macht überschreit. Auf diese Art ist die ganze Oper durchgeführt. Mit Geschmack, wenn auch mit künstlerischer Uebertreibung hat Wagner zu seiner Exposition das decorative Moment benutzt. Wo es aber darauf ankommt, den dramatischen Kern zu treffen, der Leidenschaft einen bestimmten musikalischen Ausdruck zu geben, da erlahmt seine Kraft. Er bedarf überall der Beihilfe des Maschinisten, und zum Dank dafür dehnt er die Rolle desselben ungebührlich aus.

Im Lohengrin beruht das erregende Motiv darauf, daß Elsa sich verpflichtet, ihren Mann niemals zu fragen, wer er ist. Das ist gegen die menschliche Natur. Das Weib hat das Recht und die Pflicht, ihren Mann zu kennen, und die Geheimnisse des Graals sind für uns ebensowenig eine Autorität, als die Legenden von Wischnu und Brama. Es ist nicht von einer Entfaltung allgemein menschlicher Leidenschaften und Empfindungen die Rede, sondern von mystischen Gegensätzen, die ein blos äußerliches Verhältniß zu einander haben, und die Musik geht nicht darauf aus, uns unmittelbar fortzureißen, sondern uns in einer ahnungs- und geheimnißvollen Spannung zu erhalten. Dieser Supranaturalismus ist um so merkwürdiger, da auch hier wieder der christliche, ätherische, substanzlose Himmel mit seiner in der leitenden Graalmelodie ausgedrückten spiritualistischen Reinheit den Sieg über die leidenschaftlich bewegte sinnliche Heidenwelt davonträgt, wie im Tannhäuser, trotz der leidenschaftlichen Abneigung, mit der Wagner als Kritiker den christlichen Spiritualismus bekämpft.

Ueber den wichtigsten Theil seiner Leistungen, den musikalischen,

haben sich so viele Kenner nicht blos mit Wärme, sondern mit Begeisterung ausgesprochen, daß ein absprechendes Wort, welches in der Hitze des Kampfes wohl erlaubt war, in einem Moment ernsthafter Ueberlegung nicht am Platze ist. Ich habe fast immer von Wagners Musik einen gemischten Eindruck empfangen: sie wirkte sehr stark, aber meist bänglich; ich wurde zugleich nervös aufgeregt und abgespannt; die Aufmerksamkeit auf die Leitmotive, die ich vergebens musikalisch zu verbinden mich bemühte, zerstreute mich. Ein Anhänger Wagners, dem ich das mittheilte, bekannte mir, daß es ihm zuerst ebenso gegangen sei, daß aber aus wiederholtem Hören ihm erst Verständniß, dann volle Bewunderung erwachsen sei. Da ich ihm diesen Versuch nur in sehr beschränktem Maß nachgemacht habe, können meine Bemerkungen nur einen subjectiven Werth beanspruchen.

Die von Wagner gesuchte neue Kunstform wurde durch die bisherige Beschaffenheit des deutschen Theaters gewissermaßen herausgefordert. Die Theaterdichter der Restaurationszeit waren durchweg von idealistischen Motiven ausgegangen, sie hatten sich ihre Situationen und Charaktere nach dem Maß der theatralischen Bedürfnisse ausgedacht, und die Zeit, die sie schilderten, war die „poetische," d. h. die bestimmungslose, die der Willkür der Erfindung keinen Widerstand entgegensetzte. Durch Schiller, Calderon, Fr. Schlegel, Tieck, Z. Werner, Grillparzer, Müllner, Houwald u. s. w. hatte sich, so sehr sie von einander abwichen, auf den Bühnen eine ästhetisch-sittliche Convenienz gebildet, die dem Theaterpublicum allmälig geläufig wurde. Da man so wenig als möglich individualisirte, konnte man von den wunderlichsten Problemen ausgehn, die Unnatur gab sich nicht handgreiflich kund. Der geschickteste dieser Poeten, Halm, der Sohn des Bundestagspräsidenten, Frh. v. Münch-Bellinghausen in Wien, hatte in „Griseldis" (1835) und dem „Sohn der Wildniß" (1837) das Mögliche geleistet, was aus theatralischer Technik hervorgehn kann; diese Technik hat ihn noch in seinem letzten Versuch, dem „Fechter von Ravenna" (1854) nicht verlassen. Ueberall arbeitet er wie ein gewitzter Schachspieler auf den Wendepunkt hin, welcher die Katastrophe bestimmt. Aber es bleiben Operationen des Verstandes, ohne eigentliche Physiognomie. Die einfache Köhlerstochter fühlt wie eine Dame, die sich an der Lectüre lyrischer Gedichte gebildet, der Tektosage läßt sich von dem Bürgermädchen aus Massilia über das Wesen der Liebe belehren und diese, höchst ungriechisch, höchst modern sentimental, kommt zu dem Resultat: „Zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag!"

Nun wurde man der alten sentimentalen Convenienz müde. Die

sittlichen Grundsätze waren zersetzt und unsicher geworden, die Dichtung konnte sich diesem Auflösungsproceß nicht entziehn. Der allgemeine Zweifel an den bisher unbefangen aufgenommenen Idealen zwang den Dichter, gründlicher zu motiviren, die Kritik machte sich geltend, und von neuem wurde das Princip des psychologischen Realismus als das Princip der Dichtkunst aufgestellt. Allein mit dieser Erkenntniß war noch nicht viel gewonnen, denn trotz der ängstlichen Anstrengung, mit der man die Wirklichkeit beobachtete, um den Charakteren ein individuelles, der Natur entsprechendes Leben zu verleihn, hatte man unbewußt noch immer die alte Theaterconvenienz im Sinn. Bei dem talentvollsten dieser neuen Theaterdichter ist es merkwürdig, wie bei dem eigensinnigsten Streben, in den Figuren ganz unerhörte Originale zu zeichnen, der durchgehende Zug der Composition ganz in der Weise von Grillparzer und Halm fortgeht: die symbolische Erläuterung einer allgemeinen moralischen Idee.

1840 wurde in Berlin Hebbels „Judith" aufgeführt. Der Dichter, aus Dithmarschen, war 27 Jahr alt, 7 Jahr jünger als Halm. Aus den engsten Lebensverhältnissen sich emporarbeitend — er war der Sohn eines armen Maurers — war er erst spät in die literarische Laufbahn eingetreten. Wie R. Wagner, hatte er einen ernsten Glauben an seine Kunst, von der er groß dachte; noch größer dachte er von sich selbst und erinnert in dieser Beziehung nicht selten an Grabbe. Seine Probleme nahm er nicht aus der Natur der Dinge, sondern ließ sie durch ältere poetische Auffassungen vermitteln. — Im „Salon von 1831" schildert Heine eine Judith von Horace Vernet: „sie hat sich eben vom Lager des Holofernes erhoben, ein blühend schlankes Mädchen. Ein violettes Gewand, um die Hüften hastig geschürzt, geht bis zu ihren Füßen hinab; oberhalb des Leibes trägt sie ein blaßgelbes Unterkleid, dessen Aermel von der rechten Schulter herunterfällt, und den sie mit der linken Hand, etwas metzgerhaft, aber doch bezaubernd zierlich, wieder in die Höhe streift; denn mit der rechten Hand hat sie eben das krumme Schwert gezogen gegen den schlafenden Holofernes. Da steht sie, eine reizende Gestalt, an der eben überschrittenen Grenze der Jungfräulichkeit, ganz gottrein und doch weltbefleckt, wie eine entweihte Hostie. Ihr Kopf ist wunderbar anmuthig und unheimlich liebenswürdig; schwarze Locken, wie kurze Schlangen, die nicht herabflattern, sondern sich bäumen, furchtbar graziös. Das Gesicht ist etwas beschattet, und süße Wildheit, düstere Holdseligkeit und sentimentaler Grimm rieselt durch die edlen Züge der tödtlichen Schönen. Besonders in ihrem Auge funkelt süße

Grausamkeit und Lüsternheit der Rache; denn sie hat auch den eignen beleidigten Leib zu rächen an dem häßlichen Heiden. Er schläft so gutmüthig in der Nachwonne seiner Beseligung; er schnarcht vielleicht; seine Lippen bewegen sich noch, als wenn sie küßten."

Nach dieser Auffassung hat Hebbel seine Tragödie modellirt. Er schärft das geschlechtliche Gelüst in der noch nicht berührten Jungfrau durch eine geschlossene, aber nicht zur Ausführung gekommene Ehe; er giebt ihrem doppelten Drang, zu lieben und zu zerstören, den nämlichen Gegenstand: sie soll ihr Vaterland befreien, ihren Gott rächen durch die Ermordung des Mannes, der ihr unter allen Sterblichen zuerst das Gefühl der Anbetung einflößt, und um ihn zu tödten, muß sie sich ihm preisgeben. So erfährt sie zu Ehren Gottes, was ein schlimmes Schicksal ihr bisher versagt, und wonach ihre Seele in geheimer Lüsternheit sich sehnt. Sie giebt sich preis, aber nicht blos, wie sie gewollt, zu Ehren Gottes, sondern aus Wollust; sie mordet, aber nicht aus Patriotismus, sondern aus Wuth, noch zitternd von der Brunst des Genusses. So wird aus dem religiösen Opfer des Leibes das Zucken des Fleisches nach Befriedigung, aus der Heldenthat zu Ehren Gottes ein Act der Rache und der Scham. Die Vorgeschichte der Judith, ihre Vermählung mit Manasse, der in der Brautnacht durch irgend etwas Entsetzliches von ihr zurückgescheucht wird, soll die Gemüthsstimmung der Heldin versinnlichen, die vor sich selber Grauen empfindet, und sich nach etwas Ungeheurem sehnt, um sich von der Last eines ihr selbst unverständlichen Lebensräthsels zu befreien. Ihr einen würdigen Gegenstand zu geben, soll im Holofernes ein Uebermensch dargestellt werden, der es schon werth ist, daß, um ihn zu besitzen oder ihn zu vernichten, eine Seele sich dem Teufel übergiebt. Um ihn als solchen zu legitimiren, legt ihm Hebbel Gedanken über die Religion in den Mund, die wohl in Hebbels mit Hegel und Feuerbach gesättigter Zeit, aber nicht in der Zeit des Nebukadnezar begreiflich sind, und er läßt ihn Jagdgeschichten erzählen, z. B. daß er sich einmal zum Spaß auf einen glühenden Rost gelegt. Man könnte in einer Parodie den Holofernes ganz so lassen, wie er ist. Er ist mit seiner Großmannsucht ein ausgemachter Pedant, der trotzdem, daß er für jeden Augenblick die vollständige Autonomie des Thuns in Anspruch nimmt, in einer schwachen Stunde mit Judith über die Würdigkeit oder Unwürdigkeit einer Handlung moralisirt. Nur einmal kommt dieser knöcherne Charakter in Bewegung, als er im Ausbruch der Brunst der Judith Gewalt anthut. Jeder Zug vom ersten Kuß an bis zur Flucht der Judith aus dem Lager ist von erhitzter Sinnlichkeit durchhaucht. Aber

es waltet über dieser Scene eine eigne Nemesis: sie ist der Knotenpunkt des Stücks, und doch hat sich Hebbel dazu verstanden, sie bei der Ausführung auszulassen. Dem Drama wird dadurch die Spitze abgebrochen.

Hebbels zweiter Versuch „Genoveva" (1842) steht in bewußtem Gegensatz zu Tieck: dieser verherrlicht die „gute alte Zeit;" Hebbel stellt sie als eine verruchte dar. — Noch ein halber Knabe, nur an Pferde, Lanzen und Schwerter gewöhnt, wird Golo von seinem Herrn, der in einen Kreuzzug zieht, zur Hut seiner Gemahlin zurückgelassen. Die Abschiedsscene der beiden Gatten zeigt ihm zum ersten Mal das hingebende Weib und entzündet seine Begierde, die sich an andern Gegenständen noch nicht abgeschwächt hat, mit unheimlicher Gluth. Er fühlt sich ihr gegenüber so wehrlos, daß er sogleich zu einem verzweifelten Mittel greift. Um Gott auf die Probe zu stellen, ob er seinen entsetzlichen Gedanken Spielraum in der Welt der That verstatten wolle, klettert er auf eine schwindelnde Höhe, wo es unmöglich scheint, das Gleichgewicht zu behalten. Er bricht nicht den Hals, und legt das so aus, daß Gott ihn zu einem Schurken machen wolle. Aber er stellt noch mehr Proben an: er legt es von Zeit zu Zeit in die Hand Genovevas, als Stimme des Schicksals seiner Tugend durch Vernichtung seines Lebens zu Hülfe zu kommen und nimmt beständig ihre zu große Humanität als einen Spruch des Schicksals, das seine Leidenschaft und sein verbrecherisches Gelüst in die Welt der That übertreten lassen wolle. Man wird jeden Augenblick überrascht und bestürzt, und dieser ewige Wechsel der Anspannung ermüdet endlich ebensosehr wie das unausgesetzte Träumen der Tieckschen Genoveva. Hebbels Genoveva ist eine Heilige, in der jeder Zug als der Ausdruck der überschwenglichsten christlichen Pflicht und Liebe auch gegen die Sünder angesehn werden soll. Aber diese Heiligkeit ist zu wortkarg: eine Seele, in der die fürchterlichste Kränkung, die Anschauung der entsetzlichsten Schurkenthat keine Bewegung des Abscheus und Hasses hervorruft, ist unverständlich.

Nur einmal (1844) stieg Hebbel von seinem idealistischen Kothurn herab und betrat den Boden des bürgerlichen Dramas. Für die Farbe war „Maria Magdalena" ein glücklicher Griff. Hier ist Hebbel einmal auf dem Boden wirklicher Erfahrung. Die Sitten und Gewohnheiten des bürgerlichen Lebens sind mit vollendeter Plastik dargestellt, und an einigen, freilich nur unbedeutenden Stellen tritt sogar etwas ein, was bei Hebbel sonst fehlt: ein gewisses Behagen an den Zuständen, die er schildert. Die Charaktere sind, soweit sie sich in diesem

kleinen Zeitraum aussprechen können, zwar ängstlich, aber doch mit Gewissenhaftigkeit und Geschick detaillirt; einzelne Scenen von einer erschreckenden Wahrheit und Gegenwart. — Aber man kann nur das Talent bewundern, zu einer wirklichen Freude kommt man nicht. — Clara, die Tochter eines strengen, ehrbaren Tischlers, steht mit dem Schreiber Leonhard halb und halb im Verhältniß einer Verlobten, aber ohne Liebe; er ist ihr gleichgiltig und mit Recht, denn er ist eine gemeine Natur der erbärmlichsten Art. Ein Jugendfreund, den sie heimlich liebt, kehrt von der Universität zurück und erregt die Eifersucht ihres Bräutigams. Um diesem zu zeigen, daß seine Eifersucht ungegründet ist — giebt sie sich ihm vor der Hochzeit hin, ohne alle Regung der Leidenschaft, eiskalt, wie der Bräutigam selber erzählt. — Hebbel hat garnicht den Versuch gemacht, diese Handlungsweise durch eine Charakteristik Claras zu erklären, wir sehn sie nur im Fieber der Angst wegen der Folgen. Ihr Vater, der streng auf Ehre hält, hat versichert, er wolle sich den Hals abschneiden, wenn sie einmal ihre Ehre befleckte; ihr ganzes Streben ist also darauf gerichtet, das zu hintertreiben und durch die Ehe mit Leonhard ihre Schande zu verdecken. Wenn wir von dem rein äußerlichen Ehrbegriff des Meister Anton nicht viel halten, so wird doch unser Urtheil in keiner Weise gelinder ausfallen als das seinige. Der Bürger soll streng sein gegen die Liederlichkeit, um das höchste Gut seines Standes zu schützen, wenn die Härte des Grundsatzes auch im einzelnen Fall Bedauern erregt. Nicht besser verhält es sich mit dem Gegensatz des liederlichen Sohnes zu der Spießbürgerlichkeit seiner Aeltern. Daß ihm einmal Unrecht gethan wird, indem man ihn fälschlicherweise für einen Dieb hält, reicht nicht aus, ihn als Märtyrer der neuen Zeitideen gegen die Engherzigkeit der alten sittlichen Convenienz darzustellen. Die Gedrücktheit der kleinbürgerlichen Verhältnisse hat ihre üblen Seiten; allein sie ist im Recht gegen die unbändigen Gelüste der Willkür, die der strengen Zucht bedarf, um gebrochen, nöthigenfalls ausgerottet zu werden. — Das Stück ist blos Katastrophe. Schon im ersten Act wird der Sohn als Dieb eingesteckt, die Mutter vom Schlage gerührt, die schwangere Tochter vom Verführer verlassen. Die Ereignisse sind im höchsten Grad traurig, aber nicht tragisch, weil Ursache und Wirkung nicht in gehörigem Verhältniß stehn. Auch die Härte der Charaktere ist nicht ganz so ernst, wie sie aussieht: Meister Anton versteckt öfter seine Weichheit hinter einer rauhen Außenseite, und ebenso oft ist seine Härte bloße Gefühlsrohheit oder Caprice: er ist mehr Sonderling als Tyrann. Ob sich Meister Anton wirklich

den Hals abschneidet, wie er gedroht, erfahren wir nicht; vorläufig schließt er mit der allgemeinen philosophischen Betrachtung: „Ich verstehe die Welt nicht mehr."

Ein Umstand hätte den tragischen Ausgang verhindern können, wenn nämlich Claras wirklicher Geliebter das entehrte Mädchen geheirathet hätte. Bei einem Bürgerlichen von Ehrgefühl war ein solcher Schritt nicht zu erwarten. Hebbel fragt: wie muß ein solcher Mensch beschaffen sein, der unter diesen Umständen als Helfer in der Noth erscheint? — Aus dieser Frage ist in der „Julia" der sonderbare Charakter des Grafen Bertram entstanden. Völlig ausgemergelt durch ein liederliches Leben, dabei gutmüthig, verhilft er durch seine Hand einem gefallenen Mädchen zur „Ehre," führt nur den Namen eines Ehemanns, und tritt zur rechten Zeit die Gattin dem wirklichen Liebhaber ab. Mit Behagen malt er seine Zustände aus. „Ist mir doch zu Muthe, als wüchsen aus meinem Fleisch die wüsten Disteln und Brennesseln schon heraus, die sich auf meinem Grabe brüsten werden, ich brauche mich nur nach Art der Todten auf den Rücken zu legen und die Augen zu schließen, so hab' ich ein Gefühl, als ob ich ein wucherndes Beet voll Kirchhofunkraut wäre, das neigt und beugt sich gegen einander: auch schon da, Frau Muhme? und ein kalter Wind bläst hindurch! — Wie eine vom Wind aufgeblasene Menschenhaut mit verklebter Mundritze komm' ich mir vor. — — Hab' ich nicht einen vortrefflichen Mist aus mir gemacht? Hab' ich den Elementen, die einen gesunden Körper gewiß nicht ohne Magenweh verdauen können, nicht wacker vorgearbeitet? — Nicht wahr, Alter, es müßte reizender sein, in den Armen eines schönen Mädchens zu verwesen, als im Grabe! Für ein staubiges Leichenkissen eine schwellende Brust, die den Schlummernden wiegte, und milde, sanfte Augen, die statt kalt blinkender Sterne auf ihn herabschauten, vielleicht gar auch ein Finger, der mit überwundenem Ekel den ersten Wurm zurückschnellte!"

Und dieser Charakter soll nicht blos ein krankes Individuum, sondern eine kranke Zeit repräsentiren! Allerdings sind in unsrer Zeit die Typen des Blasirten in der schönen Literatur ziemlich zahlreich, zahlreicher vielleicht, als ihre Ebenbilder in der wirklichen Gesellschaft, zahlreicher jedenfalls, als das Interesse, das wir an ihnen nehmen können, es erheischt. Die Erde soll kein Tummelplatz für Larven sein! und sie ist es auch nicht, am wenigsten Deutschland, von dem freilich Bertram behauptet: „da gedeiht das Lichtscheue, da schießen Schierling und Bilsenkraut so hoch auf, daß man sich darunter niederlassen und träumen kann." Noch

sind wir nicht das Volk der Leichen und Gespenster, wozu uns unsre Poeten machen möchten. —

Auf die Julia folgten die Komödien, in denen Hebbel der Welt, welcher er das Brod des Lebens verhieß, nur Steine vorsetzte, freilich Diamanten und Rubinen: Phantasiegebilde des künstlerischen Nihilismus, wie ihn die romantische Schule ersonnen hatte. Von seinem eigentlichen Talent kann er in diesem Genre keinen Gebrauch machen, daher verliert er sich beständig in Grübeleien, in barocke Charakterzüge, welche die Stimmung stören: er wird unklar, ohne tief zu sein, fratzenhaft, ohne zu belustigen. Der Humor, welcher der phantastischen Poesie allein Berechtigung giebt, geht ihm völlig ab.

In der Vorrede zur Maria Magdalena hat Hebbel eine ziemlich ausführliche Uebersicht von seiner Theorie der Kunst gegeben. „Der Mensch dieses Jahrhunderts will nicht, wie man ihm Schuld giebt, neue und unerhörte Institutionen, er will nur ein besseres Fundament für die schon vorhandenen, er will, daß sie sich auf nichts als auf Sittlichkeit und Nothwendigkeit, die identisch sind, stützen, und also den äußren Haken, an dem sie bis jetzt zum Theil befestigt waren, gegen den innern Schwerpunkt, aus dem sie sich vollständig ableiten lassen, vertauschen sollen. Diesen welthistorischen Proceß hat die Philosophie, zersetzend und auflösend, vorbereitet und die Kunst hat die Aufgabe, in großen, gewaltigen Bildern zu zeigen, wie die erstarrten, aber durch die letzte große Geschichtsbewegung entfesselten Elemente, durcheinander fluthend und sich gegenseitig bekämpfend, die neue Form der Menschheit erzeugen. — Nur wo ein Problem vorliegt, hat eure Kunst etwas zu schaffen; wo euch aber ein solches aufgeht, wo euch das Leben in seiner Gebrochenheit entgegentritt und zugleich in eurem Geist das Moment der Idee, in dem es die verlorne Einheit wiederfindet, da ergreift es! wenn ihr auch das Fieber nicht heilen könnt, ohne euch mit dem Fieber einzulassen." — Wenn die Kritik diesen Maßstab adoptirt, muß sie eben daran des Dichters Leistungen verurtheilen.

Denn was sind es für Probleme, die er sich stellt? Eben jene anonymen, individuellen Krankheitsgeschichten, die nicht dem historischen Gebiet, sondern dem pathologischen angehören. Aus keinem seiner Stücke ergiebt sich die höhere Auffassung eines sittlichen Problems, die man unterschreiben könnte; sie enthalten Lebensregeln für Menschen, die etwa mit zwei Köpfen geboren werden, für Verhältnisse, die nur in der Phantasie des Casuisten existiren. Er täuscht sich über seine Armuth, weil er sich

nur der Fülle seiner Intention bewußt ist. Aber erst in der Ausführung liegt das Wesen der Poesie.

Um Hebbels Art zu verstehn, muß man sich von seinen ästhetischen Theorien nicht täuschen lassen, sondern auf die Methode seines Schaffens merken: die Theorie geht überhaupt meistens aus dem Bewußtsein des Talents hervor. In den Jugendwerken „der Schneidermeister Nepomuck Schlägel," „Herr Haidvogel," „Schnock," findet man Originale, die durch eine gewaltsame Anhäufung von gleichförmigen Charakterzügen gebildet werden. Man wird jeden Einfall, jede Empfindung, jede Handlung, die er von seinen Figuren darstellt, mit dem beabsichtigten Grundton ihres Charakters in unmittelbare Verbindung bringen können; allein diese Consequenz geht nicht aus der Eingebung der Phantasie hervor, sondern aus einer bestimmten Absicht. Hebbel ist aus gerechter Opposition gegen die geistreiche Zerflossenheit, die er in den poetischen Figuren aus der Schule des jungen Deutschland wahrnahm, in das entgegengesetzte Extrem getrieben. Er führt den Entschluß, seine Personen nichts Andres sprechen und thun zu lassen, als was ihre Eigenthümlichkeit ans Licht setzen kann, und diese Eigenthümlichkeit durch alle Mittel aus ihnen herauszutreiben, mit einem Eifer durch, der etwas Aengstliches hat; er läßt sie nichts sprechen als Epigramme, und verstrickt dadurch selbst seine Sprache in barocke, unbehülfliche Formen. Durch diese Synonymität der Einfälle werden die Personen zu Automaten, die nur dann in Bewegung kommen, wenn er einen so heftigen Wirbelwind erregt, daß sie mit ihren Gebeinen krampfhaft schlottern und klappern. Bei seinen größern Werken läßt man sich durch die Composition täuschen; sieht man näher zu, so findet man zunächst eine Reihe von Charakteren, die ganz nach der Weise des Herrn Haidvogel zugeschnitten sind, d. h. chargirte Rollen, die das Thema einer abstracten Charakterbestimmung variiren: z. B. Holofernes in der Judith, Gregorio im Trauerspiel von Sicilien, Hakam im Rubin, Tobaldi und Bertram in der Julia; geht man dann weiter und löst auch die größern Charakterbilder von der Handlung ab, so entdeckt man als Grundlage wieder jene Mosaikarbeit, die freilich mit großem Geschick versteckt ist.

In der Vorrede zum „Trauerspiel von Sicilien" 1847, das ganz auf diese Weise zugeschnitten ist, sucht Hebbel den Hegelianer Rötscher zu der philosophischen Construction einer neuen Kunstgattung zu veranlassen: der Tragikomödie. „Sie ergiebt sich überall, wo ein tragisches Geschick in untragischer Form auftritt, wo auf der einen Seite wohl der kämpfende und untergehende Mensch, auf der andern jedoch nicht

die berechtigte sittliche Macht, sondern ein Sumpf von faulen Verhältnissen vorhanden ist, der Tausende von Opfern hinunterwürgt, ohne ein einziges zu verdienen."

Mit jener Bezeichnung hat Hebbel das Wesen seiner eignen Poesie charakterisirt. Seine Probleme kommen nicht aus dem Herzen, sondern aus dem Hirn, seine Motive gehn nicht aus der Natur der Sache hervor, sondern treten accidentell ein, sein Realismus und seine Ideenwelt decken sich nicht: daher das Antithetische und Zerbröckelte einer Sprache, die nie den natürlichen Lauf des selbstvergessenen Gefühls fließt. Ganz gegen seine Natur wird der Witz durch phantastische Reflexionen erhitzt, und concipirt mit krankhaftem Behagen ein Problem, das wie der gordische Knoten keine Lösung verstattet, sondern zum Zerhauen auffordert. Aber diese Entscheidung wird nicht einer Macht überlassen, vor der wir die Knie beugen müssen, weil sie uns mit dem Schauder der Nothwendigkeit durchdringt, sondern der unheimlichen Willkür, die, was die Frömmigkeit mit Erde überschüttet, an die freie Luft zieht, um diese zu verpesten; die den Würmern folgt in ihre unterirdische Thätigkeit, dem Anatom in sein Laboratorium, dem Arzt in die Spelunken des Lasters.

Weil der Dichter, trotz seiner Verachtung gegen die Anekdote, den endlichen Stoff, die Anekdote, nicht vermeiden kann, sucht er ihr eine Idealität anzukünsteln, die sie nicht verträgt. Er behandelt das Unbegreifliche mit Gleichgiltigkeit, das Unbedeutende mit vielsagendem Ernst; er verkümmert den Spaß durch weit hergeholte Andeutungen und hebt das Tragische des einzelnen Falls durch falsche Verallgemeinerung auf. So arbeitet er seinem eignen Zweck beständig zuwider; sein realistisches Talent wird durch Abstractionen zersetzt und seine Idealität durch forcirte Plastik verkümmert, sein scharfer Verstand durch gewaltsame Erhitzung der Phantasie getrübt, seine Einbildungskraft durch weitaussehende, aber unbestimmte Reflexionen abgeschwächt. In der nebelhaften Atmosphäre seines Skepticismus werden zuletzt die Motive so subtilisirt, daß seine scheinbar in knöcherner Festigkeit erstarrten Charaktere sich in Staub auflösen und in alle vier Winde verfliegen.

Da seine Kraft nun nicht ausreicht, aus dem innern Kern des Lebens heraus die komische und tragische Poesie zu entwickeln, so ist er genöthigt, die höhere Bedeutung seiner Schöpfungen an eine außer ihnen liegende höhere Idee zu knüpfen. Er ist Realist, insofern er das Schlechte mit großer Ausführlichkeit darstellt, er ist Idealist nur, insofern er eine jenseitige Welt symbolisch in dieses Reich hereinscheinen läßt, er

selber hat keinen Glauben, und darum liegt in seiner Kunst keine Nothwendigkeit. Seine Ideale sind ebenso unklar, seine Begriffe von Recht und Unrecht ebenso ineinandergewirrt, als bei seinen jungdeutschen Zeitgenossen, und darum hat er ebensowenig Freude an seinen Gestalten; ja, gerade weil sein Talent größer ist und sein Idealismus ernster gemeint, ist die Welt, die er darstellt, noch mehr von Gott verlassen, noch leerer an Freude, Liebe und Glauben.

Nicht als ob der Dichter sich auf die Seite des Schlechten stellte. Er sieht die schlechte Welt durch eine unendliche Kluft von seinem reinen Gemüth getrennt und glaubt, sein Ideal sei umso reiner, je greller der Schatten, den die Welt darauf werfe. Aber der Schatten kommt nicht aus der Welt, sondern aus seiner eignen Seele. Wenn er versucht, seinen Idealen eine Gestalt zu geben, so versiegt seine Kraft, und sein in der Darstellung des Abscheulichen so glänzendes Talent läßt ihn im Stich. Die Wärme des Herzens ist eine Gabe, die keine Kunst und kein Nachdenken hervorrufen kann.

Die meisten Dichter des Pessimismus suchen ihr Ideal in einer Welt, die kommen soll, wenn auch die Zerstörnug ihr vorhergehn muß. Ihr nächstes Ziel ist der allgemeine Weltbrand, aber in ihrem Glauben lebt zugleich der Phönix, der aus demselben aufsteigt. Auch dieser künstliche Idealismus fehlt bei Hebbel. Die Zustände scheinen ihm verkehrt, verwildert, ja halb wahnsinnig; trotzdem ist er conservativ. Diese Kälte gegen die Götzenbilder der Menge mildert keineswegs sein feindseliges Verhältniß zur Wirklichkeit; im Gegentheil drückt es nur noch schärfer die Entfremdung seines Gemüths von einer Welt aus, der er nicht einmal die Kraft zutraut, sich in der höchsten Verzweiflung durch eine gewaltsame That zu helfen.

Der Grund dieser Stimmung liegt darin, daß seine Kenntniß der Welt fast ausschließlich durch Reflexion und Lectüre vermittelt ist. Er behauptet zwar, daß ihm seine Charaktere eher aufgehn als die Ideen, welche sich an denselben entwickeln sollen; allein diese Charaktere sind bereits in ihrer Entstehung durch die Probleme zersetzt, mit denen sich der Dichter herumträgt, und in ihrer Physiognomie prägt sich der Makel ihres Ursprungs aus. Judith, Holofernes, Golo, Tobaldi u. s. w. sind trotz der plastischen Kraft, die auf ihre weitere Entwickelung aufgewandt ist, in ihrer Anlage Ausgeburten der Reflexion: sie drücken nichts Anderes aus, als den Schrecken vor seinen eignen Gedanken. „Alle Kunst," sagt er einmal, „ist Nothwehr des Menschen gegen die Idee, wie ja schon jede ernste, dichterische Schöpfung aus der Angst

des schaffenden Individuums vor den Consequenzen eines finstern Gedankens hervorgeht." So unrichtig das ist, wenn man es auf die Dichter überhaupt anwenden wollte, so bezeichnend ist es für Hebbel selbst.

Zu sehr in sich selber vertieft, um mit dem allgemeinen Strom der menschlichen Bestrebungen fortzugehn, denselben zu läutern, zu verklären und zu beherrschen, verliert er sich in das Labyrinth seiner einsamen Gedanken, belebt es durch abenteuerliche Gestalten und schiebt die Schuld, wenn er mit ihnen allein bleibt, der Welt zu. „Ich weiß es recht gut, daß mir nichts widerstrebt, als das allgemeine Mißbehagen, das gewöhnlich zu entstehn pflegt, wenn jemand die wankende Gesellschaft in ihrem süßen Traum ewiger Dauer zu stören und sie auf die Gefahr aufmerksam zu machen wagt, ich weiß, daß meine Zeit einer spätern gegenüber ihre Moralität gar nicht ärger verdächtigen kann als durch die Zweifel, die sie in die meinige setzt." — So weist er jede Kritik der Wahl seiner Stoffe zurück; er behauptet: „der Dichter hat nicht einmal die Wahl, ob er ein Werk überhaupt hervorbringen will oder nicht, denn das einmal lebendig Gewordene läßt sich nicht zurückverdauen, es läßt sich nicht wieder in Blut verwandeln, sondern muß in freier Selbständigkeit hervortreten, und eine unterdrückte oder unmögliche geistige Entbindung kann ebenso gut wie die leibliche die Vernichtung, sei es nun durch den Tod oder durch den Wahnsinn, nach sich ziehn." Wenn man das zugeben und dem Dichter aus individuellen pathologischen Gründen das Recht beilegen will, sich von der Qual seiner Gedanken durch eine Schöpfung zu befreien, so wird doch die Kritik dabei nicht stehn bleiben dürfen, sondern sie wird das Verhältniß dieser nothwendigen Schöpfung eines individuellen Geistes zum nothwendigen Gesetz des allgemeinen Geistes zu untersuchen haben.

In „Herodes und Mariamne" 1849 ist ein oft behandelter Stoff — die Eifersucht, die mit ihrem Gedanken über den Tod hinausgreift — zu einer raffinirten Gefühlsdialektik verwerthet. Herodes und Mariamne, beide sehr gefühlvoll, aber sehr wortkarg und verschlossen, beobachten unausgesetzt sich und ihre Empfindungen, und verfallen eben deshalb beständig in die seltsamsten Mißverständnisse. Jeder von ihnen hat ein eignes Moralprincip, und will, daß der andre es errathen soll. Der römische Hauptmann Titus sucht mit einem dritten — wahrscheinlich dem des Dichters selbst — ihnen zu Hülfe zu kommen und sie zu rectificiren; da aber auch er sich nicht verständlich macht, läßt Herodes mit tiefem Schmerz seine Gemahlin vor Gericht stellen und erfährt zu spät den Thatbestand. Aus Trotz gegen das Schicksal wird er ein Wüthrich, und zur guten

Stunde kommen die heiligen drei Könige; er beschließt den Bethlehemitischen Kindermord. — Bei einzelnen hohen poetischen Schönheiten weiß man doch nie recht, um was es sich handelt. Mißlich ist, bei den raffinirten Empfindungen und der künstlich gesteigerten Hitze, die frostige Sprache der Reflexion; Hebbel denkt und empfindet in Epigrammen; die Detailmalerei stört den Eindruck, der auf massenhafte Züge, auf schreiende Farben berechnet ist. Sowohl Herodes als Mariamne sind in jedem Augenblick gleichzeitig eiskalt und siedend heiß; sie reflectiren mit einer beleidigenden Altklugheit und handeln wie Kinder. Herodes raisonnirt wie ein gebildeter Dialektiker, fühlt wie ein Zögling der Romantik, und handelt bald nach der einen, bald nach der andern Voraussetzung. Mariamne ist sein Ebenbild, aber wir können für sie noch weniger Interesse fassen, denn es wird nur referirt, daß sie eine Leidenschaft für Herodes empfinde; wir sehn es nicht. Das psychologische Mikroskop wird so häufig angewendet, daß man über den vielen Einzelheiten das Ganze aus den Augen verliert, und daß aus den spitzfindigsten, raffinirtesten Sticheleien zuletzt die ganz gewöhnliche sentimentale Phrase hervorgeht, eine Phrase, wie wir sie in der Griseldis und ähnlichen Stücken viel natürlicher haben.

Auch in „Gyges und sein Ring" ist die Heldin Rhodope eine lebendige Casuistik des Ehrenpunkts, aber nicht wie im spanischen Drama, wo das Gebot der Ehre durch die Sitte gegeben war, sondern so, daß sie die zwingenden Gefühlspflichten, die sie allein bestimmen, aus sich selber schöpft; zur Leidenschaft kommt es nie. König Kandaules ist ein ungewöhnlich edler Mann, nicht wie sonst die Sultane edel sind, in der Aufwallung, aus Temperament, sondern wie seine Gemahlin aus Pflichtgefühl. Gyges liebt Rhodope, aber er bezwingt seine Leidenschaft, und wenn er später dennoch seinen Freund und Wohlthäter tödtet, so geschieht auch das aus Pflichtgefühl. Kurz, es ist zwischen den Dreien ein beständiger Conflict moralischer Motive. Hebbel entwickelt aus seinem psychologischen Raffinement keineswegs eine veränderte Stimmung des einen gegen den andern, wie es bei jeder wahrhaften Seelenbewegung der Fall ist, sondern nur eine veränderte moralische Ansicht über das, was nun zu thun sei.

Am wunderlichsten nimmt sich dies Moralisiren in der spätern Tragödie der „Nibelungen" aus, die übrigens, wenn auch nicht theatralisch darstellbar, Scenen von hoher dramatischer Schönheit enthält. Hagen, Siegfried, Brunhild, Chriemhild, Etzel sind Figuren einer wüsten Heidenzeit, und müssen durch die Geschichte der Merovinger ihre Beleuchtung

gewinnen: alle diese Leute läßt Hebbel von stark moralischen Motiven bewegt werden, und so toll alle diese Motive klingen, sie verstehn einander. Es ist wie in einer Novelle von Tieck, wo zwei Irrsinnige Schach spielen, der eine erfindet allnächtlich eine neue Regel, die dem andern durch Inspiration mitgetheilt wird. Zum Ueberfluß ist der alte Dietrich da, der wie der römische Hauptmann im Herodes alle diese subjectiven Moralprincipien unter einem höhern Gesichtspunkt vereinigt. — So hat Hebbel in „Agnes Bernauer" den Conflict ernst und würdig vorbereitet. Herzog Ernst hat im vermeintlichen Drang innerer Nothwendigkeit die bürgerliche Gemahlin seines Sohnes unter rechtlichen Formen umbringen lassen, der racheschnaubende Sohn steht ihm gewaffnet gegenüber. Aber nun die Lösung? — Im praktischen Leben erfolgt sie durch den Einfluß der Zeit, durch eine Reihe hintereinander eintretender Umstände; Hebbel giebt dem Conflict der Leidenschaft unerwartet die Wendung eines Verstandesproblems: der Herzog rechtfertigt seine That durch den Codex der Staatsmoral, und der künftige Regent muß zugeben, das der Mord zum Nutzen des Staats ausgeführt sei. Durch diese Pädagogik wird freilich alles Tragische aufgehoben.

Wie sehr aber diese Wendung in der Zeit lag, sieht man aus Laubes „Karlsschülern" (1846) und „Prinz Friedrich" (1847). — Bei Schiller ist die ideale Welt die allein berechtigte; wenn sich durch innere Dialektik ihre Schwächen offenbaren, so ist das halb unbewußt: die Seldstkritik hinkt in spätern Briefen nach. Seitdem hat die Reflexion sich theils vom psychologischen Standpunkt, theils vom historischen, in die früher mit naivem Glauben aufgefaßten Thatsachen eingewühlt. Man hat den Nutzen, den die Menschheit aus der Hierarchie und dem Absolutismus gezogen hat, so lange ins Auge gefaßt, daß man zuletzt nicht mehr recht hat unterscheiden können, auf welche Seite man sich stellen sollte. Diesen „höhern" historischen Standpunkt, auf dem das junge Deutschland seiner Natur nach ankommen mußte, hat Laube fast in sämmtlichen Dramen hervorgekehrt. Wenn man früher die Brutalität des Herzogs von Würtemberg gegen Schiller und Schubart, des Königs Friedrich Wilhelm gegen seinen Sohn und Katte mit der Sicherheit einer jugendlichen Entrüstung verurtheilt hatte, so kommt nun die an geschichtsphilosophischen Doctrinen geschulte Reflexion und überlegt, daß in jener fürstlichen Eigenmächtigkeit doch der wesentlichste Kern der neuen Staatenbildung gelegen hat, und daß, wenn man diesen Geist im Ganzen als nothwendig begreift, man auch seine Folgen im Einzelnen ertragen muß. Diese höhere Auffassung verlegt Laube durch eine unhistorische Anticipation in den Geist jener

Fürsten; er läßt Katte nicht wegen eines Disciplinarvergehns hinrichten, sondern als einen gefährlichen Menschen, dessen frivole Gesinnung mit der sittlichen Grundlage des preußischen Staats nicht in Einklang habe gebracht werden können; und er ist nahe daran, Schiller aus demselben Motiv höherer Staatsraison den Kopf abschlagen zu lassen.

Es macht einen höchst unangenehmen Eindruck, historische Thatsachen, die man in der Geschichte in ihrer Nothwendigkeit wohl begreift, auf der Bühne, wo nur das allgemein menschliche Gefühl angeregt werden darf, durch eingeschwärzte unhistorische Motive beschönigt zu sehn. Jene Fürsten haben keineswegs aus geschichtsphilosophischen Ueberzeugungen, aus Gründen der Staatsraison so gehandelt, wie sie handelten, sondern auf Antrieb einer despotischen Natur. In jenem Uebermaß des Zorns kann man eine Kraft erkennen, die, wenn auch jetzt auf dem Irrweg, unter Umständen sehr heilsam wirkt; die reflectirte Tyrannei dagegen ist empörend. Sie ist aber auch unwahr. Ein Mann von der Bildung und dem tiefen Gefühl, wie Laube seinen König von Preußen und seinen Herzog von Würtemberg schildert, kann nicht solche Acte roher Brutalität begehn, wie wir hier glauben sollen. Indem Laube die Anschauungsweise seiner eignen Zeit in die Anschauungsweise der Zeit verlegt hat, in der jene Thaten geschehn sind, hat er sie dadurch unmöglich gemacht.

Als Genrebilder betrachtet, haben übrigens beide Stücke große Vorzüge, und die populären Figuren haben sich auch auf der Bühne Geltung verschafft.

Seitdem Iffland durch die Schule von Weimar gestürzt war, hatten die „gebildeten" Dichter das Genre sowie das Lustspiel den Fabrikarbeitern überlassen. Frau Birch-Pfeiffer, Töpfer u. A., auch der feiner gestimmte Bauernfeld wurden nicht für voll angesehn. Das Lustspiel zehrte fast ganz von Uebersetzungen aus dem Französischen. Uns fehlte zu sehr die Concentration des allgemeinen Lebens in einer tonangebenden Hauptstadt. In unsrer kleinstädtischen Art sonderten sich Kreise, welche auf gemeinsamen Voraussetzungen der Politik, der Religion, des Standes beruhten und in denen man auf gewisse Begriffe nur hinzudeuten brauchte, um verstanden und gebilligt zu werden. Jede Coterie hatte ihre Stichwörter, die ein Uneingeweihter unmöglich verstehn konnte, so vollkommen er sonst der deutschen Sprache mächtig war. Um sich in einer Studentenkneipe oder in einer philosophischen Gesellschaft zurecht zu finden, mußte man sich von dem Vorsteher ein Wörterbuch ausbitten. Es fehlte der neutrale Boden der Geselligkeit. Wenn wir in Frauen-

gesellschaft kamen, wurden wir in einen exceptionellen Zustand versetzt. Man glaubte sich entweder zu den hergebrachten Umgangsphrasen herablassen zu müssen, oder man zierte sich und sprach Literatur.

Der jungdeutschen Zerwürfnisse müde, mit der französischen Bühne und ihrer Technik wohlbekannt, versuchte Laube seit 1839 mit Erfolg, dieselbe auf unser Theater zu übertragen: sein „Monaldeschi,“ „Rococo“ u. s. w. wurden beliebte Theaterstücke, die auch Bildung nicht vermissen ließen. Laube zeigt ein scharfes Verständniß der Mittel, eine große Gewandtheit in den Combinationen; die Ausführung ist sauber und geschmackvoll, wenn auch etwas unruhig: er sucht die Intriguen zu sehr, aus Furcht, die Handlung werde einmal stillstehn. Zuweilen läßt er seine Personen so geistreich sprechen, daß man den Compaß verliert. Die französische Technik und die deutsche Natur streiten zu sehr mit einander; in manchen Lustspielen, z. B. „Rococo,“ bemüht er sich offenbar, so leichtsinnig zu schreiben wie die Franzosen; aber weil er gründlicher motivirt und sich mit dem Moralprincip auseinanderzusetzen strebt, sieht seine Fabel oft greller aus als die Scribes, der sich, wenn es auf Scherz oder Intrigue ankommt, alle moralischen Nebengedanken aus dem Kopfe schlägt.

Laubes literarische Thätigkeit umfaßt ein halbes Jahrhundert und darüber, und von der ersten Jugend an bis an seinen Tod blieb er Gegenstand eines lebhaften Interesses: es ging ihm nicht wie manchen andern Schriftstellern, die ein hohes Alter erreichen und an die man sich erst wieder erinnert, wenn sie sterben: er blieb vielmehr in ununterbrochener Thätigkeit und so zu sagen auf der Bildfläche.

Der Grund, warum er so lange die Aufmerksamkeit beschäftigte, liegt in seiner Persönlichkeit. Er hatte die Welt gesehn und mehr interessante Menschen kennen gelernt als irgend ein andrer Schriftsteller jener Periode; er hatte ein vielseitiges Interesse, auch viel Kenntnisse, wenngleich nicht tiefgreifende, und wußte sich den Männern der verschiedensten Richtung verständlich zu machen. Nicht etwa, daß er ihnen schmeichelte: er hatte vielmehr ein kurzangebundenes Wesen und konnte recht derb sein; aber gerade das gefiel, weil es mit einem gewissen Bonhomme verbunden war. Hinter seinen anscheinenden Paradoxien trat oft ein recht gesunder Menschenverstand hervor. Er hatte nichts von einem Stubengelehrten, er war ein gewaltiger Jäger, man traf ihn in Leipzig auf der Straße meist von ein paar Jagdhunden begleitet und das Jagdgewehr im Arm. Er wandte seine Aufmerksamkeit auch auf das Costüm und versuchte als Redactenr der „Zeitung für die elegante

Welt" wie auch persönlich eine neue nationale Mode aufzubringen, was ihm freilich nicht gelang. Und, was freilich auch zur Sache gehörte: er machte ein angenehmes Haus. Seit seinem dreißigsten Jahre war er verheirathet, mit einer geistreichen und liebenswürdigen Frau, die er nur kurze Zeit überlebt hat; sie theilte alle seine Bestrebungen, nicht blos die literarischen; sie ging mit ihm auf die Jagd, ritt mit ihm aus, begleitete ihn nach Algier und wo er sonst hinreiste, machte mit vollendeter Anmuth die Wirthin in der Kaffeestunde, wo er vor dem Theater Besuch empfing; ja sie theilte sogar einmal, bald nach ihrer Verheirathung, ein neunmonatliches Gefängniß, in welches er wegen Theilnahme an einer Burschenschaft gesteckt wurde. Freilich war das Opfer nicht groß, denn die Strafzeit wurde dem damals schon sehr beliebten Schriftsteller auf Schloß Muskau äußerst bequem gemacht.

Laube glaubte in der Reform des deutschen Theaters seinen eigentlichen Beruf erkannt zu haben. Schon in Leipzig, als die „Karlsschüler," „Uriel Acosta" und die „Valentine" aufgeführt wurden, bemühte er sich, Einfluß auf die Bühne zu gewinnen. Gutzkow war Dramaturg in Dresden geworden, Laube sah sich nach einer ähnlichen Stelle, womöglich in Preußen, um. Man glaubte damals, einen großen Aufschwung der dramatischen Kunst voraussetzen zu dürfen. Fast gleichzeitig waren Gutzkow, Laube, Hebbel aufgetreten, und bald darauf gewannen Gustav Freytags Stücke entschiedenen Beifall. Jüngere Talente schlossen sich an, die Werke älterer Dichter wurden mit Sorgfalt einstudirt und vom Publicum mit großer Aufmerksamkeit verfolgt. Alle diese Bestrebungen wurden durch die Revolution unterbrochen.

Im allgemeinen Urtheil galt Gutzkow damals von den Theaterdichtern als der bedeutendste. Das Talent vorzubereiten und zu spannen, welches freilich in unsrer Zeit, weil es durch Bildung und Reflexion erworben werden kann, viel häufiger ist, als die Kraft, Leidenschaften zu schildern und die Ereignisse zu einer großen Katastrophe zusammenzudrängen, hat seinen Dramen wenigstens eine vorübergehende Stelle auf unsern Bühnen verschafft. Dazu kommt seine Virtuosität in Theatereffecten, d. h. solchen Reizmitteln, die weder aus der Natur der Handlung oder der Charaktere, noch aus der leitenden poetischen Stimmung entspringen, die man aber ausgiebt wie geprägte Münzen, weil sie der Menge geläufig sind. In solchen Effecten ist Gutzkow sehr erfinderisch: Kotzebue und Meyerbeer sind Kinder gegen ihn. Scenen, die zu der Stimmung des übrigen Stücks ungefähr in demselben Verhältniß stehn, wie der Schlittschuhlauf im Propheten oder der Nonnentanz in Robert

der Teufel, treffen wir bei Gutzkow öfters. Man kann jedesmal, wenn einer seiner Theaterhelden in den Vordergrund tritt, die Arme ausbreitet und die Stimme erhebt, voraussetzen, daß er etwas unerhört Unpassendes sagen wird. Gutzkow ist Sklave des Effects; wenn ihm eine volltönende Phrase, z. B. „für die Freiheit schwärmen, heißt an den Himmel glauben, für die Freiheit träumen, heißt wachen für die Ewigkeit," über die Zunge kommt, so hört alle Kritik bei ihm auf, und er ist mehr entzückt, als selbst das Publicum der Galerien. —

Jean Paul sagt einmal: „Wenn ein Dichter in Beziehung auf einen seiner Charaktere zweifelhaft darüber ist, ob er ihn in einem gegebnen Falle wird ja oder nein sagen lassen, so werfe er ihn weg, es ist eine dumme Leiche." Dieser Ausspruch enthält das Verdammungsurtheil über Gutzkows sämmtliche Charaktere, denn er weiß nie, ob seine Helden im bestimmten Fall ja oder nein sagen werden, sie sind viel zu weitsichtig, von zu verschiedenartigen Motiven bestimmt, und in der Wahl derselben muß Zufall und Laune den Ausschlag geben. Gewiß hat ein Familienvater, der eine brave Frau und sieben Kinder, außerdem noch eine blinde Mutter und einen gelähmten Vater zu versorgen hat, die heilige Verpflichtung, diese zu erhalten. Nun ist er vielleicht Richter oder Administrativbeamter; man droht ihm mit Absetzung, wenn er sich nicht zu einem pflichtwidrigen Schritt verstehn will. Mit seiner Absetzung sind seine Frau, die sieben Kinder, die blinde Mutter und der gelähmte Vater dem schrecklichsten Elend ausgesetzt. Er kann sich sagen: wenn ich den Schritt nicht thue, so thut ihn ein Andrer. Wer sich aber dadurch zweifelhaft machen läßt, ob er seine Pflicht erfüllen soll, dem mag man im Leben verzeihn, fürs Drama ist er unwiederbringlich verloren. Wenn die sittlichen Motive und die Leidenschaften nicht zwingender Natur sind, wenn man in jedem beliebigen Augenblick das sittliche Motiv wegraisonniren, die Leidenschaft durch Verstand beschwichtigen kann, dann ist eine innere Nothwendigkeit des Causalnexus nicht vorhanden, es giebt keine Schuld und kein Schicksal mehr, es ist vollkommen gleichgiltig, was geschieht, und es wird jener weiche Rührungsbrei der Tragikomödie daraus, der nur noch alte Weiber fesseln kann, jene alten Weiber, die über „Uriel Acosta" in Thränen zerflossen sind. —

„Werner oder Welt und Herz" (1840), Gutzkows zweites Stück, ist typisch für alle übrigen. — Werner hat längere Zeit mit einem Mädchen ein Liebesverhältniß gehabt, welches mit einer Verlobung schließt. Das Mädchen ist schön, liebenswürdig, ihrem Geliebten ganz

ergeben, aber sie ist in beschränkten Verhältnissen und er ist ehrgeizig, man eröffnet ihm glänzende Aussichten, er läßt seine Braut im Stich und heirathet die Tochter eines Präsidenten, durch die er großen Reichthum, den Adel und die Stelle in einem Regierungscollegium erhält. „Ich habe treulos gehandelt," sagt er selbst, „was konnte ich thun? ich wollte mich dem Geist des Jahrhunderts in die Arme werfen, und riß mich aus deiner idyllischen Liebe los. Es war über mich ein winterliches, frostiges Gedankenleben gekommen; eine kalte, nach dem Blendenden und Witzigen haschende Frivolität verschneite den Frühling meiner Gefühle." — Seine ehemalige Braut, von deren weitern Schicksalen er nichts gehört, tritt eines Tages zu ihm ins Zimmer als Gouvernante seiner Kinder. Sie gestehn sich ohne Weiteres ihre fortdauernde Liebe, Werner fordert sie auf, bei ihm zu bleiben, weil er sie nicht entbehren könne, und Marie willigt nach einigem Sträuben ein. Indeß merkt Werners Gemahlin, daß etwas im Hause nicht richtig ist, ihr Mann, der früher schwermüthig war, weiß sich vor Heiterkeit nicht zu lassen, man erzählt ihr von einem Verhältniß mit der Gouvernante, und sie hat selber Gelegenheit, den Ausbruch seiner Gefühle zu belauschen. Sie beträgt sich verständig genug. „In dem Augenblick, wo du mir deine Hand reichtest, fiel die Thür, welche in deine Vergangenheit zurückführte, ins Schloß. Daß du sie gewaltsam wieder öffnest, ist ein Frevel an mir, ein Frevel an deinen Kindern!" Darauf antwortet ihr Werner (mit einem Blick gen Himmel gerichtet, gelassen): „Ich werde ihn verantworten, wir alle sind des Staubes schwache Söhne, und niemand ist, der sich rühmen könnte, die Gedanken Gottes zu errathen." — Die Frau verlangt, daß Marie, für die man ja anderweitig sorgen könne, das Haus verlasse, und als Werner dies billige Verlangen zurückweist, begiebt sie sich mit ihren Kindern zu ihrem Vater. Werner spricht Einiges von Pistolen. Darauf läßt sich Marie ihrer Nebenbuhlerin melden und erklärt ihr: „Einen Friedhof will ich umackern und den Schlüssel dazu in das tiefste Meer werfen," d. h. sie will sich verheirathen, es hat sich schon jemand gefunden. So wäre denn der Friede des Hauses hergestellt und alles in Ordnung, wenn nicht der Dichter fühlte, er müsse seinen Helden etwas heben, um die schwächliche Rolle, die er bis dahin gespielt, vergessen zu machen. Er mischt zu diesem Zweck eine zweite Intrigue hinein. Werner scheint seine Amtsgeschäfte nachlässig verwaltet zu haben, seine Papiere sind in Unordnung, und ein Bösewicht findet Gelegenheit, ihn der Betrügerei anzuklagen. Es ergiebt sich, daß diese Anklage unbegründet ist, der Bösewicht wird

entlarvt und Werner ist nun ein tugendhafter Mann. Jetzt kommt ein feierlicher Augenblick. Während er zuerst über die Nachricht von Mariens Vermählung außer sich gerieth, erklärt er nun lächelnd, das sei eine Selbsttäuschung gewesen. Eigentlich habe nicht die Liebe, sondern eine andre Last auf seiner Seele gedrückt, das unangenehme Gefühl nämlich, einen adligen Titel zu führen und doch nicht zum Adel geboren zu sein. Er legt den Adel und seine Rathsstelle nieder (den ersteren behält er seinen Kindern vor) und wird Professor in Bonn. So ist er nicht blos tugendhaft, sondern ein Held, ein Märtyrer, ein Auserwählter der Menschheit!

Ohne Zweifel steht Kotzebues „Menschenhaß und Reue" sittlich höher als dieses wunderliche Seelengemälde. Freilich klingt Gutzkows Stil moderner, reflectirter, geistreicher, was aber den gesunden Menschenverstand betrifft, so giebt der eine Dichter dem andern nichts nach. An Klarheit der sittlichen Motive sind sämmtliche Theaterhelden Gutzkows Werners Zwillingsbrüder, sie mögen Otfried, oder Richard Savage, oder Henry Thompson heißen: keiner von ihnen ist im Stande, im einfachsten Conflict sich durch das einfache Motiv bestimmen zu lassen. Für ihre innere Consequenz ist ein allerliebstes Beispiel Lord Douglas im „13. November," der durch wunderbare psychische Experimente zum Selbstmord erzogen, schließlich die Pistole auf sein Spiegelbild abdrückt, und so gut davon kommt. Am häßlichsten nimmt sich diese Abschwächung und Beschönigung schlechter und gemeiner Motive im historischen Drama aus, Gutzkows „Patkul" (1841) ist eins der widerlichsten Stücke, die je ein deutscher Dichter geleistet hat. Erfreulicher sind zwei Lustspiele: Zopf und Schwert (1843), ein Genrebild aus der Zeit Friedrich Wilhelms I., im Geschmack der französischen Intriguenstücke, voll von Sünden gegen die historische Wahrheit, auch nicht frei von sentimentalen Zügen, aber trotzdem von großer komischer Wirkung; und das Urbild des Tartüffe (1845). Zwar ist es schwer zu rechtfertigen, daß man einen von einem frühern Lustspieldichter geschilderten Charakter zum zweiten Male auf die Bühne bringt; auch drängen sich die historischen Unrichtigkeiten um so beleidigender hervor, da ein vollständiger Raritätenladen historischer Alterthümer auf die Bühne gebracht ist. Allein die Situationen sind neu und komisch; die Intrigue ist mit groben Fäden, aber verständlich ausgeführt und der Scherz tritt ohne Prätension auf. An Fruchtbarkeit steht Gutzkow nahe an Benedix, dessen „Bemoostes Haupt" (1839), „Doctor Wespe" u. s. w. um keinen Gran gescheidter sind: freilich sind sie viel anspruchsloser.

Durchweg zeigt das Theater der vierziger Jahre die Neigung, sich über die Tagesfragen der Literatur, Politik und Religion auszusprechen. — Laubes Gottsched und Gellert, die Karlsschüler, Prinz Friedrich lassen die modernen Conflicte auf dem Boden des vorigen Jahrhunderts spielen; eine zahllose Menge von Literaturdramen folgten diesem Beispiele. Ein merkwürdiger Versuch ist „Judas Ischariot" von Elise Schmidt, die später am geschicktesten in die Fußtapfen von Gutzkow und Laube trat: Judas ist eigentlich eine noble Natur, und wird nur als Nebenbuhler Jesu in der Liebe zu Maria Magdalena zum Verräther: viele Jahre, bevor Renan seinen historischen Roman veröffentlichte.

Von Gutzkows Dramen gehört der „Uriel Acosta" hierher. Die reinste Aufklärung in volltönender Declamation. Der Held des Stückes appellirte an das nationale Ehrgefühl, er erklärte, dem jüdischen Glauben treu bleiben zu wollen, weil er ein verfolgter wäre, obgleich er ihn in seinem Innern überwunden habe und sich auch nicht scheue, ihn mit den Waffen der freien Wissenschaft offen zu bekämpfen; er deutete durch die Erklärung eines alten Mythus an, daß er die Bedeutung der alten Traditionen verstehe. Unter den rechtgläubigen Juden, die sich gegen Uriel Acosta verbanden, war nur ein einziger Fanatiker, und auch dieser stark durch politische Motive bestimmt, alle andern, wenn man von einem altersschwachen Greise abstrahirt, neigten sich im Stillen zu derselben Ansicht, die sie officiell verfolgten. Wenn also äußerlich die Kirche triumphirte, so konnte man für die Zukunft die besten Hoffnungen mitnehmen, um so mehr, da in der Person des jungen Spinoza die Philosophie der Zukunft sich schon innerhalb des Stückes vernehmlich machte. In dieser lichtfreundlichen Stimmung lag das Hauptverdienst des Stückes; außerdem in der Sprache, die diesmal durch die Fessel des Verses zusammengehalten, weniger incorrect und schwülstig war, und in der übersichtlich geordneten Handlung. In der Energie der Charaktere und der sittlichen Ideen ist kein Fortschritt. Uriel ist eine haltlose Figur, die von den verschiedenartigsten Motiven bestimmt, niemals den Muth hat, eins derselben zum bestimmenden zu machen. Im ersten Act ist er im Begriff, ins Ausland zu gehn; er liebt ein geistreiches Mädchen, Judith, die mit einem andern verlobt ist, und will sich diesem Kampf des Herzens entziehn; nun wird er aber wegen eines ketzerischen Buchs vor der Synagoge angeklagt und erklärt, der Bekenner der Wahrheit müsse auch Muth zeigen. „Jetzt muß ich bleiben, wenn auch Herzen brechen." Ein gelehrter Rabbiner entscheidet, das Buch widerspreche den Satzungen des Judenthums, und es wird der Fluch der Synagoge

über den Verfasser ausgesprochen, nachdem dieser die Ausflucht, sich als Christ zu bekennen, mit stolzer Verachtung verschmäht. Aber Judith erklärt, ihrem Geliebten treu bleiben zu wollen; ihr weltlich gesinnter Vater, der reiche Manasse, verspricht, ihm die Tochter zur Frau zu geben, wenn er sich mit der Synagoge versöhnt. Dies kann nicht anders geschehn als durch einen Widerruf; ein weltkluger Lehrer sucht ihn durch Sophismen zu bestimmen; seine blinde Mutter und seine Brüder, die unter den Verfolgungen der rachsüchtigen Feinde zu leiden haben, treiben ihn an, und obgleich er sich im Anfang heftig sträubt, giebt er doch endlich nach und geht den schweren Gang zur Synagoge, seinen Glauben zu widerrufen. Er liest vor der versammelten Gemeinde eine schimpfliche Abschwörungsformel und legt sich dann auf die Thür der Synagoge, damit die ganze Gemeinde über ihn hinwegschreite und ihn mit Füßen trete. Sein Nebenbuhler, der herbeieilt, ihm seinen Tritt zu geben, ruft ihm triumphirend zu, daß er sich verrechnet habe: die Mutter sei bereits gestorben, Judiths Hand sei ihm zugesagt. Außer sich, reißt sich Uriel von den Händen seiner Peiniger los und stürzt verwildert auf die Tribüne, um in einer leidenschaftlichen Rede seinen Widerruf zurückzunehmen, was freilich jetzt wohlfeil ist, da er nichts mehr zu verlieren hat. Der letzte Act führt uns auf das Hochzeitsfest. Judith hat ihre Hand gereicht, um ihren Vater vom Ruin zu retten, aber sie hat zugleich Gift genommen. Uriel tritt während der Vermählung finster auf und zielt mit einem Pistol auf den Nebenbuhler, schießt aber nicht, sondern hält eine Rede über die Toleranz und schreitet dann „groß und feierlich an den Staunenden, die ihm mit ihren Blicken folgen, vorüber. Wie er von der Bühne fort ist, fällt ein Schuß." Arnold Ruge, der damals eine Kritik über das Stück schrieb, war der Ansicht, Uriel werde wohl vorbeigeschossen haben.

Gutzkow hatte denselben Stoff zwölf Jahr früher in einer Novelle bearbeitet „der Sadducäer von Amsterdam," und diese Novelle, so vielfache Ungehörigkeiten und Widersprüche auch darin vorkommen, wird Niemand ohne Antheil lesen. Sie stellt Uriel nicht als einen Helden dar, sondern als ein schwaches und haltloses Kind seiner Zeit, der beständig zwischen den Extremen des Uebermuths und der feigen Verzweiflung schwankte, weil er selbst von den Vorurtheilen, die er bekämpfte, heimlich befangen war. Die Schwankungen in seinem eignen Gemüth und in der Seele seiner Geliebten, die zuerst als eitles Weltkind gleichgiltig gegen die religiösen Streitigkeiten, sich dann durch ihren Geliebten bestimmen läßt, seinen Sophismen zu folgen, und endlich, als sie auch

die Unsterblichkeit der Seele aufgeben soll, in eine unheilbare Verwirrung geräth: — das alles ist mit Feinheit, wenn auch in zu hastigen Sprüngen dargestellt; ebenso die geheimnißvoll wirkende Macht der Gewohnheit, die Herr über die Seele bleibt, auch wo der Gedanke sich von ihr losgerissen zu haben glaubt. Die Novelle macht einen niederschlagenden Eindruck, weil lauter häßliche Figuren und Ereignisse darin vorkommen, aber sie verräth ein Talent zur Detailmalerei, das der Dichter in seinen spätern leichtsinnigen Arbeiten fast ganz verloren zu haben scheint. Im Drama sind diese Beobachtungen auf banale Phrasen zurückgeführt. Der Charakter des 17. Jahrhunderts und sein Einfluß auf die Gemüther ist ganz verwischt. Wir bewegen uns unter Lichtfreunden unsrer eignen Zeit. Aus dem schwachen, aber bemitleidenswürdigen Sohn seines Jahrhunderts ist ein abstracter Freiheitsheld geworden, der uns durch seine Prahlereien, die mit seinem Handeln so wenig im Einklang stehn, empört. Stellen wir uns vollends vor, seine Abschwörung hätte die gewünschte Frucht getragen, er hätte durch die Schmarren auf seinem Rücken die Hand der reichen Judith erkauft, welcher Abgrund von Erbärmlichkeit öffnet sich da.

Nach dem glänzenden Erfolg des Uriel erregte Wullenweber (9. Januar 1848) eine allgemeine Enttäuschung. Das Stück war ebenso ein Ausfluß der patriotischen Tendenzen von 1847, als im Uriel die religiösen Emancipationsgelüste der frühern Jahre sich abspiegeln. Aber religiöse Stimmungen lassen sich bequemer in ein subjectives Interesse concentriren als patriotische Wünsche, namentlich in einer Zeit, deren Politik noch ganz in Ahnung und Sehnsucht aufgeht: jene verwirren nur den Helden, diese die Handlung. Hätte Gutzkow mit seiner scharfen Beobachtung eine rücksichtslose Wahrheitsliebe verbunden, hätte er sich bemüht, das Leben und sein Gesetz treu nachzubilden, so würde er langsamer, aber dauernder gewirkt haben. So ist er einige Jahre hindurch sehr gefeiert worden, er mußte aber zuletzt selbst fühlen, daß es mit seinem Erfolg auf dem Theater vorbei war, und wandte sich nach einer andern Richtung.

Das Urtheil über Gutzkow wird milder, wenn man bei den gleichzeitigen Romanschreibern die Helden sich gerade so geberden sieht, wie Werner und den Schlachtenmaler. Nie ein innerer Drang der Natur, ein kräftiger Entschluß, sondern bald diese bald jene feige Rücksicht, ein ewiger Wechsel von krankhaften Gelüsten und unfruchtbarer Reue. Am auffallendsten leiden die Culturromane von H. König

an dieser Schwächlichkeit. Andere Romanschreiber, wie A. v. Sternberg, der 1841 nach Berlin übersiedelte und nach der Revolution in Verbindung mit der Kreuzzeitung trat, halten sich mehr auf der Heerstraße gewöhnlicher Liederlichkeit. Bei dem hysterischen Charakter dieser Periode wird der wachsende Einfluß schriftstellernder Frauen begreiflich. — Geistreiche Frauen empfinden im geselligen Leben leicht eine gewisse Ueberlegenheit über die Männer, mit denen sie verkehren. Ihre Beobachtung der individuellen Verhältnisse ist schärfer und feiner; ihr Urtheil über den Totaleindruck einer menschlichen Natur schneller, elastischer und sicherer, und sie haben eine große Gewandtheit, allgemeine Betrachtungen augenblicklich auf einen bestimmten Fall anzuwenden. So lange eine Frau ihrem Instinct folgt, ist ihr Urtheil über die Angelegenheiten, in denen sie wirklich zu Hause ist, treffender als das Urtheil der Männer. Anders wenn sie sich auf Reflexionen, Regeln und Analyse einlassen. Auch hier gelingt es ihnen häufig, die Männer zum Schweigen zu bringen. Der Grund liegt aber, abgesehen von der Höflichkeit, die man ihnen gegenüber doch selten ganz aus den Augen läßt, darin, daß es unmöglich ist, ihrem Gedankengang zu folgen. Die Logik der Frauen ist eine andre als die der Männer: sie werden mehr durch Beispiele als durch Regeln gebildet und die Form ihres Schließens ist im besten Falle die Induction, in der Regel die Ideenassociation. Sie sind von einer unerschöpflichen Schlagfertigkeit in der Herbeiziehung von Vergleichen und Combinationen, und wenn man im Gespräch erst jedesmal überlegen will, giebt man seine Sache schon verloren, denn ehe man fertig ist, das Unpassende eines Vergleichs nachzuweisen, ist schon ein andrer bei der Hand, der häufig nicht im geringsten Zusammenhang mit jenem steht, und wollte man dasselbe Experiment mehrmals hintereinander wiederholen, so würde man Langeweile erregen und ganz und gar verloren sein. Es liegt nahe, daß die Frauen, wenn sie schriftstellerisches Talent haben, diese scheinbare Ueberlegenheit des Urtheils auch in ihren Werken anzuwenden suchen. Die deutschen Frauen lassen sich in ihren Romanen über höhere Politik, Theologie, Philosophie, über Feldzugspläne und über die Homöopathie, über Dreieinigkeit und über die französische Revolution mit einer Unbefangenheit vernehmen, die Erstaunen erregt. Nicht allein, daß ihnen in der Regel alle Elemente fehlen, die zur Bildung eines richtigen Urtheils in allgemeinen Fragen nöthig sind, und daß ihre Urtheile auf Reminiscenzen herauskommen, sie haben auch nicht die Fähigkeit, von individuellen Verhältnissen abzusehn und sich Regeln und Grundsätze zu bilden. Selbst wenn es einer Frau gelingt, sich

über eine politische Frage so genau zu unterrichten, daß kein wesentliches Moment des Urtheils fehlt, ist ihr Urtheil doch unreifer, als das eines Mannes von gleicher Bildung. Man muß inmitten einer Sache stehn, wenn man sie richtig sehn will; die Frauen stehn aber in politischen Fragen draußen, und es kann nicht anders sein. Der Dichter kann nur dasjenige geben, was er wenigstens in analogen Formen durchlebt, durchempfunden, durchdacht und durchgekämpft hat. Das Leben der Frauen ist eng umgrenzt und wird durch den Haß, mit dem sie diese Grenze empfinden, nicht erweitert. Die Frau kann einen Mann nie vollständig schildern, denn sie versteht es nicht, was eine concentrirte, auf ein bestimmtes Ziel geleitete und mit unablässiger Ausdauer verfolgte Anstrengung heißt. Die Frauen haben einen scharfen Blick für die kleinen Schwächen, in welche sie selber nicht verfallen, weil ihr Leben ihnen dazu keine Gelegenheit bietet. Sie empfinden z. B. auf das feinste jeden Mangel an Muth und jede Pedanterie. Sie haben die Neigung zur unbedingten Verehrung, sie bilden sich, wie man das nennt, ein Ideal, und fühlen sich dann um so leichter ironisch gestimmt, weil dieses Ideal in der Regel Widersprüche enthält. Sie suchen darum „den Rechten" vergebens, weil er widersprechende Eigenschaften in sich vereinigen soll, heroische Männlichkeit und Abhängigkeit von den Launen und Stimmungen des geliebten Weibes; sie wollen von dem Geliebten bis in die zartesten Fasern ihres Empfindens hinein verstanden werden, und doch soll er nichts von jenen weiblichen Eigenschaften haben, die ein solches Verständniß allein möglich machen. Die beständig getäuschte Erwartung bringt jene marklosen Gestalten hervor, die mehr ein Ausdruck eigner Bitterkeit als einer wirklichen Erfahrung sind. Nach unserm Erziehungssystem gewinnen die Frauen viel Kenntnisse und Fertigkeiten, aber sie lernen nicht den Ernst der Arbeit. Es wird ihnen alles aus der zweiten Hand überliefert, sie gewöhnen sich, Urtheile über Religion, Politik und Literatur als geprägte Münzen auszugeben, und sind um so verschwenderischer damit und halten sich für um so unbefangener, je gedankenloser sie den Analogien folgen, welche die ersten Eindrücke ihrer Kindheit ihnen bieten. Bei einer starken und geistig begabten Natur muß die Stellung des Weibes, wenn sie nicht durch die gesunde Erfüllung beschränkter und bestimmter Pflichten corrigirt wird, das Gefühl der Unbehaglichkeit, Leere und Unwahrheit hervorrufen. Daher jene Sehnsucht nach der sogenannten Emancipation der Frauen, wobei sich jeder etwas Andres denkt und niemand etwas Bestimmtes. —

Die begabteste dieser Schriftstellerinnen, Gräfin Ida Hahn-Hahn,

war 33 Jahr alt, als ihr erster Roman, „Aus der Gesellschaft" (1838) erschien — 10 Jahre nach Pelham, 5 Jahre nach der Lelia. — Sie war die Tochter eines mecklenburger Gutsbesitzers, der sein Vermögen in toller Leidenschaft für das Theater verschwendete und sich selber an die Spitze herumziehender Bühnen stellte. Im 21. Jahr mit ihrem Vetter verheirathet, wurde sie bald geschieden; sie führte seitdem ein unruhiges Wanderleben, jener Roman war in der wiener Atmosphäre entstanden. Dann ging sie nach Italien, später nach Frankreich, Spanien, dem Orient. Ihre Reisebriefe verrathen das Studium der G. Sand. 1839 erschien „der Rechte;" „Faustine," „Ulrich," „Cecil" 1841, denen dann noch eine ganze Reihe von Salonromanen folgte. Ueberall in jungdeutschem Stil ein Kampf genial vornehmer Naturen gegen das Alltägliche und Gemeine; gegen das Spießbürgerthum und — die Sitte; die Verherrlichung einer Aristokratie, der alle gesunde Basis fehlt, und vor allem eine Selbstvergötterung, die aus Komische streift.

Von der schriftstellernden Gräfin Ilda Schönholm, die offenbar ihr Ebenbild sein soll, giebt ihr erster Roman folgende Beschreibung: „Es war ein seltsamer Kopf, gar nicht schön, doch sehr anziehend, der Schnitt einer Madonna und der Ausdruck einer Sybille; fatiguirte Züge, die auf mehr als 27 Jahre schließen machten, und ein durchsichtiges, wechselndes Colorit, das den Hauch der Jugend über sie zauberte; Augen wechselnd im Ausdruck, wie die eines Kindes, und verschieden im Glanz schillernd, wie das Meer, wenn Wolken am Mittag darüber hinlaufen; aber zwischen den Augen und dem Aufschlag der langbewimperten Augenlider ein Zug von unaussprechlicher Schwermuth." Ein junger Mann bricht über Ilda, die im Mondschein auf einem Balcon mit untergeschlagenen Armen über ihm steht, in folgende Ekstase aus: „Er würde sich nicht gewundert haben, wenn sie auf ihrem rothen Shawl wie auf einer Flamme gen Himmel gefahren wäre." Beständige Selbstbetrachtung ist nicht geeignet, dem Menschen ein klares Bild von sich selbst zu geben; wie Lamartine ist Ilda nicht im Stande, ein Buch zu schreiben, ohne sich im Spiegel zu betrachten, wie schön sie ist, wie holdselig sie die Feder zu halten weiß, und was sie für Augen dazu macht. Je mehr man sich selber anschaut, desto weniger sieht man die Wirklichkeit. Ilda spricht den Wunsch aus, entweder zu den Zeiten der Aspasia oder der heiligen Therese gelebt zu haben, weil eine „immense Seele" sich nur in immenser Lust oder in immenser Aufopferung befriedige. Sie hat wohl von der einen so wenig Vorstellung gehabt wie von der andern. Eine praktische Emancipation nach Art der Lola

Montez genügt ihr nicht, weil dieser der aristokratische Duft fehlt. Gerade das specifisch Weibliche will sie nicht allein erhalten, sondern sie will es auf den Thron des Lebens erheben, wie es in der katholischen Kirche auf dem Thron des Himmels sitzt. Ihre Emancipation bezieht sich nur auf schöne Seelen und Edelfrauen, die das „ewig Weibliche" in ihrer Erscheinung zur vollendeten Form entfaltet haben; Köchinnen und Bürgermädchen werden nicht emancipirt, ihre rothen Hände und plumpen Füße erlauben es nicht. Das Leben soll sich durch den Einfluß der Frauen verklären; die einseitigen und unschönen Tendenzen der Politik, der Akademie, des Rechts und der Kunst sollen um die Ottomane einer schönen Seele kreisen; Philosophie und Kunst sollen als ihre höchste Aufgabe ansehn, an dem holden Räthsel eines genialen Weibes ahnend herumzutasten.

Die Huldigung, die man den Frauen in chevaleresken Zeiten darbrachte, war nur eine scheinbare; der starke Ritter kämpfte mit Riesen und Drachen, um durch ein Lächeln von schönem Munde belohnt zu werden; es fiel niemand ein, in dem Weibe Eigenschaften zu verehren, die ihm in geringerem Maße zukommen als dem Manne. Heutzutage ist das alte Herkommen der Galanterie auf Dinge übertragen, die ihren Sinn verkehren. Die Frauen lassen sich als Ebenbürtige in den geistigen Kampf der Männer ein, und verlangen doch jene Schonung, die man früher unter dem Schein der Huldigung der Schwäche angedeihn ließ. Diese Unwahrheit, die man im Stillen fühlt, treibt sie dann zu einer Steigerung des weiblichen Wesens, zu jenem nicht zu berechnenden fortwährenden Wechsel der Stimmungen und Einfälle, der den Zuschauer verwirrt, weil er instinctmäßig nach einem Gesetz sucht, wo keins vorhanden ist. Tritt nun vollends die aristokratische Neigung hinzu, die sich in der Männerwelt bei ihrer Versenkung in die bürgerlichen Interessen des Erwerbs oder des Beamtenthums vergebens nach Fouquéschen Rittern umsieht, so kommt man bald dahin, im Salon den einzigen Rest jenes freien, berufslosen, ätherischen Daseins zu finden, und in den Frauen die letzte Spur des vornehmen Wesens, da die ganze Männerwelt bis zum Grafen herauf durch Actenstaub oder durch Börsenspeculationen „encanaillirt" ist. Man darf in den Schriften der Gräfin Hahn nicht eine Darstellung der wirklichen Aristokratie suchen, denn diese ist undenkbar ohne einen großen und freien Blick in die öffentlichen Verhältnisse. Die Engländer haben eine wirkliche Aristokratie, die unabhängig ist von dem Lächeln eines Fürsten, unabhängig von dem Geschmack der pariser Schneider. Die echte Vornehmheit beruht

auf dem Gefühl einer realen, in langer Ueberlieferung fortgeerbten Macht, und in der Sicherheit der Stellung; sie ist niemals herausfordernd wie unsre kleine Noblesse, die durch den Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit einen unabweislich komischen Eindruck hervorruft. Auch in Deutschland haben wir in manchen Provinzen noch eine wirkliche Aristokratie, der zwar die Weihe der englischen, die politische Thätigkeit und der Stolz einer großen Nation fehlt, die aber in ihrem bedeutenden Besitz zu sicher ist, als daß es ihr einfallen sollte, ihr Dasein durch Impertinenz zu begründen. Diese Aristokratie ist der Gräfin Hahn unbekannt; ihre Assessoren und Regierungsräthe, ihre Kammerherren und Touristen müssen sich erst durch stolze Herablassung gegen die unterwürfigen Bedienten legitimiren, sie müssen ihre aristokratische Geburt durch den Bau ihres Fußes, ihre aristokratische Bildung durch die Feinheit ihres Stiefels beweisen. Diese Abhängigkeit von Schuster und Handschuhmacher ist weit entfernt von jener Sicherheit, mit welcher z. B. der märkische Isegrim im schlechten Flausrock das Gefühl in sich trägt, ein Pair aller Könige zu sein. Wenn man in dem Raffinement des Luxus die Vorzüge der höhern Stellung sucht, ist der reiche Jude, der seiner Tochter eine gute Bildung verschafft, im Stande, sie mit allen Damen von echtem Blut wetteifern zu lassen. Die ängstliche Genauigkeit, mit welcher Gräfin Hahn den Lüstre ihres Geschirrs und den Parfüm ihrer Toilette beschreibt, ist ein Zeichen, daß der Adel, wie sie ihn versteht, seinen Schwerpunkt verloren hat. Noch schlimmer ist es mit dem belletristischen Salongeschwätz. Wenn die vornehmen Damen ihre Noblesse darin zeigen wollen, über Goethe und Schiller, die Peterskirche und das Coliseum, das Meer und die Alpen, über Beethoven und Bach immense Gefühle zu hegen, setzen sie sich der Gefahr aus, von dem ersten besten Roturier überwunden zu werden. Eine blos sociale Aristokratie ist an sich etwas Unhaltbares, aber sie wird erträglich, wenn sie mit einer gewissen Naturkraft auftritt, wie in Balzac's Schilderungen aus dem Faubourg St. Germain, die eigentlich eine Fortsetzung der Chronik des Oeil de boeuf und der Geschichten aus der Regentschaft sind. Damals trug die Aristokratie einen Degen an der Seite, feine Spitzen und sammetne Gewänder; der moderne Frack hat einen demokratischern Einfluß ausgeübt als alle Predigten der Communisten. Die angeblich aristokratische Schriftstellerin steht auf derselben Stufe der Bildung, wie das junge Deutschland und die französischen Romanschreiber, namentlich Balzac, dem sie die Art des Portraitirens abgelernt hat, und nach dessen Vorbild sie denselben Kreis fingirter Personen in

allen Romanen wieder auftreten läßt. Gegen diese Manier hart zu sein, hatte das junge Deutschland kein Recht; denn es hat dieselben verschwommenen, willkürlichen und capriciösen Gestalten hervorgebracht, mit demselben französischen Firniß überkleidet und mit denselben Einfällen über Kunst, Politik, Religion und dergleichen verziert.

Gräfin Hahn ist 1 Jahr jünger als George Sand, 1 Jahr älter als Charlotte Stieglitz, gleichalterig mit Wilhelmine Schröder-Devrient. Von den Damen, die in ihrer Weise schufen, ist Therese v. Bacheracht 1 Jahr älter, Fanny Lewald 6 Jahr, Louise Mühlbach 9 Jahr, Ida v. Düringsfeld 10 Jahr jünger. Therese v. Bacheracht, geb. v. Struve, aus Stuttgart, die 1841 zuerst mit „Briefen aus dem Süden" auftrat, ist ihr am meisten verwandt, sie war beständig auf Reisen, auch in fremden Welttheilen, für Gutzkow hatte sie eine Seelenfreundschaft. Nach 24jähriger Ehe wurde sie im 45. Jahr geschieden und heirathete einen Andern. Ihre „Lydia" (1844) ist ein ätherisches Wesen, das nach den feinsten Empfindungen Jagd macht, aber das Raffinement des modernen Luxus nicht entbehren kann, und sich daher einem nach dem andern verkauft, bis zum Schluß angebetet von einem jener ritterlichen Helden, die G. Sand erfunden hat: der tiefempfindende und kraftvolle Mann, der sich zum Spielball weiblicher Launen hergiebt. Ihr „Falkenberg" (1843) ist eine Abschwächung des „Leone Leoni," wie denn überhaupt der französische Einfluß sich bei diesen Damen sehr geltend macht. — Ida v. Düringsfeld, aus Niederschlesien, später Frau v. Reinsberg („Schloß Goczyn" 1841, „aus der vornehmen Welt" 1842, „Magdalena" 1844 u. s. w.) ist harmloser und weniger tendenziös; Louise Mühlbach aus Neubrandenburg, später Frau Clara Mundt, schrieb in ihrer Jugend Dinge, bei denen einem Hören und Sehn vergeht („der Zögling der Natur" 1842, „Glück und Geld" 1842, „Justin" 1843, „Gisela" 1844), später legte sie sich auf Culturromane und machte bei der Lesewelt ungemeines Glück; doch würden Friedrich der Große und andere Helden sich im Grabe umwenden, wenn sie sehn könnten, was aus ihrem Bilde geworden ist. — Auguste Paalzow, 17 Jahr älter als die Gräfin Hahn, fing erst im 48. Jahr zu schreiben an („Godwie-Castle" 1836), sie ist mehr für die sanfteren wohlmeinenden Leser aus gebildeten Ständen.

Fanny Lewald hat in der „Diogena" 1847 alles Böse zusammengestellt, was man über die Gräfin Hahn sagen kann, und in den meisten Fällen muß man ihr beitreten. Es soll auch Persönliches dabei im Spiel sein, das Entscheidende aber ist der Gegensatz der Naturen. — Fanny — aus Königsberg, von jüdischer Abkunft, im 17. Jahr getauft

— wuchs in demokratischen Umgebungen auf, z. B. im Verkehr mit Johann Jakoby, und ist den Grundsätzen ihrer Jugend treu geblieben. Ihre ersten Romane „Clementine" 1842, „Jenny" 1843 schildern die Stimmung einer ernst empfindenden Frau der ungebildeten Convenienz gegenüber. Auch sie verlangt Emancipation der Frauen, aber zu freier, nützlicher und fruchtbringender Thätigkeit. Sie hat einen geradlinigen etwas nüchternen Verstand, ihre Beobachtung ist scharf und eindringlich, ihr Streben durchaus ehrlich und auf Gesundheit des Empfindens gerichtet; sie bekämpft mit Ernst das falsche Princip der Belletristik, die Trennung des genialen vom sittlichen Empfinden. — 1846 lernte sie in Italien Adolf Stahr kennen, den sie später heirathete.

Die ganze Periode zeichnet sich aus durch Abneigung gegen die Regel, starke und vielumfassende Velleitäten, Ahnungen eines Unbestimmten, psychologisches Raffinement, Geringschätzung der öffentlichen Meinung und Lüsternheit nach Beifall.

Wir wenden unsern Blick zu den Schriftstellern, bei denen die Aufmerksamkeit auf das wirkliche Leben einen erfreulichen Fortgang nahm. 1843 kehrte Gerstäcker (27 Jahr) aus Amerika, Hackländer (27 Jahr) aus dem Orient zurück. Der Letztere hatte sich schon durch die allerliebsten „Soldatenbilder im Frieden" (1841) einen Namen gemacht. Beide verwertheten nun zunächst, was sie im Ausland gesehn, zu anschaulichen Gemälden, dann übten sie ihre Kunst im deutschen Leben. Gerstäcker war aus Hamburg, Hackländer aus Stuttgart. Der Oesterreicher Adalbert Stifter gab in seinen „Studien" reizende Bilder aus dem Kleinleben der Natur und der Menschen. Am erfreulichsten zeigte sich der Realismus im historischen Roman.

Wilibald Alexis eröffnete mit dem Roland von Berlin 1840 die Reihe seiner vaterländischen Romane, die sämmtlich die Entwicklung der preußischen Geschichte auf dem Boden der Mark Brandenburg zum Gegenstand haben: „der falsche Waldemar" 1842 (A. v. Arnim hatte ihn dramatisch behandelt), „die Hosen des Herrn v. Bredow" 1846 und „der Wärwolf" 1848 (beide aus der Zeit des Kurfürsten Joachim), endlich „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" und „Isegrim" (aus den französischen Kriegen). — Willibald Alexis hatte bei seiner vaterländischen Gesinnung, und bei seiner hellen, farbenvollen Anschauung alle Elemente, für die Mark dasselbe zu werden, was W. Scott für Schottland: in Schilderungen und Stimmungen kommt kein andrer historischer Roman in Deutschland den seinigen gleich. Nur die Composition seiner Geschichten war mangelhaft. Wie V. Hugo in „Notre Dame" geht er

nicht von der Natur seiner Personen, nicht einmal von der Handlung aus, sondern es gehn ihm zuerst die äußerlichen Situationen, die Landschaften, Sitten, Zustände u. s. w. im Detail auf, und aus ihnen wachsen dann die Figuren, beinah wie Arabesken. Gleich W. Scott giebt er seinen Zuständen zunächst dadurch einen Boden, daß er die Localität mit scharf sinnlichem und historischem Auge ansieht und von allen Seiten beleuchtet. Er sucht sich einen festen Mittelpunkt und führt uns auf verschiedenen Wegen unter wechselnden Stimmungen und Lichtern in denselben ein. Die Oede der sandigen Haide, die heiße Luft des Kieferwaldes am schwülen Sommertag, der märkische Landsee mit seinem einsam kreisenden Reiher und zahllos tanzenden Mückenschwärmen, die weite Ebene, das Torfmoor, Himmel und Hügel, Luft und Wasser sind mit wunderbarer Farbe belebt und auf das glücklichste zu Stimmungsbildern benutzt. Auch die Menschen, welche in dieser Landschaft hausen, ein zähes, tüchtiges, dauerhaftes Geschlecht, mit ihren Wunderlichkeiten und Verirrungen, tüchtigem Willen und Energie sind mit Virtuosität gezeichnet, so oft sie als Staffage bei Ausmalung charakteristischer Zeit- und Landschaftsbilder auftreten. Die rauhe Kraft der Geschlechter auf diesem Grunde, die hochmüthigen Städter, die Raubritter, die Buschklepper, und was alles von Figuren und menschlicher Thätigkeit zu der märkischen Landschaft paßt, das tritt aus diesen Landschaften imponirend hervor; wir sehn den Wolf über das Wintereis der Havel schleichen und hören die Krähen über dem Kiefernbusch schreien, der die Stelle einer schwarzen Unthat bezeichnet. Es ist ein grauer, trüber Himmel, der Ton und Luft in diesen Gemälden bestimmt, trotz seiner Monotonie von außerordentlicher Wirkung. Zuweilen beeinträchtigt die Virtuosität in der Färbung die Wahrheit der Charaktere. Der Dichter schildert die Menschen innerhalb dieser Landschaft ebenso durch sie ergriffen und bestimmt, wie es einem gebildeten Menschen unsrer Zeit geschehn würde. Dadurch erhält die Situation eine große Lebhaftigkeit, aber auf Kosten der Charakteristik. W. Alexis ist über das, was er will, nicht so völlig Meister, um sich ohne Gefahr in die Arabesken der Situationsmalerei zu verlieren. Er empfindet fein, aber nicht schlicht und einfach, es ist ein beständiger Kampf zwischen jener falschen, auflösenden Bildung, welche durch Raffinement ihre eigne Leere zu ersetzen sucht, und der Sehnsucht eines tüchtigen Mannes nach derber concreter Wirklichkeit. Er ergreift die Wirklichkeit in der That, aber er versteht nicht, sie festzuhalten, es breitet sich plötzlich ein Nebel über seine in so kräftigen Tönen ausgeführte Landschaft, Hoffmannsche Spukgestalten treten daraus hervor, die

Begebenheiten gehn sprunghaft weiter, und nicht selten vergißt der Dichter, was er ursprünglich gewollt. Selbst die Sprache verliert ihre historische Färbung, moderne Anschauungen mischen sich in die künstlich gothischen und die Einheit des Tons geht verloren.

Solche Fehler der Composition lassen sich fast in allen Romanen unseres Dichters nachweisen, und da es in der Welt keine Wirkung ohne Ursache giebt, muß zum Theil in ihnen der Grund gesucht werden, wenn auch in diesem Jahrzehnt wiederum ein andrer Schriftsteller den Preis der Popularität über ihn davongetragen hat. Es war dies der Entdecker der Dorfgeschichten, Berthold Auerbach. Die ersten Bände seiner „Schwarzwälder Dorfgeschichten" erschienen fünf Jahr nach dem Oberhof, es folgten „die Sträflinge" 1845, „die Frau Professorin" 1846, „Lucifer" 1847, „der Geigerlex" 1849. Zu derselben Gattung gehören „Schrift und Volk, Grundzüge der volksthümlichen Literatur, angeschlossen an eine Charakteristik J. P. Hebels" 1846, endlich der Kalender „der Gevattersmann" 1845—1848.

Sohn eines Landrabbiners im Schwarzwald, hatte Berthold Auerbach 1835 als Student wegen burschenschaftlicher Umtriebe einige Monate auf dem Asperg gesessen, und dann das Judenthum mit den Principien der neuesten Literatur zu verständigen gesucht. Er hatte sich viel mit Spinoza beschäftigt, ihn auch übersetzt und stellte sich 1837 die Aufgabe, in einem psychologischen Roman die innere Geschichte jenes Systems zu erläutern, für welche Aufgabe er durch seine Kenntniß des Talmud in mancher Beziehung befähigter war als die frühern Geschichtschreiber, die immer nur den Cartesianischen Einflüssen nachgespürt hatten. Das Literarische des Romans ist indeß nicht besonders reif, desto vortrefflicher sind die Schilderungen der jüdischen Sitten aus dem 17. Jahrhundert, sie erinnern an Heines „Rabbi von Bacharach." Auerbach hatte vor, eine Reihe ähnlicher Bilder „aus dem Ghetto" zu liefern. Es ist aber aus diesem Vorsatz nur noch „Dichter und Kaufmann" hervorgegangen, das Lebensbild des verkommenen schlesischen Poeten Ephraim Kuh. Die Ausmalung seines Wahnsinns und der ihm vorhergehenden Zustände ist trübselig und ohne rechten Zweck; die literarischen Gespräche zwischen Lessing, Mendelssohn u. A. leiden an dem Uebelstand, der all solchen Versuchen anklebt: man hat dergleichen doch lieber aus erster Hand. Dagegen sind die jüdischen Gebräuche mit einer trefflichen Farbe wiedergegeben. Sie haben eine ganze Schule begründet: Bernstein, Schiff, Leop. Kompert, die der deutschen Bildung ein bisher ganz unbekanntes Feld geöffnet hat.

Als Auerbach sich zu seiner Heimath, dem Schwarzwald, wandte, waren seine ersten Helden zwar junge Rabbiner, aber bald traten die Bauern in den Vordergrund. Hier hatte er nun für sein Talent den richtigen Spielraum gefunden. Was ihn, bei seiner progressistisch jungdeutschen Richtung, in den Schwarzwald trieb, war die Erkenntniß, daß die Romanfiguren der im Salon der Romantik erzogenen Jungdeutschen, die nichts Anderes als über Shakespeare and the musical glasses zu reden wußten, und die nichts Anderes zu thun wußten als zu reden, daß diese zweiten verwässerten Auflagen früherer Romanfiguren, über die sie räsonnirten, keine wirkliche Gestalten seien, des Lebens fähig und des Lebens werth, sondern hohle Schemen, Ausgeburten eines durch die widersprechenden Stichwörter des Tags in Verwirrung gesetzten Gehirns. Seine Erfahrung lehrte ihn Bauern kennen, die von diesem Molluskenthum nichts hatten, die in ihrer Einfachheit sehr fest, in ihren sittlichen Vorurtheilen und Voraussetzungen sehr bestimmt waren; Gestalten, die, weil sie wirklich existirten, auch poetisch zu existiren berechtigt waren. — Mit Entzücken lauschte er ihren Redensarten, die immer concret, immer zur Sache gehörig, den leeren Allgemeinheiten der Salons ganz entgegengesetzt, kaum mehr bearbeitet werden durften, um in der Poesie ein Bürgerrecht zu haben. Wie die Gelehrten im „Volk" umhergingen, um durch Sammlung von Sagen, Gedichten, Sprichwörtern ein lebendiges Bild von der Urzeit Deutschlands zu erhalten, so merkte der Dichter auf seine Weise zu denken und zu empfinden, um sich dadurch wieder zur Conception ganzer und voller Gestalten zu erheben. Es war ein glücklicher Griff, und er wurde mit warmer Liebe, mit großer poetischer Empfänglichkeit und mit feinem Verständniß für das, was die Zeit daraus lernen konnte, zuerst zu kleinen, dann zu großen Bildern verwerthet.

Es war keine zufällige Vorliebe, wenn die Gebrüder Grimm unter den Schriftstellern der Gegenwart bei ihrem Wörterbuch auf diesen Dichter vorzügliche Aufmerksamkeit richteten. Auerbachs Sprache ist nicht genial, man fühlt nicht die lebendige Seele, die sich der Worte und Redewendungen als ihrer Gliedmaßen frei bedient, man fühlt das Nachdenken und Studium heraus, zuweilen sogar eine gewisse Aengstlichkeit; aber der Ernst, mit dem er die Sache behandelt, macht seine Erfindungen fruchtbar für die Entwicklung der Sprache. In dem Kampf gegen den zerfahrenen belletristischen Stil, gegen die verwaschene Physiognomie der Salonsprache steht er Arnim zur Seite. Er hat ein lebhaftes Gefühl für die Bildlichkeit der Sprache durch das Studium des

Volks genährt, und er hat häufig die glücklichste Anwendung davon gemacht. In seinem Geist gestaltet sich schnell die allgemeine Betrachtung zur Anschauung eines bestimmten Falls, dem er den prägnanten plastischen Ausdruck zu geben versteht. Aber diese bildliche Form bedarf eines Correctivs. Das Bild soll sinnlicher und verständlicher als die Abstraction das Wesen der Sache erschöpfen. Das Gleichniß, und was damit zusammenhängt, das Sprichwort hebt nur eine bestimmte Seite hervor: es giebt kein Sprichwort, dem man nicht mit vollem Recht das Umgekehrte entgegensetzen könnte, und es kommt darauf an, diejenige Seite zu finden, die für den Fall paßt. Hierin versieht es Auerbach nicht selten. Vermittelst der Ideenassociation geht ihm bei einer Betrachtung über ein Ereigniß oder einen Charakter ein Gleichniß, ein sprichwörtlicher, bildlicher Ausdruck auf, oder er erfindet ihn; aber das Mittel verwandelt sich ihm in den Zweck, und man wird nicht selten verwirrt, wenn zwischen Bild und Gegenbild alle Vermittlung fehlt. Seine eigne Methode der Induction legt er dann seinen Figuren in den Mund, und läßt nicht selten seine Bauern reden, wie noch nie ein Bauer geredet hat, noch je ein Bauer reden kann. Er sieht seine Charaktere nicht als etwas Ganzes vor sich, sondern er setzt sie aus einzelnen Momenten zusammen, die ihm in scharfer Beleuchtung aufgehn. Es ist nicht die unmittelbar aus dem Leben hervorquellende Natur, die sich in freier Kraft selber giebt; die Bauernhäuser des Schwarzwalds machen auf ihn denselben Eindruck, wie auf den Deutschen Sealsfield die Blockhäuser der Squatter. Die naturwüchsigen Gestalten des Dorfs, die noch eines unmittelbaren Handelns fähig sind, imponiren ihm wie etwas Fremdes; er merkt auf diejenigen Züge, die der herkömmlichen Bildung widersprechen, und regt seine Phantasie zu ähnlichen Eingebungen an; und bei diesen Momenten bleibt er stehn, in der Furcht, durch eingehende Zergliederung die Naturwüchsigkeit aufzuheben. Wie er sich zu seinen Stoffen verhält, hat er am besten selbst in der Figur des Kohlebraters geschildert. Jede Aeußerung der Bauern erscheint ihm bedeutend, und er legt eine allgemeine Reflexion hinein, die man herausfühlt, auch wo er sie zurückhält. Er beobachtet die geringste ihrer Handlungen mit einer fast ängstlichen Aufmerksamkeit, und knüpft Betrachtungen daran, deren Pathos in keinem richtigen Verhältniß zum Gegenstand steht. Da er außerdem die Größe und Schönheit einer Seele lieber in geistreichen Aperçus als in Handlungen entwickelt, so ist die Gefahr damit verbunden, daß er seinen Figuren Reflexionen unterschiebt, die der an ihnen gerühmten Unbefangenheit widersprechen: er

findet in ihrer Natur, was doch erst der Blick der modernen Philosophie hineinsieht. Menschen, die in der Reflexion noch wenig geübt sind, denen der Begriff des Allgemeinen fern liegt, gleichen in mancher Beziehung den Kindern; sie werden sich über ihre eignen Motive nicht klar, und da es doch in der menschlichen Natur liegt, für jede Wirkung eine Ursache zu suchen, so täuschen sie sich und auch wohl die Andern. Für einen Dichter nun, der nicht etwa selbst der Volksschicht angehört, die er schildert, liegt in diesem Unvermittelten der Uebergänge ein großer und gefährlicher Reiz. Bald erscheint ihm nur das Unvermittelte als Natur, er lauscht mit andachtsvoller Spannung den excentrischen Sprüngen eines kindlichen Gemüths, und sieht in der Unreife, Unfertigkeit und Willkür die echte ungetrübte Offenbarung des Lebens. Gerade bei Dichtern, die mit einem seelenvollen Auge die Geheimnisse der Natur beobachten, finden sich dann, weil sie den Ausnahmefall auf die Spitze treiben, Spuren einer ganz seltsamen Unwahrheit, die doch mit ihrer Naturbeobachtung so innig verwachsen sind, daß man sie nicht von einander lösen kann.

Ein großer Vorzug B. Auerbachs ist der poetische Duft, den er seinen Bildern zu geben weiß: eine Stimmung, wie in der „Frau Professorin" oder „Joseph im Schnee," würde man bei Jeremias Gotthelf vergebens suchen. Dafür steht er ihm in Betreff der Wahrheit nach. Gotthelf erzählt breit und behaglich, die Einfälle drängen sich ihm massenhaft auf, er überläßt sich ohne Bedenken dem Strom seiner Beredsamkeit und seiner guten Laune. Auerbach ist in seiner Darstellung knapp, pointirt, fast epigrammatisch. Gotthelf gehörte zu den Menschen, die er schildert, er dachte, lebte und empfand wie sie, er konnte sich unbefangen seiner Inspiration überlassen, ohne je einen Irrthum zu fürchten. Auerbach steht auf dem Standpunkt unsrer modernen Bildung, er stellt sich als sinnender Denker der Natur gegenüber. Der Bauer ist ihm nur ein Gegenstand, der ihm früher in frischer, lebendiger Kraft entgegentrat, den er aber später durch das Medium seiner eignen Dichtung ansah. Wenn er auch von Zeit zu Zeit seine Anschauung durch schwarzwälder Reisen auffrischte, er hatte ihnen gegenüber nicht mehr das freie Auge, und seine Bauern ihm gegenüber auch wohl nicht mehr die alte Unbefangenheit: der einfachste Mensch, wenn er weiß, daß er einem Maler sitzt, spielt ein wenig Komödie. — Der Erfolg der Dorfgeschichten war ein erfreuliches Zeichen unsrer Sehnsucht nach Realität. Man gewöhnte sich daran, mit Menschen umzugehn, die noch eine andre Beschäftigung hatten, als die Lectüre der Modejournale und die Fabrik

von Sonetten; eine concretere Bestimmtheit als die poetische Doctrin. Man gewöhnte sich, die Charaktere, die man bisher nur in liederlich genialer Skizze entworfen, in breiter äußerlicher Explication zu verfolgen. Man faßte die Volksthümlichkeit nicht im Sinn der „Aufklärung," wo man sich herablassen zu müssen glaubte, um dem „dummen Volk" allmälig die Weisheit der studirten Leute beizubringen, sondern umgekehrt, mit dem Trieb, zu lernen, aus einer nicht eingebildeten, sondern in concreten, geschichtlichen Formen erscheinenden Natur neuen Lebenssaft für das allzu matt pulsirende Blut der Kunst zu saugen. Aber die Poesie kann nicht auf die Dauer sich im Dialekt ausdrücken, sie muß sich dem Mittelpunkt der Cultur zuwenden. Es ist nicht möglich, längere Zeit bei Originalen zu verweilen, deren Interesse zunächst nur darin liegt, daß sie unsrer eignen Bildung fremd sind. Auerbach hat das lebhaft empfunden. Die Bewegungen der Revolution, an deren Hoffnungen er sich als gemäßigter Demokrat betheiligte, und von der er in dem Tagebuch aus Wien eine Episode darzustellen versuchte, hat einen mächtigen Eindruck auf ihn ausgeübt, und in dem Roman: „Neues Leben" hat er die Dorfgeschichte an den Platz gestellt, der ihr gebührt, er hat sie als Episode behandelt.

Ueberhaupt war die Dorfgeschichte nur für die moderne deutsche Belletristik etwas Neues. Wer W. Scott nicht in der nachlässigen Weise eines blasirten Salonästhetikers, sondern mit unbefangener Hingebung gelesen hat, wird im Herz von Midlothian und in vielen andern seiner Romane eine Reihe von Dorfgeschichten finden, denen auch die Novellen Auerbachs trotz ihrer schönen Wärme noch immer nicht gleichkommen: David Deans ist noch immer eine bedeutendere Figur, als der Lehnhold oder der Wadeleswirth, und die moderne Poesie hatte sich aus ihrer Verirrung erst zu einer Kunstgattung zu erheben die in vollendeterer Form schon früher vorhanden war.

Vierzehntes Buch.

Das parlamentarische Zeitalter.

1848—1866.

1.

Die Ritter vom Geist.

1848—1856.

Die wissenschaftlichen und poetischen Werke, die man unter dem Namen Literatur zusammenfaßt, stehn unter geistigen Einflüssen, die man nur versteht, wenn man über den engen Horizont der eigentlichen Literaturgeschichte hinausblickt. In der ganzen deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts machen sich die Nachwirkungen des Pietismus fühlbar: der Einzelne steht dem Einzelnen gegenüber, er lebt und träumt viel im Innern, und er hat den lebhaften Drang, sich über das auszusprechen, was ihn innerlich bewegt. Ohne die Tagebücher und die Correspondenzen der Freundschaft und Liebe aus jener Zeit versteht man weder vom Messias, noch vom Werther, Tasso, Faust, Iphigenie den tiefern historischen Sinn.

Die Völkerbewegung, die mit der ersten französischen Revolution begann, gab diesen Herzensergießungen, ohne sie zu beeinträchtigen, wenigstens eine andre Färbung. Nicht mehr der Einzelne stand isolirt dem Einzelnen, sowie jeder einem allgemeinen Ideal der Humanität gegenüber, man hatte die Verschiedenheit der Völkerindividualitäten würdigen gelernt und suchte sich mit ihnen auseinanderzusetzen, als Feind oder als Bewunderer. Die substantiellen Mächte wurden individualisirt, auch die Religionen, und diese nahmen nun das Herz in Anspruch. Die Pilgerfahrten nach Paris, nach Rom, die Napoleonischen Kriege und die Burschenschaften machen den Weg der deutschen Romantik begreiflich. Das Zeitalter strebte bereits der Politik zu, aber noch mit pietistischem Beigeschmack.

Die politische Romantik hörte auf, als die Julirevolution das Bürgerthum zur Regierung brachte. In den kleinen Staaten Deutschlands richtet sich das überwiegende Interesse auf die Kammern und die Zeitungen: Kammermitglied zu werden, wird der Ehrgeiz der Edelsten und Gebildetsten im Volk. Mit dem Vereinigten Landtag tritt auch Preußen in diese Bewegung ein, mit der Februarrevolution werden dem lange zurückgedämmten Strom alle Schleusen geöffnet. Kann man einen großen Theil der Literatur von 1750 bis 1790 als verhaltene Liebesbriefe oder Tagebücher bezeichnen, einen ebenso großen der nächstfolgenden Uebergangsperiode als verhaltene Reisebilder, so hört man seitdem fast nur verhaltene Parlamentsreden. Wenn man das geistige Leben dieser Zeit charakterisiren will: wie schwach klingen die zarten Stimmen der Lyrik gegen das schallende Wort von Vincke, Gagern, Gneist, Waldeck! Das Trachten der Menschen erhält eine andre Richtung, die Privatbeziehungen ordnen sich den öffentlichen Interessen unter. Auch das Recht tritt aus der Actenstube auf den Markt, und neben den Geschworenen tagen die Stadtverordneten. Jeder Einzelne muß sich gewöhnen, einer bestimmten Partei anzugehören, mit seiner ganzen Person einzustehn, ja sein Privatleben der Kritik böswilliger Zeitungen preiszugeben. Die alte Empfindsamkeit ist nicht mehr möglich, das zarte Flüstern des Herzens hört auf, man muß lernen, den Mund voll zu nehmen. Das gesprochene Wort erhält eine Bedeutung, die es früher nie gehabt: schon lauern überall Stenographen, das einfältigste Zeug, das die heilige Weihe der Mündlichkeit empfangen, der Ewigkeit aufzubewahren.

Auch für den Gelehrten ist die Studirstube nicht mehr der einzige Ort einer idealen Thätigkeit. Er muß nicht allein in den Mußestunden die Zeitungen lesen, die Wahlversammlungen besuchen, als Geschworner fungiren, er muß von seiner eignen Wissenschaft Rechenschaft geben. Volkswirthschaft, Geschichte, Jurisprudenz treten in den Vordergrund; sie wirken stark auf das öffentliche Leben ein, aber sie empfangen dafür auch eine starke Rückwirkung. Wirken! Schaffen! Handeln! — das ist das höchste Ideal des Mannes.

Freilich ist in einem parlamentarischen Zeitalter dies Ideal leicht durch eine Illusion zersetzt. — Der Mann soll handeln: aber wie soll er das thun, wenn er nicht im Amt ist? — Er soll reden! — Die Selbsttäuschung liegt nahe, Worte mit Thaten, Reden mit Handeln zu verwechseln, dem Lungenstarken das Beiwort des Thatkräftigen beizulegen, dreistes Schwatzen für Charakterfestigkeit anzusehn. Die Gesin-

nung wird immer höher geschätzt, und unter Gesinnung versteht man bald Fügsamkeit unter die Parteidisciplin. Diese Disciplin ist für unsern Eigensinn sehr heilsam, aber freilich nicht gerade immer die Besten kommen in diesen Bewegungen nach Oben. Stille Sammlung wird immer seltener, ja fast unmöglich. Allmälig wird alles parlamentarisch getrieben, auch die einfachsten Geschäfte, es bildet sich ein eigner Jargon, der nach der alten Schablone des Moniteur gearbeitet ist. Die Zeitungen gewöhnen alle Welt daran, aus der Hand in den Mund zu leben, auch geistig, und Wissenschaft und Kunst lassen das merken. —

Noch vor der allgemeinen Revolution erfolgte eine particulare: 11. Februar 1848 wurde Lola Montez aus München vertrieben. 13. März wird Metternich gestürzt, 18. März Barrikaden in Berlin, 21. März der Ritt Friedrich Wilhelms mit der deutschen Fahne. Durch den Aufstand Schleswig-Holsteins 28. März erhält die deutsche Bewegung Leben. 31. März geht zum Vorparlament nach Frankfurt, wer grade Neigung hat; die Parteien der benachbarten deutschen Kleinstaaten werden maßgebend für die Entwicklung der Nationalparteien. In die preußische Nationalversammlung, 22. Mai, schickt man mehr die liberalen Beamten, die das Unwesen der Regierungen und Landräthe bekämpfen wollen und für den Aufbau Deutschlands wenig Sinn haben: die entgegengesetzte Seite ist sehr schwach vertreten. Die Gelehrten und idealistischen Staatsmänner, sowie die berühmten Helden des Volks schickt man (18. Mai) in die Kaiserstadt am Main. Gagern thut 28. Juni den kühnen Griff, der Reichsverweser zieht 11. Juli ein, Tags darauf ertheilt der Bundestag der Usurpation die Sanction und löst sich selber auf, 3. August verlangt das neue Reichsministerium Huldigung von allen deutschen Armeen. Mit diesem Tage hat die aufsteigende Bewegung ihren Höhepunkt erreicht.

Im Ganzen war an geistigen Kräften, wie man es damals verstand, das Centrum der Paulskirche besser ausgestattet als die Linke. Neben den eigentlichen Volksmännern saßen hier nur wenige aus den alten Bildungskreisen: Poeten, neben Uhland W. Jordan und Moritz Hartmann; Naturforscher, Karl Vogt und Roßmäßler, die alle „staatsmännischen" Convenienzen ihrer Gegner durch geistreiche Cynismen auflösten; als Philosophen Vischer und Arnold Ruge. — Die Entwickelung des Letzteren ist bezeichnend für die damaligen Verhältnisse zwischen Bildung und Leben innerhalb der Demokratie. Ruge war von einer schnellen Beweglichkeit des Geistes, die leicht auffaßte, die sich freilich auch vor jeder Mühe des Auffassens scheute. Was ihm nicht in

einer Pointe überliefert wurde, fand bei ihm keinen Eingang. Die Pointe, verstärkt durch ein argumentum ad hominem, verwahrte er dann in seinem Gedächtniß, verallgemeinerte sie, gab ihr eine philosophische Form und trat damit wie mit einem Glaubensartikel auf. Darüber weiter nachzudenken, den einzelnen Satz in Beziehung auf concrete Fälle zu untersuchen und seinen Umfang zu prüfen, diese Mühe hat er sich nie genommen. Kam ihm ein Fall vor, der in sein Axiom nicht paßte, so wurde er zuerst verwirrt, gerieth in Hitze und witterte Verrath, bis er durch eine neue Pointe, die er in einen neuen Lehrsatz verwandelte, über den Widerspruch hinauskam. Wenn der Strom seines vergnügten Enthusiasmus auf irgend ein Hinderniß stieß, so hatte sein Gefühlsausbruch fast immer einen gehässigen Anstrich, wie das bei weichen Menschen geht. Aus seinen Schriften dürfte man sich leicht ein falsches Bild seiner Persönlichkeit machen, sich etwas Schroffes und Leidenschaftliches vorstellen, er war gerade das Gegentheil: ein stämmiger, gesunder, hellblonder Mann mit lustigen Augen, höchst gesellig, voll von Schwänken, die er vortrefflich erzählte — ich höre noch heute sein breites, herzliches, pommersches Lachen, wenn er irgend einen „Pferdskopf" verarbeitet hatte, ein Lieblingsausdruck von ihm im Gespräch, wo von Hegelscher Terminologie nicht die Rede war. Dabei innerlich von einer wahrhaft überraschenden Weichheit des Gemüths, ein äußerst solider Mann, mäßig in seinem ganzen Leben, regelmäßig in seinen Beschäftigungen, ein guter und treuer Familienvater. Inzwischen hatte er die Fröbelsche Verlagsbuchhandlung, deren Compagnon er geworden war, von Zürich nach Leipzig verlegt und war auf dem besten Wege, sich durch beiläufiges Studium in die Verhältnisse der Wirklichkeit einzuleben, als die Nachricht von der Februarrevolution uns alle überraschte. Ruge nahm seine Injurien gegen das deutsche Volk zurück und umarmte seine Feinde, wo er sie auf der Straße fand; fest überzeugt, daß nun die Menschheit in eine neue Haut gefahren sei, und daß fortan auf der Welt nur Tugend, Freiheit und Glückseligkeit zu finden wären. In den leipziger Volksversammlungen wurde er bald ein Gott. Seine drolligen Einfälle amüsirten das Publicum und die eingestreuten philosophischen Floskeln imponirten ihm. Ruge setzte auseinander, daß Louis Philipp nur darum gestürzt sei, weil er als Atheist keinen Glauben gehabt habe: Metternich und die andern hätten gezeigt, daß sie das Regieren nicht verständen, man wolle daher die Regierung selber in die Hand nehmen. Das Publicum war mit diesem Antrag einverstanden, und Ruge war überzeugt, die Geschicke Deutschlands ruhten in seiner Hand,

während er doch ganz in den Händen seiner ungebildeten Verbündeten war: er konnte den Beifall, der ihn berauschte, nicht mehr entbehren. Die Zeitung, die er herausgab, wurde eine radicale Posaune wie die andern. Weil die Polen die lautesten Freiheitsapostel waren und sich überall zudrängten, wo es eine rücksichtslose Opposition galt, gleichviel gegen wen, gewann die „Reform" das Ansehn eines specifisch polnischen Blattes. Daß die Polen mit ihren Ansprüchen nicht auf das Recht des Volkswillens oder der unmittelbaren Bedürfnisse sich stützten, sondern auf historische Documente, die von dem Philosophen der uneingeschränkten Vernunft in den Raritätenkram der Romantik hätten geworfen werden müssen, störte ihn nicht. Seitdem sich polnische Barrikadenhelden in dem polyglottischen Congreß eingefunden, in welchem die verschiedenen slavischen Stämme, um einander zu verstehn, die deutsche Sprache zu Hülfe nehmen mußten, seitdem die Swornoster Fahne gegen die „verthierten Söldlinge" des Fürsten Windischgrätz geweht, war es in Ruges Augen entschieden, daß die Sache der Czechen die Sache der Freiheit sei. Empörung war in seinem Katechismus gleichbedeutend mit Freiheit, Barrikaden das Symbol der Volksthümlichkeit, Kartätschen das Symbol der Tyrannei. Daß man das Facit der Geschichte mit einem bloßen Straßenkampf nicht ziehn, daß man die Vernunft der Ereignisse mit Wünschen ebenso wenig redigiren kann, als man die Schergen des Despotismus durch Kanonen schlagen wird, die lediglich mit Ideen geladen sind, darüber nachzudenken war er zu träge und zu ungeduldig. Er erklärte wiederholt: wer nicht daran glaubt, daß jetzt die Idee der Freiheit sich erfüllt, der glaubt überhaupt an die Freiheit nicht, der ist ein Atheist und ein Verräther, und il faut faire peur aux traîtres. Die Phrase verträgt kein weiteres Raisonnement. Wie das Ideal beschaffen ist, darauf kommt es nicht an. Niemand hat sich sein Reich Gottes rosenfarbener ausgemalt als Robespierre und St. Just. Diese Kindlichkeit wird aber böse, wenn die Menschen sich nicht zu Marionetten ihrer Einfälle hergeben. Wer sollte an dieses Reich nicht glauben als die Gottlosen! Weg mit ihnen, und wir haben den Himmel auf Erden! Und nun die Guillotine aufgezogen und so lange damit gespielt, bis die Wirklichkeit wieder Glauben an sich selbst gewinnt, sich empört und den ungeduldigen Idealisten mitsammt seinem Spielzeug zerbricht.

Der großen Bewegung war Ruge nicht gewachsen, aber er hat aus ihren Wirren seine geistige Gesundheit gerettet. Aus der Verbannung in London heraus hat später der alte Idealist dem deutschen Volk manch gutes Wort zugerufen; aus der Ferne sah er besser, als wo per-

sönliche Beziehungen ihn befangen machten. Den materiellen Beschäftigungen der spätern Zeit den Idealismus zu predigen, war sehr am Platz: die Illusion von 1848 lag nur darin, daß man glaubte, die ideale Sehnsucht, das unbestimmte Gefühl sei bereits eine Macht.

Es war ein schlimmes Verhängniß für die deutsche Bewegung, daß ihre ersten Erfolge mit einer so unglaublichen Leichtigkeit vor sich gingen. Aus der freudigen Ueberraschung ist es erklärlich, wie nun der Lauf der Begebenheiten jenen gemüthlichen Anstrich nahm, der für den tiefer Blickenden etwas Unheimliches hatte, weil er gleich dem lockern Schnee über klaffenden Felsspalten die ernsthaften Probleme verdeckte, die der Staat zu lösen hatte, wenn er nicht daran untergehn sollte. In der Erinnerung an die große französische Revolution, deren Gang dem Anschein nach ausschließlich durch die Reihe der aufeinander folgenden gesetzgebenden Versammlungen bestimmt wurde, war man fest überzeugt, daß für Deutschland etwas Aehnliches möglich sei, und zweifelte nicht daran, daß durch den Verein der edelsten Männer Deutschlands, die sich selbst für souverän erklärten, sofort die ideale Verfassung Deutschlands verwirklicht werden müsse. Man vergaß, daß die französische Nationalversammlung eine fertige Staatsmaschine vorfand, der sie leicht die angemessene Richtung geben konnte, während die deutsche Nationalversammlung den Staat erst schaffen sollte. Wer ruhig die Zusammensetzung und die Aufgabe der Nationalversammlung betrachtete, mußte sich von vornherein sagen, daß ihre Aufgabe eine hoffnungslose war, denn zu welchem theoretischen Resultat sie kam, es konnte praktisch nur durch die Zertrümmerung der kleinen Souveränetäten erreicht werden, und dazu besaß sie keinen Hebel. Die tüchtigsten Köpfe Deutschlands waren vereinigt, aber sie hatten eine unmögliche Aufgabe und keine Handhabe unmittelbarer Wirksamkeit. Sie machten für den, der unbefangen den Ereignissen zusah, den Eindruck eines freilich glänzenden Redeübungsvereins. Indem nun die Nationalversammlung eine Reihe wohlüberlegter Beschlüsse faßte und die Ausführung derselben vertagte, bis daraus ein vollständiges System der Staatsverfassung hervorgegangen sein würde, konnte sie sich mit der Vorstellung schmeicheln, die Regierungen seien von dem besten Willen beseelt, das Volk stimme im Wesentlichen mit seinen Vertretern überein, und wenn die Stunde der Entscheidung schlage, werde sich alles von selbst machen. Die Stunde kam, und mit Ueberraschung gewahrte man den folgenschweren Irrthum.

Preußen schloß 26. August 1848 einseitig den Waffenstillstand von Malmoe; die Nationalversammlung verwarf ihn 5. Sept. mit einer ge-

ringen Majorität, die noch dazu dadurch zu Stande gekommen war, daß ein Theil der Conservativen unter Dahlmanns Führung mit den Demokraten stimmte. Die Minister reichten ihre Entlassung ein; Dahlmann, mit der Bildung des neuen Reichsministeriums betraut, schrieb an Gervinus, der, unzufrieden mit der weitern Entwicklung, in Rom war und am Commentar zu Shakespeare arbeitete: er hatte sich von vornherein ein bestimmtes, lyrisch geordnetes Bild von dem weitern Gang der deutschen Bestrebungen entworfen, und war nun in seinem Gemüth verletzt, als die Wirklichkeit sich seiner Regel nicht fügen wollte. Da das neue Ministerium nichts von sich hören ließ, nahm 16. Sept. die Nationalversammlung einen vermittelnden Antrag an. Darauf 17. Sept. die Volksversammlung auf der Pfingstweide mit ihrem gräßlichen Nachspiel der Ermordung von Lichnowsky und Auerswald, 6. Oct. der Aufstand in Wien. In Folge dessen die Reaction der realen Mächte. 25. Sept. Belagerungszustand in Frankfurt, 30. Oct. Windischgrätz in Wien, 9. Nov. Ministerium Brandenburg in Berlin, 27. Nov. Programm von Kremsier, 5. Dec. die octroyirte Verfassung in Preußen. Erst am 19. Oct. fing man in der Paulskirche an, die künftige Verfassung Deutschlands zu berathen. Bis dahin hatte man für jeden Bürger des deutschen Reichs eine ganze Reihe von Grundrechten festgestellt!

Die Basis der neuen Kaiserpartei, die sich nun bildete, waren theils die Männer des Vereinigten Landtags und ihre kleindeutschen Freunde, theils die Gelehrten der frühern Germanistencongresse, Historiker, Philologen, Staatsrechtslehrer. Zählt man die Namen Dahlmann, v. Raumer, Droysen, Gervinus, Arndt, Jahn, Grimm, Stenzel, Waitz, Gfrörer, Kutzen, Schwarz, Biedermann, Simson, Ad. Schmidt, Giesebrecht, Schubert, Beseler, Albrecht, Duncker, Tellkampf, v. Mohl u. s. w. zusammen, so wird man die Bezeichnung „Professorenpartei" begreiflich finden. — Außerdem wurde so viel von den edelsten Männern Deutschlands gesprochen, daß man es den Demokraten nicht verargen darf, wenn sie darüber spotteten. Es war das noch ein Rest der alten ästhetischen Schönseligkeit. Es ist Unrecht, die Wahrheit einer Idee an die Würde eines sterblichen Menschen zu knüpfen, denn in dem Eifer des Schaffens und Gestaltens kann auch der Beste die ästhetische Einheit seiner Erscheinung nicht so festhalten, daß sie jede Anfechtung ausschlösse. Ein übermüthiges Hervorheben der Persönlichkeit wird von den Andern, und zwar mit vollem Recht, als Beleidigung empfunden. Der edelste Mann ist nicht im Stande, Wunder zu thun, d. h. widersprechende Anforderungen zu erfüllen; er muß einmal aufhören, dem idealen

Bild zu entsprechen, welches sich die Phantasie von ihm gemacht, und dann läßt man dem Mann entgelten, was die Einbildungskraft verschuldet. Das hat Heinrich von Gagern bitter empfunden. Der Strom der öffentlichen Meinung ging zu Anfang 1848 so gewaltig, daß innerhalb der Kreise, die irgend einen Bezug zu Frankfurt hatten, an der Allmacht der Nationalversammlung Niemand zweifelte. Dieser Glaube fand in Gagern seine Verkörperung. Als Gagern den bekannten kühnen Griff that, da jubelte alle Welt, denn man fühlte, daß ein echter Glaube vorhanden war, und in diesem Glauben hielt man seine eignen Hoffnungen und Wünsche für gerechtfertigt. Wer hätte bei so viel Selbstgefühl daran zweifeln sollen, daß auch das Unmögliche erreicht werden könne! Zuerst kam nun die Einsicht, daß Gagern nicht in dem Sinn der Ausdruck der Nationalversammlung sei, wie man es sich ursprünglich gedacht. Die Großdeutschen glaubten die Legitimen zu sein, die traditionellen Ideen unverfälscht fortzupflanzen. Die Großdeutschen von der Rechten bezogen sich auf das Reichskammergericht und auf den Bundestag, die Großdeutschen von der Linken auf das Volkslied vom einigen freien Deutschland, welches sich sogar in dem mißverstandenen Trinkspruch eines Prinzen ausgesprochen haben sollte, in dem man damals die Menschwerdung dieser Idee verehrte. Die Kleindeutschen wurden als Neuerer betrachtet und mit dem Prädicat Verräther beehrt, das man Neuerern gern beilegt. Da die Partei in Frankfurt groß geworden war, wo man unleugbar unter großdeutschen Voraussetzungen zusammenkam, so wurde sie selbst stutzig und suchte ihre Legitimität durch Zugeständnisse zu erkaufen, die freilich zu ihrem leitenden Grundsatz nicht stimmen wollten.

15. Dec. 1848 wurde Schmerling aus dem Reichsministerium entfernt, Gagern trat ein und verfocht in heißen Kämpfen sein Programm; es lautete auf Gründung des deutschen Reichs unter einem Erbkaiser, der zugleich König von Preußen, und Abschluß eines ewigen Bündnisses mit der selbständigen großen österreichischen Monarchie. Das Erscheinen der neuen österreichischen Verfassung, durch welche die deutschen Provinzen zu Gliedern einer centralisirten Monarchie erklärt wurden, und die Forderung Oesterreichs, mit dieser ganzen Monarchie in den deutschen Bundesstaat einzutreten, gab zuletzt den Ausschlag und veranlaßte 28. März 1849 die Wahl Friedrich Wilhelms zum deutschen Kaiser, mit einer sehr geringen Majorität, die noch dazu durch die bedenkliche Verpflichtung der kaiserlichen Partei erkauft war, unter keinen Umständen zu einer Abänderung der Verfassung die Hand zu bieten. Bemerkenswerth war,

daß die Wahl unter einem reactionären Ministerium stattfand, das aber Kraft zu zeigen schien, während Juni 1848 ein ähnlicher Vorschlag unter dem liberalen Ministerium mit Hohn zurückgewiesen wurde. Aber es war nur der Schein der Kraft, in Berlin war halbes Wollen, die Begierde von Furcht, auch wohl von doctrinären Grillen eingeschränkt. 28. April wurde die Kaiserwürde abgelehnt, zugleich aber Radowitz nach Berlin berufen, um die Verfassung eines zu bildenden Bundesstaates mit den Staatsoberhäuptern zu vereinbaren, die sich ihm aus freien Willen anschlössen. Die Nationalversammlung in Frankfurt beschloß 4. Mai, die Reichsverfassung dennoch durchzuführen. In Dresden und Karlsruhe brachen republikanische Aufstände aus. Gagern wurde durch ein burleskes Ministerium ersetzt, dessen Seele der geistreiche Cyniker Detmold war; auf die Mahnung Preußens traten 20. Mai die Führer der Kaiserpartei aus der Nationalversammlung aus; der Rumpf übersiedelte 30. Mai nach Stuttgart, wo er bald ausgewiesen wurde, und jene beschlossen 26. Juni auf einer Versammlung in Gotha, dem Verfassungsentwurf beizutreten, den das gegen die Revolution siegreiche Preußen am 28. Mai mit Hannover und Sachsen vereinbart hatte. Wenn auch nur eine kleine Majorität der Nationalversammlung unter der leidenschaftlichen Opposition aller übrigen Mitglieder den letzten entscheidenden Beschluß gefaßt, es war doch die Nationalversammlung, deren Ehre an seine Durchführung gebunden war. Durch eigne Kraft konnte sie ihren Entschluß nicht durchführen, und die Macht, die sie anrief, verschmähte die Mitwirkung. Der Glaube an die Allmacht der Nationalversammlung hatte sich als illusorisch erwiesen; und da dieser Glaube an Gagerns Persönlichkeit gekettet war, so machte man ihn verantwortlich. Kein einziges Mitglied des Rumpfparlaments war noch in den alten Illusionen befangen, aber — man hatte sich an dramatische Action gewöhnt und verlangte von seinen Helden die Consequenz der Rolle. Gagern verschmähte es, ernsthafte Angelegenheiten nach dem Maßstab einer dramatischen Composition zu betrachten, und zerstörte damit den letzten Nimbus.

Das Entscheidende aber war, daß auch von den neuen Verbündeten die Partei im Stich gelassen wurde. Zwar war der republikanische Aufstand schon 28. Juni völlig niedergeschlagen, aber 25. Oct. fielen Hannover und Sachsen von Preußen ab, 30. Sept. wurde der Reichsverweser ohne Reich seiner Zwischenstellung entsetzt und das Interim eingeführt. Friedrich Wilhelm fürchtete, sich schon zu tief mit der Revolution eingelassen zu haben; die preußische Verfassung wurde 6. Febr. 1850 erst beschworen, nachdem in Folge einer königlichen Botschaft feudale

Elemente in dieselbe aufgenommen waren. Das Königthum handelte ebenso doctrinär und idealistisch wie die Nationalversammlung. Zwar schien man an der Union festhalten zu wollen. 4. März wurde Radowitz an die Spitze des Verwaltungsrathes gestellt. In der Paulskirche hatte man ihn für einen gefährlichen Politiker gehalten, hinter dessen undurchdringlicher Maske sich die schwärzesten Pläne versteckten, aber diese Maske verdeckte nur die innere Unsicherheit. Er hat den Diplomaten mit einer solchen Feinheit gespielt, daß er in die Lage kam, gegen seine eigne Schöpfung zu intriguiren. Das Parlament zu Erfurt 20. März bis 29. April die gefügigste Versammlung, die je getagt, nahm nicht blos den vorgelegten Entwurf en bloc an, sondern erklärte sich zu jeder gewünschten Aenderung bereit. Dafür wurde es schlecht behandelt. Die Berliner Fürstenconferenz 9. bis 16. Mai ging resultatlos auseinander, weil keine Macht da war, sie zu leiten.

In den „neuen Gesprächen aus der Gegenwart über Staat und Kirche" hat Herr von Radowitz die Rechtfertigung seiner politischen Laufbahn versucht. Das Publicum, auf welches diese Rechtfertigung zunächst berechnet war, sind die Gothaer, die Eigentlichen. In den ersten Gesprächen kamen sie in der Person des guten Bankier Krusius unter allen Parteien am schlechtesten weg; diesmal ist umgekehrt der Gothaer Bürgermeister der einzige, der sich zusammenhängend über seine Ideen ausspricht. Herr von Radowitz hatte erst in den letzten Jahren den eigentlichen Liberalismus kennen gelernt, er hatte vom Kelch der Paulskirche getrunken und eine völlige Wandlung in seinen politischen Ansichten erlebt. Er giebt sein ständisches Princip unumwunden auf und bekennt sich offen zur constitutionellen Monarchie; er stimmt mit der Partei in ihrer Ansicht von der Entwicklung Deutschlands im Ganzen überein und weicht nur hie und da in der Wahl der Mittel von ihr ab; aber auch da bleibt es zweifelhaft, ob er in den Antworten, die er den Gothaer Angriffen gegen seine factische Politik entgegensetzt, wirklich seine abweichende Meinung rechtfertigen, oder nur Andere schonen will. Wir empfangen den Eindruck einer im Grunde ehrlichen, aber durch sophistische Bildung in falsche Bahnen gelenkten Natur, die nur durch starke Anstrengungen den richtigen Weg wieder findet. Die geistreichen Gesichtspunkte, zu denen uns Herr von Radowitz in seinen Gesprächen führt, vermögen uns darüber nicht zu täuschen, daß die innere Sicherheit und die Größe eines gewiegten Staatsmanns nicht in ihm vorhanden war. Dagegen interessirt er uns von einer andern, nämlich von der rein menschlichen Seite. Er hört auf, ein unnahbarer Magus

zu sein, er zeigt uns sterbliche Glieder, die leiden können, dadurch gewinnt er entschieden unsre Theilnahme und wir können auch dem Motto, das er an die Spitze seines Buches gesetzt hat, die Berechtigung in seiner Anwendung nicht versagen: „Triste du mal que je prévois, impuissant pour le bien que je désire, je voudrais terminer par un peu de repos une vie que je n'ai point épargnée, mais que je n'ai pu rendre utile. Les temps actuels sont difficiles, je dois dire plus, ils sont impossibles.“ —

Ueber ganz Deutschland breitete sich eine unglückselige Verstimmung aus, die alle unmittelbare Thätigkeit aufgab, um in den Träumen eines unbestimmten Etwas zu schwelgen, das der Menschheit einen neuen Tag der Erlösung bereiten sollte. Die falsche, ungesunde Bildung unsrer frühern Literatur, der schlechte Stil der Belletristen, der sophistische Uebermuth der Philosophen, kurz der subjective idealistische Dünkel, der sich allen Ordnungen entfremdet hatte, war das Vorspiel und das Motiv zur Haltlosigkeit des Volks in den Tagen von 1848 gewesen. Ungleich ihren Vorfahren, hatten die Enkel von Karl Moor, Werther und andern Selbstquälern an der unmittelbaren Umgestaltung der öffentlichen Zustände gearbeitet; sie hatten den Dilettantismus von der Kunst auf die Politik übertragen: voll von geistreichen Einfällen und unklaren Velleitäten, kam es ihnen nur darauf an, ihre Phantasie zu kitzeln. In diesem Spiel bitter gestört, sprachen sie ihren Verdruß in einer Reihe ziemlich widerwärtiger Enthüllungen aus, und glaubten, in der Bildung einen großen Schritt vorwärts gethan zu haben, wenn sie ihre gläubige Vergangenheit höhnten.

Das durchschlagendste Erzeugniß dieser Niedergeschlagenheit waren Gutzkow's „Ritter vom Geist.“ Die politischen Parteien hatten ohne Ausnahme Bankerott gemacht, und wer auf eine von ihnen seine Hoffnung gesetzt, mußte mit düstern Blicken in die Zukunft schauen. Augenscheinlich hatte Gutzkow zunächst ein satirisches Gemälde im Auge: er will zeigen, daß in den Mauern Ilions eben so gesündigt sei als draußen. Die Figuren, die er in die Mitte seines Gemäldes stellt, sind unmöglich als bloße Ideale gemeint, sie benehmen sich zu absurd, und sie benehmen sich, beiläufig gesagt, so wie es ihre Ebenbilder in der Wirklichkeit nach derselben Richtung gethan hatten. Plötzlich aber verwandelt sich die Tendenz: man blickt nicht mehr in die Vergangenheit, sondern in die Zukunft; aus dem historischen Gemälde wird wieder ein prophetisches, und die nämlichen Figuren, deren verkehrte Haltung den schlechten Ausgang von 1848 verschuldet hatte, stehn als Helden des Jahrhunderts

Tableau! Es wird ein Geheimbund errichtet, gegen den gehalten, die Verschwörer von 1848 als reine Weltweise erscheinen.

Gutzkow führt eine Reihe von Personen ein, die sich augenblicklich als bekannte historische Größen ankündigen: eine bequeme Manier, denn wenn das Publicum einmal ein bekanntes Gesicht entdeckt hat, so zerbricht es sich bei jeder neuen Maske den Kopf, wer wohl dahinter stecken möge, und erwartet Aufschlüsse über die geheime Geschichte der Zeit. Wir befinden uns im preußischen Staat, etwa unter dem Ministerium Hansemann, das ebenso vom Hof wie von der Demokratie verachtet wird. Freilich wollen manche von den geschilderten Zuständen nicht in diese Zeit passen. Von der Existenz einer Straßendemokratie ist nicht die Rede, in allen Gesellschaften und Ständen ist der Reubund (Treubund) übermächtig. Noch steht es aber so, daß eine opponirende Majorität in der Nationalversammlung die Regierung stürzen kann. Das Ministerium macht die Frage, ob ein Minister in der Kammer zu jeder Zeit das Wort ergreifen dürfe, zur Cabinetsfrage, bleibt in der Minorität und tritt ab. Der König erhebt einen Fürsten Egon von Hohenberg zum Ministerpräsidenten. Dieser geistreiche junge Mann hat einige Jahre in Paris als Tischlergeselle gelebt und socialistische Grundsätze mitgebracht. Sein nächster Umgang war ein socialistischer Handwerker aus Paris und ein demokratischer Referendarius, Dankmar Wildungen. Man erwartet, daß er diese in sein neues Ministerium berufen wird, das sich die Aufgabe stellt, einen neuen Staat auf Grundlage der Arbeit zu gründen: statt dessen bietet er die Portefeuilles dem General Voland-Radowitz, dem Probst Gelbsattel-Hengstenberg und — sonderbare Zusammenstellung! — einem starklungigen Heidekrüger an. Er löst die Kammer auf, beruft eine neue, die er augenblicklich wieder nach Hause schickt, octroyirt ein Wahlgesetz, weist alle verdächtigen Individuen aus, seine ehemaligen Freunde voran, führt ein geschärftes Polizeisystem ein, ordnet Verhaftungen im großartigsten Maßstabe an, läßt bei ganz unpassenden Gelegenheiten unter das Volk schießen u. s. w. Als aber der Hof die Majorate wieder einführen will, nimmt er Abschied, erklärt feierlich, wie einem malcontenten Staatsmann ziemt, er habe eingesehn, daß mit der Monarchie nichts anzufangen sei und reist mit seiner jungen Frau nach Italien, von den Segenswünschen der jungen Republikaner begleitet. — Nun wissen wir, daß nicht ein geistreicher Prinz, dem die Fülle seiner Ideen über den Kopf wuchs, sondern daß Soldaten und praktische Geschäftsmänner, denen man alles Andere eher vorwerfen kann, als eine Ueberfülle von Ideen, in Preußen

die Demokratie zu Paaren getrieben haben. Wenn Herr von Manteuffel das Meiste von dem wirklich ausgeführt hat, was hier dem Prinzen Egon zugeschrieben wird, so hat er es doch aus andern Gründen gethan. Wenn er die Demagogen auswies, so hat er nicht nöthig, seine alten Freunde zu treffen. Die Ironie fällt auf den Dichter und seine Helden zurück. So wie Egon würden im betreffenden Fall sämmtliche „Ritter vom Geist" gehandelt haben, denn nichts macht so despotisch, als die Einbildung eines höhern Berufs, verbunden mit Unklarheit über die Bestimmtheiten dieses Berufs. Gutzkow hat für seine politischen Raisonnements die Form gewählt, die durch Radowitz' „Gespräche über Staat und Kirche" der feinen Welt zugänglich gemacht ist. Es sind Disputationen, in denen die verschiedenartigsten politischen Standpunkte sich gegen einander aussprechen, ohne daß diese Dialektik ein Resultat hätte. Allein bei Radowitz wurde das Publicum durch die Neugierde gefesselt, zu erfahren, was für Ansichten der in den letzten Jahren so einflußreiche Mann selber habe. Bei den Rittern vom Geist fällt dieses Interesse weg, ferner hatte Radowitz sich bemüht, von den verschiedenen politischen Parteien die charakteristischen Repräsentanten auszuwählen und ein Totalbild von den politischen Kräften zu geben. Bei Gutzkow dagegen haben wir es, so sehr die Ansichten auseinandergehn, immer nur mit einer Classe zu thun: zwar kokettirt der Eine mit dem Socialismus, der Andere mit der Republik, der Dritte mit dem absoluten Staat u. s. w. Auch sind sie ihren Ständen nach sehr verschieden, Künstler, Gelehrte, Beamte, Prinzen, Handwerker u. s. w., das sind aber nur Masken. Ein Prinz, der nicht blos in Paris ein Handwerk treibt, sondern in seinem eignen Schloß sich mit Tischlergesellen und Referendarien duzt und mit ihnen zu Tische sitzt, während eine Reihe galonirter Bedienten dahinterstehn und aufwarten, ist kein wirklicher Repräsentant der Aristokratie; der Handwerker, der sich mit dem Fürsten duzt, mit ihm Champagner trinkt und philosophirt, kein Repräsentant der Demokratie: es sind jungdeutsche Literaten, die sich als Handwerker und Prinzen verkleidet haben. Politische Ueberzeugung ist undenkbar ohne energischen Haß, und in dieser unbeschäftigten Literatengesellschaft neutralisiren sich alle Gegensätze. Am schlechtesten sind diejenigen Parteien dargestellt, die in ihrem Streben zu ernst sind, um mit Esprit aufzutreten, so namentlich die Bourgeoisie, die Doctrinärs, das Justemilieu, das constitutionelle Princip überhaupt, auf welche alle landüblichen Schimpfwörter des Kladderadatsch und der Kreuzzeitung zusammengehäuft werden. Das ist wahrscheinlich der Grund gewesen, daß die Demokratie sich einbildete,

das Werk sei zu ihrer Verherrlichung geschrieben. Von dem, was eine Partei kenntlich macht, von einer geschlossenen Ansicht ist bei den Rittern vom Geist keine Rede. Sie haben die gemeinsame Ueberzeugung, verkannte Genies zu sein, und nebenbei die dunkle Empfindung, daß in dem Bestehenden irgendwo irgend etwas nicht in Ordnung sei und daß in Zukunft irgendwann irgendwie etwas anders werden müssen. — Der Bund der Ritter vom Geist, dieser nothwendige Gährungsproceß, aus dem die Zukunft hervorgehn soll, ist eine schöngeistige Camaraderie, ein gegenseitiger Assecuranzverein für geistreiche malcontente Leute. Sein Inhalt ist das Suchen eines Inhalts; die Formen entlehnen sie von den Freimaurern; von den Jesuiten und von E. Sues „ewigem Juden" haben sie gelernt, daß es zunächst auf Capital ankommt, und wie in diesem Roman ist der Proceß um eine Million das Schema der „Ritter." Diese Ritter ohne den innern Glauben, der allein die Regel umzustoßen das Recht giebt, die bis auf weiteres die verwickelten Verhältnisse der Gesellschaft zusammenhalten soll, zeichnen sich alle durch ein eitles Hervorheben der Individualität über die Sache aus. Erzeugnisse einer unreifen Bildung, den neuen Verhältnissen nicht gewachsen, wetteifern sie in der Rücksichtslosigkeit gegen das bürgerliche Recht mit den Helden E. Sues und verstehen mit einer wahren Meisterschaft, in jeder Situation, die für einen leidlich honetten Menschen gar keine Schwierigkeit haben würde, sich möglichst unanständig zu benehmen.

Läßt sich schon Prinz Egon einige Male bestimmen, Dinge zu thun, die ihn mit dem Strafgesetzbuch in Conflict bringen, so leistet das eigentliche Haupt des Ordens, der Referendarius Dankmar Wildungen, darin das Unglaubliche. Und dabei tritt er keineswegs als leichtsinniger Naturmensch auf, sondern als reflectirter Charakter, unermüdlich, für jede Frage immer neue Gesichtspunkte aufzufinden, argwöhnisch gegen sich und andre, und für jeden beliebigen Fall mit allgemeinen Principien ausgerüstet. Es ist die selbe Figur, die uns in den meisten Romanen und Dramen Gutzkows entgegentritt, als Ottfried, als „Schlachtenmaler," eine Mischung von Blasirtheit und Idealismus, im höchsten Grade bestimmbar und doch bildungsunfähig, weil seine Entwicklung nach keinem Gesetz erfolgt, vor übergroßer Genialität ungeschickt zu jeder Handlung, übervoll von Tendenzen und doch niemals an eine Idee gebunden, so daß er immer außerhalb des Schusses bleibt und daß kein Schicksal ihn tragisch erschüttern kann.

Wie es optische Gläser giebt, in denen die Verhältnisse eines Gesichts gewaltsam auseinandergerissen werden, so geht es Gutzkow mit

seinen Charakterbildern. Er giebt niemals eine organisch gegliederte Individualität, sondern immer nur Aggregate aus empirisch aufgenommenen anekdotischen Porträtzügen und willkürlichen Einfällen. Die Blasirtheit, der Indifferentismus und der Unglaube, der mit unsrer Geistreichigkeit, wenn sie nicht durch consequentes Streben geklärt wird, unzertrennbar verbunden ist, breiten über seine Bilder eine verdrießliche Dämmerung. Niemals ist er im Stande gewesen, ein edles, starkes Herz zu schildern, das nicht blos im Augenblick aufflammender Leidenschaft die Reflexion bei Seite wirft, sondern sie überhaupt zu überwinden weiß, wo eine ernsthafte Situation einen bestimmten Entschluß fordert. Seine Charaktere sind im höchsten Grad von sich selber eingenommen, aber es fehlt ihnen jenes Selbstvertrauen, das sie frei macht und unabhängig von gemeinen Rücksichten. Bis ins innerste Mark, „von der Blässe des Gedankens angekränkelt," haben sie eine abgöttische Verehrung vor diplomatischer Weltklugheit, vor „gentlemanliker" Bildung, eine große Abneigung gegen die ehrliche, kräftig handelnde Mittelmäßigkeit. Von grenzenloser Willkür verfallen sie in die feigsten Rücksichten. Sie sind hochmüthig, aber nur so lange sie keinen Widerstand finden, weltklug, aber nur wo es kleine Intriguen gilt, humoristisch, aber nur wo sie verletzen. Und zwar ist es nicht die Absicht des Dichters, sie so zu schildern, er geht mit dem besten Willen daran, sie zu Idealen zu machen, aber sie verwandeln sich unter seinen Händen in Fratzen, weil ihm das Auge fehlt, das in jedem Augenblick das Wesentliche vom Unwesentlichen scheidet. Seine Kunst ist das Herleiten großer Dinge aus unangemessenen Ursachen. Sowie er ein Ereigniß eintreten läßt, ist er nicht mehr Herr darüber, es verstockt sich gegen ihn mit der Macht der Thatsache. Dieser ängstliche Pragmatismus in der Motivirung gleichgiltiger Dinge verleitet zu Erfindungen, die dem Wesen des Charakters wie dem Wesen der Situation widersprechen. Geschichten ohne Pointen erfüllen das ganze Buch. — Jener Unglaube in Beziehung auf die allgemeinen Fragen des Lebens, der sich alle Augenblicke durch die fliegende Hitze eines künstlich erzeugten Rausches von sich selber zu befreien sucht, um dann sofort wieder in trübe ironische Nüchternheit zu verfallen, zeigt sich auch in der Schöpfung seiner Gestalten. Fast bei jeder seiner idealen Figuren kann man eine ganz sonderbare Entwicklung verfolgen. Zuerst Entzücken über die werdende Größe des Helden; dann plötzlich halb wider Willen aus innrer Verstimmung hervorgegangen einzelne gemeine rohe Züge; in Folge dieser ihn selbst überraschenden Einfälle die Empfindung, es sei eigentlich doch nur ein Lump, und endlich der halb

faunische, halb weltschmerzliche Trost: wir sind ja alle sterbliche Menschen! — In den satirisch behandelten Figuren weiß Gutzkow die Schwäche, Schlechtigkeit und Lächerlichkeit mit großem Scharfsinn aufzuspüren. Wenn er aber eine ganze Zeit hindurch diese Menschen als die ausgesuchtesten Exemplare menschlicher Hohlheit und Niederträchtigkeit dargestellt hat, und wenn es dann dazu kommen soll, daß die Wirkungen ihrer Natur sich gegen sie wenden, so wird er auf einmal weich und gerührt; er entdeckt plötzlich ungeahnte gute Seiten an ihnen und sucht das Mitleid des Lesers rege zu machen. Es ist ein sehr verbrauchtes Manöver, daß der Schurke, der bisher den Kopf hoch getragen hat, wenn er sich entlarvt sieht, in Thränen ausbricht und seinen Richter darauf aufmerksam macht, daß er auch manche gute Eigenschaften habe, daß er seine Kinder und seine Bedienten gut behandele u. s. w. Wer sich dadurch rühren läßt, zeigt damit, daß er zum Geschworenen nicht taugt, und das ist zugleich das Kriterium, ob man zum Schaffen wahrer Gestalten fähig ist oder nicht.

Dichter von Talent aber ohne schöpferische Kraft sind nie im Stande, das Bild einer freien Seele hervorzubringen, sie sind auch nie im Stande, eine wahre Leidenschaft zu schildern, denn auch die Leidenschaft, die alle mitwirkenden Umstände überfluthet, ist ein Ausfluß jener dämonischen Kraft, die zu verherrlichen von Alters her als die hohe Aufgabe der Tragödie angesehn wurde. Jene Dichter, die, unfähig den Kern des Wesens zu erfassen, alles, was geschieht, aus zufälligen Umständen, Eindrücken und Erregungen herleiten, erinnern an den vierten König in Goethes Märchen, der, sobald ihm die Irrlichter die Goldadern aussogen, in einen unförmigen Klumpen zusammenfällt. Eine solche Gemüthsstimmung ist auch der wahren Satire nicht mächtig, denn auch diese verlangt ein festes Maaß der Seele. Gutzkow, in seinem innersten Wesen ein Anempfinder, bemüht sich durchweg, sich selber in Rührung zu sprechen. Er lauscht mit Behagen dem Klang seiner eignen Worte. Nun wird er aber gleichzeitig von unzähligen sich widersprechenden Gedanken und Empfindungen heimgesucht, und da er keinem derselben Widerstand zu leisten vermag, widerfährt ihm fast durchweg, daß er das Ungehörigste in den Vordergrund schiebt, daß seine Rührung plötzlich in blasirte oder gar in faunische Stimmung überspringt und daß seine Satire in schwächlicher, empfindsamer Rührung verklingt. Seine Poesie ist ein beständiges, bald zaghaftes, bald übermüthiges Experimentiren: aus weinseligem Idealismus wird jene satte Altklugheit, die über das Heilige die Achsel zuckt.

In einem spätern Roman, „der Zauberer von Rom,“ schildert Gutzkow den deutschen Katholicismus; es ist viel mehr wirkliche Beobachtung darin als in den „Rittern vom Geist,“ und auch darin zeigt sich ein Fortschritt, daß eine Figur, die sonst sehr an seine Lieblingshelden erinnert, der vielsprechende Klingsohr, zu seiner natürlichen Consequenz, der Infamie, geführt wird, aber man schaudert vor den Kloaken zurück, in die man sich auf diesem Weg vertiefen muß. Die Heldin Lucinde hat in ihrer Frechheit etwas Originelles.

Eine ganze Reihe ähnlicher Confessionen erschienen gleichzeitig mit den „Rittern“: „Moderne Titanen oder kleine Leute in großer Zeit“ von R. Gieseke, „Nach der Natur“ und „Aus der Junkerwelt“ von Max Waldau (Spiller v. Hauenschild) haben das Gemeinsame, daß sie über das Parteitreiben der vergangnen Zeit den Stab brechen. Die Herren und Damen sprechen mitunter ganz geistreiche Dinge aus, aber sie könnten ihrem Charakter und ihrer Lage nach ebensogut etwas Anderes sagen, zuweilen das Gegentheil. Sie sind arm an Gemüth, von der Reflexion ausgehöhlt und rufen daher keinen Glauben an ihre Existenz hervor. Dabei verfallen sie zuweilen in Excentricitäten, die alles Maaß überschreiten. Die tollsten Verbrechen, die abenteuerlichsten Unsittlichkeiten verlaufen ohne ernste Folge. — „Aber die Moral? rief Craw, die Moral von der ganzen Sache? Ihre Geschichte zeigt, wie die adlige Tradition Schurken bildet, sie weist aber auch nach, daß die Theorie der Entblößung von allem Hergebrachten, in der Gesellschaft angewendet, Bösewichter erzieht. Haben Sie gesiegt? Haben Ihre Pläne irgend Jemand gut gemacht, haben sie Segen gebracht? Der Verstand hat in Ihren Feinden gethan, was er mit seinen Prämissen thun mußte, er hat in Ihnen das Gleiche vollbracht; jene hatten ganz bestimmt Unrecht, Sie haben in Ihren Grundsätzen bis auf den Haß allerwahrscheinlichst Recht, — und doch trafen die Antipoden in der Kunst zu verderben zusammen.“ Es ist der Dichter der Junkerwelt selbst, der diese Frage stellt und da er keine Antwort findet, so können wir ihm auch nicht helfen. Er schildert nicht die wirkliche Demokratie, sondern eine fingirte. Seine Proletarierfamilie gehört eigentlich dem Adel an, und das Haupt derselben kann weder seiner Geburt noch seiner Bildung nach als Repräsentant der nothleidenden Klassen betrachtet werden. Was er nicht will, sagt der Verfasser ausführlich genug. Er verspottet die Gothaer, er verachtet die Demokraten in allen ihren Nuancen, er haßt die Reaction. Was will er also eigentlich? Einmal spricht er sich sehr ausführlich darüber aus, daß die Befreiung des Menschengeschlechts nur von Ruß-

land, von dem kräftigen Blut der Slaven zu erwarten sei; ob im Scherz oder Ernst, mag Gott wissen. —

Der wunderlichste Versuch unter den höchst auffallenden Geständnissen, in welchen das vormärzliche Titanenthum sich über seine eignen Verirrungen zu rechtfertigen sucht, ist der „Tannhäuser“ von A. Widmann, einem Dichter, der übrigens in seinen Schilderungen viel Talent verräth. Man höre die Schilderung des Haupthelden Friedrich. „Zuerst sah der Betrachtende ein Vogelgesicht, so bedeutend überwog die vollkommene Stirn und die herabhängende Nase die untern Theile. Allmählich aber blieb der Blick an der äußerst feinen, von Leben zuckenden Oberlippe haften, welche bald von Liebreiz umgossen, ein stolzes Lächeln auf die runde weiche Wange zurückspielte, bald fest an die Unterlippe gepreßt, einen ätzend sinnlichen Ausdruck gewann, der durch das zarte runde Kinn nicht gemildert war. Unwillkürlich sah man einen Panther vor sich, welcher in schmeichelnd gefährlichem Spiel zugleich leckt und vernichtet. Dieser Eindruck war um so schärfer, wenn Fritz, wie er zu thun pflegte, die durchgearbeitete Hand wie ein Greif weit auf den Tisch hineingesetzt hatte.“ Die Geschichte spielt in Schwaben. Der „Tannhäuser“ ist ein hoffnungsvoller junger Mann, der in den „Venusberg“ eines räthselhaften Kreises verlockt, dadurch in manche sociale Unbequemlichkeit gestürzt und zuletzt mit seiner Braut entzweit wird. Die Geschichte endet tragisch. Er tödtet sich nicht selbst, stirbt auch nicht im Duell, aber er bricht durch einen Zufall das Genick, was ihm freilich auch hätte begegnen können, wenn er nicht im „Venusberg“ gewesen wäre. Der Mittelpunkt jenes räthselhaften Kreises ist der eben geschilderte Friedrich, der erst eine Psychologie, in der sich das „reine Weltgenie“ offenbaren soll, schreiben, dann König werden und ohne Sentimentalität alle, die ihm zuwider sind, ausrotten lassen will. Er spricht wie im Fieber und geberdet sich wie ein Narr, aber es wird uns gesagt, daß er sehr geistreich ist, und der Vergleich, durch den er sich über Christus erhebt, wird zwar von den Weisen der Gesellschaft angefochten, aber nur bis zu einem gewissen Grade. Er ißt und trinkt sehr gut, macht Schulden und giebt dann „Ordres“ an seine Anhänger, ihm Geld zu verschaffen; wenn das Geld ausgeht, verfällt er in rasende Verzweiflung. Er lebt als Vagabund, giebt sich zuweilen für einen Prinzen aus und schreibt Artikel gegen die Liberalen. Ein ehemaliges Freudenmädchen macht er zu seiner Königin; seine Anhänger, die ihm selber die Hand küssen, und ihn „Herr“ anreden, müssen ihr sammt ihren Bräuten aufwarten. Nachher aber erklärt er, doch noch eine zweite Frau

nehmen zu wollen. Der Verfasser ist zwar nicht ganz einverstanden mit seinem Fritz, aber er bleibt stets ernsthaft, etwas trübsinnig. Für eine Erfindung ist das alles zu toll; wenn man aber hört, daß eine wirkliche Geschichte zu Grunde liegt, die Irrsale des bekannten Philosophen Friedrich Rohmer, so wird einem noch wunderlicher zu Muth.

Gräfin Hahn-Hahn war ein Jahr vor der Revolution aus dem Orient zurückgekehrt, mit großer Abneigung gegen die europäischen Wirren. „Das tumultuarische Abendland machte mir einen unangenehmen beklemmenden Eindruck. Soeben habe ich zwei volle Monate auf den stillen Fluthen des Nil, umringt von der stillen Wüste, zwischen stillen Ruinen gelebt, und nun auf einmal dieses Lärmen, dieses Treiben, dieser Luxus, diese Hantirung in allen Richtungen des Lebens. Das betäubte mich." Sie suchte sich zu orientiren, sie las einige communistische Bücher, und machte sich darüber Vorstellungen, wie etwa die Bestrebungen der Zeit beschaffen sein möchten. Das wollte ihr alles nicht gefallen. Sie fand ihre Seele zu fein gestimmt, zu edel für dies zerfahrne Wesen, und ging wieder nach Italien. Dort traf sie die Revolution, und das Entsetzen über den Abgrund, der sich ihr zu öffnen schien, trieb sie heftiger als sonst nach dem alleinseligmachenden Born der Gnade. „Ganz stupid" sah sie auf die allgemeinen Zustände. Nach Dresden zurückgekehrt, brach sie allen Umgang ab, denn die meisten ihrer Freunde hatten sich der verhaßten Revolution hingegeben. „Ich lebte wie der Salamander im Feuer, in dem unauslöschlichsten Haß und der unbesieglichsten Verachtung des demokratischen Princips und seiner Vertreter, Anhänger, Nachbeter, und zwar mit solcher Vehemenz und Intensität, daß ich nicht begreife, wie mein Herz nicht hundertmal zerbrochen ist bei all den Unthaten; für Kunst, für Literatur hatte ich so wenig Interesse, daß sie gar nicht mehr für mich existirten. Nach außen schloß ich mich streng ab. Ich will eine Oreade sein, sprach ich zu mir selber, ein Geist, der im Felsen wohnt, im harten, schroffen, abwehrenden Felsen. Wer weiß, welch eine Kraft sich durch Stille und Schweigen in mir entwickeln soll." — Der Mai 1849 verstärkte die Eindrücke. Sie erlebte den Dresdner Aufstand mit, und gleichzeitig traf sie ein harter persönlicher Schlag: ein Mann, der sich ihr in den letzten Jahren angeschlossen hatte, in dem sie endlich „den Rechten" gefunden, aber ohne durch ein eheliches Band mit ihm vereinigt zu sein, starb nach langer Krankheit. Nach einiger Zeit der dumpfen Muße beschloß sie endlich, „Licht zu finden." Sie ließ sich die Beschlüsse des Tridentinischen Concils, sowie die symbolischen Bücher der Protestanten geben, verglich sie und fand, daß in der katholischen Kirche

allein Seligkeit zu finden sei. Januar 1850 schrieb sie an den Fürstbischof von Breslau, Melchior v. Diepenbrock, um ihn zu bitten, ihr zum Eintrittt in die Kirche behülflich zu sein. Der wies sie mit einer ernsten Vermahnung an Probst Kettler in Berlin; vor diesem legte sie am 16. März das Glaubensbekenntniß Pius' IV. ab und ruft nun mit einem Entzücken und einer Begeisterung, die uns vielleicht mehr ergreifen würden, wenn sie — nicht aus den Bekenntnissen einer schönen Seele abgeschrieben wären: „Ich glaube! O wenn es Worte gäbe, um die Empfindungen auszudrücken, mit denen ich sage: Ich glaube“ u. s. w. „Es ist, ich möchte sagen, der Vorzug derjenigen, welche in immensen Irrthümern gelebt haben: wenn sie endlich glauben, so ist es ein immenser Glaube, große Seelen werden schnell durch ihn verwandelt“ u. s. w.

Gleich im folgenden Jahr ließ sie drei Bücher hintereinander erscheinen, in denen sie ihre Bekenntnisse niederlegte: „von Babylon nach Jerusalem,“ „unsrer lieben Frau,“ „aus Jerusalem.“

Die Gräfin hat Recht, obgleich in einem andern Sinn, als sie es meint, wenn sie in dem ersten dieser Bücher schreibt: „Es kommt mir vor, als sei meine Seele von jeher eine schlafende Katholikin gewesen. Im Schlaf ist man nicht zurechnungsfähig; da ziehen die wunderlichsten Träume, die unsinnigsten Vorstellungen, die zusammenhanglosesten Bilder an uns vorüber. Als meine Seele wach wurde, fand sie sich katholisch, denn alles, was die Protestanten lehrten, hat sie nie begriffen, nie sich zur Nahrung machen können.“ Das ist sehr erklärlich, denn die Protestanten sprechen von Pflicht und die Katholiken singen von Liebe und Gnade. „Nichts und Niemand imponirte mir oder blendete mich, Allem und Jedem stellte ich mich höchst bestimmt und gelassen gegenüber und dachte: du bist du, und ich bin ich, und nun wollen wir mit einander reden. Ich war wie verzaubert in mein Ich, und wußte von keiner Art von Autorität.“ Eine solche Stimmung kann viel eher dahin gebracht werden, sich mit blinder Anbetung vor den dunkeln Wetterwolken einer höhern Macht niederzuwerfen, als sich mit Respect der Wirklichkeit anzuvertrauen. Das maßlose Selbstgefühl phantasirt und schwindelt sich leichter in eine maßlose Ehrfurcht hinein, als daß es sich mit wirklicher Aufopferung in sie hineinarbeitete. Das Herz, das sich nur auf sich selber bezieht, fühlt sich unbefriedigt, und weiß sich nicht anders zu helfen, als daß es in den glühenden Bildern anticipirter Glückseligkeit schwelgt, die seine eigne Größe ihm bereiten wird. „Ich werde noch einmal etwas thun, worüber die Welt ganz anders erstaunen wird, als daß ich Faustine geschrieben habe,“ rühmte sie in demselben Augenblick, wo, wie es ihr häufig zu

geschehn pflegte, „neben dem Gefühl unermeßlichen Glücks die gründlichste Unbefriedigtheit in dem Gewand einer ganz übermenschlichen Langeweile auftauchte“. Schon häufig hatten vereinzelte Anschauungen vom Katholicismus, dessen Glanz und Schimmer sich einer halbreifen Bildung leichter aufdrängt, als der protestantische Ernst, sie mit bequemem Entzücken erfüllt; in ihrem Buche „Jenseits der Berge“ schwärmte sie, wenn auch mit frivolen Beimischungen, für die grandiosen Trümmer der römischen Kirche; vom Berg Karmel aus schrieb sie an ihre Freunde in der Manier Chateaubriands und Lamartines, so daß jene voreilig glaubten, sie wäre schon katholisch geworden. „Ich hatte allerdings den Versuch gemacht, die ersten Schritte, welche mich in die katholische Kirche hätten führen können, zu thun, allein man traute mir wohl nicht Ernst und Ausdauer genug zu, oder zu viel Phantasie, d. h. in diesem Fall Launenhaftigkeit, und der Versuch blieb ohne Erfolg.“ Die frommen Männer haben sie besser verstanden als sie sich selber, wenn sie nun kokettirt: „Was ich für Kraft vergeudet habe, das ist ein Jammer, denn vergeudet ist alles, was nicht zum Heil der Seele gereicht,“ und wenn sie beschreibt, wie der Vers des Jesaias: „Mache dich auf, werde Licht, Jerusalem,“ einen immensen Eindruck auf sie machte. „Ich stützte den Kopf in die Hand und blieb so sitzen vor dem aufgeschlagnen Buch, ich weiß nicht wie lange,“ ganz wie Lamartine, als er beschloß, aus Frankreich eine Republik zu machen. Wenn man vergebens versucht hat, den Mittelpunkt der wirklichen Welt in seinen Salon zu verlegen, so liegt der andre Ausgang nahe, die ganze Fülle unverstandener Sehnsucht und gegenstandloser, aber tiefer Seufzer in die Brust eines Wesens zu senken, welches man sich gerade so vorstellt, wie man es braucht. Alle sogenannten genialen Weiber haben Momente religiöser Ekstase, Augenblicke, in denen sie einen Gott suchen, der ihnen eigen angehöre — den Rechten! Auch die Stellung einer büßenden Magdalena hat etwas Verführerisches.

Die bekehrte Faustine macht dem Protestantismus die größten Vorwürfe, daß er die gebührende Huldigung den heiligen Frauen, namentlich der allerheiligsten Jungfrau versage, „während doch Gott selbst aus seinem Himmel heraus dieser Jungfrau gehuldigt und sie auf Erden verehrt hat.“ Sogar von Gott lassen sich die verstockten Protestanten in der Galanterie übertreffen! Darum halten sie die Bibel in Ehren, die wahrscheinlich von Anbeginn durch verkappte Protestanten verfälscht ist, da sie Adam begünstigt und der viel reinern und ätherischern Eva alle Schuld des Sündenfalls beimißt. Später haben die Protestanten jene Asyle für verkannte schöne Seelen, die Nonnenklöster, und nament-

lich die adeligen Stifter, aufgehoben, und das Weib in die Knechtschaft einer plebejischen Ehe herabgedrückt, wo es sich um die Kinder, um den Herd und um die Wäsche kümmern muß, statt dem allein schicklichen Geschäft obzuliegen, anzubeten und sich anbeten zu lassen. „Protestantische Menschen müssen alle in einer Weise ihr Leben hinbringen, sie müssen heirathen, sonst sind sie überflüssig und nehmen andern den Platz fort; abgesehn davon, daß eine gänzliche Unkenntniß des menschlichen Wesens aus dieser einförmigen Einrichtung spricht, liegt ihr auch noch eine erstaunliche Trivialität zu Grunde, denn ihr zufolge wird nur der Leib eines Menschen geschätzt, nicht die Seele." — Ja, die Protestanten sind noch weiter gegangen, sie haben diesem an sich schon gemeinen Institut durch die Entziehung des sacramentalen Charakters den letzten romantischen Reiz geraubt, und dadurch höher gestimmte Naturen, wie Gräfin Hahn und George Sand, gleichsam verführt, sich von ihren Männern scheiden zu lassen. Edlern Frauen bleibt nichts übrig, als in das junge Jerusalem zurückzukehren, wo der hochmüthige Herr der Schöpfung sich vor dem Bild einer Jungfrau in den Staub werfen muß, und wo man Magdalena als eine Heilige verehrt, weil sie eine schöne Seele war. Die neue Katholikin ist nichts Anderes als die alte Weltdame; es ist nicht eine höhere Entwicklung, sondern nur die Ausbildung einer zweiten Seite ihres Wesens, die in der Doppelnatur der Lelia und Faustine begründet ist. Die Maßlosigkeit einer hochmüthigen weiblichen Subjectivität, die sich für den Mittelpunkt der Welt ansieht, um den alle Sterne kreisen, führt zu beiden Abwegen. George Sand hat das Problem ganz richtig gestellt; in jedem Augenblick erneuert sich die Frage: Buhlerin oder Betschwester? Rücksichtsloser Materialismus, oder rücksichtsloser Spiritualismus? Unendliche Befriedigung in der Lust, oder unendliche Befriedigung im Schmerz? Und zwischen beiden Extremen schwankend, bleibt die schöne Seele in einem wilden Traumleben, in dem bald von der einen, bald von der andern Seite die Gestalten sich in den Vordergrund drängen, in der Mitte. Sie sehnt sich nach Faustischer Lust, nach Faustischem Schmerz, und ist doch in ihrem Wesen viel zu schattenhaft, um das Eine oder das Andre ertragen zu können. —

Die katholische Kirche machte in jener Zeit mehrere Convertiten, darunter Florencourt, einen jener politischen Dilettanten, die eine so unerhörte Verwirrung in allen Begriffen angerichtet hatten. Mit derselben Coquetterie und Selbstvergötterung, welche die alten Romantiker auszeichnet, hatte er in allen Fragen, welche die Zeit bewegten, seine Sub-

jectivität hervorgekehrt, und nur dasjenige an ihnen aufgesucht, was seine Figur in ein interessantes Licht setzen konnte. Mit einem schrankenlosen Kosmopolitismus hatte er für sämmtliche Religionen des Weltalls geschwärmt; wenn sie nur etwas sinnlich Greifbares und phantastisch Erregendes hatten; er hatte versichert, sich mit Hottentotten und Eskimos in andächtigem Glaubensgefühl vereinigen zu können, nur nicht mit den Rationalisten, die ihr göttliches Wesen in abstracte Gedanken auflösen. Ein solches Hin- und Herfahren in dem unermeßlichen Pantheon aller Nationen ermüdet zuletzt einen schwachen Geist; er wird eine Auswahl treffen und diejenige Form der Religion vorziehn, in welcher der Naturwuchs sich am handgreiflichsten den Sinnen aufdrängt. —

„Auf meinem Wege," schreibt H. Heine im Nachwort zum „Romancero," Sept. 1851, „fand ich den Gott der Pantheisten, aber ich konnte ihn nicht gebrauchen. Dies arme träumerische Wesen ist mit der Welt verwebt und verwachsen, gleichsam in ihr eingekerkert, und gähnt dich an, willenlos und ohnmächtig. Um einen Willen zu haben, muß man eine Person sein, und um ihn zu manifestiren, muß man die Ellenbogen frei haben. Wenn man einen Gott begehrt, der zu helfen vermag, und das ist doch die Hauptsache, so muß man auch seine Persönlichkeit, seine Außerweltlichkeit und seine heiligen Attribute annehmen." Seit vier Jahren lag er schwer erkrankt danieder. „Ich habe gerochen alle Gerüche in dieser holden Erdenküche; was man genießen kann in der Welt, das hab' ich genossen wie je ein Held; hab' Kaffee getrunken, hab' Kuchen gegessen, hab' manche schöne Puppe besessen; trug seidne Westen, den feinsten Frack, mir klingelten auch Dukaten im Sack. Wie Gellert ritt ich auf hohem Roß; ich hatte ein Haus, ich hatte ein Schloß. Ich lag auf der grünen Wiese des Glücks, die Sonne grüßte goldigsten Blicks, ein Lorbeerkranz umschloß die Stirn, er duftete Träume mir ins Gehirn, Träume von Rosen und ewigem Mai, es ward mir so selig zu Sinne dabei, so dämmersüchtig, so sterbefaul, mir flogen gebratne Tauben ins Maul, und Englein kamen, und aus den Taschen sie zogen hervor Champagnerflaschen. — Das waren Visionen, Seifenblasen, sie platzten — jetzt lieg' ich auf feuchtem Rasen, die Glieder sind mir rheumatisch gelähmt, und meine Seele ist tief beschämt. Ach jede Lust, ach jeden Genuß hab' ich erkauft durch herben Verdruß; ich ward getränkt mit Bitternissen, und grausam von den Wanzen gebissen; ich ward bedrängt von schwarzen Sorgen, ich mußte lügen, ich mußte borgen bei reichen Buben und alten Vetteln, ich glaube sogar, ich mußte betteln. Jetzt bin ich müd' vom Rennen und Laufen,

jetzt will ich mich im Grabe verschnaufen. Lebt wohl! dort oben, ihr christlichen Brüder, ja das versteht sich, dort sehn wir uns wieder." — „O Gott, verkürze meine Qual, damit man mich bald begrabe. Du weißt ja, daß ich kein Talent zum Martyrthume habe. Ob deiner Inconsequenz, o Herr, erlaube, daß ich staune: du schufst den fröhlichen Dichter, und raubst ihm jetzt seine gute Laune. Der Schmerz verdumpft den heitern Sinn und macht mich melancholisch; nimmt nicht der traurige Spaß ein End, so werd' ich am Ende katholisch. Ich heule dir die Ohren voll, wie andere gute Christen — o Miserere! verloren geht der beste der Humoristen."

In der „Waldeinsamkeit" sucht der Dichter seine alten Freunde, die neckischen Elfen und Nixen, die Kobolde und Alräunchen, die ihm in seiner Jugend so vielen Spaß gemacht, und die ihm geheime Weisheit gelehrt, wieder auf. Er findet sie nicht wieder, sie haben sich ihm entfremdet, die Natur hat ihre Geheimnisse vor ihm versteckt. „Es glotzen mich an unheimlich blöde die Larven der Welt! Der Himmel ist öde, ein blauer Kirchhof, entgöttert und stumm. Ich gehe gebückt im Walde herum. — — Der Bach rauscht trostlos gleich dem Styx; am einsamen Ufer sitzt eine Nixe, todtblaß und stumm, wie'n Bild von Stein, scheint tief im Kummer versunken zu sein. Mitleidig tret ich zu ihr heran — da fährt sie auf und schaut mich an, und sie entflieht mit entsetzten Mienen, als sei ihr ein Gespenst erschienen." — Das ist nicht das zufällige Fratzenbild eines Fiebers; es ist der Ausdruck für den Dualismus einer Bildung, in welcher der Verstand dem Gefühl fortwährend widersprach, und welche sich daher, sobald sie einmal aufhörte, unmittelbar thätig zu sein, als Lüge vorkommen mußte.

Was für ein Gott das war, zu dem sich Heine wieder bekehrte, das liest man in den „Hebräischen Melodien" in dem Wettgesang zwischen dem Rabbi und dem Mönch: „Die Dreieinigkeitsdoktrin kann für unsre Leut nicht passen, die mit Regula de tri sich von Jugend auf befassen . . . . Unser Gott ist nicht die Liebe, Schnäbeln ist nicht seine Sache, denn er ist ein Donnergott, und er ist ein Gott der Rache. Unser Gott, der ist lebendig, und in seiner Himmelshalle existiret er drauf los durch die Ewigkeiten alle." — Noch spricht im „Romancero" zuweilen der Genius, im Ganzen aber hat man nur abschreckende Bilder, besonders in den Lamentationen, die bis an seinen Tod (17. Februar 1856) während eines siebenjährigen Schmerzenslagers fortgesetzt wurden. „Der Vorhang fällt, das Stück ist aus, und Herrn und Damen gehn nach Haus. Ein hochverehrtes Publicum beklatschte dankbar seinen

Dichter. Jetzt aber ist das Haus so stumm, und sind verschwunden Lust und Lichter. Doch horch! ein schollernd schnöder Klang ertönt unfern der öden Bühne: — vielleicht daß eine Saite sprang an einer alten Violine. Verdrießlich rascheln im Parterr etwelche Ratten hin und her, und alles riecht nach ranzgem Oele. Die letzte Lampe ächzt und zischt verzweiflungsvoll, und sie erlischt. Das arme Licht war meine Seele." — —

Wie in der Dichtung, so war es in dem wirklichen Leben immer finstrer geworden. 2. Juli 1850 schloß Preußen unter dem Druck der europäischen Mächte mit Dänemark Frieden. 7. August wurde durch Oesterreich der Bundestag reactivirt; vor demselben klagte 17. September Hassenpflug auf Restauration in Kurhessen. Im Zorn über diese Insulte wird 26. Sept. Radowitz zum auswärtigen Minister ernannt. 11. Oct. kommen die Feinde Preußens in Bregenz zusammen, 1. Nov. ziehn die Strafbayern in Hessen ein, 2. Nov. wird Radowitz entlassen, 8. Nov. Bronzell, 15. Nov. wird die Union aufgegeben: — so taumelte man rückwärts, einen Schritt nach dem andern, bis man sich endlich in Olmütz fand. Vinckes Antrag: „weg mit diesem Ministerium" wurde 4. Dec. durch Vertagung der Kammern, 19. Dec. durch die Ernennung Raumers und Westphalens beantwortet. 23. Dec. wurden die Dresdner Conferenzen eröffnet. 7. Jan. 1851 sprach Stahl in der ersten Kammer dem Ministerium seinen Dank für die Buße und Umkehr aus, Manteuffel sprach von der „Revolution in Schlafrock und Pantoffeln," und daß der Starke zurückweicht. 11. Jan. wurde die Dänenherrschaft in Schleswig-Holstein durch Oesterreich und Preußen wiederhergestellt, 15. Mai das schätzbare Material der Dresdner Conferenzen zu den Acten gelegt, der Bundestag in aller Form wiederhergestellt (unter diesen Umständen richtete man 31. Mai das Standbild Friedrich des Großen in Berlin auf!). Am 29. August 1851 wurde Herr von Bismarck, 36 Jahr alt, als preußischer Gesandter beim Bundestag eingeführt. Er hatte 1848 die Demokratie, 1849 die Unionspolitik bekämpft, er hatte erklärt, er könne dem phaetonischen Flug der preußischen Politik nicht weiter folgen; und der Feind der Unionspolitik galt naturgemäß als Anhänger Oesterreichs. 18. Febr. 1852 wurde auch Holstein den dänischen Truppen ausgeliefert.

Merkwürdige Geständnisse über diese Periode enthalten Radowitz' Reden und Betrachtungen im zweiten Band seiner gesammelten Schriften, die er 1852:53 herausgab. Radowitz war viel zu „geistreich," um

in der praktischen Politik etwas zu leisten; seine Gesichtspunkte waren zu vielseitig, als daß er ruhig und entschlossen dem einmal gesteckten Ziel hätte nachgehn können. Wer in der praktischen Politik etwas leisten will, muß einseitig sein können, sonst wird er über dem Hin- und Hersehn nach allen Seiten sich beständig im Kreise drehn. In einem kritischen Moment ist eine solche Gemüthsstimmung zugleich die gefährlichste, denn wer sich hier nicht im Augenblick entschließt, wird von den unaufhaltsam fortrollenden Rädern zermalmt. Herrn von Radowitz' politische Ueberzeugung, für deren Ehrlichkeit und Festigkeit uns jede Seite dieser Bücher Zeugniß ablegt, hat sich nie zur Leidenschaft gesteigert. Auch die Rechtfertigung seines Verhaltens, die er hier aufs Neue versucht, dreht sich beständig im vitiösen Cirkel: wenn seine fingirten Gegner ihm erklären, daß, wer den Zweck wolle, auch die Mittel wollen müsse, und daß er daher entweder die Mittel nicht erkannt, oder den Zweck nicht ernstlich gewollt habe, so erwidert er regelmäßig: ich habe die Mittel allerdings erkannt, ich habe erkannt, daß sie die einzigen waren, die zum Zweck führten, und daß sie zum Zweck führen mußten, aber ich habe sie nicht anwenden wollen und daher nicht anwenden können, weil sie gegen mein Gewissen waren. Gegen eine solche Erklärung läßt sich nichts weiter einwenden, als daß er in diesem Fall auch den Zweck hätte aufgeben und sich von dem Schauplatz der That fern halten müssen.

Indessen dürfen wir nicht aus den Augen lassen, daß für einen Mann, der mitten in der Action steht, ein solcher Entschluß schwer fällt. Er hofft jeden Augenblick auf das Eintreten eines unerwarteten Ereignisses, welches sein Gewissen mit seiner vernünftigen Ueberzeugung aussöhnen werde; er sieht, daß seinem Zurücktreten nothwendig eine Verschlimmerung der Lage folgen müsse, und so bleibt er und läßt sich eine Concession nach der andern abdrängen, bis die Ereignisse ihn überwältigen. Das ist nicht weise gehandelt, aber es ist menschlich. Wir dürfen endlich nicht aus den Augen lassen, daß er der Diener seines Herrn war und nur Rath darüber zu ertheilen hatte, *wie* die Beschlüsse desselben auszuführen seien, nicht *was* man beschließen solle, und haben das Wort zu beherzigen, mit dem der vielgescholtene Mann bei sonst versiegelten Lippen kurz vor seinem Tode seine Rechtfertigung abschließt:

„Wer aber davon ausgeht, daß eine Kette die menschlichen Thätigkeiten zusammenschließen müsse, damit große irdische Erfolge daraus erwachsen, der wolle sich vergegenwärtigen, daß diese Kette einen goldenen

Ring enthielt, der eben deswegen nicht so unbeugsam als das unedlere Metall schließen kann. Aber golden war und ist er!"

Von seinen ehemaligen Freunden und seinem alten politischen Standpunkt hat er sich (im vierten Band seiner Schriften) offen und unumwunden loszusagen vermocht. „Wer nach großen politischen Umwälzungen auf seine eigne Stellung zu den vorwaltenden Fragen zurückblickt, der wird finden, daß, wenn er im ernsten parteifreien Streben nach der Wahrheit verblieben ist, seine Erkenntniß zwei Stadien durchlaufen hat. Zuerst erlangt er die Einsicht, daß die Erscheinungen, die er, als von seiner politischen Lehre abweichend, getadelt und bekämpft hat, nicht blos das Erzeugniß vereinzelter Irrlehrer und selbstsüchtiger Parteiführer sind, sondern wirklich aus einer allgemeinen Umwandlung in den Gefühlen und Meinungen des lebenden Geschlechts hervorgehn. Hieran knüpft sich dann für ihn die zweite Erfahrung. Er forscht nach, ob jene herrschenden Zeitansichten, jene „öffentliche Meinung," nur Trug und Täuschung, gewissermaßen eine Geistesverwirrung in der Mehrzahl der Menschheit sei, oder ob dahinter nicht auch tiefere und berechtigte Ursachen stehn. Hieraus geht dann für ihn, den unbefangen aufrichtig Suchenden die Ueberzeugung hervor, daß dabei wirklich ein historischer Entwickelungsproceß thätig ist, der hier, wo es sich nicht um absolute, sondern nur um relative Wahrheiten handelt, seinen eignen Gesetzen folgend, unabwendlich zu gewissen Resultaten hinleitet. Daraus erwächst dann für Jeden, der es wahrhaft wohl mit seinem Lande und Volke meint, der nicht sich und die Befriedigung eigner Gelüste sucht, die entschiedene Verpflichtung, zu einem Abschlusse mit diesen historischen Nothwendigkeiten zu gelangen. Seine individuellen Sympathien und Antipathien mag er dabei bewahren; sie entspringen aus Quellen, die nur mit dem Leben versiegen. Aber er wird sie zu unterordnen wissen der höhern Pflicht, und nach dieser handeln, wo er dazu berufen ist."

Immer aber werden wir Deutschen es ihm danken, daß er zu wiederholten Malen in schwierigster Zeit, in der wirksamsten Weise das ausgesprochen hat, woran die Zukunft unsres Vaterlandes hing, die richtigen einfachen Sätze, Deutschland ein Bundesstaat, Preußen sein Führer, Sätze, welche fortan die Grundlagen einer gesunden preußischen Politik bildeten. Die Geschichte wird es ihm nie vergessen, daß er der erste preußische Staatsmann war, welcher für diese große politische Wahrheit Haß und Verfolgung und jede Art von bittrem Gefühl auf sich nahm und ihr treu blieb bis zu seinem Tode. Sie wird sein

Andenken festhalten unter dem Bilde des Täufers eines Größern, dem er die Wege bereitet hat. Und sollten die niedergelegten Erfahrungen des Herrn von Radowitz diesem Größerm nicht auch die „Tragfähigkeit des Gewissens" gestärkt haben?

Für Niemand wurde der Gang nach Olmütz verhängnißvoller als für die conservative Partei Preußens. Vieles von ihrem Verhalten konnte man aus dem Vorhergehenden zwar nicht entschuldigen, aber erklären. Der Adel war gewohnt gewesen, im Hofdienst, in der Armee und in den Civilämtern den Staat zu regieren; durch die Revolution sollte ihm das nicht blos entzogen werden, man drohte ihm auch mit Eingriffen in seine Vermögensverhältnisse, man sprach davon, der Reaction ins Fleisch zu schneiden. Es war begreiflich, daß er die Männer haßte, die ihn in solche Gefahr gebracht, daß dieser Haß um so kleinlichere Formen annahm, je schwächer er sich selbst im ersten Schreck gezeigt hatte. Es war begreiflich, daß er seinen Haß auf die Principien der Gegner ausdehnte, und in den Mitteln, sie zu bekämpfen, nicht wählerisch war, daß Männer wie Stahl, Gerlach und Wagener ihn blindlings leiten konnten, daß er die absurdesten Doctrinen mit Jubel begrüßte, wenn sie sich nur dem Liberalismus feindlich zeigten. Aber daß ein Stand, dessen Vorfahren in den Schlachten Friedrich des Großen unsterbliche Namen gewonnen, aus blindem Haß gegen die Revolution und deren vermeintliche Früchte sich so weit verleiten lassen konnte, dem preußischen Königthum Buße und Umkehr zu empfehlen und den Bußgang nach Olmütz als einen glorreichen Tag in der Geschichte Preußens aufzuzeichnen, den Staat Friedrich des Großen in eine schmähliche Abhängigkeit von Oestreich zu bringen und sich im Interesse der Partei oder vielmehr der Doctrin mit den Feinden des Staats zu verbrüdern, das war stark.

Im leidenschaftlichen Kampf gegen das Princip der Nationalstaaten läßt Stahl die Liberalen sagen: „wir lassen die Vertheilung der Staaten nicht gelten, die Gott gefügt; wir wollen nicht zugeben, daß er die Völker verbinde und zertheile und ein Volk dem andern unterthan mache nach seinem Rathschluß und seinen Strafgerichten." Also ein Rathschluß Gottes war es, als auf dem wiener Congreß dem einen Souverän so viel tausend Seelen genommen und ihm dafür so viel tausend andre Seelen zur Entschädigung gegeben wurden, oder nach dem zweckmäßigern Ausdruck von Thadden-Triglaff, so und so viel Pfund Menschenfleisch und Menschenknochen! So lange die Welt steht, hat man nirgend den Wahn gehegt, die Grenzen der Staaten müßten

ewig so bleiben, wie sie in dem gegenwärtigen Augenblick waren. Die Grenzen sind erweitert worden, wie es kam, durch Eroberung oder durch Verträge; in vielen Fällen hat der bloße Zufall und die ganz gemeine Leidenschaft dabei gewaltet, ebenso häufig aber auch ein bewußter Plan. Man nannte das im vorigen Jahrhundert: sich arrondiren. Damals warben die Fürsten ihre Soldaten durch Gewalt und List in alle Herren Ländern, und es kam ihnen nur darauf an, daß ihre Staaten bequem zusammen lagen, um sie leicht vertheidigen und leicht den Nachbar überfallen zu können; auf die Bewohner dieser Domänen kam es ihnen wenig an. Uns kommt es vor allen Dingen darauf an, daß der Staat auf der Basis einer sittlichen Gemeinschaft beruhe, daß jeder Bürger desselben das Gefühl habe, zu einem großen Ganzen zu gehören, nicht blos der willenlose Knecht einer fremden Macht zu sein. Für diese sittliche Gemeinschaft giebt die gleiche Nationalität, die nicht blos in der Gleichheit der Sprache, sondern vorzugsweise in der Gleichheit der wesentlichen Interessen liegt, zwar nicht die ausschließliche, aber die solideste Basis. Am wenigsten Schonung dieser auf die Länge unbezwinglichen Idee gegenüber verdienen solche Staaten, die ihrer ganzen Lage und Beschaffenheit nach jedes höhere Gefühl in der elendsten Philisterhaftigkeit ersticken müssen. Wenn die Lage eines solchen Staatencomplexes von der Art ist, daß ein energischer und klar sehender absoluter Fürst aus der alten Schule darin einen Antrieb sehn würde, seine Macht zu entwickeln, so ist der Umstand, daß jetzt der klar herausgebildete Instinct seines Volks ihn von selber dazu auffordert, nicht übertrieben revolutionärer Natur und die Rücksicht, die ein kluger Fürst darauf nimmt, bequeme Grenzfestungen, hafenreiche Küsten und sichere Gebirgsgrenzen zu haben, in keiner Weise sittlicher, als der Beruf, über eine mächtige und stolze Nation zu gebieten, die ihn als ihren Ersten, als den Träger ihres Ruhms verehrt.

Eine Reaction wird nur dann erträglich, wenn sie sich mit Kraft eines neuen politischen Moments zu bemächtigen weiß, wenn sie die Nation für den Verlust an Freiheit durch Stärkung ihres Einflusses entschädigt. Die Reaction von 1852 war schwächlich gegen das Ausland, von einer namenlosen Kleinlichkeit in ihrem Verfolgungssystem nach Innen hin. Die Völker vergessen schnell: man kann sich heute kaum die schmähliche Art noch vorstellen, in welcher die Polizei, um einige Gegner zu treffen, in den friedlichen Verkehr der Bürger eingriff, die Zudringlichkeit, mit der sie unter Verletzung des Hausrechts das innere Leben der Familie antastete. Die gute altpreußische Zucht des Beamtenthums und der Gerichte wurde künstlich zerstört, man besetzte

die Stellen nicht mehr nach dem Maßstab der Einsicht, Erfahrung und Thätigkeit, sondern nach dem Maßstab der Gesinnung; Haß gegen die Vorkämpfer des Bürgerthums galt als Verdienst um den Staat. Auch die Wissenschaft blieb nicht unberührt: argwöhnisch gegen alle Regungen des Geistes, mochte man ihnen keinen neutralen Boden mehr gönnen.

Eine tiefe Niedergeschlagenheit giebt sich in der populären Literatur jener Tage kund. Auf eine unschöne Weise überwuchert die Schmarotzerpflanze der Criminalgeschichte das gesunde Leben des Herzens und der Sitte. Temme, der flüchtige Demokrat der preußischen Nationalversammlung, begann mit „Anna Hammer" 1850 die Reihe seiner Criminalromane, die sich von Jahr zu Jahr ausdehnte und vom Publicum begierig verschlungen wurde. Auch in den „Rittern vom Geist" und ähnlichen Tendenzromanen von Prutz nimmt die Verbrecherwelt einen ungebührlichen Platz ein. Ein sehr talentvoller junger Dichter, Edmund Höfer, der die Stimmungen und Bewegungen der Seele unter den Einflüssen der Natur mit seltner Kraft auszudrücken weiß, begann 1852 mit „Geschichten aus dem Volk," die fast ausschließlich die Nachtseite des Lebens hervorkehrten.

Auch Willibald Alexis hat sich, vielleicht angeregt durch den „Neuen Pitaval," den er seit 1842 mit Hitzig herausgab, aus dem historischen Leben in die Conflicte des bürgerlichen zurückgezogen. „Ich lebe jetzt," läßt er einen Rath sagen, der aus der Verwaltung wieder in die Justiz tritt, „für die Verbrecherwelt. Die Wahrheit, die ich in der Psychologie des Staats nicht fand, suche ich in der der Gefängnisse. Es ist eigentlich derselbe Stempel, nur ursprünglicher, frischer. Dort sehn wir nur Stückwerk, hier Totalitäten. Wie aus dem unscheinbaren Keim eine ganze Verbrecherlaufbahn entspringt, wie die erste Unterlassungssünde, die Scham darüber, das Streben, es zu verbergen, ebenso oft als der Kitzel der Lust das Individuum weiter treibt, gäbe das keine Belehrung, ja Erhebung? Da, in der großen Geschichte vertuscht man es, wie aus dem Kleinen das Ungeheure sich ballt; hier ist kein Grund dazu. Die Diplomaten und Historiker fehlen, die das Schlechte schön malen, dem Albernen einen tiefen Sinn unterlegen, die Natur giebt sich, wie sie ist. Und wenn Mitten aus der Verworfenheit ein schöner menschlicher Zug wie ein Licht aus bessern Welten hervorschießt, da kann dem Criminalisten eine Thräne ins Auge treten, und er kann den Verbrecher lieben, den er verdammen muß. Der Sprung aus der Politik in die Criminalistik ist für mich zur Rettung geworden; aus einer Welt der Verwesung, über der der gleißende Schein

immer mehr reißt, in eine Naturwelt, wo es noch chaotisch daliegt, unschön, meinetwegen ekelhaft, aber es ist die grelle Naturwahrheit. Jetzt begreife ich die Völkerwanderung. Die Barbaren, welche die römische Culturwelt mit ihren Keulen niederschlugen: auch unter ihnen grassirten Laster, Blutsünde und Greuel aller Art, aber sie waren der frische Ausdruck des gigantischen Menschengeschlechts. Wenn Sie in der Verbrecherwelt nur einen andern Abklatsch der höhern Stände erblicken, so zergliedere, arrangire ich sie mir, ich finde Erklärung für vieles, was oben im Licht geschieht, in meinem Schattenreich."

Das Verbrechen ist keineswegs ein Ausdruck der Naturkraft, nicht einmal ein Ausdruck für die Schwächen der wirklichen Gesellschaft: es ist immer eine Anomalie. Nicht die Gewaltsamkeit oder die Bosheit macht seine Natur aus, sondern einfach der bewußte Conflict mit der Criminaljustiz. Wo so etwas in den höhern Ständen vorkommt, bei denen das Zuchthaus, der Pranger, der Galgen doch einen Eindruck auf das ästhetische Gefühl hervorbringen, da liegt eine so große Anomalie in der Seele, daß sie eigentlich nicht in den Kreis der Dichtung gehört. Verbrechen, in welchen die Mittel im Verhältniß zum Zweck stehn, wie die eines Macbeth und Richard III., können die Seele erschüttern, aber wenn die Geheimräthin Ursinus den Kindern ihres Bruders, ja selbst ihrem Bedienten, Rattenpulver eingiebt, theils weil sie sie nicht leiden kann, theils aber auch blos aus einem verrückten Gelüst, so ist das eine abscheuliche Curiosität, die in unsern Gefühlen auf keine verwandte Saite trifft.

In der ersten größern Conception, die er überhaupt versuchte: „Neues Leben" 1852 verfolgte Berthold Auerbach die Schicksale eines demokratischen Grafen, der, wegen seiner Betheiligung an dem republikanischen Aufstand zum Tode verurtheilt, seinen Namen vertauscht und Landschulmeister wird. Der Weg seines Lebens führt zu sehr interessanten Bildern aus dem Landleben, und die Tendenz, daß die modernen Helden aus dem Uebermuth ihrer halben Bildung und dem dreisten Ungestüm ihrer Träume heraustreten und sich in das Leben des Volks vertiefen müssen, um dasselbe im Einzelnen zu fördern und zu pflegen, verdient volle Anerkennung. Aber die Ausführung ist von demselben Gift inficirt, dessen schlimmen Wirkungen der Dichter entgegenarbeiten möchte. Sein Held ist trotz einzelner schöner Züge ein Ritter vom Geist, dem es lediglich darauf ankommt, dem Leben interessante Seiten abzugewinnen, der mit den Gesetzen desselben ein freventliches Spiel treibt und der, da seine Phantasie weit über seine Willenskraft hinausreicht,

die Eingebungen seiner augenblicklichen Laune bald vergißt, ohne daß sie fürs allgemeine Beste oder für seine eigne Entwickelung einen dauerhaften Gewinn hervorgebracht hätten. — Für diesen mißlungenen Versuch entschädigte Auerbach unmittelbar darauf das Publicum durch zwei neue, vortreffliche Dorfgeschichten „Diethelm von Buchenberg" und „der Lehnhold." Sie fallen zwar auch in das Gebiet der Criminaljustiz und haben nicht blos in ihrem Gegenstand, sondern in ihrer Darstellung etwas Friedloses, aber sie speculiren nicht auf die frivole lüsterne Neugier der Menge, sondern sie zeichnen mit Ernst und Gewissenhaftigkeit die Tragik der bäuerlichen Convenienz in Bezug auf die Eigenthumsverhältnisse, und die allmälige Zerrüttung einer Seele, die an innerer Unwahrheit leidet. Der Lehnhold, ein würdiges Symbol des alten verknöcherten Bauerthums, das dem Fortgang der Bildung auf die Dauer nicht widerstehn kann, aber mit Anstand zu Grunde geht, ist an Kraft und Strenge der Zeichnung neben Immermanns Hofschulzen zu stellen. Seltsamerweise haben diese neuen Dorfgeschichten nicht den Anklang der alten gefunden, denen sie doch an Kraft und Fülle bei weitem überlegen sind.

Harmloser schildert der schlesische Dichter Karl von Holtei in den „Vagabunden" eine Schicht des Lebens, die von den englischen Romanen vielfach ausgebeutet war, von der deutschen Literatur aber gewissermaßen neu entdeckt wurde. Es waltet in dieser Geschichte ein unerhörter Leichtsinn, der aber mit so viel Behagen und so viel wirklicher Lebensanschauung gesättigt ist, daß man mit dem Dichter nicht rechten möchte, wenn er nicht hin und wieder ins Weinerliche fiele. In seinen spätern Romanen tritt dieser Fehler noch stärker hervor.

Von der Rückschau der Demokratie auf ihre alten Hoffnungen und Enttäuschungen sind Fanny Lewalds „Wandlungen" 1853 das beachtenswertheste Beispiel. Bekannte Persönlichkeiten treten darin auf, von etwas starker Selbstgefälligkeit, aber unter der Leitung der Dichterin alle ehrlich bemüht, das rechte Princip für ihr sittliches Verhalten zu finden. Daß die schweren Fragen des staatlichen Lebens durch den bloßen gesunden Menschenverstand d. h. durch die Scheidemünze der allgemeinen Bildung, nicht zu lösen sind, ergiebt sich freilich aus dieser Geschichte sehr deutlich.

Je krankhafter die Zustände wurden, desto stärker spannte der Idealismus sich an, um der schlechten Gegenwart eine höhere Welt der Kunst gegenüberzustellen. In dem Zeitalter Friedrich Wilhelms' IV. waren die Versuche Richard Wagners ziemlich spurlos vorüberge-

gangen, bis er sie durch eine neue Theorie begründete, und als Prophet das Wort „Musik der Zukunft" aussprach. In den verschiedensten Regionen haben sich Ritter vom Geist, wie sie Gutzkow im Kreise der Politik sich vorstellte, zusammengethan, aber nirgend haben sie einen so durchgreifenden Erfolg davongetragen, als in dieser durch Franz Liszt in Weimar geleiteten Propaganda. Die größten Bühnen Deutschlands haben den „Tannhäuser" und „Lohengrin" in ungewöhnlicher Pracht aufgeführt und Meyerbeer einen gefährlichen Concurrenten gegeben, bis die allzugroße Zudringlichkeit der Ansprüche auch hier eine Reaction hervorrief. Uebrigens war es nicht eine Camaraderie im gewöhnlichen Sinn: die Jünger glaubten an den Meister, wie dieser an sich selber glaubte. Eine ähnliche Bewandtniß hatte es mit der Schule junger Philosophen, die Schopenhauers Werke der bisherigen Vergessenheit entzogen.

Die Hegel'sche Philosophie hatte sich überlebt, neue productive Köpfe kamen in der philosophischen Facultät nicht auf, und die Anhänger Herbarts und Benekes griffen ebenso auf Kant zurück wie Schopenhauer. Die Sache war entschieden, als ein englisches Journal sich ihrer annahm, und die Deutschen darüber belehrte, daß unbekannt ein Philosoph unter ihnen gelebt hätte, der wirklich deutsch zu schreiben verstand. Der Haß Schopenhauers gegen alle Abstraction, seine ungewöhnliche Gabe, Gedanken concret und sinnlich auszudrücken, entsprach dem allgemeinen Bedürfniß der Zeit, und wenn seine Philosophie zu dem Resultat führte, die Welt sei ein Jammerthal, so waren die damaligen Zustände Deutschlands nicht so beschaffen, daß man sehr lebhaft dagegen hätte ankämpfen können. Die Poeten bemächtigten sich der neuen Lehre mit derselben Gier, als sie früher Feuerbach sich angeeignet hatten: freilich, wenn sie im Glauben die „Nirwana" bekannten, die Nichtigkeit des Lebens, so entschädigten sie sich in der Darstellung mit der „Sansara," dem schrankenlosen Vollgenuß des Lebens. Ein Roman von Alfred Meißner führt diesen Titel, und drückt damit das Bewußtsein seiner Beziehung zu der neuen Lehre offen aus.

Meißners neuere Dichtungen sind ein merkwürdiges Symptom der immer wachsenden Reaction des Verstandes gegen das Gefühl; einer Reaction ins Extrem, die aber begreiflich wird, wenn man bedenkt, wie durch die überwuchernde Lyrik alles gesunde Gefühl angekränkelt war. Unsre Literatur bietet einen so reichen Vorrath an schönen Empfindungen, Bildern und Reflexionen, daß nur einiges Formtalent dazu gehört, aus ihnen neue Empfindungen, Bilder und Reflexionen zu com=

biniren. So singen unsre jungen Dichter von den Leiden ihres eignen Herzens, von ihren unbegriffnen Gefühlen und von den Qualen des Weltalls, noch ehe sie etwas wirklich empfunden, noch ehe sie in ihrer Seele etwas haben, was man zu begreifen sich die Mühe geben sollte, noch ehe sie von der Welt etwas wissen. Sie ergehn sich in den erhabensten Gedanken, ehe sie wirklich gedacht haben, d. h. sie fabriciren Variationen auf bekannte Melodien. Daraus ist jene Sprache hervorgegangen, in der das Herz, auch indem es empfindet, sich selber zum Gegenstand macht, sich gegen sich selber kritisch verhält. Allmälig kommt man nun dahinter, daß dieses überströmende Gefühl eigentlich eine Schwäche ist, und gewinnt vor harten Chatakteren, die alles Gefühl unterdrücken, eine Achtung, die nichts weiter ist als Abneigung gegen einen überwundenen Zustand. — Im „Weib des Urias" begnügt sich Meißner nicht damit, die Schlechtigkeiten jener That mit einer widerwärtigen Ausführlichkeit auszumalen, sondern er stellt die Buße des Königs als eine Heuchelei dar, die lediglich darauf berechnet ist, die verlorne Macht wieder zu gewinnen. Diese Wendung mochte dem realistischen Trieb der Zeit entsprechen, aber das Unerhörte ist, daß der Dichter sich auf Seite des Mörders, des Ehebrechers, Heuchlers stellt, oder seine Handlungsweise wenigstens für natürlich ausgiebt. In „Reginald Armstrong" ist der eigentliche Held ein verstockter Verstandesmensch, der mit Hintansetzung aller Rücksichten seinen egoistischen Motiven folgt. Er schließt das Stück mit den Worten: ein Narr bringt mich um! und erhebt sich moralisch über die ihn umgebende Welt, die nicht weiß, was sie will. So war es wenigstens in der ersten Ausgabe, in welcher der Dichter von seiner eignen Dialektik gewissermaßen berauscht war.

Ein andrer, von seinen demokratischen Illusionen zurückgekommener Lyriker, Wilhelm Jordan, macht im „Demiurgos" den Versuch, den Prometheus des Aeschylus, den Faust und den Hiob in einer zweiten verbesserten Auflage zu reproduciren. Seine eignen politischen Wandlungen schiebt er dem Gott Agathodämon unter, der Mensch wurde, um das Verhältniß des Guten und Bösen im menschlichen Leben an seiner eignen Erfahrung zu prüfen. Diese Selbstvergötterung wird durch den Inhalt der Geständnisse nicht gerechtfertigt. Bei einer edlen Natur tritt nach jeder Katastrophe eine innere Reinigung des Gemüths ein, die persönlichen Beziehungen verschwinden, und man empfindet die, wenn auch nicht große, doch stark erregte Zeit in den richtigen Dimensionen. Aber die Ideen, die uns hier als politische Weisheit aufgetischt werden, sind dem oberflächlichsten Schaum

der öffentlichen Meinung abgeschöpft; die Erschütterung hat die Seele des Dichters nicht geläutert, und selbst der unreife Radicalismus, mit dem er ins Parlament trat, steht höher als die zerfahrnen politischen Einfälle, die als Bodensatz seines Glaubens übriggeblieben sind. Jordan stellt es als eine Erniedrigung der Poesie dar, eine Milbe, oder einen Baum, oder eine Tischlerwerkstätte zu besingen, anstatt einen Gott oder das Ganze des Universums u. s. w. Allein so ist die Frage nicht richtig gestellt. Wenn der Genius eines Dichters so groß ist, uns einen Gott oder das Ganze des Universums in einem concreten Bild zu lebendiger Gegenwart vorzuführen, so werden wir ihn deshalb nicht tadeln, sondern ihn loben und preisen. Wenn aber das Talent eines Dichters zu einer so schwierigen Aufgabe nicht ausreicht, wenn mit seinen weltumfassenden Tendenzen nichts weiter gewonnen wird als eine zusammenhangslose Reihe blasser Schemen, so werden wir ihn auffordern, von seinem zwecklosen Unternehmen abzulassen, und statt dessen etwas zu schildern, was er mit seinem Sinn, seinem Gemüth und seiner Einbildungskraft wirklich umspannen kann, sei es auch nur eine Milbe, ein Baum oder eine Tischlerwerkstätte. Der Dichter soll sich an den individuellen Fall halten, den er in voller Lebendigkeit anschaut und in seinen innern Motiven übersieht.

Der fliegende Idealismus, der sich der höchsten Probleme erkühnte, konnte die trübe Stimmung nicht verscheuchen, die auf allen Gemüthern lastete. Träge und verdrossen floß der Strom der deutschen Politik dahin, so langsam und unsicher, daß man kaum unterschied, nach welcher Seite er ging. Selbst eine unterdrückte Nation hegt zuweilen Sympathie für ihre Unterdrücker, wenn sie Kraft, concentrirten Willen und Selbstgefühl bei ihnen findet, aber davon war in Deutschland keine Rede. Vor 1848 machte der Liberalismus nicht blos für alles Böse und Schädliche, sondern auch für alle Kraftlosigkeit der deutschen Zustände ausschließlich die Regierungen verantwortlich, und schmeichelte sich mit der süßen Illusion, es werde von dem Augenblick alles besser gehn, wo ihm einmal das Heft in die Hand gegeben werde. Der Augenblick war gekommen, und der Liberalismus erlag nicht nur der feindlichen Macht, er wurde unpopulär. Er hatte nicht verstanden, das Publicum zu erwärmen, es aus Zuschauern in Mitspieler zu verwandeln. In der politischen Windstille tauchten Propheten auf, die um so kühner und zuversichtlicher in ihren Zumuthungen an die Wirklichkeit waren, je weiter sie die Zeit hinausschoben, in welcher dieselben ins Leben treten sollten. Da alle Entwürfe der bestehenden Parteien

gescheitert waren, blickten diese Propheten mit unverhohlner Geringschätzung auf die „verbrauchten" Staatsmänner herab: sie seien unpraktisch gewesen, und statt der Wirklichkeit habe ihnen ein einseitiges Ideal vorgeschwebt. Aber in der Regel begegnet es diesen Realpolitikern der Zukunft, daß sie zwar eine einzelne Seite des wirklichen Lebens, die von ihren Vorgängern vernachlässigt ist, richtig herausfinden, daß sie aber dann mit eigensinniger Befangenheit an dieser einen Seite festhalten, wie die Idealisten an ihrer Idee, und daß sie die andern Seiten des Lebens übersehn. In der Praxis gleicht sich die Einseitigkeit aus, denn jede wirkliche Thätigkeit stößt nach allen Seiten auf Hindernisse, die sich ihr unmittelbar fühlbar machen, und über die sie sich also nicht täuschen kann; bei dem Entwurf eines Systems dagegen kann man ohne Mühe von allen Schwierigkeiten abstrahiren, und daher sind gerade diejenigen Theoretiker am wenigsten von der Unausführbarkeit ihres Systems zu überzeugen, die ihre Theorie auf einen angeblich praktischen Gedanken gegründet haben.

In der „Einleitung zur Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den wiener Verträgen," bei der eine Reihe namhafter jüngerer Gelehrten zur Mitarbeit herangezogen wurden, versuchte Gervinus, eine Construction der Geschichte, und zwar auf dem Wege der Induction und der Analogie. Durch Vergleichung der griechischen Geschichte mit der allgemeinen europäischen Entwickelung im Mittelalter und in der neuen Zeit findet er ein Gesetz der Evolution, in dessen Begründung er sich mit Aristoteles und Hegel auf gleichem Boden fühlt, welches er sogar nach Perioden feststellt, und in welchem er als Trost für die Wirrnisse der Gegenwart die Ueberzeugung gewinnt, daß Deutschlands Zukunft der Demokratie angehöre. Das Buch wurde vor Gericht gestellt und in Folge dessen in unzähligen Exemplaren durch Deutschland verbreitet.

Die Vorhersagung Napoleons III., das Kaiserreich sei der Friede, schien sich nicht zu bewahrheiten. Schon meldeten sich die orientalischen Wirren an. Als es doch nicht zum Kriege zu kommen schien, sprach Leo, das enfant terrible der Reaction, der übrigens neben seiner supranaturalistischen Politik stets einem warmen Cultus der freien und starken Persönlichkeit gehuldigt, seinen Verdruß aus, weil er gehofft, daß durch einen Krieg „das scrophulöse Gesindel, welches einem ehrlichen Menschen die Lebensluft einengt" und die „Canaille des materiellen Interesses" von der Erde werde vertilgt werden. Der Cynismus des Ausdrucks war so stark, daß man den Fonds von Wahrheit ganz übersah, der sich in der Abneigung gegen den langen Frieden versteckte.

Bruno Bauer, der bisher nicht gewußt, was mit Deutschland anzufangen, machte in „Rußland und das Germanenthum" die Entdeckung, daß es nicht dazu bestimmt ist, fruchtlos in der Weltgeschichte unterzugehn: es habe den Beruf des Düngers. Der lebenskräftige russische Staat sei dazu berufen, der Träger der nächsten Culturentwicklung zu werden, und Deutschland mit seiner siechen, greisenhaften, aber immerhin sehr inhaltreichen Cultur solle die Ehre haben, in dieses Reich der Zukunft aufzugehn und durch seinen Verwesungsproceß die spröden Elemente desselben in Gährung zu bringen. Die Erfindung war nicht neu: es gab eine ganze Reihe slavischer Philosophen, welche die Zukunft der Menschheit an das Slaventhum knüpfen, aus keinem andern Grunde, als weil das Slaventhum bis jetzt noch keine Mission erfüllt habe; das Material hatte Bauer aus Haxthausen entlehnt, der ihm in seiner Verlegenheit, was er aus Deutschland machen sollte, sehr gelegen kam. Das Wunderlichste ist, daß ihn diese Aussicht in die Zukunft mit einem gewissen Behagen erfüllt, daß der Stolz über den neuen Triumph seines Verstandes über sein Gefühl ihn die unangenehmen Nebenumstände übersehn läßt, mit denen wir oder unsre Kinder diese glorreiche Stelle in der Weltgeschichte würden bezahlen müssen. Es liegt in diesem Stoicismus eine Depravation des Gefühls, über die wir erschrecken würden, wenn das Ganze nicht einen so unaussprechlich komischen Eindruck machte. Für den Augenblick zeigte die Geschichte, daß es mit Rußland noch keine Noth hat, daß diese stumpfe, unproductive Nation, in der eine bereits tausendjährige Geschichte innerlich keinen Fortschritt hervorgerufen, noch nicht das Fatum Europas ist.

Von dieser Illusion zurückgekehrt, rechnete Bruno Bauer mit den bestehenden Mächten ab: er mit seinem Bruder Edgar, Buhl und andern ehemaligen „Freien" trat zur Kreuzzeitungspartei, und es gelang ihnen im Lauf einiger Jahre, an Cynismus gegen die Liberalen Ohm und Gödsche zu überbieten. Und doch könnte mancher Artikel des „Gesellschaftslexikons" mit wenig Abänderungen in der ultraradicalen Zeit der „heiligen Familie" geschrieben sein.

Der Beschluß der Demokratie, sich an dem parlamentarischen Leben nicht zu betheiligen, hatte zwar auf der einen Seite die üble Folge, daß man mit dieser Enthaltsamkeit eine That gethan zu haben glaubte, und dadurch in neue Illusionen verfiel, auf der andern aber führte es zur Selbstkritik. Schulze-Delitzsch erwarb sich das große Verdienst, die arbeitenden Classen durch Theorie und Praxis in verständige Begriffe der Volkswirthschaft einzuweihn. Diezel und Fischel bekämpften die

Schablone des französischen Liberalismus, und wenn sie auch mit ihren großdeutschen Sympathien, ihrer Ueberzeugung von der Verkommenheit aller romanischen Völker, und namentlich der Erste mit seinen Wuthausbrüchen gegen alle Andersmeinenden oft Verwirrung stifteten, so haben sie doch auch manchen Aberglauben ausgerottet. Mit nicht geringerm Eifer ging L. Bucher in London, auf Urquharts phantastische Mittheilungen gestützt, den vermeintlichen Vorzügen Englands zu Leibe: zugleich ironisirte er die „Nichts=als=Freihändler" und die traditionellen Liberalen. Großdeutsch und socialistischer Demokrat, im Sinn seines Freundes Lassalle, hat er dann plötzlich seine Meinung gewechselt.

Man führte wohlerwogne Gründe an, warum man sich an der praktischen Politik nicht betheilige; die Hauptsache war, daß man früher den Mund zu voll genommen hatte und nun abgespannt war. Unter diesen Umständen wurde der „Kladderadatsch" eine wirkliche Macht. Die unbehülfliche Ehrlichkeit unsers Volkes weiß sich nie recht in den Unterschied von Scherz und Ernst zu finden. Die Engländer ergötzen sich an ihrem Punch, aber sie suchen in ihm nicht die Quelle politischer Weisheit: bei uns hat für viele Kreise der Kladderadatsch die Geltung eines Evangeliums. Das hat nicht allein den Nachtheil, daß man sich in politischen Dingen ein schiefes Urtheil bildet — über dem Haschen nach Contrasten zu einem komischen oder sentimentalen Effect verliert der Witz den Sinn und das Verständniß der Thatsachen — sondern den viel schlimmern, daß man mit diesem Urtheil eine That gethan zu haben glaubt. Durch einen guten Witz oder einen kräftigen Fluch glaubt man seine Seele gerettet, und freut sich seines Lebens wie nach wohlgelungenem Tagewerk. Man opfert die Stunde, in der man sich über die verzerrten Gestalten der Politik amüsirt, auf dem Altar des Vaterlandes, und nachdem man so seinem Patriotismus Genüge geleistet und alle Tyrannen siegreich überwunden hat, geht man seinem Vergnügen nach, d. h. man begiebt sich in die Bureaux des Ministeriums, wo man mit stiller Verachtung die Verordnungen der nämlichen „Tyrannen" ausführt, die man kurz vorher vernichtet hat. Man schwärmt von einer Revolution, welche eine neue bessere Welt schaffen soll, und vor deren Eintritt es gleichgiltig ist, ob man die Scheinexistenzen der Wirklichkeit seiner Aufmerksamkeit würdigt oder nicht, oder wenn man weniger sanguinisch ist, hüllt man sich in das Gewand des Schmerzes und zerrauft sich in den Mußestunden das Haar über den Untergang aller Tugend und Gerechtigkeit. Aber das ist doch nur äußerlich; in der That ist man ziemlich zufrieden, durch politische Sorgen in seinen Geschäften nicht gestört zu

werden. Denn die Abneigung gegen die Ideen Staat, Vaterland u. s. w., die bei den Philosophen der uneingeschränkten Vernunft einen ziemlich komischen Eindruck macht, hat im praktischen Leben eine sehr ernsthafte Grundlage. Man findet, daß die Geschäfte besser gehn, wenn sich das Volk um politische Dinge nicht kümmert, und daß man um das Vaterland nicht zu sorgen habe, wenn man sich anderwärts ein bequemes Dasein bereiten könne.

Im vorigen Jahrhundert hatte man den Begriff des Staats mit dem absoluten Königthum identificirt, und da man von diesem nur Bedrückungen erfuhr, selbst wenn es in der wohlwollendsten Absicht zu Werke ging, so waren alle Anstrengungen des Liberalismus darauf gerichtet, diesem verhaßten Staat ein Amt nach dem andern zu entziehn. Es galt als Grundsatz: die höchste Aufgabe des Staats sei, sich selber überflüssig zu machen. Inzwischen erweckte das Schreckenssystem des Napoleonischen Militärstaates die Nationen aus ihrem Schlummer; sie kamen zum Bewußtsein ihrer individuellen Selbstständigkeit, und waren im Gegensatz gegen ihre frühere Lethargie geneigt, den Gedanken dieser Individualität auf die Spitze zu treiben, sich nicht blos mit einem eignen Staatswesen und einer eignen Sprache zu begnügen, sondern in Beziehung auf die Kirche, auf die Literatur, auf Handel und Industrie spröde von allen übrigen Nationen zu sondern. Es ist ein Nachklang dieses einseitigen Nationalgefühls, welcher sich in dem von Friedrich List in Süddeutschland angeregten Schutzzollsystem einen Ausdruck verschafft hat. Eine tiefere Auffassung vom Staat ging aus den Veränderungen in den Staatsformen selbst hervor. Wenn man früher Verfassungen, Parlamente, Unabhängigkeit der Gemeinden, Geschworne u. dgl. verlangt hatte, so betrachtete man das eigentlich alles nur als Schutzwehren gegen die Uebergriffe des Staats; erst allmälig kam man dahinter, daß diese Einrichtungen auch zum Staat gehören, daß man den Staat als Inbegriff des öffentlichen Lebens aufzufassen habe. Diese Ansicht gipfelte in der Hegelschen Philosophie, die darin den entschiedensten Gegensatz zu der Kantischen bildet. Wenn man sich daran gewöhnt, in dem so erweiterten Staatswesen die Vertretung sämmtlicher Interessen zu suchen, so lag es nahe, von ihm auch die Abhülfe aller Uebelstände zu verlangen, die auf der menschlichen Gesellschaft lasteten, und auf die man bei der großen Ausbreitung des Fabrikwesens aufmerksamer als früher war. In den frühern gutmüthig philanthropischen Träumereien war das Ideal ein weiser Monarch, der gleich dem Kalifen von Bagdad verkleidet durch seine Provinzen reiste, den reichen Tyrannen bestrafte und den un=

glücklichen Tugendhaften beschützte; jetzt, wo man die Dinge concreter und materialistischer auffaßte, sollte eine mechanische Einrichtung des Staats aller Noth und allem Elend der menschlichen Gesellschaft abhelfen. Je allgemeiner und unklarer die Anforderungen waren, deren Befriedigung man dem Staat zumuthete, desto schwärmerischer traten sie auf, und die ersten Erscheinungen des Socialismus hatten ganz das Ansehn einer neuen mystisch-religiösen Bewegung, gegen die man mit Gründen der Vernunft ebensowenig ausrichten würde, als gegen den Fanatismus überhaupt.

Im Gegensatz zu diesen Lehren wurde nun auch die Theorie des Freihandels auf die Spitze getrieben. Die radicale Schule wandte ihre souveräne Kritik ebenso gegen die scheinbar Verbündeten, die Demokraten und Socialisten, als gegen ihre officiellen Gegner. Gegen die Demokratie: denn sie fand in der Herrschaft der Majorität über die Minorität eine ebenso große Tyrannei, als in der Herrschaft des absoluten Königs über seine Unterthanen. Gegen den Socialismus: denn sie fand in einem Collectivbegriff, wie er in dem Worte Staat liegt, die wenigste Fähigkeit, auf eine zweckmäßige Weise das Interesse der Einzelnen wahrzunehmen. Die Demokratie wie der Socialismus wollen alles für das Volk gethan haben, aber alles durch den Staat; die Partei der unbeschränkten Freiheit dagegen findet, daß gerade der Staat, er möge monarchisch oder demokratisch sein, durch seine beständige Einmischung alles verdirbt, und daß man für das Wohl des Menschen am besten sorgt, wenn man ihm eine Function nach der andern entzieht und ihn auf diese Weise endlich aufhebt. In diesem Sinn ist die Genesis des Satzes: Anarchie ist die beste Regierungsform, zu verstehn.

Dieses moderne Weltbürgerthum, welches sich nicht, wie das alte, auf Humanität, sondern auf materielle Interessen gründete, führt in der letzten Consequenz zu Falstaffschen Einfällen. Je gleichgiltiger man gegen die Ehre des Ganzen wird, dem man angehört, des Staats oder der Nation, desto rascher gewöhnt man sich, den Begriff der Ehre überhaupt cynisch zu analysiren. Freilich ist bei dem gesteigerten Verkehr jeder Einzelne genöthigt, sich die Begriffe der Volkswirthschaft klar zu machen; er ist nicht nur versucht, sondern bis zu einem gewissen Grade verpflichtet, ein Kaufmann zu werden: aber wenn man sich immer tiefer in die Zinsrechnung, in das momentan Zweckmäßige verstrickt, so denkt man zu wenig an das Bleibende. Das bloße Interesse zerstreut die Menschen in Atome, erst das Gefühl des Vaterlandes macht die Geschichte zu einer Continuität. Wo in der Geschichte Großes geschehn ist, haben die Völker nicht blos für ihre augenblicklichen Interessen gekämpft, son-

dern für ihre Kinder und Kindeskinder, denen sie eine freie Stätte als Erbe hinterlassen wollten. Jene materielle Auffassung des Lebens arbeitet auch dem wissenschaftlichen Materialismus in die Hände.

Juli 1853 machte das Einschreiten der akademischen Behörde gegen zwei hochbegabte Docenten in Heidelberg allgemeines Aufsehn. Beide waren durch Hegel und Feuerbach angeregt, aber zu sehr verschiedenen Zielen gelangt: Kuno Fischer, der über Geschichte der neuern Philosophie las, war entschiedner Idealist, Jac. Moleschott, vorher Arzt in Utrecht, entwickelte in seinen Vorlesungen über „Physiologie des Stoffwechsels" und den „Kreislauf des Lebens" die Ansicht, der Mensch sei ein chemisches Product der Stoffe, die Lehre von den Nahrungsmitteln die Grundlage der Physiologie. Fischer wurde wirklich suspendirt, er wurde später Professor in Jena; auf ihn wirkte die Verfolgung sehr heilsam, er vertiefte seine Studien, die vorher etwas Unreifes gehabt. Moleschott wurde durch die Facultät geschützt, erst im folgenden Jahr mußte er weichen, und fand in Zürich Zuflucht.

Das Interesse für die Lehrfreiheit erweckte Sympathien für eine Lehre, die ohne die Verfolgung sich kaum in weitern Kreisen würde geltend gemacht haben. Gleich darauf stieß L. Büchner, der jüngere Bruder des Dichters, mit dem Pamphlet „Kraft und Stoff," das trotz seiner Seichtigkeit große Verbreitung fand, in die Posaune des Atheismus. Der Cynismus des Ausdrucks that das Beste; man hatte ein unschönes Behagen daran, den Menschen einen wandelnden Ofen, eine sich selbst heizende Locomotive genannt zu hören, das Herz ein Pumpwerk. Was an der Sache richtig war, war nicht ganz neu, neu war nur, daß es so schien, der Mensch sei eben nichts weiter als eine sich selbst heizende Locomotive: hätte man den Satz umgekehrt, so wäre die Lächerlichkeit Jedem in die Augen gesprungen. — Mit Recht kehrte sich die neue Naturwissenschaft gegen die noch von Liebig festgehaltene Theorie von der „Lebenskraft," aber sie verfiel mit ihrem Satz, eine Kraft sei nicht an sich, sondern nur als Eigenschaft der Materie denkbar, in eine ähnliche Abstraction, indem sie dieser „Materie" ausschließlich die Prädicate des Seins, Werdens u. s. w. beilegte, die man früher vom Leben gebrauchte: daß in der Welt keine außerweltlichen Wesen hausen, wußte die Philosophie schon vor Moleschott.

Wenn man der Naturwissenschaft vorwirft, sie mache den Menschen nicht blos in seinem Glauben, sondern auch in seinen Ideen irre, so darf sie sich durch diesen Vorwurf in ihrem Fortschritt nicht aufhalten lassen, denn für sie ist die Erkenntniß ein kategorischer Imperativ; sie hat keine

Wahl, sie muß erkennen, und wenn die gesammte sittliche Welt darüber zu Grunde ginge. Aber der Vorwurf gilt auch nicht der Wissenschaft als solcher, sondern ihrer cynischen Anwendung auf das Gebiet der Speculation. Der Cyniker analysirt vermöge des „gesunden Menschenverstands" die concreten Erscheinungen des Lebens, und glaubt, wenn er überall die nämlichen Grundstoffe findet, jeden Unterschied in der Dignität derselben aufgehoben zu haben. Bei der beständigen Beschäftigung mit der todten Materie liegt die Gefahr dieses Cynismus sehr nahe. Der junge Arzt ist leicht versucht, um den ersten Ekel in der Anatomie zu überwinden, das Widerliche mit einer gewissen Renommisterei aufzusuchen und sich darin zu vertiefen. Aber erst in neuerer Zeit hat man sich gemüßigt gefühlt, diesen Cynismus offen zur Schau zu tragen. Wenn die Spiritualisten von der Unendlichkeit des Geistes und der Endlichkeit der Materie sprachen, so heben dagegen die Materialisten die Ewigkeit der Materie und die Endlichkeit des Geistes hervor und ziehn daraus den Schluß: die Materie ist die Hauptsache und der Geist die Nebensache; der letztere ist Schein, die erstere Wirklichkeit. Aber wenn auch ein Balken, der vom Dach fällt, im Stande ist, den größten Denker zu erschlagen, so ist damit seine Ueberlegenheit noch durchaus nicht erwiesen. Auf die abstracte Dauer kommt es nicht an: ein Moment des Geistes ist mehr werth als Millionen Jahre materieller Existenz. Mit großem Triumph wird immer die alte Geschichte vorgetragen, daß Lalande den ganzen Raum durchforscht und Gott nicht gefunden habe. Aber wer hieß ihn auch Gott im Raume suchen? Er hätte noch vieles Andere im Raum vergebens gesucht, das ohne Zweifel wirklich ist, viel wirklicher als der Raum, von dem die Materialisten die sonderbare Vorstellung haben, er sei wirklich. Wenn so mancher vor den letzten Consequenzen zurückschaudert, so erzählt L. Büchner ganz offen, daß der Unterschied zwischen der Thier- und Menschenseele nur ein quantitativer sei, und daß der Begriff des Guten, da es keine absolute Werthbestimmung desselben gebe, auf Illusionen beruhe. Aus der Selbstliebe kann man vieles herleiten, aber nicht die opferfreudige Idee des Guten, die allerdings den Menschen vom Thier unterscheidet. Es ist ein unsterbliches Verdienst vom alten Kant, darauf aufmerksam gemacht zu haben, daß der Glaube sich nicht auf die Natur beziehn darf, sondern nur auf die Idee. Die Naturwissenschaft hat mit dem Glauben an sittliche Ideen gar nichts zu thun, sie kann ihn weder bekräftigen noch widerlegen. Sie hat vollkommen Recht, materialistisch zu sein, da sie es lediglich mit der Materie zu thun hat; sie hat aber Unrecht, die Kategorien des niedern

Lebens, innerhalb dessen sie sich bewegt, auf die Sphäre des höher entwickelten Lebens anzuwenden. Die bloße Analyse wird dem Leben nicht gerecht. Wenn man meint, den Geist durch Zurückführung auf seine materielle Grundlage aufzuheben, so ist das derselbe Irrthum, als wenn man in der Aesthetik die Idee des Erhabenen auslöschen wollte, weil der materielle Gegenstand dieses Gefühls sich in Kies, Erde und Schmutz zerlegen läßt, also in Momente, die an sich betrachtet nichts weniger als erhaben sind.

— „Für unser Volk, wie es leider ist, muß der Materialismus sehr gefährlich sein. Die Seelischen, die keinen Geist haben, die, denen der Bauch ihr Gott ist, die Diener des Mammon, die Knechte der materiellen Interessen, sind zu einer Schaar angewachsen, die niemand zählen kann. Solchen Thiermenschen muß die neue Weisheit in hohem Grade einleuchtend und willkommen sein. Sie leistet ihnen Beistand in der Erstickung der Regungen ihres Gewissens. Daraus, daß die Verkünder derselben dies ihnen günstige Terrain kennen, erklärt sich der zuversichtliche Ton, in dem sie reden. Denn daß sie diese Zuversicht auf die angeblich ihnen günstigen Thatsachen gründen, ist nur Phrase, darauf berechnet, dem Unkundigen zu imponiren. Die Söhne Feuerbachs und der Gehenna wissen gar wohl, daß sich in dieser Beziehung seit den Tagen, wo der Materialismus von unserm noch glaubenskräftigen Volke mit Abscheu und Grauen angesehn wurde, nichts geändert hat. Im Ganzen und Großen lagen die Thatsachen, welche für den Materialismus sprechen, damals ebenso klar vor, wie jetzt. Daß die Beobachtung der Details Fortschritte gemacht hat, kann in der Hauptsache nichts ändern. Daß mit dem Gehirn z. B. auch der Verstand schwindet, das Leben entflieht, wußte man schon früher. Wahrscheinlich hat schon Kain diese Wahrnehmung an seinem Bruder Abel gemacht ... Wer die Zeiten erlebt hat, wo die Hegelsche Philosophie mit ihren unwahren, heuchlerischen Redensarten fast alles beherrschte, der kann sich fast freuen über das Aufkommen dieses Materialismus mit seiner vollkommenen Consequenz und Offenheit, freuen auch deshalb, weil diesen Verächtern der Theologie nun in gerechter Vergeltung auch der Boden für ihre gepriesene Philosophie geraubt wird. Daß dieselben, welche wähnten, wie Gott zu sein, sich auf einmal von allen Seiten durch Leute ihres eignen Schlages und in consequenter Weiterbildung ihrer Grundsätze in die Kategorie der Thiere herabgesetzt und hochmüthiger Anmaßung beschuldigt sehn, wenn sie einen Vorzug vor dem Ochsen in Anspruch nehmen, der Gras frißt, das ist wahrhaft eine Ironie des Schicksals, eine göttliche Ironie."

Es ist die Evangelische Kirchenzeitung, die in einem Neujahrsprogramm diese Philippica bringt. Die streitende Kirche hatte in diesen Jahren unglaubliche Fortschritte gemacht, äußerlich und innerlich: unter Kliefoths und Vilmars Vortritt hatte sich eine Schaar gesammelt, die fast nur noch den Teufel in der Welt sah; Tholuck galt bereits als Feind, manche der eifrigsten Rechtgläubigen als lau. Dieser Richtung, die den Stoff des Lebens als etwas Gleichgiltiges, Werthloses und Nichtiges verachtet, mußte es freilich höchst willkommen sein, den Materialismus in seinen absurden Consequenzen zu entwickeln. Eigentlich krankt sie mit ihm an demselben Gebrechen, das Wirkliche durch eine Abstraction zu überfliegen. Es war nicht mehr der alte naturwüchsige Instinct, sondern eine überladene Bildung, die sich ihres Gifts zu entledigen strebte.

Der Supranaturalismus ist der einzige principielle Feind der Wissenschaft, der Kunst, des Staats und der Gesellschaft: der Wissenschaft, denn er leugnet die Geltung der Naturgesetze und die Autonomie der Vernunft; der Kunst, denn er unterwühlt die beiden Ecksteine derselben, sinnliche Klarheit und geistige Freiheit; des Staats, denn er macht ihn einem außerhalb liegenden Zweck unterthan; der Gesellschaft, denn er lockert die Bande der Nation und lehrt eine den wirklichen Ideen entgegengesetzte Sittlichkeit. Die schädlichste Verirrung ist diejenige Philosophie, die im Grunde vom Materialismus ausgeht, d. h. die Realität an die Begriffe der Zeit und des Raumes knüpft, aber die compacte Materie, welche sich den Sinnen kund giebt, durch eine ätherische Materie ersetzt, zu deren Wahrnehmung ein sechster Sinn, das sogenannte Hellsehn, gehört. Es giebt keine sogenannte Thatsache der Geisterseherei, des Somnambulismus und der Hexenkünste, die durch diese Art des philosophischen Dilettantismus nicht gerechtfertigt würde. Der unbefangene Materialismus hat einen ungleich größern Werth als dieser spiritualisirte, denn seine Sünde liegt doch lediglich darin, daß er seine Kategogien auf Dinge anwendet, für die sie nicht passen, während er innerhalb seines eignen Gebiets die vollkommne unbedingte Berechtigung in Anspruch nehmen darf. Diese Aetherphilosophie dagegen schwebt im Aether, einem Material, von dem wir nichts wissen, dessen Gesetz wir also auch nicht controliren können, und ist, um nur einige Bestimmtheit hineinzubringen, genöthigt, sich zur Apologie jedes Aberglaubens und jeder Phantastik herzugeben. Die Romantik, die zuerst in die heitere Welt der Kunst die gespenstigen Nebelbilder einer trüben Phantasie eingeführt hat, und nun auch den Staat und die Gesellschaft in ihr Spinngewebe zu

verstricken sucht, ist nichts Anderes als der verfeinerte Ausdruck jenes Supranaturalismus, der die Welt in zwei Naturen trennt, von denen die eine die andre nicht versteht, die nur durch äußern Zauber mit einander in Berührung stehn. Gegen diesen Aberglauben an ein Doppelleben im Kosmos, an eine übernatürliche Welt des Geistes, die zu einem Reich der Schatten, und an eine seelenlose Natur, die zu einem Chaos aus Schmutz und Stein herabsinkt, ist die beste Waffe eine wahre, aus dem Herzen strömende Poesie.

Von dem Bemühen des Supranaturalismus, sich auch poetisch zu legitimiren, ist ein abschreckendes Beispiel der Roman „Eritis sicut Deus“. Durch eine Reihe von Reflexionen, Gesprächen, Briefen, Tagebuchblättern, die unter einander nur in einem geringen Zusammenhang stehn, sucht der anonyme Verfasser die Bildung und Gesinnung der pantheistischen Hegelianer darzustellen. Es ist charakteristisch, daß er dem unreifen Gefasel, welches er für moderne Philosophie ausgiebt, nicht das geringste Gegengewicht entgegenstellt. Mit Ausnahme eines orthodoxen Fanatikers, den der Verfasser selbst als eine Mischung von Abgeschmacktheit, gemeiner Gesinnung und Bosheit darstellt, tritt in dem ganzen Buch kein einziger Christ auf; diejenigen Figuren, die von Zeit zu Zeit Anwandlungen von Christenthum haben, sind noch viel siecher, haltloser und gebrochener als die Philosophen selbst. In dem ganzen Buch ist nicht eine Spur religiöser Gesinnung, wenn man die Schlußseite ausnimmt, wo der Verfasser plötzlich zu weinen, die Augen zu verdrehn und zu beten anfängt. Diese Wendung findet in dem Vorhergehenden nichts, an das sie anknüpfen könnte. Was so unfertige, molluskenhafte Geschöpfe, wie sie uns hier entgegentreten, für eine Religion haben, ist ziemlich gleichgiltig. Die erzählten Thatsachen sind sehr unfläthig, vor allen Dingen aber sehr läppisch. Die Mehrzahl der Figuren sind Porträts, zum Theil von wissenschaftlichen Notabilitäten: es sind aus ihrem wissenschaftlichen, politischen, ja selbst aus ihrem Familienleben einzelne Züge angeführt, die sie ihren Bekannten augenblicklich kenntlich machen müssen, die übrigen Züge sind freilich erdichtet, aber es soll doch damit gesagt werden, diese bestimmten Personen könnten unter Umständen so handeln, wie es hier erzählt wird, weil sie Hegelianer sind.

Der Verdacht der Urheberschaft vertheilte sich auf verschiedene Personen, die im Lauf der Zeit sämmtlich widersprachen. 6 Jahre nach dem Erscheinen des Romans kamen im „Rauhen Haus“ „Aufschlüsse“ heraus. „Weil es eben an der Zeit zu sein scheint, diese vernünftige Welt zu überführen, daß es doch Dinge geben kann, die man nicht mit

dem Cirkel oder der Elle messen kann, so werden wir uns schon entschließen müssen (obgleich es mit Widerstreben geschieht), sie etwas tiefer in die geheime Werkstätte, aus der das Buch hervorgegangen, blicken zu lassen. Sei es doch endlich gesagt, daß dasselbe nur auf Befehl geschrieben ist.“ — Der den Befehl gegeben, ist nicht, wie man gemeint, ein Pietistenhäuptling, nicht ein abgefallener Hegelianer. „Dieser Meister hat nie dergleichen Weltweisen zu Füßen gesessen, er ist etwas zu alt dazu. Er hat schon vor Jahrtausenden . . .“ Mit einem Wort: der wahre Verfasser des Romans Eritis sicut Deus ist — Gott!!

„Was unser Buch anlangt, so muß ich schließlich von ihm zeugen: es ist nichts Andres als eine Kelter des grimmigen Zorns des lebendigen Gottes und ein Beweis der Wahrhaftigkeit seiner wirklichen Existenz.“ — Gewiß! — Wer schreibt, existirt, nun hat Gott einen Roman. — Sollte es noch nöthig sein, etwas hinzuzusetzen? — —

2.

Soll und Haben.

Mit einem Uebermuth, der auch durch den schlechten Ausgang des Revolutionsversuchs nicht gebändigt wurde, erhoben die Ritter vom Geist das gegenwärtige Zeitalter, das Zeitalter weltumfassender Tendenzen, über unsre Vergangenheit, deren Maß ihnen beschränkt und spießbürgerlich vorkam; sich selbst aber wiesen sie innerhalb dieses Zeitalters die nämliche Stellung an, welche in der vorigen Generation die classischen und romantischen Dichter eingenommen hatten. Zuckten sie über Goethe und Schiller die Achsel, weil sie nicht immer Faust und Marquis Posa gewesen waren, so drückten sie sich noch viel geringschätziger über die Philister ihrer Umgebung aus, die an den neuen Genius nicht glaubten, und ihm in seinen vorzüglichsten Vertretern ihre Huldigung versagten. Ihnen gegenüber wurden die Verehrer der guten alten Zeit nicht müde, das ganze moderne Leben der Nüchternheit und Pietätslosigkeit anzuklagen; ihre einzige Freude war, das Andenken der goldnen Tage von Weimar bei sich und Andern zu erneuern. Es war ein schöner Zug, daß sich das deutsche Gemüth in einer Zeit, wo es, durch schwere Enttäuschung niedergedrückt, an sich selber zweifelte, mit einer gewissen Aengstlichkeit an die alten lieb gewordenen Erinnerungs-

zeichen seiner verblichenen Träume und Hoffnungen klammerte. Aber die Sehnsucht ist nicht blos unfruchtbar, sie verblendet das Auge gegen die lebendig sprudelnden Quellen der Wirklichkeit.

Als Jakob Grimm Juni 1848 die „Geschichte der deutschen Sprache" herausgab, fühlte er sich von einer düstern Ahnung einbrechender Barbarei befangen. „Es kann kommen," schreibt er in der Widmung an Gervinus, „daß nun lange Zeit diese Studien darniederliegen, bevor das wühlende öffentliche Geräusch ihnen wieder Raum gestatten wird; sie müssen uns dann wie ein edler und milder Traum hinter uns stehender Jugend anmuthen, wenn ans Ohr der Wachenden ein roher Wahn schlägt, alle unsre Geschichte von Arminius an sei als unnütz der Vergessenheit zu übergeben und blos am eingebildeten Recht der kurzen Spanne unsrer Zeit mit dem heftigsten Anspruch zu hängen. Solcher Gesinnung ist einerlei, ob Luther in Deutschland eine feste Macht des Glaubens angefacht oder vor hundert Jahren Friedrich der Große Preußen erhoben habe, das sie mit allen Mitteln erniedrigen möchten, da doch unsrer Stärke Hoffnung auf ihm ruht. Gleichviel, ob sie fortan Deutsche heißen oder Polen und Franzosen, gelüstet diese Selbstsüchtigen nach dem bodenlosen Meer einer Allgemeinheit, das alle Länder überfluthen soll." Mit einiger Bitterkeit erinnert er den Freund daran, Goethe und seine Zeit vom Standpunkt der politischen Interessen angefochten zu haben. „Jetzt haben wir das Politische im Ueberschwang, und während von des Volks Freiheit, die nichts mehr hindern kann, die Vögel auf dem Dach zwitschern, seiner heiß ersehnten, uns allein Macht verleihenden Einheit kaum den Schatten. O, daß sie bald nahe und nimmer von uns weiche!" — „Mein Blick sucht in lichte Zukunft einzudringen, wenn auch noch über uns schwer ein wolkenbedeckter Himmel steht und nur am Saum der Berge die Helle vorbricht." — In dieser Helle entdeckt er das Princip der Nationalitäten als das leitende der Weltgeschichte.

Wenn wir nun zwischen den Bewunderern und den Gegnern des Neuen abwägen, und Soll und Haben unsers geistigen Besitzes feststellen sollen, so müssen wir uns vor allen Dingen die Illusion aus dem Sinn schlagen, als könne die Poesie in unsrer Zeit dieselbe Bedeutung gewinnen wie im vorigen Jahrhundert. Betrachten wir die poetischen Leistungen der letzten zwanzig Jahre unbefangen, so finden wir manches, was wohl einen Platz in der goldnen Zeit von 1770 bis 1814 beanspruchen dürfte, vieles, was die besten Leistungen der Periode von 1814—1840 in Schatten stellt; aber es fehlt viel daran, daß diese

Werke auf das geistige Leben der Nation denselben Einfluß üben, sie auch nur so stark beschäftigen sollten, als es viel schwächern Versuchen im vorigen Jahrhundert gelang. Der Grund ist nicht Abspannung des Publicums, sondern eine ganz andre Vertheilung der productiven Kräfte, ein ganz andres Gleichgewicht der Bildung.

In jener goldnen Zeit drehte sich alles Interesse um die Dichtkunst; sie war der Gegenstand der Aufmerksamkeit und des Ehrgeizes, hochgebildete Männer ohne jede poetische Ader sahen sich doch durch den allgemeinen Zug zu Versuchen getrieben, die sie selber nicht befriedigen konnten, und ein nicht geringer Theil des wissenschaftlichen Lebens ward darauf ausgegeben, entweder angehende Poeten theoretisch vorzubilden, oder anerkannte Leistungen der Menge verständlich zu machen. Die Nation stand noch nicht auf eignen Füßen, sie suchte im Nebel ihren Weg. Solcher Zeit waren Goethe und Schiller erlösende Götter, die Poesie ein Mädchen aus der Fremde, „man wußte nicht, woher sie kam." Die Künstler waren an Bildung der Masse wirklich überlegen, sie besaßen den echten Lebensgehalt, der den sittlichen Zuständen fehlte, und konnten dem gesunden Menschenverstand, der heute sagt, was er gestern sagte, weil er es gestern sagte, mit gutem Gewissen Spott und Hohn entgegensetzen. Jetzt aber sind die Ideen Gemeingut der Nation geworden, das Leben hat seinen wirklichen Inhalt gefunden, und wer nun noch fortfahren will, seine Phantasie an Bildern aus der Fremde zu weiden, in stofflosen Stimmungen und Eingebungen zu schwelgen, das Ideal der Wirklichkeit entgegenzusetzen, wird von dem wirklichen Leben überholt, das tief in Sorge, Noth und Leidenschaft getaucht, aus dem festen Boden immer neue Kraft saugt und in folgerichtiger Arbeit sich bethätigt. Sonst waren es immer einzelne von der Idee ergriffene Geister, die unserm Volk die Bahn anwiesen. Es war schüchtern selbst in seinem sittlichen Bewußtsein, eine überlegene Kraft imponirte ihm, auch wo es ihr mißtraute. Jetzt hat es sich fühlen gelernt, und der Genius muß mit dem Gemeingefühl Hand in Hand gehn. In der classischen Zeit war die Kunst nur für die Auserwählten berechnet; wenn wir jetzt trotz aller unerfreulichen Erscheinungen den Durchschnitt unsres allgemeinen Lebens ziehn, und die individuelle Ausbildung des Einzelnen so wie das Gemeingefühl des Volks mit den Erinnerungen vergleichen, die uns aus jener Periode überkommen sind, so können wir mit gerechter Freude uns rühmen, besser zu sein als unsre Väter und Vorväter.

„Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst!" so sagte Schiller in

einer Zeit, die zwar nicht froh, aber auch wenig ernst war. Jetzt ist die Zeit sehr ernst geworden, sie leitet den Begriff der Kunst nicht mehr wie Schiller von dem Spieltrieb her, sie verlangt von ihr Wahrheit wie von der Wissenschaft. Nur diejenigen Zweige der Kunst kommen jetzt zur Geltung, welche die Wahrheit des Lebens zu ergründen streben: und diese müssen als ebenbürtig, ja im gewissen Sinne als überlegen den Einfluß der Wissenschaft auf das geistige Leben neben sich bestehn lassen. Die Gelehrten der frühern Zeit waren zum großen Theil blöde oder verstockt, sie schlossen sich gegen alle Ungeweihten ab; jetzt ist der Wissenschaft die Zunge gelöst worden, sie hat die Kraft, zu sagen, was sie weiß, und wenn man von einem Gelehrten der frühern Periode erzählte, er wisse in 24 Sprachen correct zu schweigen, so können seine Jünger dreist auf den Markt treten, denn ihre Beredsamkeit ist hinreißender, ja verständlicher als das ermüdend geistreiche Geschwätz der Dilettanten, die bisher das große Wort geführt.

Ein geistvoller Poet, der, von der Bedeutung der Wissenschaft für unsre Bildung tief durchdrungen, seine eignen poetischen Versuche mit wissenschaftlichem Geist zu durchdringen beflissen ist, Adalbert Stifter, sagt einmal: „Ich glaube, daß in der gegenwärtigen Zeit der Standpunkt der Wissenschaft der des Sammelns ist. Entfernte Zeiten werden aus dem Stoff etwas bauen, das wir noch nicht kennen. Das Sammeln geht der Wissenschaft immer voraus; das ist nicht merkwürdig, denn das Sammeln muß ja vor der Wissenschaft sein, aber das ist merkwürdig, daß der Drang des Sammelns in die Geister kömmt, wenn eine Wissenschaft erscheinen soll, wenn sie auch noch nicht wissen, was die Wissenschaft enthalten wird. Es geht gleichsam der Reiz der Ahnung in die Herzen, wozu etwas dasein könne, und wozu es Gott bestellt haben möge.“ — Der Ausspruch ist nicht unrichtig, aber von der höchsten Einseitigkeit. Mit tiefrer Einsicht in das Wesen der gegenwärtigen Wissenschaft und mit der vollen Wärme für den Gegenstand hat Gustav Freytag in der „verlorenen Handschrift“ das Bild eines deutschen Gelehrten gezeichnet. Allerdings tritt zuerst der Sammeltrieb hervor, der auch das Unscheinbarste heilig achtet, im Vorgefühl, es werde im Gesammtbau des Wissens irgendwo den bedeutenden Platz finden. Aber neben diesem Sammeltrieb und weit überwiegend, der Geist der Ordnung, der strengen folgerichtigen Methode, gegen welche die Gelehrsamkeit des 18. Jahrh. oft dilettantisch aussieht, und ein wissenschaftliches Gewissen, das, höchst edel in seinem Ursprung, in seiner Ueberspannung beinah auf den Abweg des Pharisäismus führt. Endlich aber, und das ist

die Hauptsache: bei aller angestrengten Aufmerksamkeit auf das Kleine und Einzelne der unablässige Trieb, das Einzelne zum Ganzen abzurunden. Felix Werner wäre im vorigen Jahrhundert entweder Poet oder Philosoph geworden — Männer wie die beiden Humboldt sind eine Ausnahme — jetzt giebt er sich einer Fachwissenschaft, der Philologie hin, deren Inhalt seit einer Generation so angeschwollen ist, daß ein Einzelner ihn kaum mehr durchmessen kann. Und doch unternimmt er nicht blos das, er bemüht sich auch, den innern Zusammenhang sämmtlicher Wissenschaften zu ergründen und sie auf die höchsten und letzten Zwecke des Geistes zu beziehn. Ob die Philosophie, die er den staunenden Landleuten und seiner Ilse vorträgt, die befriedigende Antwort auf die Räthsel des Lebens enthält, mag dahingestellt bleiben, aber sie ist, wenn nicht entscheidend für die speculative Philosophie, charakteristisch für den Höhepunkt der wissenschaftlichen Bildung unsres Jahrhunderts. Als das verbindende Mitglied zwischen der Gottheit, die zu nennen und zu bekennen selbst Faust anstand, und dem lebendigen aber ephemeren Individuum preist Felix Werner die Volksseele. Nun ist Werner zwar ein Ideal, an dessen Maßstab viele unsrer in Fachstudien vergrabenen Gelehrten zu kurz kommen würden, aber dies Ideal ist der Wirklichkeit entlehnt, und von allen Gelehrten unsrer Zeit steht keiner dem idealen Höhepunkt der Wissenschaft so nah als derjenige, der den Begriff der Volksseele mit hingebender Liebe in Bezug auf das deutsche Leben in allen Einzelheiten entwickelt hat: Jakob Grimm.

Bei keinem unsrer Gelehrten tritt der Sammeltrieb so massenhaft, man möchte sagen, so ungeheuerlich hervor. Ja, es scheint mitunter, als ob dieser Sammeltrieb ins Launenhafte überspränge. „Jede Wissenschaft," sagt Jakob Grimm selber einmal, „hat ihre natürlichen Grenzen, die aber selten dem Auge so einfach vorliegen, wie das Stromgebiet des Bachs, in dessen Mitte nach unsern Weisthümern ein schneidendes Schwert gesteckt ward, damit das Wasser zu beiden Seiten abfließe. Willige Forscher sollen also den verschlungenen Pfaden folgen, und bald leichteres, bald schwereres Geschühe anlegen, um sie betreten zu können. Wer nichts wagt, gewinnt nichts, und man darf mitten unter dem Greifen nach der neuen Frucht auch den Muth des Fehlens haben. Aus dem Dunkel bricht das Licht hervor, und der vorschreitende Tag pflegt sich auf seine Zehen zu stellen. Von der großen Heerstraße abwärts liebe ich durch enge Kornfelder zu wandeln und ein verkrochenes Wiesenblümchen zu brechen, nach dem andere sich nicht niederbücken würden." Aber es wäre das tollste Mißverständniß, das Große seines

wissenschaftlichen Lebens in der grenzenlosen Aufspeicherung des Materials zu suchen. Die Vergeistigung desselben, die Uebertragung alles Materiellen ins Seelische ist es, was seinen sämmtlichen Werken einen so unendlichen Zauber verleiht. Auch seine Richtung auf die Sprache ist durchaus seelisch. Die Sprache ist ihm weder bloßes Mittel, noch letzter Zweck, sie ist ihm das wirkliche Leben der Volksseele, die als ein Lebendiges zu begreifen die Aufgabe seiner Wissenschaft ist. Mit besserem Recht als den Sammeltrieb könnte man den Trieb, sich in dem Gewirr des Empirischen zu orientiren, das Bleibende im Wechsel zu finden, als den Leitstern Jakob Grimms und der modernen Wissenschaft überhaupt bezeichnen. Auf ihn läßt sich ein schönes Wort von Herrman Grimm anwenden, das er freilich in andrer Beziehung gebraucht hat. „Was wir an großen Gelehrten bewundern, ist nicht der ungeheure Vorrath ihrer Kenntnisse, sondern der dunkle Trieb, durch den geleitet sie zu sammeln begannen; das Wunder, das geschah, indem die Betrachtung der Dinge den Menschengeist zu einem schöpferischen Theil der Welt gestaltete. Die Ahnung des Ganzen, die ihm innewohnt, bildet den Gegensatz gegen die ungeheure Zersplitterung in einzelne Symptome, in die sich alles Leben auflöst, sobald wir es in den kleinsten Momenten betrachten wollen. Sie läßt uns die Welt, die in Staub zu zerfließen droht, wenn wir mit den Händen nach ihr greifen, so fest dennoch erfassen, daß nicht ein Atom ihrer Unendlichkeit verloren geht. Tragen wir ein Gefühl der Dinge in uns, so lernen wir sie kennen, und alles nimmt Gestalt an und wird wahrhaft."

Nirgend war es so nöthig, Soll und Haben unsrer Nation festzustellen, als auf dem Gebiet der Sprache. Es gelang den Brüdern Grimm, in dem Gewirr sich drängender unfertiger Entwürfe am Abend ihres Lebens die größte ihrer Unternehmungen ans Licht treten zu sehn. Viele Jahre hindurch hatten sie sich mit dem Plan eines deutschen Wörterbuchs getragen, das den gesammten Sprachschatz von Luther bis auf unsre Zeit umfassen sollte. Alte und junge Gelehrte waren zu diesem Zweck in Thätigkeit gesetzt. Jedem von ihnen wurde einer von jenen Schriftstellern vorgelegt, in denen die schöpferische Bildungskraft der Sprache sich am bedeutendsten krystallisirt. Sie mußten jedes Wort, das in irgend einem ungewöhnlichen oder zu einer allgemeinen Regel anregenden Sinn gebraucht wurde, verzeichnen, und die Quelle anführen; Millionen von Zetteln kamen auf diese Weise zusammen, und so sah sich Grimm endlich 1852 in den Stand gesetzt, an die Ausführung zu schreiten. Der Zweck des Wörterbuchs ist nicht, wie bei dem berühmten

Lexikon der französischen Akademie, die Sprache und ihre Gesetze zu fixiren, das Wohlanständige von dem Unrichtigen zu scheiden, sondern die naturwüchsige Bildung in ihrem ganzen Umfang zu verfolgen. Das Wörterbuch der Brüder Grimm soll ein Heiligthum der Sprache gründen, ihren ganzen Schatz bewahren, allen zu ihm den Eingang offen halten; ein Denkmal des Volks, dessen Vergangenheit und Gegenwart in ihm sich verknüpfen. Es soll eine lebhaftere Empfindung für den Werth der Muttersprache einflößen und auf die gesicherte Dauer der Sprache einwirken. Schützt es nicht alle Wörter, so hält es doch die Mehrzahl aufrecht. „Die lebendigste Ueberlieferung erfolgt freilich von Munde zu Munde, und nach Verschiedenheit der Landschaften ist ein Menschenschlag rühriger und sprachgewandter als der andre. Durch ausgestreuten Samen können aber auch verödete Fluren wieder urbar werden." Es gilt, den Umfang des ganzen neuhochdeutschen Zeitraums zu erschöpfen und dadurch nicht allein das Verständniß der einzelnen Ausdrücke zu ergründen, sondern auch die Liebe zu den vergessenen Schriftstellern dieser Zeit wieder anzufachen. Es wäre verkehrt, den Blick vom Alterthum abzuwenden und das Wörterbuch auf die kurze Spanne der Gegenwart anzuweisen, als könnte irgend eine Zeit aus sich allein begriffen werden. Jede Sprache steht nicht nur in ihrem nächsten Kreis, es sind auch noch fernere und ausgedehntere um sie gezogen, deren Einfluß sie sich nicht ganz entziehn darf, deren Bewußtsein sie nicht völlig verloren hat, wenn es schon dunkler und schwächer geworden ist, wie dem Gedächtniß die entlegensten Dinge urplötzlich wieder gegenwärtig werden. So ist es auch mit den fremden Ausdrücken. Unmöglich wäre die Ausschließung aller solcher Wörter, die im Boden unsrer Sprache Wurzel gefaßt und aus ihr neue Sprossen getrieben haben. Das Wörterbuch soll der Ausländerei Abbruch thun, aber auch die Abwege vermeiden, auf welche von unberufenen Sprachreinigern gelenkt worden ist. Die Herausgeber sind eifrig allen Wörtern der ältesten Stände des Volks nachgegangen, der Hirten, Jäger, Vogelsteller, Fischer, sie haben auch Kochbücher und Arzneibücher, selbst das Rothwelsch der Gauner nicht verschmäht. In unsern gelehrten Ständen als solchen wohnt heute keine eigenthümliche Uebung und Ausbildung der deutschen Sprache mehr. Die geistliche Beredsamkeit steht ganz unter dem Gesetz des allgemeinen Fortschritts. Bei den Rechtsgelehrten sind fast alle Spuren einer noch bis ins 15. Jahrhundert lebendigen Ueberlieferung der alten reichen Gerichtssprache getilgt; die gegenwärtige Gerichtssprache erscheint ungesund und saftlos, mit römischer Terminologie hart über-

laden. Hinter allen abgezogenen Bedeutungen des Worts liegt eine sinnliche und anschauliche auf dem Grund, die bei seiner Findung die erste und ursprüngliche war. Es ist sein leiblicher Bestandtheil, oft geistig überdeckt und verflüchtigt: diese zu ermitteln und zu entfalten, ist eine Hauptaufgabe der Herausgeber. Das Wörterbuch ist ein Abbild der gesammten Bildung der deutschen Nation, soweit sie sich in der Sprache niedergeschlagen in den Veränderungen von Form und Bedeutung der Wörter niedergeschlagen hat. „Deutsche geliebte Landsleute," schließt Grimm seine Vorrede, „welches Berufs, welches Glaubens ihr seid, tretet ein in die euch allen aufgethane Halle eurer angestammten uralten Sprache, lernt und heiligt sie und haltet an ihr, eure Volkskraft und Dauer liegt in ihr. Noch reicht sie über den Rhein in das Elsaß, bis nach Lothringen, über die Eider tief in Schleswig-Holstein am Ostseegestade hin nach Riga und Reval, jenseits der Karpathen in Siebenbürgens altdakisches Gebiet. Auch zu euch, ihr ausgewanderten Deutschen, über das salzige Meer gelangen wird das Buch und euch wehmüthige, liebliche Gedanken an die Heimathsprache eingeben oder befestigen, mit der ihr zugleich unsre neueren Dichter hinüberzieht, wie die englischen und spanischen in Amerika fortleben." —

Bald nach ihrem ersten Aufblühen trat die deutsche Alterthumswissenschaft mit der neuentdeckten indischen in Verbindung; die Mehrzahl unter den strebsamen Germanisten legten sich auf das Studium des Sanskrit. Das erste tumultuarische Auftreten der neuen Wissenschaft wich einer sorgfältigen methodischen Arbeit; sowohl für die Erforschung des menschlichen Geistes im Allgemeinen, wie er sich in den Sprachgesetzen kundgiebt, als für die großen Perioden der Weltgeschichte wurden ebenso überraschende als sichere Resultate gewonnen. Durch die Vergleichung des Wörtervorraths der indischen, altdeutschen, griechischen, lateinischen, persischen Sprache ergab sich, auf welcher Culturstufe jedes dieser Völker gestanden, als es sich von der großen Familie trennte. Eine plastische Form gewann die Wissenschaft durch Chr. Lassens indische Alterthumskunde 1844—52. Lassen, der in Bonn unter A. W. Schlegel und Bopp studirt, sich aber auch längere Zeit in London und Paris aufgehalten hatte, hat für die indische Archäologie eine ähnliche Bedeutung wie Winckelmann für die griechische Kunst; bis auf ihn hatte man in einem ziemlich bunten Chaos gelebt, indem die verschiedenen Jahrtausende und die entgegengesetzten Culturformen sich ineinanderdrängten; er stellte die historische Gliederung derselben fest. Dazu kamen die großen Entdeckungen im Felde des Aegyptischen und Assyrischen, theils

durch Nachgrabungen, theils durch scharfsinnige Lösung der Hieroglyphen und der Keilschrift. Die Sprachwissenschaft blieb im engsten Zusammenhang mit der Erdkunde, immer zahlreichere Schüler schlossen sich an Ritters großes Werk, immer deutlicher stellte sich die erhabene Aufgabe der modernen Wissenschaft heraus, die Menschheit als ein geschichtliches Ganze, in ihrem organischen Zusammenhang mit der Natur, in ihrer sprachlichen, individuellen und sittlichen Entwicklung zu construiren.

Die eigentliche Philologie mußte mehr und mehr erkennen, daß die Bedeutung, die sie in früherer Zeit gehabt, die Bildung überhaupt zu beherrschen, vorüber sei. Es konnte ihr nicht mehr beikommen, den stolz aufgewachsenen modernen Geist nach griechischen Mustern zu zügeln und zu leiten, sie kehrte in den Rang der einzelnen Disciplin unter andern Disciplinen zurück. Was sie aber an augenblicklicher Herrschaft verlor, das gewann sie an Umfang wie an Tiefe. Die gelehrten Reisen nach Rom und Griechenland nahmen alljährlich zu; jetzt erst sah man mit Augen, was griechische Kunst gewesen war. Die Archäologie trat aus der alten Phantastik der Heidelberger wie aus der Nüchternheit der Leipziger heraus, sie lernte die Symbolik und Mythologie ebenso historisch auffassen wie das Staatsleben. Was Grimm für die deutsche Mythologie geleistet, kam auch der griechischen und römischen Mythologie zu Statten: aus Prellers Handbuch sieht man, wie auch hier das Unbestimmte und Schwankende an Consistenz, Gliederung und concretem Leben gewonnen hat. Leicht könnte man nun annehmen, daß diese Studien, die in ihrem ganzen Umfange zu umfassen kaum einer einzelnen Menschenkraft mehr möglich ist, auf die harmonische Ausbildung des Individuums nicht mehr den segensreichen Einfluß üben, wie die frühere beschränktere Philologie; wie wenig aber diese Annahme gerechtfertigt ist, kann auch der Laie an solchen Schriften von Karl Lehrs und Otto Jahn ermessen, die ihm zugänglich sind; mit dem vermehrten Umfang des Wissens ist der wahrhaft griechische Geist tiefer in die Seele seiner Bekenner eingedrungen.

K. Reimer, einer der edelsten und einsichtsvollsten Buchhändler, deren wir uns rühmen können, erwarb sich das große Verdienst, eine Reihe namhafter Gelehrten zu Handbüchern über die Alterthumswissenschaft zu veranlassen, die auf der Höhe der Forschung stehn, aber dem gebildeten Freunde der Wissenschaft zugänglich sein sollten. Eins dieser Handbücher trat durch seine Genialität aus dem ursprünglichen Rahmen weit heraus und brachte in dem historischen Studium eine förmliche Umwälzung hervor: es war Theodor Mommsens römische Geschichte bis Cäsars Tod,

die 1854—1856 erschien. Der Verfasser hatte, die Rechtswissenschaft, außerdem aber unter Jahn in Kiel Philologie studirt, dann bei einem dreijährigen Aufenthalt in Italien die Sammlung der Inschriften zuerst nach einer strengen Methode geleitet; er war 1851 von dem reactionären sächsischen Ministerium mit zwei andern berühmten Gelehrten, Haupt und Jahn, wegen angeblicher Betheiligung an den Maiunruhen von seiner Professur in Leipzig entsetzt und hatte erst in Zürich, dann in Breslau eine Zuflucht gefunden, bis er zur Leitung des Inscriptionswerks an die berliner Akademie berufen wurde.

Der Grundgedanke, von dem Mommsen ausgeht, ist dieser, daß Rom keineswegs als ein fremdes Element in Italien auftrat, es sich äußerlich unterwarf und ihm seinen Charakter aufprägte, sondern daß es der concentrirte Ausdruck des italischen Stammes ist, welcher durch seine Natur eine Verfassungs- und Machtentwicklung provocirte, wie sie in Rom, seiner bedeutendsten Stadt, ihm geleistet wurde. Niebuhrs Untersuchungen über die Form altrömischer Stammverfassung, von der in der Blüthezeit des römischen Staats nur noch wenig Spuren vorhanden waren, läßt Mommsen als gleichgültig bei Seite, und geht nicht auf die rechtlichen Fictionen der Verfassung, sondern auf ihren thatsächlichen Zustand ein. Er giebt sich nicht die Mühe, aus dem verwirrten Gewebe der Sagen ein zusammenhängendes Gemälde zu entwickeln; dagegen sieht er die Natur der Localität an, und fragt sich, welche Zwecke die ersten Erbauer, wer sie auch sein mögen, gehabt haben können, sich gerade dort niederzulassen? und was dieser Niederlassung einen so ungeheuern Erfolg in der Entwicklung des italischen Staatslebens verschafft hat? Ferner studirt er die älteste Gesetzgebung und die ersten uns urkundlich aufbewahrten Staatsverträge, und fragt sich, auf welche Art des sittlichen Lebens und der bürgerlichen Thätigkeit diese Gesetzgebung schließen läßt? Er kommt zu dem Resultat, daß Rom eine Handelsstadt, das Emporium Latiums war. Der Tiber ist Latiums natürliche Handelsstraße, seine Mündung an dem hafenarmen Strande der nothwendige Ankerplatz der Seefahrer. Zum Entrepot für den Fluß- und Seehandel und zur maritimen Grenzfestung Latiums eignet sich kein Platz besser als Rom, das die Vortheile einer gesicherten Lage und der unmittelbaren Nachbarschaft des Flusses vereinigte, das über beide Ufer des Flusses bis zur Mündung gebot, das dem den Tiber oder den Anio herabkommenden Flußschiffer ebenso bequem gelegen war, wie bei der damaligen mäßigen Größe der Fahrzeuge dem Seefahrer, und gegen Seeräuber größern Schutz gewährte, als die unmittelbar an der Küste gelegenen

Orte. Daß Rom, wenn nicht seine Entstehung, doch seine Bedeutung diesen commerciellen und strategischen Verhältnissen verdankte, davon begegnen uns denn auch weiter zahlreiche Spuren, die von ganz anderm Gewicht sind, als die Angaben historischer Novelletten.

Die Erweiterung des römischen Staats durch Aufnahme der Vollbürger andrer Städte und durch Ackerbaucolonisirung rief jene festgekittete, von einem nationalen Inhalt getragene Eidgenossenschaft ins Leben, an deren fester Haltung selbst die großen Entwürfe eines Pyrrhus und Hannibal scheiterten. Dem Geschlechterregiment der Vollbürger standen die Halbbürger, insofern sie von einzelnen Geschlechtern abhängig waren, als Clienten, insofern man sie als Masse auffaßte, als Plebs gegenüber. Die dem Servius Tullius zugeschriebene Verfassungsreform, die ursprünglich eine rein militärische Bedeutung hatte, und deren weitere Entwicklung sucht Mommsen nach den Perioden der Umwallungen der Stadt chronologisch zu ordnen. Durch die allmälige Erweiterung des Staats änderte sich der Sinn der Verfassung; in einer Zeit, wo theoretisch die Souveränetät der Volksversammlungen auf die Spitze gestellt war, waren diese praktisch ohne Bedeutung und spielten im Wesentlichen die Rolle des englischen Souveräns, während die wirkliche Regierung, Gesetzgebung und Verwaltung ausschließlich in den Händen des Senats lag.

Die natürliche Aufgabe Roms war die Vereinigung Italiens zu einem Gesammtstaat, die Griechen in Unteritalien und die Gallier in Oberitalien mit eingerechnet. Zu dieser Aufgabe reichte die republikanische Verfassung Roms, seine Landwehr und seine Bürgerofficiere aus.

Italien war der römischen Herrschaft einverleibt und schien nicht blos durch äußere Unterwerfung, sondern durch patriotische Gesinnung mit der Hauptstadt verbunden. Die auswärtigen Feinde waren niedergeschlagen, Rom hatte keinen gefährlichen Gegner mehr zu fürchten; der Standesunterschied zwischen den Vollbürgern und den Plebejern hatte sich ausgeglichen, die Zügel der Regierung waren in den festen Händen des Senats, der durch seine Haltung während der punischen Kriege sich populär gemacht; die demokratischen Formen, die daneben bestanden, waren praktisch unschädlich. Ein großes heroisches Zeitalter hatte Rom mit dem Glauben an seine Unbesiegbarkeit genährt, und dieser Glaube war die sittliche Substanz des Staats.

Wie kam es nun, daß dieses glänzende Zeitalter ein so schnelles Ende nahm?

In der gewaltigen Erweiterung des römischen Reichs seit den punischen Kriegen lag zugleich der Keim des innern Verfalls. Alle

Maximen der bisherigen Regierung waren darauf berechnet, daß der römische Staat sich nicht über den Umfang Italiens ausdehne. Der Aufgabe, die Provinzen mit dem Staatsorganismus zu verbinden, war die herrschende Aristokratie nicht gewachsen; sie gab nur einflußreichen Familien Gelegenheit, sich durch Ausplünderung der Unterworfnen oder durch leichten Grenzkrieg schnell zu bereichern. Bald wurden stehende Heere erforderlich, die von dem Zusammenhang des römischen Lebens immer mehr getrennt, immer mehr an die Person des Feldherrn geknüpft wurden. Die Herrschaft Roms in den Provinzen war nicht einmal im Stande, ihre eignen Angehörigen gegen Land- und Seeräuber zu schützen. Auch die Umwandlung Italiens in einen römischen Staat hatte nicht völlig durchgeführt werden können. Das Gemeinwesen war lediglich die Stadt; was außerhalb derselben lag, nahm an dem politischen Leben keinen Theil. Je mächtiger die herrschenden Familien in Rom wurden, je tiefer sanken die italischen Städte in die Reihe der Unterdrückten herab.

Die Zustände waren haltbar, so lange die Regierung unumschränkt in den Händen des Senats war; sobald aber der hauptstädtische Pöbel anfing, sich seiner Macht bewußt zu werden, und den rechtlichen demokratischen Formen eine praktische Anwendung gab, wurde diese ungegliederte Masse ein Spielball in der Hand dreister Demagogen. Der freie Bauernstand war zum großen Theil verschwunden, der große Grundbesitz war überwiegend in den Händen einzelner Familien, die ihn als Plantagenbesitzer durch Sclaven anbauen ließen; das Landproletariat war noch gefährlicher als das hauptstädtische. Neben der herrschenden Aristokratie des Senats hatte sich ein zweiter Stand gebildet, die Capitalisten, die, aller patriotischen Gesinnung bar, die Staatsverfassung lediglich zu ihren Speculationen ausbeuteten. Sie gingen mit dem Senat Hand in Hand, so lange dieser ihren Zwecken diente, waren aber schnell bereit, sich der Opposition anzuschließen, sobald ihnen Förderung ihrer Interessen verheißen wurde.

Die bürgerlichen Zustände konnten nur gebessert werden theils durch eine ins Große ausgeführte Colonisation, wodurch das Proletariat wieder in einen arbeitsamen Bauernstand verwandelt wurde, theils durch Ausdehnung des Bürgerrechts über Italien. Das erste scheiterte an dem Widerstand jener großen Plantagenbesitzer, die den formalen Rechtsanspruch des Staats auf ihre durch langen Besitzstand aus Domänen in Privateigenthum verwandelten Güter nicht zugaben; das zweite an dem Widerstand des hauptstädtischen Pöbels, der einer so ausgedehnten Concurrenz nicht günstig war. Als aber in den Kriegen, die unmittelbar

auf die punischen folgten, die Unfähigkeit und Selbstsucht der herrschenden Klasse die bisherige Achtung untergraben hatte, mußte der Versuch dennoch gemacht werden. Er ging zunächst von einem conservativen Staatsmann, von Tiberius Gracchus, aus. Die Auftheilung der Domänen konnte durchgeführt werden, ohne eine Aenderung der bestehenden Verfassung. Es war eine ernste Verwaltungsfrage, bei der, wie man auch entschied, schwere Uebelstände sich herausstellten. Zwar das Eigenthum ward nicht verletzt. Anerkanntermaßen war der Staat Eigenthümer des occupirten Landes und gegen ihn lief nach römischem Landrecht die Verjährung nicht; aber der Jurist mochte sagen was er wollte, dem Geschäftsmann erschien diese Maßregel als eine Expropriation der großen Grundbesitzer zum Besten des Proletariats. Noch gefährlicher als das Ziel war der Weg, den Gracchus einschlug: wer gegen den Senat eine Verwaltungsmaßregel durchsetzte, der machte Revolution. Es war Revolution gegen den Geist der Verfassung, als Gracchus die Domänenfrage vor das Volk brachte. Die souveräne Volksversammlung war eine Masse, in welcher unter dem Namen der Bürgerschaft ein paar Hundert oder Tausend von den Gassen der Hauptstadt zufällig aufgegriffene Individuen handelten und stimmten.

„Wenn man diesen Massen den Eingriff in die Verwaltung gestattete, und dem Senat das Werkzeug zur Verhütung solcher Eingriffe (die tribunicische Intercession) aus den Händen wand, wenn man gar diese Bürgerschaft aus dem gemeinen Säckel sich selbst Aecker sammt Zubehör decretiren ließ, wenn man einem Jeden, den die Verhältnisse und sein Einfluß beim Proletariat es möglich machten, die Gassen auf einige Stunden zu beherrschen, die Möglichkeit eröffnete, seinen Projecten den legalen Stempel des souveränen Volkswillens aufzudrücken, so war man nicht am Anfang, sondern am Ende der Volksfreiheit angelangt."

War es in dem Handel des Tiberius Gracchus wider die ursprüngliche Absicht des Führers zu Gewaltacten gekommen, so ging sein Bruder und Nachfolger im Volkstribunat mit Bewußtsein auf die Revolution aus. Er erkannte, daß es zwischen der Volkspartei und der im Senat vertretenen Regierung, die den nothwendigsten Reformen einen zähen Widerstand entgegensetzte, keine Vermittelung gab. Er erkannte ferner, daß er von seiner Partei, dem hauptstädtischen Pöbel, wohl die Fäuste, aber nicht die Köpfe brauchen könne, daß die Stellung eines Führers der Demokratie, eines Volkstribuns, nothwendig die Form der Alleinherrschaft suchen müsse, und in diesem Sinn handelte er. „Er war ein politischer Brandstifter; nicht blos die hundertjährige Revolution, die

von ihm datirt, ist sein Werk, sondern vor allem ist er der wahre Stifter jenes entsetzlichen Proletariats, das mit seiner Fratze von Volkssouveränetät ein halbes Jahrtausend hindurch wie ein Alp auf dem römischen Gemeinwesen lastete. Und doch dieser größte der politischen Verbrecher ist auch wieder der Regulator seines Landes. Es ist kaum ein constructiver Gedanke in der römischen Monarchie, der nicht zurückreichte bis auf C. Gracchus."

Die demokratische Bewegung wurde niedergeschlagen, die wiederhergestellte Aristokratie entwickelte alle Unwürdigkeiten einer Restauration. Die Familienpolitik wurde das herrschende Motiv der Verwaltung. „Die Aristokratie saß auf dem erledigten Thron mit bösem Gewissen und getheilten Hoffnungen, den Institutionen des eignen Staats grollend, und doch unfähig, auch nur planmäßig sie anzugreifen, unsicher im Thun und im Lassen, außer wo der eigne materielle Vortheil sprach." — Die Demokratie hatte ihre Führer und den Glauben an ihre Kraft verloren; aber die Unzufriedenheit wuchs, und es kam darauf an, ob sie unter den militärischen Capacitäten einen Führer zu gewinnen wußte. Sie fand ihren Mann in Marius, den die Aristokratie beleidigt hatte. Sein Unternehmen machte Bankerott, aber es hatte sich gezeigt, daß in der Armee allein die reale Macht lag, und das natürliche Ende der gewaltsamen Revolution war die Militärdictatur, auf welche die Entwickelung der Geschichte seit lange hindrängte. Sie trat unter entsetzlichen Formen ein, denn der neue Dictator war der würdige Sohn einer verworfnen Zeit, kalt und herzlos und aller sittlichen Ueberzeugung entkleidet. Aber sie führte noch nicht zur Monarchie, sondern zu einer scheinbaren Wiederherstellung der alten aristokratischen Verfassung, denn Sulla hatte keinen Ehrgeiz im größern Stil. — Seine Verfassung trug den Stempel ihres Ursprungs an sich. Unter dem Anschein der historisch-aristokratischen Formen war sie ein organisirtes Raub- und Plünderungssystem, und verhielt sich zu der alten Verfassung ungefähr wie der neue Augurendienst zur alten Religion. Sie half keinem der organischen Schäden des Staats ab, sie gab nach außen keine Kraft. Das römische Publicum, der ewigen Unruhen müde, ließ sich auch die Proscription gefallen, um nur eine einigermaßen haltbare Autorität über sich zu empfinden. Diese Autorität ruhte aber lediglich in Sullas Persönlichkeit; nach seinem Tod fiel alles auseinander, die herrschende Klasse war unfähiger als je, die alten Sullanischen Klopffechter trieben mit ihren Schaaren offnen Unfug in der Hauptstadt, die Piraten verwüsteten ungestraft alle Küsten, die auswärtigen Feinde machten immer weitere Fortschritte. Es war eine

demokratische Bewegung, die wiederum einen glücklichen General, Pompejus, gegen die Bestimmungen der Sullanischen Verfassung mit einer unerhörten Machtvollkommenheit bekleidete, und als er nach einer Reihe siegreicher Feldzüge zurückkehrte, trat er nicht, wie man vermuthete, als Führer der conservativen Partei auf, ebensowenig wagte er mit Hülfe der Armee die Alleinherrschaft an sich zu reißen; er verband sich vielmehr mit den Führern der Volkspartei, und so entsprang jenes erste Triumvirat, bei dem das Ende, die militärische Monarchie, nicht mehr zweifelhaft sein konnte, sondern nur zweifelhaft, welchem von den Prätendenten sie zufallen werde. Unter diesen Umständen erlebte die alte verrottete Aristokratie einen schönen Nachsommer. Sie war jetzt die Opposition, die Vertreterin des alten Rechts, sie wurde populär; aber der Macht der Ereignisse konnte sie keinen dauernden Widerstand leisten, und es war ein Glück für Rom, daß der würdigste unter den Prätendenten auch der entschlossenste war, und daß mit dem Verlust der Freiheit die Herstellung des Staats erkauft wurde.

Die fast leidenschaftliche Verherrlichung Cäsars hatte in jenen Tagen für das Publicum noch ein besonderes Interesse. Die französische Republik war noch kein Jahr alt, als Schriftsteller auftraten, die in gutem Glauben der Welt verkündeten, die Zeit der Völkerfreiheit sei vorbei und die Zeit der Cäsaren sei wiedergekommen; die Menschen seien der Freiheit nicht mehr fähig, und nur ein eiserner Wille könne den verrotteten Zuständen einen äußern Halt geben. Es war ein neues Stichwort, und Europa war der alten Stichwörter herzlich müde. Ein Rechtsboden hatte fortwährend den andern verdrängt, ein constitutionelles System war an Stelle des andern getreten, keines hatte den Zwang innerer Nothwendigkeit bewährt. Die Doctrinärs waren in Verachtung gerathen, man sehnte sich nach realer Politik, d. h. nach Thatkraft und Entschlossenheit. Einer Zeit gegenüber, auf deren Oberfläche man nur kraftlose Zuckungen wahrnimmt, ist die Apotheose der Kraft, der Genialität, des entschlossenen Willens wohl begreiflich. Der Cäsarismus war freilich das Fatum Roms, aber was unvermeidlich ist, darf deshalb noch nicht für preiswürdig gelten: Cäsar war doch nur der Vorgänger von Caligula und Nero. Die Römer wurden durch ihr Schicksal zur Monarchie getrieben, weil die Ausdehnung ihrer Eroberungen die Geschlossenheit des nationalen Bewußtseins aufhob. Die neuere Zeit hat wirkliche Nationen hervorgebracht, die an ihrem Inhalt auch ihre Grenze finden, und sie hat die Form gefunden, die Masse durch Vertreter zu gliedern und sie dadurch in den Staatsorganismus aufzunehmen. Das

weiß Mommsen sehr gut, und weit entfernt, in seinem eignen politischen Leben ein Anhänger des Cäsarismus zu sein, hat er vielmehr als Mitbegründer der Fortschrittspartei den demokratischen Bewegungen vielleicht mehr in die Hände gearbeitet, als ursprünglich seine Absicht war.

In der praktischen Politik ist es nicht günstig, was man dem Historiker wohl nachsehn kann, scharfes Licht auf eine einzelne Seite fallen zu lassen, und die andre zu übersehn. Die scheinbaren Widersprüche, die sich daraus ergeben, kann der verständige Leser durch die nothwendige Ergänzung aufheben, was im wirklichen Geschäft nicht möglich ist. Diese Einseitigkeit tritt auch bei dem Glänzendsten hervor, was Mommsens Werk enthält, bei den historischen Porträts: Sulla und Marius, Cato und Cicero — wer hätte ihre Porträts nicht mit Entzücken betrachtet, sie fest im Gedächtniß eingeprägt! Es sind Kunstwerke, die für sich leben, die den Reichthum an Farbe theils dem Bedürfniß des Geschichtsschreibers, die Dinge deutlich und anschaulich zu sehn, theils aber auch der subjectiven leidenschaftlichen Erregung verdanken, mit denen er ihnen gegenübertrat, und die er nicht abschwächen durfte, wenn nicht zugleich die Farbe verlieren sollte.

Ausgerüstet mit dem neuen inschriftlichen Material und zugleich mit der strengen Methode, die wir der Anstrengung eines halben Jahrhunderts verdanken, verbindet Mommsen mit diesem kritischen Ernst das Feuer der Jugend und jene lebendige Gestaltungskraft, die man sonst nur den Dichtern zuschrieb. Sein Blick dringt mit eiserner Schärfe in das Gewirr der Thatsachen, keine altehrwürdige Meinung täuscht ihn, um seine Lippen spielt das bittre Zucken des Hohns, wenn er eine neue Schlechtigkeit entlarvt, aber sein Herz ist warm und rasch bewegt, wo er eine wirkliche Größe entdeckt. Der Haß verleitet ihn zuweilen zu Formen, die aus der Grenze der Schönheit heraustreten: bei der Bewunderung fühlt man, daß seine eigne Seele sich erweitert, und daß etwas von der Größe des Gegenstandes in seine Darstellung übergeht. Um das Große zu sehn, muß man freilich in dem eignen Auge schon das Maß der Größe besitzen, mit dem Verstand allein wird man der Gegenstände nicht Herr. Mommsen kann darum gut erzählen, weil ihm das Material in seiner ganzen Fülle gegenwärtig ist. Er besitzt jenen entschlossnen Verstand, der schnell das Wesentliche vom Unwesentlichen scheidet, der niemals vom Detail abhängig wird; er besitzt die divinatorische Kraft, aus der Kenntniß des Einzelnen das Bild eines concreten Ganzen zu entwerfen. Die Aufgabe des modernen Geschichtsschreibers, der die Zeit des Herodot oder Thucydides, des Livius oder

Sallust behandelt, fällt nicht mit der Aufgabe jener alten Historiker zusammen; seine Auswahl des Stoffs muß eine andre sein, nicht minder seine Behandlung. Er steht zu den Thatsachen und zu den sittlichen Ideen und Zuständen, die sie voraussetzen, in einem ganz andern Verhältniß als seine Quellen. Durch die Lectüre des Livius oder Cäsar lernen wir unmittelbar die Eigenthümlichkeit der damaligen Zustände nicht kennen. Der moderne Geschichtschreiber hat die Aufgabe, uns sowohl den Contrast der Zustände gegen die unsrigen fühlbar zu machen, als die Verwandtschaft hervorzuheben, die in allen menschlichen Dingen besteht. Mommsen ist dies in einem seltenen Grade gelungen, theils wegen der Gelehrsamkeit, die ihm aus dem gesammten Gebiet der Weltgeschichte zahllose Analogien zur Disposition stellt, theils auch wegen der nervösen Empfänglichkeit seiner Natur, in der die Gegenstände stärker vibriren, als bei der bloßen Forschung möglich wäre. In dieser Gabe — man möchte es die poetische Seite seiner Natur nennen — liegt zugleich die Gefahr eines Abwegs. Er schreibt stets mit voller Seele, und es widerfährt ihm daher zuweilen, daß das Urtheil gefällt wird, ehe sich die Leidenschaft beruhigt hat. Ohne leidenschaftliche Betheiligung ist freilich kein richtiges Urtheil möglich, aber es ist auch nur möglich, wenn man sie überwunden hat.

Ein gelehrtes Buch ohne Citate, eine römische Geschichte ohne die Könige, ein Werk endlich, in dem Cicero ein schlechter Journalist und Pompejus ein mittelmäßiger Unterofficier genannt wird — wenn das noch von einem der schlagfertigen Tagespolemiker herrührte, aber vom Herausgeber des Corpus Inscriptionum, vom Schüler Lachmanns, von dem Professor, der alljährlich Pandekten und Institutionen liest —: man kann das Erstaunen begreifen. Noch schlimmer ergeht es den Politikern. Die sogenannte conservative Gesinnung wird fortwährend mit Füßen getreten, auf der andern Seite erscheint gegen den Ton, in dem hier vom souveränen Pöbel geredet wird, die Sprache Coriolans wie die eines schüchternen Mädchens, und wenn die mittlere Klasse des Publicums sich einen Augenblick darüber freuen sollte, daß der Verfasser der Reaction und der Anarchie gleichmäßig entgegentritt, so wird sie gleich darauf in der Person ihres glänzendsten Vertreters von zwei Seiten gegeißelt. Rücksichtslos in seiner Bewunderung wie in seiner Verwerfung, greift Mommsen überall mit rauher Hand zu, und es begegnet ihm wohl, daß er mehr Kraft aufwendet, als nöthig wäre, auch daß Instinct und Ueberzeugung sich nicht ganz decken. Der Grundzug seiner Natur ist Haß gegen die fertigen Stichwörter, an die sich die

Mittelmäßigkeit klammert, um sich der eignen freien Entschließung zu überheben, und was unmittelbar damit zusammenhängt, die Verehrung vor der geschichtlichen Kraft, vor der schöpferischen Genialität, die in dem festen Glauben an ihren Beruf alle physischen und moralischen Hindernisse zertrümmert. Wenn sein Verstand ihm die Grenzen dieser Berechtigung zeigt, so geschieht es zuweilen zu spät. Mit einem sprudelnden Esprit ausgestattet, weiß er uns in seinen Sätzen häufig zu überraschen, durch das unerwartete Resultat zu blenden und fortzureißen. In den meisten Fällen liegt dieser Witz in der Sache selbst, und es überrascht uns nur, daß wir nicht selbst darauf gekommen sind. Aber die schöne Gabe, die Contraste des Ideals und der Wirklichkeit sinnlich zu empfinden, will geschont sein. Nicht alle sind frei, die ihrer Ketten spotten; der Kampf gegen die Sentimentalitätspolitik schließt Sentimentalität nicht aus. Geht Mommsen in der That mit Machiavell, mit Talleyrand und ähnlichen Politikern, die das momentan Zweckmäßige über das ewig Rechte, die kalte Berechnung über das heiligste Gefühl stellen, Hand in Hand? Ist ihm der Freiheitsdrang einer Nation, auch wenn man die Nothwendigkeit des Unterliegens voraussieht, wirklich nur ein Fehler? Gilt die Verzweiflung ihm nicht als eine historische Macht? — Mommsen weiß sehr gut, daß Gefühl und Gewissen historische Mächte sind, ebenso einflußreich auf die Entwicklung der Menschheit als der Verstand, er weiß, daß den Menschen nicht immer gegeben ist, einem Conflict zu entgehn, daß jene dämonische Gewalt, die den Willen der Einzelnen durchkreuzt, sich auch am Leben der Nationen geltend macht und daß in diesen großen Conflicten die kalte Berechnung nicht mitzureden hat. Er weiß das alles, aber der Ungestüm seiner Empfindung läßt es ihn auf Augenblicke vergessen, die Gesichtspunkte, die er angiebt, so sehr sie sich dem Anschein nach widersprechen, sind durchweg treffend; aber er läßt den einen nach dem andern ausschließlich hervortreten, und es ist nicht immer die Natur der Thatsachen, die ihn bestimmt, sondern zuweilen seine eigne Stimmung. In den Thatsachen unterscheidet Mommsen nicht immer genau zwischen Evidenz und Wahrscheinlichkeit. Die Resultate seines Nachdenkens haben fast immer einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit; aber das berechtigt ihn nicht, seine Vermuthungen so hinzustellen, als ob die Acten geschlossen wären. Diese Vermischung von Evidenz und Wahrscheinlichkeit wird um so gefährlicher, da Mommsen sich gern auf psychologische Entwicklungen einläßt. Mit unglaublicher Schnelligkeit erkennt er den Kern eines Charakters; aber dann begeht er den Fehler, aus diesem heraus alle einzelnen Handlungen herzuleiten. Der

größte Denker, der entschlossenste Charakter ist nicht im Stande, sich die Folgen seiner That bis in ihre letzten Verzweigungen auszumalen. Ein Schritt führt den andern herbei, und gerade das nachtwandlerisch schaffende Genie wird zuweilen durch seine eignen Consequenzen am meisten überrascht. In Cäsar und Pompejus hat Mommsen den innern Kern vollkommen richtig dargestellt; aber nun versäumt er niemals, bei jedem einzelnen Factum die Handlungsweise des Pompejus aus niedrigen und lächerlichen, die Handlungsweise des Cäsar aus weisen und hohen Motiven herzuleiten, auch wenn beide genau dasselbe thun. Er huldigt leidenschaftlich dem Cult des Genius. Gegen die Schwäche hat er keine Nachsicht; wo ihm aber eine starke und entschlossene Natur entgegentritt, sieht er gern über Regel und Gesetz hinweg, und das fällt um so mehr auf, da er in jedem Augenblick ganz ist, da sein Urtheil immer mit Entschiedenheit nach einer bestimmten Richtung hingeht. Die subjective Färbung wird noch verstärkt durch die Neigung zu modernen Ausdrücken, die in den meisten Fällen freilich ein überraschend neues Licht auf die Sache werfen, in denen aber zuweilen etwas mehr liegt, als für den Vergleich paßt. Wenn z. B. Cicero ein Literat und Journalist im schlechtern Sinn genannt wird, so liegt doch ein wesentlicher Unterschied darin, daß er weder ein Journal schrieb noch von seinen literarischen Arbeiten lebte. Durch die modernen Ausdrücke wird Mommsen verführt, was er an unserm Leben haßt, auch in den Schattenbildern der Vergangenheit zu verfolgen: so die schwankenden Charaktere, ohne zu erwägen, daß damals, wer nicht gerade selbst die Herrschaft an sich reißen wollte, unmöglich eine feste Haltung beobachten konnte, da die Parteien in stetem Kreislauf begriffen waren. Der Mann des abstracten Princips konnte freilich consequent bleiben, aber den Cato macht Mommsen ja selbst lächerlich. Er haßt ferner in der modernen Literatur das leichtsinnige Arbeiten; aber er vergißt, daß damals, wo die wissenschaftliche Arbeit eine Ausnahme war, der Dilettantismus eine ganz andre Berechtigung hatte als jetzt. Gewiß sind Ciceros philosophische Arbeiten von einer erstaunlichen Nachlässigkeit, seine Reden von Sophismen und Phrasen überfüllt; aber er war doch mehr als ein bloßer Stilist, er war der gebildetste Mann seiner Zeit, der Mann, der die Bildung seiner Zeit fixirte, und diese Bildung ist das Fundament unsers eignen Wissens, Denkens und Empfindens. Der Journalist Cicero ist der Vermittler des sittlich intellectuellen Bewußtseins unsrer Zeit, sowie der Journalist Voltaire der Erneuerer desselben, und die Menschheit hat diesen leichtsinnigen Literaten mehr zu verdanken als einigen Hunderten gelehrter Philologen.

Noch vor Mommsens „Römischer Geschichte" schilderte Jacob Burkhardt, Professor in Basel, im „Leben Konstantins" den Uebergang der Alten Welt in das Mittelalter. — Seit Gibbon waren verschiedene glänzende Versuche gemacht worden, den Kampf zwischen dem absterbenden Cult der Heidengötter und dem emporstrebenden Christenthum in einem halbromantischen Bilde zu krystallisiren: von Chateaubriand in „Les Martyrs," von Moore in „The Epicurean," dann, fast gleichzeitig mit Burkhardt, in Kingsleys „Hypatia." Man pflegte Gibbons etwas Voltairesche Art zu tadeln, und für die Wunder des neuen Evangeliums eine gewisse Sympathie an den Tag zu legen; man hatte feiner empfinden gelernt für fremdartige Erscheinungen, man wußte Christen und Heiden besser zu würdigen, ohne doch deshalb an religiösem Inhalt gewonnen zu haben: die Arbeiten von Creuzer und seinen Nachfolgern waren nicht verloren. — Wie die altheidnische, die griechisch-römische Cultur in sich selber zusammenfiel, noch ehe sie an das Christenthum stieß, das ist von Burkhardt höchst anschaulich dargestellt. Schon ist der Orient mächtig über das Abendland; Isis und Astarte, Mithras und Osiris sind populärer als die heimischen Götter; man traut ihnen mehr, weil sie geheimnißvoller sind. Neben dem leersten Unglauben der wüste Aberglaube; der egoistischen Zeit kommt es hauptsächlich darauf an, ihr Schicksal voraus zu wissen, die Religion verwandelt sich in Magie, die Götter in Dämonen, Astrologie und Nekromantik sind unentbehrliche Künste. Ein ans Scheußliche grenzender Cult der Wollust, und hart daneben Abwendung ins Jenseits, freilich nur mit dem Wunsch, drüben das werthlose Dasein fortzusetzen. Burkhardt empfindet, wie zu dieser Entartung die sinnliche Basis das Heidenthum nothwendig führen mußte; aber „man vergesse nicht, daß die höchsten Gefühle in jedem Volk anders erregt werden müssen. Denkt man sich das christliche Gefühl der Sündhaftigkeit und der Demuth, dessen die Alten einmal nicht fähig waren, hinweg, so wird man auch ihren Götterdienst richtiger würdigen."

Die Zersetzung des Heidenthums war nicht nur als solche dem Christenthum im Allgemeinen günstig, sondern ihre einzelnen Symptome enthielten mannigfach eine Vorahnung des Christenthums, eine Annäherung an dasselbe. Die Göttermischung entnationalisirte das Göttliche und machte es universell; sie brach den Stolz des Griechen und Römers auf seinen alten einheimischen Cultus; das Vorurtheil zu Gunsten alles Orientalischen mußte nach langem Herumirren im bunten Gebiet des Wahns am Ende auch zu Gunsten des Christenthums durchschlagen. Sodann war der wesentliche Inhalt der spätheidnischen Anschauungen

dem Christenthum geradezu analog: der Zweck der Daseins wird nicht mehr auf das Erdenleben, seine Genüsse und Schicksale allein beschränkt, sondern auf ein Jenseits, ja auf eine Vereinigung mit der Gottheit ausgedehnt. Durch geheime Weihen hoffen die Einen sich der Unsterblichkeit zu versichern, die Andern wollen sich durch tiefe Versenkung in die höchsten Dinge oder auch durch magischen Zwang der Gottheit aufdrängen, alle aber huldigen dem wesentlich neuen Begriff der bewußten Moralität, die sich sogar bis zur Läuterung steigert, und wo sie nicht im Leben durchgeführt wird, wenigstens als theoretisches Ideal gilt. Die Spiegelung hievon findet sich wieder in dem philosophischen Wegschaffen und Umdeuten der griechischen Mythen, welche zu jenem Standpunkt nicht paßten. Dem Monotheismus nähert sich das sinkende Heidenthum wenigstens stellenweise durch merkwürdige Aufschwünge, mochten dieselben sich auch bald in den Netzen des Dämonenglaubens verfangen. Ob die Heiden sogar bis zu einem Bewußtsein der Sünde durchdrangen, mag sehr zweifelhaft bleiben; die Voraussetzungen dazu sind aber deutlich vorhanden in der neuplatonischen Lehre, welche das Eintreten der Seele ins irdische Leben als einen Fall, ihren Austritt als eine Art von Erlösung bezeichnet. Das Christenthum mußte auf die Länge siegen, weil es all diese Fragen, um deren Lösung sich jene gährende Zeit so sehr bemühte, ohne allen Vergleich einfacher und in einem großartigen, einleuchtenden Zusammenhang beantwortete.

Man kann nicht sagen, daß Burkhardt von einer unbedingten Begeisterung für die neue Lehre ausgeht. „Unter den Christen waren die idealen Menschen voll geistiger Tiefe und praktischer Hingebung gewiß die kleine Minderzahl wie in allen irdischen Dingen; die große Masse hatte sich angezogen gefühlt durch die in den Vordergrund gestellte Sündenvergebung, durch die verheißene selige Unsterblichkeit, durch das Mysterium, welches die Sacramente umgab, und gewiß für manchen nur eine Parallele der heidnischen Mysterien war. Den Sklaven lockte die christliche Freiheit und Bruderliebe, manchen Unwürdigen das sehr bedeutende Almosen. Die große Zahl heldenmüthiger Martyrien, welche von Zeit zu Zeit in der ausartenden Gemeinde die Spannkraft herstellen und eine immer neue Todesverachtung pflanzen, beweist viel weniger für die innere Vollkommenheit der Kirche, als man wohl annimmt. Es hat schon Märtyrer in Masse für alles Mögliche gegeben. Der feste Glaube an einen sofortigen Eintritt in den Himmel begeisterte gewiß auch manchen innerlich unklaren und unmoralischen Menschen zur freiwilligen Hingabe des Lebens, dessen Werthschätzung ohnedies in jener Zeit der Leiden und

des Despotismus eine geringere war als in den Jahrhunderten der germanisch-romanischen Welt."

Gleichwohl nimmt er sich gegen Gibbon und andere Skeptiker, wie vor ihm Johannes Müller und Hegel, des Christenthums auch in seiner endlichen Erscheinung an. „Die großen Männer dieser Jahrzehnte, Athanasius u. s. w., tragen wohl neben ihrer Religiosität ein mehr oder weniger starkes Gepräge äußerer Kirchlichkeit, und erscheinen deshalb einseitiger, unangenehmer als die großen ganzen harmonischen Menschen des Alterthums, aber ihr Lebensprincip ist ein höheres, incommensurables." Er versucht selbst dem von der ganzen Aufklärungs-Literatur einstimmig verdammten Eremitenthum positive Seiten abzugewinnen. „Einen ganz gesunden Zustand der Gesellschaft und des Individuums setzt dies Einsiedlerleben nicht voraus; es gehört vielmehr in Zeiten der Krisis, da viele gebrochene Gemüther die Stille suchen, während zugleich viele starke Herzen irre werden an dem ganzen Erdenleben, und ihren Kampf mit Gott fern von der Welt durchkämpfen müssen. Wer aber dem modernen geschäftigen Treiben und der allersubjectivsten Lebensauffassung anheimgefallen ist, und von diesem Gesichtspunkt aus jene Einsiedler gern in eine Zwangsarbeitsanstalt stecken möchte, der halte sich nur selber nicht für sonderlich gesund; dieser Ruhm käme ihm so wenig zu als manchen Leuten des 4. Jahrhunderts, welche zu schwach oder zu oberflächlich waren, um die geistigen Mächte auch nur zu ahnen, die jene Riesennaturen in die Wüste trieben. Sehn wir aber ab von dem persönlichen Gewinn oder Verlust, den der Ascet in der Thebais davontragen mochte, so bleibt eine ungeheure historische Wirkung übrig, welche der Geschichtsforscher auf seine Weise zu würdigen hat. Jene Einsiedler sind es gewesen, die dem geistlichen Stand der folgenden Jahrhunderte die höhere ascetische Haltung des Lebens oder doch den Anspruch darauf mittheilten. Unsre Zeit aber, in der Annehmlichkeit der freien geistigen Arbeit und Bewegung, vergißt es gar zu gern, daß sie dabei noch von dem Schimmer des Ueberweltlichen zehrt, welchen die Kirche im Mittelalter der Wissenschaft mitgetheilt hat." — Das klingt fast nach einer, aus tiefem Gefühl hervorquellenden Anerkennung; man wird jedoch bald belehrt, daß es sich nur um eine Ablehnung des Urtheils überhaupt handelt, da keine Zeit berufen sei, die andre zu richten. „Ein allgemeineres Räsonnement über den sittlich religiösen Werth und die historische Nothwendigkeit des Mönchthums und der ganzen Ascese wäre völlig überflüssig. Die betreffenden Ansichten werden sich ewig unvermittelt gegenüberstehn. Bei einer gewissen Sinnesreife wird man diese Dinge im Leben wie in der

Geschichte hassen und anfeinden, bei einer andern sie lieben und loben. Wer aber vom christlichen Standpunkt aus mit jenen alten Helden der Wüste rechten will, der sehe wohl zu, daß er nicht als der inconsequentere Theil erfunden werde.“ Da Burkhardt selbst diesen christlichen Standpunkt nicht einnimmt, so wäre doch die Frage, welcher Auffassung ein religiöseres Motiv zu Grunde liegt, der hart verurtheilenden des Deismus des 18., oder der allseitig gelten lassenden der Skepsis des 19. Jahrhunderts.

Von den christlichen Geschichtschreibern, namentlich Eusebius, läßt sich Burkhardt keinen Sand in die Augen streuen. Ihm ist allerdings Konstantin ein großer Mann, aber ebenso Diocletian der Verfolger. Beide sind Erzeugnisse historischer Nothwendigkeit. „Es ist jene wundersame Verkettung von Thaten und Schicksalen, in welche der höher begabte Ehrgeizige wie von einer dunkeln Macht hineingezogen wird. Vergebens ruft das Rechtsgefühl ihm seinen Protest entgegen, vergebens steigen Millionen Gebete der Unterdrückten zur Nemesis empor; — der große Mensch vollzieht, oft ohne Wissen, höhere Beschlüsse, und ein Weltalter drückt sich in seiner Person aus, während er selber seine Zeit zu beherrschen und zu bestimmen glaubt.“ Der das Christenthum zur Staatsreligion erhob, ist dazu durch nichts weniger als christliche Motive bestimmt worden. „In einem genialen Menschen, dem der Ehrgeiz und die Herrschsucht keine ruhige Stunde gönnen, kann von Christenthum und Heidenthum, bewußter Religiosität und Irreligiosität gar nicht die Rede sein: ein solcher ist wesentlich irreligiös, selbst wenn er sich einbilden sollte, mitten in einer kirchlichen Gemeinschaft zu stehn. Das Heilige kennt er nur als Reminiscenz oder als abergläubige Anwandlung. Die Momente der innern Sammlung, die bei dem religiösen Menschen der Andacht gehören, werden bei ihm von einer ganz andern Gluth aufgezehrt; weltumfassende Pläne, gewaltige Träume führen ihn glatt auf den Blutströmen geschlachteter Armeen dahin; er gedenkt wohl sich zur Ruhe zu setzen, wenn er dies und jenes erreicht haben wird, was ihm noch fehlt, um alles zu besitzen; einstweilen aber gehn alle seine geistigen und leiblichen Kräfte den großen Zielen der Herrschaft nach, und wenn er sich einen Augenblick auf sein wahres Glaubensbekenntniß besinnt, so ist es der Fatalismus.“

Gleichzeitig mit dem „Leben Konstantins“ (1853) gab Chr. Baur seiner Geschichte des Kampfs zwischen dem Juden- und Heidenchristenthum, der petrinischen und paulinischen Richtung, den Abschluß, und versuchte Heinrich Rückert, Sohn des Dichters, in der „Culturgeschichte

des deutschen Volks in der Zeit des Uebergangs aus dem Heidenthum in das Christenthum" die geniale Entdeckung Jacob Grimms, daß eine innre Umwandlung des deutschen Götterglaubens der fremden Lehre die Bahn gebrochen habe, durch eine freilich sehr gewagte Construction zu einem vollständigen Gemälde auszudehnen. Das Allgemeine hebt vortrefflich G. Freytag in den „Bildern aus dem Mittelalter" hervor. „Während der Deutsche in der Wanderzeit an seine Helden die poetische Forderung einer finstern, alterthümlichen Größe stellte, kam gerade damals in die Seelen ein neuer Inhalt, für welchen die Poesie des Volks noch keinen Ausdruck hatte. Nicht mehr dauerten sie in der starren Festigkeit ihrer Sagenhelden, in denen Haß und Kampfeszorn geradlinig dahinströmten. Der starre Sinn bog sich unter dem Druck der Wirklichkeit; die ideale Volkssitte, welche einst Vielen Gedanken und Thun gerichtet hatte, verlor in der wilden Zeit einen Theil ihrer zwingenden Gewalt. Aber in dem Verlust war auch ein hoher Gewinn: Viele wurden schlechter, die Guten vermochten jetzt besser zu werden. Durch die Seelen der Menschen zog in entscheidender Stunde häufig ein fremder Accord Trauer, Entsagung, Sehnsucht nach besserm Leben, ein weiches Schmerzgefühl über die Nichtigkeit alles irdischen Treibens. Während der Verwilderung und gehäufter Frevelthat wurde in dem Volk der Boden bereitet für einen neuen Glauben." Und mit schöner Wärme giebt Freytag an, wie die tiefere Empfänglichkeit für denselben mit dem innersten Kern des germanischen Wesens zusammenhing. „In der Seele des jungen Volks lebten unvertilgbar die idealen Forderungen an das Leben. Die Sehnsucht eines reichen Volksgemüths, Liebe und Treue in der Welt zu finden, und das Bedürfniß, edle Empfindung in öde Wirklichkeit hineinzutragen, blieb ein Grundzug der germanischen Natur. In diesem Sinn war auch der lasterhafte Germane selten ein verworfener Mann. Die Leidenschaft stachelte ihn, übermächtige Versuchung, die Noth seines bedrängten Lebens und die ordnungslose Welt. Aber in sich trug er ein lebhaftes Bild von dem, was er sein sollte, und den stillen Wunsch nach gerechtem Thun. Der Frevel, welchen er übte, war vielleicht wilder und schrecklicher, als bei dem Mann aus Byzanz und Rom, aber in ihm pochte mahnend das Gewissen, lebendig fühlte er den Zusammenhang zwischen seinem Unrecht und den Folgen, welche auf ihn zurückfielen, und plötzlich packte auch den verhärteten Bösewicht die Reue. Die Seele des Germanen wurde nicht in gleicher Weise wie die des Südländers durch die Leidenschaft der Stunde und die Macht der Situation ausgefüllt; immer blieb etwas in ihm übrig, was die Bewegung zu beherrschen

suchte, und über den Augenblick hinweg Vergangenes und Zukünftiges erwog."

Gustav Freytag hatte um 1855 angefangen, die Bilder aus der deutschen Vergangenheit zu veröffentlichen, die die Umwandlungen im Gemüthsleben des deutschen Volks unserm Jahrhundert vor die Augen führen sollten. Man kennt die Rundschau auf die drei Jahrhunderte, die dem Jahr 1860 vorausgingen, farbenvolle, reiche Rundbilder, in denen das, worauf es ankommt, glücklich getroffen ist. In diesen Rahmen fügten sich dann Detailschilderungen aus dem 16. und 17. Jahrhundert ein. Die neue Zeit wurde erst später (1862), das Mittelalter zuletzt (1866) bearbeitet. „Es sind," sagt er in der Einleitung zum 1. Band (1859), „zuweilen unbedeutende Momente aus dem Leben der Kleinen. Aber wie uns jede Lebensäußerung eines fremden Mannes, der vor unser Auge tritt, sein Gruß, seine ersten Worte, das Bild einer geschlossenen Persönlichkeit geben, ein unvollkommnes und unfertiges Bild, aber doch ein Ganzes: so hat jede Aufzeichnung, in welcher das Treiben des Einzelnen geschildert wird, die eigenthümliche Wirkung, uns mit plötzlicher Deutlichkeit ein farbiges Bild von dem Leben des Volks zu geben, ein sehr unvollständiges und unfertiges Bild, aber doch auch ein Ganzes, an welches eine Menge von Anschauungen und Kenntnissen, welche wir in uns tragen, blitzschnell anschießen wie die Strahlen um den Mittelpunkt eines Krystalls. Aus einer der Zeit nach geordneten Reihe dieser Berichte werden wir die Bewegung und allmälige Umwandlung einer höhern geistigen Einheit wahrnehmen."

Freytag sucht mit Vorliebe solche Documente auf, die sich recht naiv aussprechen, in denen Absicht und Bewußtsein wenig hinzugethan haben; Aufzeichnungen von Männern, die etwas seitab vom Strom der allgemeinen Bildung aufgewachsen sind, in denen die Volksseele sich noch nicht zur Reflexion geklärt hat: was in solchen ungebildeten Gemüthern vorgeht, zeigt das eigentliche Material, mit welchem der große Weltproceß der Geschichte zu arbeiten hat. Höchst charakteristisch ist z. B. für das Reformationszeitalter der Bericht des armen Schülers, der sich in seinem Gewissen darüber abquält, daß er den „um Gottes willen" versprochenen Ablaß nicht umsonst erhalten soll.

Einen ganz andern Ton schlagen die Einleitungen an, in denen ein geistvoller, philosophisch erzogener Mann von der Höhe unsrer Bildung auf die Jahrhunderte herabblickt. Manchem Leser ist der Ton zu vornehm: es ist aber eine gerechte Reaction gegen die salopppe Art vieler Tagesschriftsteller, die nach dem ersten besten Wort greifen, und an-

muthig zu sein glauben, wenn sie blos nachlässig sind. Die Sprache geht zurück, verfällt ins Platte und Triviale, wenn der Schriftsteller sich nicht bemüht, sie zu adeln, zu vertiefen und ausdrucksvoller zu machen. Darin verdanken wir Freytag sehr viel. Einen würdigen Vorgänger hat er an Schnaase, dessen culturhistorische Uebersichten des Mittelalters 1850—1861 in seiner Kunstgeschichte sich gar wohl neben den Bildern aus der deutschen Vergangenheit sehen lassen dürfen.

Friedrich Schlegel bleibt das große Verdienst, der Entwickelung der bildenden Kunst eine bestimmte Stelle in dem allgemeinen Organismus des geistigen Lebens angewiesen zu haben. Aber wie schaal und nüchtern kommen uns jetzt die Theorien vor, die man noch vor einem halben Jahrhundert anstaunte. Damals waren die Sympathien das ausschließliche Motiv der Darstellung, und man mußte es der romantischen Schule Dank wissen, daß sie nur überhaupt die Sympathien zu erwecken und anzuregen verstand. Von eindringendem Verständniß war wenig die Rede, und da alle Neigungen des Zeitalters in der schönen Literatur ihren Sammelpunkt fanden, so darf man sich nicht wundern, daß auch die bildende Kunst vorzugsweise wie eine Art Illustration zu den beliebten literarischen Grundsätzen verwerthet wurde. Jetzt weiß man aus eigner Anschauung, aus eigner Erlebniß, was Kunst ist; nicht umsonst haben uns Cornelius, Gallait, Paul Delaroche nach den verschiedensten Richtungen den Blick in das Walten schaffender Kraft erschlossen. Die Denkmale der Vorwelt sind massenhaft aufgespeichert und geordnet; die strenge Methode der Forschung, wie sie die andern Wissenschaften besitzen, kommt auch der Kunstgeschichte zu gut; man respectirt die kleinste Spur, weil man sie in Zusammenhang mit dem Ganzen zu bringen weiß. Nicht umsonst hat die neuere Philosophie das Gesetz der Evolution und der Wechselwirkung der verschiedenen Culturmomente festgestellt.

Von dem Irrthum der romantischen Schule, die Kunst gehe rein aus sich selber hervor, ist man zurückgekommen: man weiß, daß der Künstler zu seiner Thätigkeit durch allgemeine Bedürfnisse getrieben, durch die allgemeine Meinung getragen wird. Nur indem die Kunst einem bestimmten Zwecke dient, und diesen auf eine ideale Weise durchzuführen sucht, erhebt sie sich in jenes Gebiet der freien Schönheit, die nach Kants vollkommen richtiger Definition den Eindruck des Zweckmäßigen macht, ohne daß damit die Vorstellung eines bestimmten endlichen Zweckes verbunden wäre. Es ist daher nicht blos interessant, es ist nothwendig, daß die Geschichte der Kunst sich nach den Bedürfnissen,

Stimmungen, Grundsätzen und Vorurtheilen umsieht, welche die verschiedenen Zeitalter dem Künstler entgegenbringen, und daraus eine organische Entwickelung der Kunst herzuleiten sucht. Die Kunst hat zwar auch ein Leben und eine Geschichte für sich, gewissermaßen ein esoterisches Leben, das die endlichen Voraussetzungen und Beziehungen bis zu einem gewissen Grade überwindet; aber auch dies innere Leben wird nur dann verständlich, wenn man seinen Zusammenhang mit dem äußern nachweist. Die Romantik betrachtete einseitig die Religion als die Vermittlerin zwischen dem Leben und der Idee, wodurch das Ganze sogleich einen sehr einheitlichen Anstrich erhielt, aber den wirklichen Verhältnissen nicht gerecht wurde. Schnaase bemüht sich vielmehr, für jeden Zeitraum über die Totalität aller Lebensbeziehungen klar zu werden; er faßt den Markt und die Werkstätte ebenso scharf ins Auge, wie die Kirche und den Palast.

„In der ersten Periode des Mittelalters bildete die Geistlichkeit nicht in dem Sinn wie heute einen einzelnen Stand, sie umfaßte vielmehr alle Stände mit Ausschluß des Waffenamts und der niedrigsten Stufe des Verkehrs. Eine Theilung der Arbeiten, wie sie sich in civilisirten Zeiten naturgemäß bildet, war noch nicht eingetreten; in den Schulen der Klöster und der Bischöfe wurden alle Künste und Wissenschaften und selbst alle Handwerke gelehrt. Zu der Einsicht, daß gewisse Leistungen besondere natürliche Anlagen fordern, daß derselbe Schüler in einer Beziehung sehr fähig und dessen ungeachtet für andere Aufgaben unbrauchbar sein könne, war man noch nicht gelangt. Man unterrichtete die Begabtern in allen Fächern, hielt den Gelehrten zu Allem berufen und nahm ihn für Alles in Anspruch. Freilich machte sich die Verschiedenheit des Talents immer geltend, und es verstand sich von selbst, daß man besonders bei wichtigeren Unternehmungen sich nach dem Fähigsten und Bewährtesten unter den Mitgliedern des Diöcesanklerus oder des Klosters umsah. Allein schon wegen dieser Beschränkung auf einen engern Kreis konnte man nicht ängstlich wählen, und sah jedenfalls mehr auf technische Kenntnisse als auf geistigen Beruf. Daher finden wir fast kein Beispiel, daß einer der ausgezeichneten Männer nur in einer Kunst gerühmt wird; er umfaßt meistens alle, ist Baumeister, Erzgießer, Bildner, Maler, auch wohl Kalligraph, Goldschmidt und sogar Orgelbauer, wirkt außerdem als Schulmann und Gelehrter, als Prediger und Theolog, vereinigt zuweilen mit all diesen Aufgaben noch die des Arztes, des Staatsmanns und Juristen. Mehrere der Männer, welche als Leiter und Ausübende von Kunstschöpfungen genannt werden, sind

auch Rathgeber und Kanzler der Fürsten, begleiten sie auf ihren Reisen, und bewegen sich überhaupt in einem Chaos von Geschäften, deren Bewältigung kaum begreiflich ist. Besonders in Deutschland sind die Beispiele dieser Art sehr zahlreich, und werden durch die Größe des Reichs, die weite Entfernung verschiedener gleichzeitiger Unternehmungen und durch das Wanderleben, welches diese Männer mit dem kaiserlichen Hofe führten, um so auffallender. Es ist einleuchtend, daß eine solche Vielgeschäftigkeit mit dem künstlerischen Beruf nicht wohl vereinbar war. Wenn auch, wie man voraussetzen darf, diese hochgestellten, vielfach in Anspruch genommenen Männer die Ausführung nicht mehr selbst übernahmen, so gaben sie doch den Ton an, und ihre übrige Thätigkeit wirkte auf die Kunst zurück. Man hat wohl die Mängel dieser Kunstepoche der klösterlichen Abgezogenheit und Unkenntniß der Mönche, welche sie übten, zugeschrieben; in gewissem Sinne verhielt es sich aber grade umgekehrt, die Kunst stand vielmehr mit dem praktischen Leben in allzu großer, nicht wünschenswerther Verbindung. Der Staatsmann, der Priester und überhaupt jeder, der praktisch wirkt, muß im Drang der Umstände mit dem Erreichbaren zufrieden sein, kleine Uebel wegen größerer Vortheile übersehn, er darf nicht nach dem Höchsten, dem Vollendeten streben, nicht mit weichherziger Vorliebe am Einzelnen hängen. Seine Hand, an den Kampf mit harten Stoffen gewöhnt, wird nothwendig das zarte Gefühl für die feinern Schönheiten verlieren. Mit Recht und instinctmäßig pflegen sich daher auch die Künstler von allzu großer, praktischer Thätigkeit, von dem Kampf mit der Noth des Lebens efrn zu halten. Diese Vermischung so heterogener Thätigkeiten wirkte aber besonders nachtheilig auf die darstellenden Künste. Der Architektur stand sie weniger im Wege, weil diese Kunst selbst von der Nützlichkeit ausgeht, weil sie, wie die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, vorwaltenden Verstandes bedarf, und ihre geistige Aufgabe in der Darstellung allgemeiner Verhältnisse hat, in deren Würdigung der Blick des klugen Weltmannes geübt wird, weil endlich das Detail ihrer Formen keine praktische Anwendung duldet. Die darstellenden Künste dagegen, weil sie allgemein verständliche Gestalten mit moralischen Beziehungen geben, können allerdings auch zu Nutzanwendungen gebraucht werden, aber ein solcher Gebrauch ist ihrem Wesen feindlich, zerstört grade die innere Freiheit ihrer Entfaltung. Und doch brachte es die Noth der Tage und die lehrhafte Stellung der Geistlichen mit sich, daß sie nach unmittelbaren Wirkungen strebten. Sie mußten gewissermaßen ihre Kunstübung dadurch rechtfertigen, daß sie sie als nützlich betrachteten.

Das konnte in mehrfacher Weise geschehn. Der allgemeinste, künstlerischer Auffassung nächste Zweck war der unbestimmtere, durch ernste, strenge Haltung und Würde die Beschauer feierlich zu stimmen, rohe, sinnliche Gefühle aus ihrer Brust zu verdrängen, sie zur Theilnahme am Kirchendienste vorzubereiten. Dieser Zweck war ohne Zweifel auch der vorherrschende, aus ihm gingen die höchsten Leistungen der Zeit hervor, die meisten Kunstwerke verrathen ihn. Sie dienen nur der Architektur, verstärken die Stimmung, welche diese hervorbringen sollte. Dies wird indessen nirgend von den gleichzeitigen Schriftstellern ausgesprochen; es verstand sich für feinere Gemüther von selbst, lag aber nicht in dem bewußten Zwecke der Zeit. Daher genügte es auch der großen Zahl gemeiner Praktiker unter den Geistlichen noch nicht, sie wollten noch eine andere, handgreiflichere Nützlichkeit. Ihnen mußte es wichtig scheinen, die rohe, stumpfe Masse zu bewegen, den Mängeln abzuhelfen, mit denen der Beichtvater und der Lehrer täglich zu kämpfen hatte. Daher finden wir häufig ausgesprochen, daß das Bild auf die Unwissenden wirken, die Schrift bei denen, die nicht lesen konnten, ersetzen, ihnen die heiligen Hergänge versinnlichen solle. Dieser Zweck war bei einem rohen, aber gläubigen Volk leicht erreicht, und es wird oft gerühmt, daß die Einfältigen, welche dem Wort und der Ermahnung unzugänglich gewesen waren, durch die Bilder zu Thränen gerührt und bekehrt worden seien. Bei den rohen Gemüthern bedurfte es dazu starker, greller Motive; auf tiefere Wahrheit, auf feinere, der Natur abgelauschte Züge kam es nicht an, sondern auf derbe Darstellung der Martern, Leiden und Wunder. Schrecken, Erstaunen, Furcht zu erregen, den Gedanken an Strafe hervorzurufen, die stumpfe Phantasie mächtig zu treffen und das Gewissen aus seinem Schlummer zu wecken, das war die zuweilen mit dürren Worten ausgesprochene Aufgabe der Kunst. Es ist begreiflich, daß gewaltsame Bewegungen, Uebertreibungen aller Art für diese Zwecke am dienlichsten waren, und daß selbst die Unschönheit der Gestalten dazu mitwirken konnte. Ein zweiter für die Kunst nachtheiliger Umstand war die traditionelle Stellung der damaligen Welt. Die Griechen des hieratischen Zeitalters, wenn auch bei ihnen der Sinn ausschließlich auf das Strenge und Allgemeine gerichtet war, und wenn sie auch, sei es aus Asien oder aus Aegypten, künstlerische Traditionen erhalten hatten, welche sie mit religiöser Ehrfurcht befolgten, schöpften doch im Wesentlichen aus der Natur. Die Völker unsrer Epoche betrachteten dagegen die Tradition als ihre ausschließliche Lehrmeisterin; der Gedanke, die Natur zu beobachten und aus ihr zu nehmen, war ihnen völlig fremd. Sie

wußten daher auch in der Kunst nicht anders, als sie aus überlieferten Vorbildern zu erlernen und diese nachzuahmen, sie hatten dabei die Erzeugnisse der altchristlichen und spätrömischen oder allenfalls byzantinischen Kunst, mithin bereits abgeleitete, halb verstandene Vorbilder vor sich, und faßten ihrerseits dieselben wieder mit halbem Verständniß auf."

In der zweiten Periode erörtert Schnaase die Beziehungen der frühgothischen Baukunst zur Scholastik. — „Es versteht sich, daß ein unmittelbarer Verkehr zwischen der Bauhütte und den Lehrsälen der Philosophen nicht bestand, daß Meister und Gesellen nicht Schurzfell und Meißel ablegten, um den Disputationen zu lauschen. Aber das Bestreben der Forschung und der Geist scholastischer Distinction und Bestimmtheit theilte sich allen Classen so weit mit, als ihr Beruf dafür empfänglich war, und von keinem galt dies in höherem Grade als von dem der Architekten. Daher bei ihnen das Betonen des geometrischen Elements, die erwachende Neigung zu einem principiellen und theoretischen Verfahren, zu Unterscheidungen und Gegensätzen der Formen. Beide Richtungen, die phantastisch-ritterliche und die pedantisch-scholastische, traten indessen in dieser Epoche noch nicht einseitig und störend hervor; sie standen noch völlig unter der Herrschaft sowohl des religiösen Geistes als der Naturkraft des Volkes und der durch beide bedingten Einheit des Gefühls. Die Architekten waren eben schlichte, aus dem Handwerk hervorgegangene Meister, die sich im Dienste der Kirche fühlten und zunächst mit ihrer technischen Aufgabe vollauf zu thun hatten. Sie verfuhren zwar freier als die frühern geistlichen Baumeister, sie kamen nicht aus der Klosterschule, waren nicht von den Traditionen der Antike beherrscht, liebten es, sich in neuen Erfindungen zu versuchen. Aber sie waren Empiriker, die nicht luftigen Theorien folgten, sondern von der erlernten Form ausgingen, diese nur zu verbessern suchten und sich daher mit langsamen Schritten von ihr entfernten. Sie führten überdies selbst den Meißel, ihre Hand hatte sich mit dem Steine vertraut gemacht, ihm die Formen abgelernt, welche ihm am natürlichsten waren; sie dachten gleichsam im Geiste des Materials. Daher der unschätzbare Vorzug ihrer Arbeiten, daß sie nichts verhüllten, daß alle ihre Formen eine unmittelbare, natürliche Wahrheit hatten. Ueberdies gingen sie aus dem Volke hervor, und zwar aus einem Volke von noch sehr einfachen Sitten, das der Natur nahe stand und mit ihrer Weise der Production bekannt war; sie bildeten daher ein so feines Gefühl für organische Entwickelung der Form aus, wie es mit Ausnahme der Griechen kein andres Volk gehabt.

Ihre Werke machen den Eindruck innerer Nothwendigkeit, sie scheinen aus dem Boden zu wachsen, wie die Erzeugnisse der Natur selbst. Die Willkür, welche in den Ritterdichtungen herrscht und ihnen selbst einen Reiz verleiht, fand hier keine Stelle. Um so merkwürdiger ist es, daß diese schlichten Meister das kühne und künstliche Constructionssystem des gothischen Stiles erfanden, welches dem Steine statt der horizontalen Lagerung auf der Fläche des Erdbodens den Ausdruck aufstrebender Kraft verleiht, und so von den unmittelbaren Andeutungen der Natur weit abweicht. Allerdings lag diesem luftigen Systeme eine weise Benutzung statischer Gesetze zum Grunde, und es entstand nicht aus theoretischem Uebermuth oder aus symbolischen Rücksichten; aber es konnte nur in einer Zeit entstehn, welche an künstliche Systeme gewöhnt war, welche auch in der Wirklichkeit über die gemeine Natur hinwegsah, und sich eine Welt von Ansichten und Sitten erschuf, die auf kühnen Voraussetzungen beruhte und durch künstliche Mittel zusammengehalten wurde, und giebt einen höchst merkwürdigen Beweis der schweigenden, aber mächtigen Einwirkung, welche die geistige Richtung der Zeit selbst auf die statischen Grundlagen der Architektur ausübt."

Den größten Fortschritt in der Rechtsgeschichte des deutschen Mittelalters seit Eichhorn hat Waitz gemacht. Seine „deutsche Verfassungsgeschichte wurde 1844, zur tausendjährigen Feier des Vertrags von Verdun begonnen, sie ist im 4. Band (1861) bis zum Vertrage von Verdun fortgeführt. Waitz ist Rankes Schüler, als Forscher und Lehrer vielleicht der erste in seinem Fach, in der Darstellung ganz von ihm abweichend: streng, abwehrend, fast trocken. Für die Anschauung der mittelalterlichen Zustände verdankt er Guizot sehr viel, den er selber in Paris gehört; doch ist er vorsichtiger und gewissenhafter als der Franzose, der die Thatsachen militärisch in Reih' und Glied stellt, und genial, aber auch oft voreilig construirt; bei Waitz muß man bei dem Gewirr des Thatsächlichen oft im Nebel seinen Weg suchen. — „Für die Kenntniß der deutschen Verfassung ist es allerdings nothwendig, auf die Urzeit der Stämme zurückzugehn: alle ihre Elemente haben hier ihre Wurzel; in zusammenhängender, nie ganz unterbrochener Entwickelung sind sie hervorgewachsen, und es ist uns in den meisten Fällen vergönnt, die stufenweise Ausbildung der Keime, die Umbildung der ursprünglichen Institutionen zu dem, was später bestand, zu erkennen. Doch so sehr wir genöthigt sind, diesen stetigen Fortgang in den Verfassungsverhältnissen geltend zu machen, so wichtig erscheint es doch, daß wir nicht rücksichtslos, was der spätern Zeit angehört, auf die ältern

Zustände übertragen, oder umgekehrt diese wiederfinden, wo schon durchgreifende Umgestaltungen stattgefunden haben. Jeder erkennt, daß wie Leben und Sitte, so auch Recht und Verfassung des deutschen Volks, da es zertheilt in eine Menge kleiner Gaugemeinden oder Völkerschaften zuerst in der Geschichte auftritt, völlig verschieden sind von den Verhältnissen, die nach der Vereinigung der großen Stämme zu mächtigen Herrschaften bestanden; das Volk war aus den beschränkten Zuständen herausgetreten, die mächtigsten historischen Begebenheiten, Wanderungen, Kämpfe hatte es durchlebt, zum Theil selbst veranlaßt, neue Gebiete eingenommen, neue Formen der Herrschaft kennen gelernt und sich angeeignet." — Einen festen Kern gewinnt die deutsche Geschichte erst im Vertrag zu Verdun. — „Eine Herrschaft ist gebildet, die ganz und gar deutsch ist und die große Mehrzahl der deutschen Stämme umfaßt. Eben dadurch sind diese fester zusammengefügt als vorher; das Gefühl der Zusammengehörigkeit war mächtig genug, um bei den Wechselfällen der Herrschaft die staatliche Verbindung aufrechtzuerhalten, die hier zuerst begründet wurde. Das deutsche Volk sondert sich ab von den übrigen Nationen Europas, die es unterworfen und mit seinem Blut erneuert, von denen es wiederum Elemente neuer Bildung empfangen hat: es geht jetzt seine eignen Wege." Aber wie diese Trennung, so war vorher die Vereinigung für Deutschland eine Nothwendigkeit: die Verbindung des Kaiserthums mit der Kirche, die Basis der modernen Geschichte, war die freie That eines großen Mannes, die doch den Naturwuchs der deutschen Stämme nicht untergrub. — „Nicht alle Staaten zeigen den einfachen Verlauf, den wir bei den Erzeugnissen der organischen Natur wahrnehmen, Wachsthum, Blüthe und Verfall. Wie es reicher ausgestatteten Völkern wohl vergönnt ist, sich auch aus tiefem Verfall zu neuem, frischem Leben herauszuarbeiten, so gelangt mitunter nicht blos ein Staat, der auf einer bestimmten Volksthümlichkeit beruht und um deswillen alle Entwicklungen des nationalen Lebens theilt, sondern auch ein staatlicher Körper, der sich keiner solchen natürlichen Grundlagen erfreut, aber dafür in dem geschichtlichen Leben der Völker eine eigenthümliche Aufgabe zu erfüllen hat, durch Umstände verschiedner Art mehr als einmal zu einer kräftigen Ausbildung. Grade ein Staatswesen der letztern Art hat fast immer mit großen, mehr als gewöhnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Gilt es die Vereinigung verschiedner Nationalitäten oder verschiedner Bildungselemente, so widerstreben die einzelnen dem Proceß der Umbildung; das Gefühl der Selbständigkeit regt sich in den Völkern und Stämmen, die einer Einigung entgegengeführt

werden sollen, und erlahmt die Kraft derer, welche als Vertreter der Einheit, überhaupt als die Träger der staatlichen Verbindung erscheinen, so regen sich auf's neue alle zuerst nur durch Gewalt oder durch die Macht einzelner Persönlichkeiten überwältigten Gegensätze und Verschiedenheiten, welche da sind. Eben auf die Macht großer Persönlichkeiten kommt es an, wenn ein staatlicher Bau der Art zum Abschluß geführt werden soll. Ein Volk oder ein Stamm desselben giebt wohl die Kräfte her, aber nur durch eine starke Herrschergewalt werden sie in Wirksamkeit gesetzt. Auch die Verfassungsgeschichte hat es nicht blos mit den Institutionen oder den ihnen zu Grunde liegenden, im Leben des Volks waltenden Kräften und Richtungen zu thun: sie hat die Bedeutung der Persönlichkeiten anzuerkennen, die umgestaltend oder neu belebend in die Entwicklung der Staaten und Völker eingreifen."

Im Wesentlichen mit diesen Ideen in Uebereinstimmung hat Giesebrecht (Professor in München), seit 1853 übernommen, die „Geschichte der deutschen Kaiserzeit," begründet auf die Forschungen des Jahrhunderts, in ihrer Vollständigkeit und zugleich in künstlerischer Form darzustellen. Ein edles nationales Werk, wenn man dem historischen Stil auch eine größere Freiheit von rhetorischen Wendungen wünschen möchte. Wichtiger noch sind die Monographien, die Urkunden aus dem Städteleben und die Provincialgeschichten, unter denen Stälins „Schwaben" das Muster sein möchte. Auch die Quellenkunde geht durch treffliche Bearbeitungen immer mehr ins Bewußtsein des Volks über. Rühmliche Erwähnung verdient Scheffels historischer Roman „Ekkehard," der aus strengstem Studium der Quellen ein anschauliches und anziehendes Bild von den Ungarkämpfen am Ende des 9. Jahrh. geschöpft hat.

Je tiefer man durch Specialstudien nach jeder Richtung in das Mittelalter eindrang, desto augenscheinlicher stellte sich der zuerst von Hegel markirte Gegensatz desselben gegen die Neuere Zeit heraus, der Gegensatz substantieller Gebundenheit gegen individuelle Freiheit. „In ganz anderm Sinn," schreibt G. Freytag, „ist im Mittelalter der Einzelne ein Theil der Volkskraft, als jeder von uns. In Gemüth und Sitte, in Sprache, Glauben, Recht und Poesie erscheint uns die Kraft des Individuums noch gebunden. Sicherheit vor dem Verderben, Förderung seines Lebens erhielt der Einzelne nur durch engen Anschluß und Unterordnung unter Genossen; erst in ihr empfand er die Berechtigung seiner Existenz. Die reiche Spruchweisheit des Mittelalters beruht auf demselben Bedürfniß, gemeinsame Ordnung und giltige Formel zu finden, welcher sich das innere Leben des Einzelnen unterordnet. So kam

überall das Leben des Individuums erst in der Gemeinschaft zum vollen Ausdruck. Und als eigenthümliche Schönheit der jungen Volksseele empfinden wir zuweilen die Verbindung eines lebhaften Freiheitsgefühls mit gehorsamer Unterordnung; sie erscheint uns in einer Zeit voll von lyrischem Einzelleben vielleicht beneidenswerth. Aber im Mittelalter fügte man sich nicht mit der bewußten Resignation, welche uns nöthig ist, oder mit der werthvolleren Freudigkeit, welche wir unsern Nachkommen wünschen: es trieb die bittre Noth, die innere Armuth und Unfreiheit der Individuen zur Einordnung in den Zwang der Gesellschaft." Es mußte endlich zum Loßreißen kommen, sollte man auch, wie Fichte in den „Grundzügen" von dem Uebergang des zweiten in das dritte Zeitalter, zunächst in die Periode der leeren Freiheit, d. h. der absoluten Sündhaftigkeit gerathen.

Den Uebergang aus dem Zustand substantieller Gebundenheit in den Zustand des freien Individualismus zu schildern, hat sich Jacob Burkhardt (1860) in dem „Versuch," „die Cultur der Renaissance in Italien," zur Aufgabe gemacht. „Im Mittelalter lagen die beiden Seiten des Bewußtseins — nach der Welt hin und nach dem Innern des Menschen — wie unter einem gemeinsamen Schleier träumend oder halbwach. Der Schleier war gewoben aus Glauben, Kindesbefangenheit und Wahn; durch ihn hindurchgesehn erschienen Welt und Geschichte wundersam gefärbt, der Mensch aber erkannte sich nur als Race, Volk, Partei, Corporation, Familie oder sonst in irgend einer Form des Allgemeinen. In Italien zuerst verweht dieser Schleier in die Lüfte; es erwacht eine objective Betrachtung des Staats und der sämmtlichen Dinge dieser Welt überhaupt; daneben aber erhebt sich mit aller Macht das Subjective, der Mensch wird geistiges Individuum und erkennt sich als solches. Der Italiener ist am frühzeitigsten zum modernen Menschen ausgebildet; er ist der Erstgeborne unter den Söhnen des jetzigen Europa."

Gewöhnlich leitet man die neue Zeit aus der Wiederbelebung des Alterthums her: Burkhardt sucht nachzuweisen, daß nicht sie an sich, sondern ihr enges Bündniß mit dem italienischen Volksgeist die abendländische Welt bezwungen hat. Sobald in Italien die Barbarei aufhört, meldet sich bei dem noch halb antiken Volk die Erkenntniß seiner Vorzeit, die Erinnerung an seine eigne alte Größe. Es war dazu eine Entwickelung des städtischen Lebens nothwendig, wie sie nur in Italien vorkam; Bildung einer allgemeinen Gesellschaft, welche sich bildungsbedürftig fühlte, und Muße und Mittel übrig hatte. Die Bildung, so-

bald sie sich von der Phantasiewelt des Mittelalters losmachen wollte, konnte nicht plötzlich durch bloße Empirie zur Erkenntniß der physischen und geistigen Welt durchdringen, sie bedurfte eines Führers, und als solcher bot sich das classische Alterthum dar. Daraus entsprang der moderne italienische Geist, dem es bestimmt war, für den ganzen Occident maßgebendes Vorbild zu werden.

Dies ist der Punkt, von dem aus Burkhardt sich in dem bunt und reich wogenden Leben der drei Jahrhunderte, 1250 bis 1540, zu orientiren sucht, mit einem poetisch und historisch gleich entwickelten Auge, einem ungemeinen Scharfsinn, großer Liebe und großem Verständniß. Man muß ihm aber doch scharf auf die Finger sehn: es wird nicht eigentlich erzählt, sondern die zahlreichen historischen Thatsachen dienen nur als Belege, als Randglossen zu der principiellen Entwickelung; der Unterschied der Zeiten, die denn doch eine ziemlich verschiedene Physiognomie haben, wird nicht immer beachtet, und bei aller Pietät für die Physiognomie des Gegebenen geht die Dialektik doch zuweilen mit den Thatsachen durch.

Schon in viel frühern Zeiten — dies etwa ist sein Gedankengang — giebt sich in Italien eine Entwickelung der auf sich selbst gestellten Persönlichkeit zu erkennen, wie sie im Norden nicht so vorkommt. Mit Ausgang des 13. Jahrhunderts aber beginnt Italien plötzlich von Persönlichkeiten zu wimmeln; der Bann, welcher auf dem Individualismus gelegen, ist völlig gebrochen; schrankenlos specialisiren sich tausend einzelne Gesichter; kein Mensch scheut sich davor, aufzufallen, anders zu sein und zu scheinen als die Andern. Dante wird schon durch die Fülle des Individuellen der nationalste Heros seiner Zeit.

Das mächtigste Motiv dieser Entwicklung waren die Tyrannien in den einzelnen Städten. In merkwürdiger Mischung liegt Gutes und Böses in ihnen durch einander. Die Persönlichkeit der Fürsten wird eine so durchgebildete, eine oft so hochbedeutende, für ihre Lage und Aufgabe so charakteristische, daß das sittliche Urtheil schwer zu seinem Recht kommt. Sie lebten ohne Garantie, für den Augenblick, die dauernd bedrohte Lage entwickelte in ihnen eine große persönliche Tüchtigkeit; in einer so künstlichen Existenz konnte sich nur ein Virtuose mit Erfolg bewegen, und jeder mußte sich erweisen als den, der die Herrschaft verdiene. Ihre Charaktere haben große Schattenseiten, aber in jedem war etwas von dem, was das Ideal der Italiener ausmachte. Ihr Geist lernt nothgedrungen alle seine innern Hülfsquellen kennen, die dauernden wie die des Augenblicks; auch ihr Lebensgenuß wird ein durch

geistige Mittel erhöhter und concentrirter, um einer vielleicht nur kurzen Zeit der Macht und des Einflusses einen größtmöglichen Werth zu verleihen. Man gewöhnt sich daran, den Staat als ein Werk der Reflexion, als ein Kunstwerk aufzufassen. Es bilden sich Staatskünstler, welche durch künstliche Verlegung und Vertheilung der Macht einen dauerhaften Zustand begründen, Groß und Klein gleichmäßig zufriedenstellen oder auch täuschen wollen. — Macchiavelli faßt die vorhandenen Kräfte immer als lebendige, active, stellt die Alternative richtig und großartig, und sucht weder sich noch Andre zu täuschen. Seine Gefahr liegt nicht in falscher Genialität, auch nicht im falschen Ausspinnen von Begriffen, sondern in einer starken Phantasie, die er offenbar mit Mühe bändigt. Seine politische Objectivität ist allerdings bisweilen entsetzlich in ihrer Aufrichtigkeit, aber sie ist entstanden in einer Zeit der äußersten Noth und Gefahr, da die Menschen ohnehin nicht mehr leicht an das Recht glauben noch die Billigkeit voraussetzen konnten. „Tugendhafte Empörung gegen dieselbe macht auf uns, die wir die Mächte von rechts und links in unserm Jahrhundert an der Arbeit gesehn haben, keinen besondern Eindruck."

Daß die italienischen Staaten fast sämmtlich auf ziemlich neuen Usurpationen beruhen, ist für ihre auswärtigen Beziehungen so verhängnißvoll als für das Innere. Keiner erkennt den Andern ohne Rückhalt an; dasselbe Glücksspiel, welches bei Gründung und Befestigung der eignen Herrschaft gewaltet hat, mag auch gegen den Nachbar walten. Hängt es doch gar nicht immer von dem Gewalthaber ab, ob er ruhig sitzen wird oder nicht. Mit gebildeten, vorurtheilslosen Despoten kann man unterhandeln, man kann sie zu überzeugen, d. h. durch thatsächliche Gründe zu bestimmen hoffen. So wird Italien die Heimath einer auswärtigen Politik, welche dann allmählich auch in andern Ländern die Stelle eines anerkannten Rechtszustandes vertreten hat. Die völlig objective, von Vorurtheilen wie von sittlichen Bedenken freie Behandlung der internationalen Dinge erreicht bisweilen eine Vollendung, in welcher sie elegant und großartig erscheint, während das Ganze den Eindruck eines bodenlosen Abgrunds hervorbringt.

Die Unterthanen freilich erleiden durch die Knechtschaft Einbuße am sittlichen Charakter, aber gerade innerhalb der allgemeinen politischen Machtlosigkeit gedeihen die verschiedenen Richtungen und Bestrebungen des Privatlebens um so stärker und vielseitiger. Der politisch indifferente Privatmensch mit seinen theils ernsten, theils dilettantischen Beschäftigungen möchte wohl in diesen Gewaltstaaten zuerst vollkommen

ausgebildet aufgetreten sein. Der Unterschied der Stände gleicht sich aus. Der italienische Tyrann ist nicht auf den Umgang mit einem Adel angewiesen, der sich für die einzig beachtenswerthe Classe der Welt hält, und auch den Fürsten in diesen Dünkel hineinzieht, er darf und muß vielmehr jeden kennen und brauchen. Für die höhere Geselligkeit giebt es nur noch einen höhern Stand im modernen Sinn, auf welchen Geburt und Herkunft nur dann noch Einfluß haben, wenn sie mit ererbtem Reichthum und gesicherter Muße verbunden sind. Der Edelmann verkehrt mit allen Ständen auf dem Fuß der Gleichheit; Talent und Bildung sind seine Hausgenossen. Alles was sich auf äußere Erscheinung und Sitte bezieht, wird verschönert und verfeinert; das Auftreten des Einzelnen und die höhere Form der Geselligkeit werden ein freies, bewußtes Kunstwerk. Vor Allem veredelt sich die Sprache der Conversation. Der Mann, der auf der Höhe der Gesellschaft stehn will, muß eine allseitige virtuose Bildung besitzen, nicht blos in Künsten und Wissenschaften, sondern in all den Geschicklichkeiten, die man sonst nur vom Adel verlangt. Solche allseitig gebildete Menschen stehn in der ersten Reihe der damaligen Geschichte. Auch Menschen von untergeordneter Bildung, wie Benvenuto Cellini, machen den Eindruck einer völlig durchgebildeten Natur, wenn man sie mit unsern nordischen Selbstbiographen vergleicht. „Ob wir es gern hören oder nicht, es lebt in dieser Gestalt ein ganz kenntliches Urbild des modernen Menschen, des Menschen, der sein Maß in sich selber trägt."

Die Gewohnheit des Exils bei dem beständigen Wechsel der Gewaltherrschaften löste das Individuum mehr und mehr von seinem Boden, machte es zum Weltbürger und übte es in unbeschränkter Freiheit sittlicher Begriffe. Diese Freiheit empfanden namentlich die Künstler, mit denen durch ganz Italien ein Cultus getrieben wurde, wie ihn kaum ein andres Zeitalter kennt. In das Pantheon der gefeierten Genies aufgenommen zu werden, war der höchste Ehrgeiz, der sich allenfalls vor herostratischen Mitteln nicht scheute. Als Ergänzung war für jeden entwickelten Individualismus, für jede Art von Berühmtheit ein bestimmter Hohn als Zuchtruthe vorhanden: Witz, Spott, Parodie und Lästerung wucherten neben den überschwänglichsten Ausgeburten der Phantasie, und Aretin war eine Macht. Von sittlichen und religiösen Vourtheilen wenig eingeengt, von massenhaften neuen Anschauungen in Bezug auf Natur und Menschheit überströmt, erkannte man die Berechtigung aller individuellen Religionsformen, und die berühmte Fabel von den drei Ringen ist eine italienische Erfindung. Novellisten, Geschicht-

schreiber und Philosophen wetteiferten, durch allseitige Beobachtung den vollen Gehalt des Menschen zu erkennen, die ästhetische Empfänglichkeit wird ungemein ausgebildet, der Begriff der menschlichen Schönheit gewissermaßen physiologisch untersucht, auch die Bedeutung der Landschaft für die erregbare Seele zuerst warm empfunden. Nicht die ausübende Kunst ging voran, sie blühte erst auf in dem Boden einer harmonisch vollendeten allgemeinen Bildung. Mit Begeisterung gab man sich dem Studium des Alterthums hin, das man ja in der großen Ruinenstadt Rom noch gegenwärtig hatte. Die geschulten Kenner des Alterthums, die auch die idealistische Philosophie der Vergangenheit wieder aufnahmen, wurden selbst an die Spitze der Geschäfte gestellt; eine nicht geringe Zeit hindurch haben die Humanisten Italien beherrscht. Frei von den Schranken, die anderwärts den Fortschritt hemmten, individuell hoch entwickelt und durch das Alterthum geschult, wendet sich der italienische Geist auf die Entdeckung der äußern Welt, und wagt sich an deren Darstellung in Wort und Form. Columbus ist mit der größte einer ganzen Reihe von Italienern, welche im Dienste der Westvölker in ferne Meere fuhren, sie haben nicht blos zufällig gefunden, sondern sie haben gesucht, und stehn im Zusammenhang mit den Interessen ihrer Vorgänger. Auch die italienischen Naturforscher stehn im Volk nicht isolirt, sie können auf das Entgegenkommen verwandter Geister rechnen, die Betrachtung der Natur ist lebendig in der ganzen Nation.

Die sittliche Bildung der Italiener steht einerseits unter der Herrschaft einer sprudelnden und höchst energischen Phantasie, die in allen bedeutenden und unbedeutenden Angelegenheiten des Lebens mitspielt, und den Tugenden und Lastern des Volks besondre Farbe giebt; andrerseits unter der Herrschaft eines kalten voraussetzungslosen Verstandes, der, ganz von dem natürlichen Zusammenhang der Dinge erfüllt, den eigentlichen moralischen Motiven nicht blos widersteht, sondern sie gar nicht begreift. Burkhardt bemüht sich, auch für das Gemüth der Italiener einen Ort zu finden, ohne jedoch in diesem Bestreben sonderlich glücklich zu sein. Das ist überhaupt die anfechtbare Seite seines Buchs. Er hat den hohen Werth der italienischen Renaissance für die Geschichte in so glänzenden Farben und so richtig dargestellt, daß er einfach darauf verweisen und die Moralisten mit der Betrachtung abfertigen könnte, daß man mit diesen Lichtseiten auch die Schattenseiten in den Kauf nehmen müßte. Aber seine Vorliebe treibt ihn weiter: er möchte die Moralisten nöthigen, nicht blos gelten zu lassen, sondern anzuerkennen. Er entschuldigt die Laster der Italiener durch die Herrschaft der Tyrannen,

vor deren Gesetzen und deren Polizei man keinen Respect haben konnte, und mit der Verweltlichung der Kirche, die an ihre eignen Lehren nicht glaubte, und vergißt dabei, daß die Tyrannen und die verweltlichte Kirche gleichfalls Phänomene der italienischen Sittlichkeit waren, und zwar sehr hervorragende. Mit Härte verlangt er ein objectives Urtheil, das er aber selber nicht giebt; er nimmt vielmehr entschieden Partei. Mitunter sieht es so aus, als wolle er pantheistisch die moralische Zurechnung überhaupt abweisen. Allein er bleibt darin nicht consequent, und es bedarf überhaupt nicht eines feststehenden speculativen Moralprincips, um den Werth herrschender sittlicher Maximen abzuwägen: denn diese haben allgemeine Folgen, nach denen die Geschichte ihr Urtheil fällen darf. Man kann nicht sagen, daß Burkhardt die Thatsachen vertuscht: er zeigt, wie in der Blüthezeit der Renaissance die Ruchlosigkeit der Phantasie bis ins Satanische wächst, wie der Mord und namentlich die schlimmste Gattung desselben, der Giftmord, in den besten Kreisen zur Tagesordnung gehörte; wie Heimtücke, Lug und Trug in einer Weise walteten, daß jeder, der an ein Wort oder an einen Eid glaubte, als Thor verlacht wurde. Er empfindet sehr fein, wie die Unheiligkeit der Ehe, die grenzenlose Unsittlichkeit des Familienlebens in der Mitte dieser Ruchlosigkeit stand; aber er weiß auch hier Rechtfertigungen aufzufinden. „Es ist wesentlich, zu wissen, daß das Weib dem Manne gleich geachtet wurde. Die Frau von Stande mußte ganz wie der Mann nach einer abgeschlossenen, in jeder Hinsicht vollendeten Persönlichkeit streben. Der herrschende Genius der damaligen Novellen ist nicht die heutige Weiblichkeit, d. h. der Respect vor gewissen Voraussetzungen, Ahnungen und Mysterien, sondern das Bewußtsein der Energie, der Schönheit und einer gefährlichen, schicksalsvollen Gegenwart; deshalb geht neben den gemessensten Weltformen ein Etwas einher, das unserm Jahrhundert wie Schamlosigkeit vorkommt, während wir nur eben das Gegengewicht, nämlich die mächtige Persönlichkeit der dominirenden Frauen des damaligen Italiens, uns nicht mehr vorstellen können." — Allerdings nehmen die Novellisten überall Partei für den sinnreichen Ehebruch, wie für una bella vendetta, sie machen den Eindruck, als bestände die Liebe durchaus nur im Genuß, und als wären zu dessen Erreichung alle Mittel, tragische wie komische, nicht nur erlaubt, sondern je kühner und frivoler, desto interessanter. „Innerhalb des Unerlaubten aber bewegte sich nicht nur das gemeine Gelüst, nicht nur die dumpfe Begier des gewöhnlichen Menschen, sondern auch die Leidenschaft der Edelsten und Besten; nicht blos weil die unverheiratheten Mädchen sich außerhalb

der Gesellschaft befanden, sondern auch weil gerade der vollkommenste Mann am stärksten angezogen wurde von dem bereits durch die Ehe ausgebildeten weiblichen Wesen. Diese Männer sind es, welche die höchsten Töne der lyrischen Poesie angeschlagen, und auch in Abhandlungen und Dialogen von der verzehrenden Leidenschaft ein verklärtes Abbild zu geben versucht haben: l'amor divino. Der letzte und höchste Ausdruck derselben wird gesucht in einer Aneignung antiker Ideen von einer ursprünglichen Einheit der Seelen im göttlichen Wesen."

Sehr richtig schildert Burkhardt die Eigenthümlichkeit der Italiener, daß sie die Kirche, wie sie damals war, verachteten, zuweilen haßten, aber doch nicht entbehren konnten, theils aus Gründen äußern Vortheils, theils weil sie ihnen phantastische Gnadenmittel zur Förderung ihrer Selbstsucht bot; trotzdem behauptet er, daß unter der Hülle dieses Zustandes ein starker Trieb echter Religiosität lebendig blieb. Worin derselbe aber bestand, vergißt er zu zeigen. — „Die Träger der Renaissance," sagt er sehr richtig, „kennen keine Sünde; jede Störung der innern Harmonie getrauen sie sich vermöge ihrer plastischen Kraft wieder herstellen zu können; deshalb kennen sie keine Reue. Bei den Bußpredigten war die Hauptsache nur das Rührungsbedürfniß, die Losspannung heftiger Gemüther, das Entsetzen über großes Landesunglück, der Schrei zum Himmel um Hilfe. Die Weckung des Gewissens hatte durchaus nicht nothwendig das Gefühl der Sündhaftigkeit und das Bedürfniß der Erlösung zur Folge." — Und das Endergebniß?

„Zu Anfang des 16. Jahrhunderts, als das politische Unglück der Nation unabwendbar entschieden war, fehlte es nicht an ernsten Denkern, welche dies Unglück mit der großen Sittenlosigkeit in Verbindung brachten. Keiner von den gewöhnlichen Bußpredigern, sondern ein Macchiavell ist es, der offen ausspricht: wir Italiener sind vorzugsweise irreligiös und böse!" — „Ein Andrer," setzt Burkhardt hinzu, „hätte vielleicht gesagt: wir sind vorzugsweise individuell entwickelt; die Race hat uns aus den Schranken ihrer Sitte und Religion entlassen." „Die große Verrechnung am Nationalcharakter, Schuld und Gewissen bleibt eine geheime, schon weil die Mängel eine zweite Seite haben, wo sie dann als nationale Eigenschaften, ja als Tugenden erscheinen. Solchen Autoren, welche den Völkern gern allgemeine Censuren schreiben, muß man ihr Vergnügen lassen. Abendländische Völker können einander mißhandeln, aber glücklicherweise nicht richten. Eine große Nation, die durch Cultur, Thaten und Erlebnisse mit dem Leben der ganzen neuern Welt verflochten ist, überhört es, ob man sie anklage

oder entschuldige; sie lebt weiter mit oder ohne Gutheißen der Theoretiker."

„Der Grundmangel des italienischen Charakters erscheint zugleich als die Bedingung seiner Größe: der entwickelte Individualismus. Dieser reißt sich zuerst innerlich los von dem gegebenen, meist tyrannischen und illegitimen Staatswesen, und was er nun sinnt und thut, das wird ihm zum Verrath angerechnet. Beim Anblick des siegreichen Egoismus unternimmt er selbst, in eigner Sache, die Vertheidigung des Rechts, und verfällt durch die Rache, die er übt, den dunkeln Gewalten, während er seinen innern Frieden herzustellen glaubt. Seine Liebe wendet sich am ehesten einem andern entwickelten Individualismus zu, nämlich der Gattin seines Nächsten. Gegenüber von allem Objectiven, von Schranken und Gesetzen jeder Art hat er das Gefühl eigner Souveränetät, und entschließt sich in jedem einzelnen Fall selbständig, je nachdem in seinem Innern Ehrgefühl und Vortheil, kluge Erwägung und Leidenschaft, Entsagung und Rachsucht sich vertragen. Wenn nun die Selbstsucht im weitern wie im engsten Sinn Wurzel und Hauptstamm alles Bösen ist, so wäre schon deshalb der entwickelte Italiener damals dem Bösen näher gewesen als andre Völker. Aber diese individuelle Entwicklung kam nicht durch eine Schuld über ihn, sondern durch einen weltgeschichtlichen Rathschluß; sie kam auch nicht über ihn allein, sondern wesentlich vermittelst der italienischen Cultur auch über alle andern Völker des Abendlandes, und ist seitdem das höhere Medium, in welchem dieselben leben. Sie ist an sich weder gut noch böse, sondern nothwendig; innerhalb derselben entwickelt sich ein modernes Gutes und Böses, eine sittliche Zurechnung, welche von der des Mittelalters wesentlich verschieden ist. Der Italiener der Renaissance aber hatte das erste gewaltige Daherwogen dieses neuen Weltalters zu bestehn. Mit seiner Begabung und seinen Leidenschaften ist er für alle Höhen und Tiefen dieses Weltalters der kenntlichste, bezeichnendste Repräsentant geworden; neben tiefer Verworfenheit entwickelt sich die edelste Harmonie des Persönlichen, und eine glorreiche Kunst, welche das individuelle Leben verherrlichte, wie weder Alterthum noch Mittelalter dies wollten oder konnten."

Der Gegensatz im Urtheil über den italienischen Charakter, hier Goethe und Humboldt, dort Herder und Niebuhr, wird sich immer wiederholen, je nachdem man für die sinnlich-ästhetische oder für die sittlich-politische Seite des Lebens empfänglich ist; gerecht abzuwägen ist nicht leicht. Jeder Reisende freut sich noch heute an der schönen Erscheinung des Volks, jeder beschwert sich, daß man im Verkehr mit ihm

unsre angebornen Rechtsbegriffe zu Hause lassen muß. Das Räthsel lockt immer von Neuem, und mit dem resignirten Rath, das Urtheil überhaupt zu lassen, ist nicht viel gethan.

Am nächsten steht uns die Malerei, die uns gewissermaßen als die unsrige anheimelt. Daß die Sixtinische Madonna eine Zeitgenossin der Lucretia Borgia ist, erregt lebhafter unser Nachdenken, als das politische Gewirr im Zeitalter Machiavellis. Alle Kunstgeschichten — darunter die vortreffliche von Kugler — beschäftigen sich mit Vorliebe mit der italienischen Renaissance; die besten unsrer Novellisten haben die Künstler und Dichter derselben psychologisch secirt. Zwischen beiden steht Herman Grimms „Michel Angelo" 1860, der mit großem Ernst die Frage erörtert: wie kann so schön sein, was doch nicht als gut erscheint? — Er giebt der Frage eine allgemeinere Wendung. „Es giebt sogenannte ruhige Zeiten, innerhalb deren dennoch die besten Handlungen wurmstichig erscheinen, während in andern Epochen offen daliegende Verdorbenheit, Fehler, Unrecht, Laster und Verbrechen nur die Schatten eines großen erhebenden Gemäldes bilden, dem sie erst die rechte Wahrheit verleihn. Je schwärzer die dunkeln Stellen, je heller die leuchtenden. Eine unverwüstliche Kraft scheint beide zu bedingen und zu bedürfen: es wird uns klar, dieses sei das wahre Dasein; so möchten wir leben und handeln, das mit errungen, dort mit gekämpft haben." — So ist es in dem Florenz des 16. Jahrhunderts. — „Man wird, wenn man sich mit der Geschichte der romanischen Völker lange beschäftigt hat, ohne es verhindern zu können, in moralischen Dingen zu einem künstlichen Standpunkt hinaufgetrieben. Man sieht, wie das Schöne, oft selbst das Gute und Große aus den frevelhaftesten Verhältnissen und Menschen aufsprießt, und man hört endlich auf zu verurtheilen. Man betrachtet blos. Die Gerechtigkeit scheint es zu verlangen. — Es ist wahr, der moralische Zustand des Landes erscheint unerträglich für unser Urtheil. Vergleicht man unsre Tage, die von vielen verwirrt und haltlos gescholten werden, mit den damaligen Zeitläuften, so scheint der heutige Zustand ein ideal harmonisches Gefüge, wo Wahrheit, Würde und Langmuth das Scepter führen, wo alle unedle Leidenschaft ihr Gift und selbst das Geld seinen Zauber verloren hat. Das zwingende Gefühl politischer Sittlichkeit, das in den Gemüthern erwacht ist, berührte damals auch nicht die entferntesten Ahnungen der Menschen." — „Es ist den romanischen Völkern eigen, das Reich der Religion körperlicher zu empfinden, als uns möglich wäre. Bei uns fallen Religion und Sittlichkeit zusammen, bei den Romanen sind es getrennte Gebiete. Das

Reich Gottes, das in unsrer Seele jeder Gestaltung widerstrebt, ist den Romanen ein über den Wolken gelegenes Reich, ein ideales Abbild menschlichen Treibens enthaltend. Die Verzückung ist der Weg, der dahin führt. — Uns zeigt sich das Heilige mehr in Gedanken und Thaten. Den Romanen verschwimmen in dem Maße, als sie das Körperliche klarer vor Augen sehn, die Gedanken zu allgemeineren Gefühlen; und diese Gefühle, die weniger aus dem, was täglich gethan und gedacht wird, entspringen, sondern wie eine ewige höhere Atmosphäre über ihrem Herzen schweben, sind ihnen nothwendig wie die Luft, die sie athmen. Auch in jenen Zeiten der höchsten Verderbniß mangelten sie nicht." — Endlich findet er den rechten Gesichtspunkt: „Was uns heute entzückt an den Ruinen Roms und den Gemälden Rafaels, ist neben dem Genusse dessen, was wir sehn, mehr der Genuß dessen, was wir denken; der Stolz, daß wir leben und es zu würdigen wissen. Wer aber beneidet die Zeiten, in denen es entstand, und wünschte sich zurückversetzt in ihre Ketten und Banden?"

Das ist im Wesentlichen der Standpunkt, den bereits Schiller und Friedrich Schlegel gegen die Antike einnahmen. Was aber bei ihnen unbewußt geschah, die Anschauung des Alterthums durch das Medium der Renaissance, ist bei dem jüngern Romantiker klare Reflexion geworden. Das Ideal der Griechen ist nicht mehr das unsrige. „Der Unterschied, den wir vom Menschen zum Menschen machen, ist vorwiegend geistiger Beschaffenheit. Unser Ideal liegt in der innern Kraft, im festen Charakter des Mannes; bei den Frauen in dem, was wir das Weibliche, das Anziehende, Beglückende nennen. Wir müssen uns erst hineinfinden in Gemälde und Statuen, die auf den ersten Blick nichts als die Hülle des Geistes zu geben scheinen." — Wie anders bei den Schöpfungen echt moderner Künstler, wie sie zuerst in der Renaissance auftauchen, z. B. Lionardo da Vinci. „Welch eine Luft umweht diese Gestalten, welch eine Begier erwacht, zu wissen, wieviel nur die bewußte Kunst hier gethan, wieviel das eigne Herz des Malers an dem Reiz des Bildnisses schuldig sei. Jene grübelnde Neugier wird thätig in unserm Geist, die alsbald zu fragen und Vermuthungen zu schmieden beginnt. So war uns gerade zu Muth bei Goethes Gedichten. Es scheint unmöglich, daß sie nicht ganz und gar als Theile seines gelebten Lebens entstanden seien. Dieses räthselhafte Wesen, dies aller Erklärung spottende, unsern Scharfsinn dennoch stets wieder aufreizende Geheimniß ist der ausschließliche Besitz der Werke, die von großen (Grimm will eigentlich sagen von „modernen") Künstlern geschaffen worden sind."

Mit diesem gleichsam persönlichen Interesse — darin sehr verschieden von Burkhardt — faßt Herman Grimm Michel Angelo und die ganze Renaissance auf; das Werk scheint bestimmt, seine eignen Stimmungen und Empfindungen vor sich selbst und Andern zu motiviren, der großen Vergangenheit, der er seine Bildung schuldet, Dank abzutragen, seiner Liebe und Sehnsucht Worte zu finden. Eine nervös reizbare, zu allem Hohen und Schönen feingestimmte Natur saugt sich gleichsam voll an den Herrlichkeiten eines fremden großen Lebens, und sucht ihrer Empfindung durch die Darstellung gerecht zu werden.

Nicht als ob der Verfasser nicht ernstlich sich bemühte, das Große in Michel Angelos Leben und Charakter wiederzugeben: in einer Beziehung thut er vielmehr des Guten darin zu viel. Indem er seinen Helden in den Mittelpunkt der ganzen Zeitbewegung stellt, verwirrt er nicht selten seine Perspective; es begegnet ihm, daß er irgend ein politisches Ereigniß ausführlich erzählt, und dann hinzusetzen muß: wie sich Michel Angelo dazu gestellt, weiß man nicht. Die Erzählung ist voll Geist und Feuer, namentlich in den Porträts, erinnert aber sehr an Ranke, den man doch lieber zu Rathe zieht. Edler und feiner aber als bei Ranke ist der gemüthlich-ästhetische Ausdruck der Stimmung, die Michel Angelos und seiner Gleichgestimmten Freiheitsstreben in uns zurückläßt. „Mit derselben unerbittlichen Consequenz zerbrach damals das Alte in sich und gewann das Neue die Oberhand, wie in unsern Tagen dieses Neue, das in jenen Tagen gebildet ward, als alt und unfruchtbar in sich abstirbt, und abermals ein Neues an seine Stelle treten muß, das wiederum kommende Zeiten als abgethan zerstören werden. Niemals aber haben die Menschen ein völlig klares Gefühl ihrer Lage. Sie sehn nur das Einzelne. Weder die, welche sinken, wissen, was sie tiefer und tiefer stößt, noch die Ansteigenden kennen die geheime Hülfe ganz, die sie von Stufe zu Stufe siegen läßt. Denn die Zukunft ist unenthüllt, und es scheint jeder Tag jede Möglichkeit in sich zu schließen. Nur eine dunkle Ahnung zeigt in Momenten, was als unabwendbares Schicksal hereinbricht. Daß Michel Angelo eine leise Stimme gesagt, der Kampf sei vergeblich, und daß ihn das Gefühl manchmal durchschauert, seine Mühe sei fruchtlos, läßt sein Charakter vermuthen und seine Neigung, die Dinge schwer zu nehmen. Er und die Besten neben ihm bezweifelten nicht, was kommen müsse. Das Mitgefühl erregen sie in unsrer Seele, mit „dem wir den Helden einer Tragödie sinken sehn."

Denselben tragischen Eindruck macht auf Grimm Michel Angelos künstlerisches Schaffen, das er mit ebensoviel Liebe als Einsicht charakte-

risirt. „Dante schuf, indem er die Gestalten des heidnischen Alterthums zu seinem christlichen Göttermythus umschmiedete, eine neue Welt für die romanischen Völker. Das vorher mystisch Verschwimmende begabte er mit festern Leibern, Himmel und Erde baute er neu auf. Aber immer nur noch für die Phantasie, bis Michel Angelo kam und den fließenden Strom der Verse zu Gestalten gefrieren ließ. Jetzt erst besaßen sie volle Sichtbarkeit, von nun an gab es feste Bilder, von denen wir heute noch den Himmel der romanischen Völker erfüllt sehn." — Dies ist die hohe sittliche und culturhistorische Bedeutung der damaligen Kunst. — „Alles Weltliche in den Künsten ist ein später hineingetragenes fremdes Element. Aber seltsam, erst mit dem Eintritt dieses Weltlichen tritt die Blüthe einer Kunst ein. Erst wenn Einzelne erscheinen, die ihre eignen Gedanken im Anhang an dies Allgemeine auszudrücken beginnen, wird die Freiheit möglich, die einer Kunst die höchste Entwickelung giebt. Die christlichen Madonnenbilder sind erst dann Kunstwerke, deren Anblick das Herz durchdringt, wenn die Maler, versteckt zuerst, die Züge einer geliebten Frau in das himmlische Antlitz hineinfließen lassen. Der Verfall der Malerei und Sculptur tritt ein, sobald das Heilige ganz verschwindet. Michel Angelo stand auf der Stelle, wo der Verfall begann."

Zwischen der Renaissance und unsrer Bildung steht die deutsche Reformation. Auch in Italien hatte man etwas Aehnliches lange im Auge, und Michel Angelo war an diesen Bestrebungen betheiligt. „Durch die Einführung einer straffen Sittenregel hätten die Päpste nur gewinnen können. Aber dann hätte Rom mit gutem Beispiel vorangehn müssen, und wer die römischen Zustände kennt, wird einsehn, es hätte sich nicht thun lassen. Daß es aber nicht ging, darin liegt die Ursache, warum die Hälfte Deutschlands abfiel von der römischen Kirche. — Was man im Anfang des 16. Jahrhunderts unter Reformation verstand, sollte Abhülfe bringen für alles Uebel. Diese Idee, die zu hoch und allgemein war, als daß bestimmte Leute auf ihre Verwirklichung hätten losarbeiten können, die jedermann nur in der Ferne sah wie eine Art irdisches Strafgericht bei allgemeiner Umkehr zu reinern Lebensformen, zündete in Deutschland plötzlich, und führte den Umschwung und die Kämpfe und Erfolge herbei, die wir heute zusammenfassend Reformation nennen. Für uns bedeutet Reformation eine geschichtliche That, für das 16. Jahrhundert enthielt das Wort eine Fülle idealer Wünsche und Erwartungen. Zu einem Feuer, wie es in Deutschland ausbrach, mußte sich wie bei der Bildung eines Torfmoors Jahrhunderte lang alles geistige Wachs-

thum in Brennstoff verwandelt haben. In Italien brannte es seit ewigen Zeiten unaufhörlich; es war kein Vorrath da an Material; das politisch bewegte Leben füllte die täglichen Gedanken aus, es herrschte nicht die still brütende Atmosphäre wie in Deutschland. Man war zu fanatischem Losbruch täglich bereit, die Begeisterung ließ sich auf einzelne Jahre sogar frisch erhalten, endlich aber fiel man doch in die ironische Gleichgiltigkeit gegen das Priesterunwesen zurück." Dabei hing überall der politische Zustand zu sehr mit den einmal bestehenden Verhältnissen zusammen, als daß man eine Aenderung gewünscht hätte.

Die Gestalten Michel Angelos lehnen sich an Savonarola, die Gestalten Dürers und Cranachs an Luther. Die einen reformirten im italienischen Sinn, im Geist der wiedererweckten Antike, die andern folgten dem Zug ihres deutschen Gemüths. Beide waren historisch in ihrem Recht, denn beide handelten aus ihrer innersten Natur heraus; wir Deutschen gehören unsrer Geschichte nach zu Luther, obgleich wir uns die Freiheit, Bildung und Unbefangenheit erhalten oder erwerben sollen, auch was außer uns liegt, zu verstehn und zu genießen. Wir werden das Fremde um so reiner und unbefangener genießen, je fester wir uns seines Gegensatzes bewußt bleiben.

„Dem deutschen Geist," sagt Herman Grimm, als er Michel Angelos „jüngstes Gericht" vor uns aufrollt, „widerstrebt es, das in fester bildlicher Gestaltung zu erblicken, was sich in Gedanken nicht einmal erreichen läßt. Nur Ahnungen, die wie der Himmel über uns je nach dem Stand der Sonne ewig ihre Farbe wechseln, sind hier das Erreichbare. Schon das verhindert uns, in linienumzogenen, farbigen Bildern das zu denken, was über die Grenzen des Menschenlebens fortlebt, daß wir zu genau die sich ändernde Auffassung der verschiedenen Epochen kennen, und die Ueberzeugung sich uns aufdringt, wie alles Bildliche nur das Product einer bestimmten Zeit sei, deren Anschauungen, auch wenn sie hunderte von Jahren dauern sollten, einmal ihre glaubenerweckende Kraft verlieren. — Es ist schwer, über solche Dinge zu reden, wenn nicht unmöglich. Unser Gefühl darüber wohnt in einer Tiefe, die mit klarem Licht zu erfüllen nicht gelingen kann. Noch wagen wir freilich nicht, die körperlichen Bilder, die uns als heilige Vermächtnisse überliefert sind, ganz für Schatten zu erklären, aber wie der Gang der geistigen Entwickelung sich mir darstellt: immer blässer müssen diese Vorstellungen werden, und Anderes muß an ihre Stelle treten, das als Symbol der ewigen Dinge gilt. Denn ohne Symbole, seien es sichtbare Bilder oder Gedanken, beruhigen wir uns nicht, mag uns auch noch so

deutlich werden, daß alles Symbolische nur ein Gleichniß sei: leer für den, der den Inhalt nicht selbst aus der eignen Seele in sie hineinlegt. So aber wie das jüngste Gericht an der Wand der Sixtinischen Kapelle steht, ist es für uns kein Gleichniß mehr, sondern ein Denkmal des phantastischen Seelenlebens einer vergangenen Zeit und eines fremden Volks, deren Gedanken nicht mehr die unsrigen sind."

„Die deutsche Kunst ist durch die Berührung mit den Italienern aus ihrer eigenthümlichen Bahn herausgedrängt worden Jahrhunderte lang, und lenkt erst heute in die alten Spuren wieder ein, die, dem germanischen Kunsttrieb entsprechend, uns weiterzuführen allein geeignet sind. Es giebt viele, welche, groß geworden in antiker und italienischer Anschauung, den heute einbrechenden Naturalismus für eine Verirrung halten; wenn sie die deutsche Kunst als etwas Berechtigtes in sich von ihren Anfängen ab verfolgen wollten, und ihr Bestreben erkennten, als Verkörperung deutscher Ideen dem Volke das zu geben, was unser Volk von der Kunst verlangt, so müßten sie in dem großen Wirrwar des heutigen Tages nichts als die Umkehr zu dem für uns Angemessenen und Natürlichen erblicken." —

So rückt denn auch der Geist der Renaissance, der im Verhältniß zum Alterthum uns so verwandt schien, in die Ferne; auch ihre scheinbar so festen Gestalten kommen wieder in Fluß; was Michel Angelo gewollt und geglaubt, wird wieder ein schöner Traum.

Wir sind an den Punkt gelangt, wo das Geheimste in Grimms Lebensansicht hervortreten muß, das ihn zur Geschichte führt. Die Kunst selbst ist ihm nur ein Symbol für den Geist der Völker und Zeiten, aber auch dieser Geist ist nicht das letzte, was er sucht.

„Ein Kunstwerk ist wirksam heute nicht durch das, was es darstellt, sondern dadurch, daß es zeigt, wie ein bestimmter Künstler die Dinge auffaßt. Grade er und kein andrer. Nur das erweckt Theilnahme heute, was als Offenbarung eines Charakters erscheint." In diesem Sinn fühlt sich Grimm so recht als einen modernen Menschen.

„Was treibt die Menschen heute zu Michel Angelo zurück? Das Gefühl aus dem er geschaffen hat, das ihn alle seine Werke und Handlungen nur als eine einzige That hinstellen ließ, die nicht von dem Künstler allein, sondern von dem Bürger seines Vaterlandes, von dem Manne ausging, der nach allen Seiten hin groß und stark und edel war, weckt ihn auf von den Todten und erregt die unwiderstehliche Sehnsucht in uns, ihm näher zu treten."

Das Gefühl der Achtung vor großen Persönlichkeiten zu erwecken,

zu beleben und zu erhalten, bezeichnet schon Goethe als die wesentlichste Aufgabe der Erziehung. Ein Gleiches hatte Strauß vorgeschwebt, als er den Cult des Genius gewissermaßen als Surrogat der Religion empfahl. Gleichzeitig mit ihm (1840) hielt Carlyle, der entschiedenste Vertreter der deutschen Ideen in England, Vorlesungen über „Hero-Worship," voll stolzer Invectiven gegen die pietätslosen Seelen, die im Eifer der Analyse jede Gestalt, die größte am liebsten, hoffnungslos zertrümmern: das Buch wurde 1853 ins Deutsche übersetzt. Es spricht sich geringschätzig über den vermeintlichen Fortschritt der Gattung aus; nur in den großen Männern komme die echte Menschheit zur Erscheinung; für die andern sei der höchste Lebensgenuß, sie zu erkennen. Mit Geist und Feuer wurden Mahomed, Shakespeare, Napoleon, Goethe in diesem Sinn in den großen Grundzügen ihres Charakters entwickelt; am tiefsten der viel geschmähte Cromwell. In derselben Richtung gehn des Amerikaners Emerson Vorlesungen über „Representative Men," solche Männer, welche die Kraft und Fülle der Gattung vertreten. Die allgemeine Richtung der Zeit ging nicht dahin, am wenigsten bei den Engländern, deren lange parlamentarische Uebung sie gewöhnt hatte, auch die gewaltigsten Erscheinungen auf dem Fuß der Gleichheit zu behandeln. Bei Buckle kommt es zu Persönlichkeiten fast gar nicht; es wird uns die rastlose Arbeit des ungeheuren Ameisenhaufens gezeigt; wer sich daran betheiligt, erscheint gleichgültig, die Massenwirkung ist die Hauptsache. „Unsere Zeit," schreibt Herman Grimm, als einmal Macaulay den parlamentarischen Ton gegen einen unsrer Helden am härtesten angeschlagen hatte, „erkennt keine mythischen Zeiten mehr an. Niemand glaubt mehr an Heroen, auf deren Thaten alle die kleinen Bedürfnisse des menschlichen Lebens ohne Einwirkung waren, deren Gedanken eine ewige Begeisterung, deren Gefühle eine ewige Leidenschaft lenkte. Solche Gestalten sind aus dem Gebiet der Geschichte verbannt, kaum daß man sie in dem der Poesie noch duldet. Mit derselben Gelassenheit, mit der wir die Epochen der Bildung unsres Planeten beobachten, ziehn wir die Wurzel der ältesten Völker aus dem märchenhaften Boden heraus, lösen die Erde von den feinsten Fasern, und vergleichen die Pflanze mit denen, die heute blühen und Früchte tragen. Diese Art der Anschauung ist unsrer Denkweise so gemäß, daß sie in allen Wissenschaften die herrschende geworden ist." Sie ist aber für das rechte Verständniß der Geschichte unfruchtbar. „Die Geschichte," heißt es im Michel Angelo, „ist die Erzählung der Schwankungen, die im Großen eintreten, weil im Einzelnen die Kräfte der Menschen ungleich sind. Unser Trieb, Geschichte zu studiren, ist die

Sehnsucht, das Gesetz dieser Fluctuationen und der sie bedingenden Kraftvertheilung zu erkennen, und indem sich hier unserm Blick Strömungen sowohl als unbewegliche Stellen oder im Sturm gegen einander brausende Wirbel zeigen, entdecken wir als die bewegende Kraft Männer, große gewaltige Erscheinungen, die mit ungeheurer Einwirkung ihres Geistes die übrigen Millionen lenken, die niedriger und dumpfer sich ihnen hinzugeben gezwungen sind. Diese Männer sind die großen Männer der Geschichte, die Anhaltspunkte für den in den unendlichen Thatsachen herumtastenden Geist; wo sie erscheinen, werden die Zeiten licht und verständlich; wo sie fehlen, herrscht unverwüstliche Dunkelheit. — Jedes Menschen Werth und Einfluß hängt davon ab, inwieweit er fähig ist, selber groß genannt zu werden, oder sich denen anzuschließen, die es sind. — Das Studium der Geschichte ist die Betrachtung der Begebenheiten, wie sie sich zu großen Männern verhalten. Diese bilden den Mitelpunkt, von dem aus das Gemälde construirt werden muß."

Zwischen den beiden Ansichten ist gleichwohl eine Vermittelung denkbar. Wir stehn den großen Männern gegenüber nicht wie die Rationalisten des vorigen Jahrhunderts, die in ihrem Werk immer Zweck, Absicht, man möchte sagen ein System des Handelns suchten. Durch Herder wissen wir, daß die großen Männer die Producte einer höhern Substanz sind, des Volksgeistes, der in ihnen all seine Kraft zusammenraffte und zu seinem classischen Ausdruck kam.

Herman Grimm hat sich mit Leidenschaft an Emerson angeschlossen; er theilt seine Auffassung ganz, er hat sie aber nicht von ihm gelernt, sie liegt tief in seiner Natur und seiner Erziehung. Das Glück stellte ihn bei der Geburt in die Mitte eines Kreises, in dem ihm das wirklich Große gemüthlich nahe trat, und das ist nöthig, um den Sinn der Pietät, der in jedem Menschen schlummert, zu wecken und zu nähren. Mit seinem Verstand dürfte er sich im Wesentlichen der Auffassung Herders anschließen. Er sagt einmal ausdrücklich in einer Abhandlung aus bester Zeit, im Essay über Voltaire: „Zu der Zeit, wo er auftrat, war die Sprache zu einem Instrument von solcher Feinheit ausgearbeitet worden, daß das Erscheinen eines Mannes, der sich desselben mit voller Kraft bediente, eine Forderung an das schöpferische Genie der Nation war: ein Mann wie Voltaire mußte schließlich kommen." Aber das Gefühl treibt ihn über die Grenze hinaus. Das Persönliche ist ihm etwas so Heiliges, daß er seine weitere Auflösung ablehnt. In derselben Abhandlung findet sich eine merkwürdige Stelle über Homer. Schon daß sie da steht, ist charakteristisch: gewöhnlich fällt einem bei der Hen-

riade die Ilias nicht ein. Aber Grimm sagt ausdrücklich: „die Ilias ist das Product erstaunlich dichterischer Berechnung; was Voltaire in seiner Henriade zu erreichen bestrebt war, das gelang Homer."

Damit zielt er weit über Wolf hinaus, und trifft nicht blos Herder, sondern auch Goethe, der wiederholt auf das Walten des Bewußtlosen, auf das Nachtwandlerische im Dichter hinwies, schon für sein eignes Schaffen, in wie viel höherem Grade für das Schaffen des naiven homerischen Zeitalters! In dieser „Dumpfheit" waltet dann eben der Geist, der in dem großen Dichter stolzer und kühner seine Schwingen regt, der Geist der Nation. Diese Wechselwirkung des Bewußtlosen und des Künstlerischen im Homer wird wohl die moderne Forschung, auch wenn sie bei den Resultaten Wolfs nicht stehn bleibt, kaum wegläugnen. Nennt doch Grimm selbst die Künstler diejenigen, in denen der Wiederschein des allgemeinen Bewußtseins sich am reinsten abspiegelt, die dem Volk seine eigne Seele am tiefsten, seine Sehnsucht am lockendsten zeigen; sie wiederholen ihm mit überraschenden Worten seine geheimsten Gedanken und lehren es seine eigne Sprache reden.

Klarer als ein Andrer hat unter den Neuern Freytag in der Einleitung zum 1. Band der „Bilder" ausgesprochen, was das letzte Ziel ist, dem seit Herder unsre Wissenschaft zustrebt.

„Es ist Aufgabe der Wissenschaft, das schaffende Leben der Nationen zu erforschen. Hier sind die Seelen der Völker die höchsten geistigen Gebilde, welche der Mensch zu erkennen noch befähigt ist. In jeder einzelnen suchend, jedem erhaltenen Abdruck der vergangenen nachspürend, auch die Splitter der zerstörten beachtend, alles Erkennbare verbindend, sucht sie als letztes Ziel das Leben des ganzen Menschengeschlechts auf der Erde als eine geistige Einheit zu erfassen, mehr ahnend und deutend als begreifend. Während frommer Glaube die Idee des persönlichen Gottes mit unbefangener Sicherheit über das Leben der einzelnen Menschen stellt, sucht der Diener der Wissenschaft das Göttliche bescheiden in großen Bildungen zu erkennen, welche, wie gewaltig sie den Einzelnen überragen, doch sämmtlich am Leben des Erdballs haften. Aber wie klein er sich ihre Bedeutung auch gegenüber dem Unbegreiflichen, in Zeit und Raum Endlosen denken möge, in diesem immerhin begrenzten Kreise liegt alles Große, was wir zu erkennen fähig sind, alles Schöne, was wir je genossen, und alles Gute, wodurch wir je unser Leben geweiht. Für das aber, was wir noch nicht wissen und zu erforschen bemüht sind, eine unermeßliche Arbeit. Und diese Arbeit ist, das Göttliche in der Geschichte zu suchen.

„Ueberall erscheint uns der Mensch durch Sitte und Gesetz, durch die Sprache und den ganzen gemüthlichen Inhalt seines Wesens als kleiner Theil eines größern Ganzen. Wie der Mann, entwickelt auch das Volk seinen geistigen Gehalt im Lauf der Zeit eigenthümlich. Aus Millionen Einzelnen besteht das Volk, in Millionen Seelen fluthet das Leben des Volkes dahin; aber das unbewußte und bewußte Zusammenwirken von Millionen schafft einen geistigen Inhalt, bei welchem der Antheil des Einzelnen oft für unser Auge verschwindet. Welcher Mensch hat die Sprache erschaffen? das älteste Volksrecht erfunden? — Nicht Einer! es war ein gemeinsames geistiges Leben, welches in Tausenden, die zusammen lebten, aufbrach. — Jeder Mensch trägt und bildet in seiner Seele die geistige Habe des Volks . . . So darf man wohl, ohne etwas Mystisches zu meinen, von einer Volksseele sprechen.

„Und sieht man näher zu, so erkennt man mit Verwunderung, daß die Entwickelungsgesetze dieser höhern geistigen Persönlichkeit sich merkwürdig von denen unterscheiden, welche den Mann frei machen und binden. Für sich und seine Zwecke lebt der Mensch, frei erwählend, was ihm schade oder nütze; verständig formt er sein Leben, vernünftig beurtheilt er die Bilder, welche aus der großen Welt in seine Seele fallen. Aber nicht mehr bewußt, nicht so zweckvoll und verständig wie die Willenskraft des Mannes arbeitet das Leben des Volks. Das Freie, Verständige in der Geschichte vertritt der Mann, die Volkskraft wirkt unabläßig mit dem dunkeln Zwang einer Urgewalt, und ihre geistigen Bildungen entsprechen zuweilen in auffallender Weise den Gestaltungsprocessen der stillschaffenden Naturkraft, die aus dem Samenkorn der Pflanze Stiel, Blätter und Blüthe hervortreibt. Das Leben einer Nation verläuft in einer unaufhörlichen Wechselwirkung des Ganzen auf den Einzelnen und des Mannes auf das Ganze. Jedes Menschenleben, auch das kleine, giebt einen Theil seines Inhalts ab an die Nation, in jedem Manne lebt ein Theil der schöpferischen Gesammtkraft, er trägt Seele und Leib aus einer Generation in die andere, er bildet die Sprache fort, er bewahrt das Rechtsbewußtsein, alle Resultate seiner Arbeit kommen dem Ganzen wie ihm selbst zu Gute. — Millionen leben so, daß der Inhalt ihres Daseins still und unbemerkbar mit dem großen Strom zusammenrinnt. Nach allen Richtungen aber entwickeln sich aus der Menge bedeutende Persönlichkeiten, die als gestaltende größern Einfluß auf das Ganze gewinnen. Zuweilen erhebt sich eine gewaltige Menschenkraft, welche in großen Gebieten auf eine Zeit lang das übermenschliche Leben des Volks beherrscht und einer ganzen Zeit das Gepräge

eines einzelnen Geistes aufdrückt. Dann wird unserm Auge das gemeinsame Leben, welches auch durch unser Haupt und unser Herz dahinströmt, fast so vertraut, wie uns die Seele eines einzelnen Menschen werden kann; dann erscheint die ganze Kraft des Volks auf einige Jahre im Dienst des Einzelnen, ihm wie einem Herrn gehorchend. Das sind die großen Perioden in der Bildung eines Volkes.“ — —

Diese großen Perioden des Volkes, die Perioden der Helden sind auch die glänzenden Perioden in Freytags Darstellung: eine Reihe herrlicher Charakterbilder, die freilich nicht blos das Erhabene, sondern auch das Tragische des Heroenthums enthalten.

„Dreigetheilt erscheint uns die Laufbahn aller geschichtlichen Helden, denen das Schicksal ward, sich auszuleben. Im Anfang bildet sich die Persönlichkeit des Mannes, mächtig beherrscht vom Zwang der umgebenden Welt. Auch unvereinbare Gegensätze sucht sie zu verarbeiten, aber in dem Innersten der Menschennatur erhärten sich allmälig Gedanken und Ueberzeugungen zum Willen, eine That bricht hervor, der Eine tritt in den Kampf mit der Welt. Darauf folgt eine andere Zeit kräftiger Action, schneller Fortbildung, großer Siege. Immer größer wird die Einwirkung des Einen auf die Massen, mächtig zieht er die ganze Nation in seine Bahnen, er wird ihr Held, ihr Vorbild, die Lebenskraft von Millionen erscheint zusammengefaßt in Einem Mann. Aber solche Herrschaft einer einzelnen geschlossenen Persönlichkeit erträgt der Geist der Nation nicht lange. Wie stark eine Kraft, wie groß die Zielpunkte seien, Leben, Kraft und Bedürfnisse der Nation sind vielseitiger. Der ewige Gegensatz zwischen Mann und Volk wird sichtbar; auch die Seele des Volkes ist endlich, aber dem Einzelnen gegenüber erscheint sie schrankenlos. Den Mann zwingt die logische Consequenz seiner Gedanken, alle Geister seiner eignen Thaten zwingen ihn in eine fest eingehegte Bahn: die Seele des Volkes bedarf zu ihrem Leben unvereinbare Gegensätze, ein unablässiges Arbeiten nach den verschiedensten Richtungen. Vieles, was der Einzelne nicht in sein Wesen aufzunehmen vermochte, erhebt sich zum Streit gegen ihn. Die Reaction der Welt beginnt. Zuerst schwach von mehreren Seiten, in verschiedener Tendenz, mit geringer Berechtigung, dann immer stärker, immer siegreicher. Zuletzt beschränkt sich der geistige Inhalt des einzelnen Lebens in seiner Schule, es krystallisirt zu einem einzelnen Bildungselement des Volks. Immer ist der letzte Theil eines großen Lebens erfüllt mit einer heimlichen Resignation, mit Bitterkeit und stillem Leiden.“

Es ist das Schema, nach welchem Freytag in den Einleitungen

das Leben der eigentlichen Helden der Menschheit zergliedert. Er ist überall bedeutend; das Höchste aber erreicht er in der Charakteristik Luthers, die aus der Tiefe des Gemüths geschöpft, mit historischer Weisheit verklärt ist. Sie gehört zu den edelsten Perlen unsrer Literatur.

Zuerst wird die Bildung der Volksschicht charakterisirt, aus der Luther hervorging. „Der Knabe stammt aus einer Hütte, in welcher der alte Schauer vor den Geistern des Fichtenwaldes und der finstern Erdspalte, welche als Eingang zu den Metallgängen des Gebirgs galt, noch stark und lebendig war. Sicher war die Phantasie des Knaben oft beschäftigt mit verdunkelten Traditionen des heidnischen Götterglaubens, er war gewöhnt, unheimliche Gewalten zu empfinden in den Schrecken der Natur, wie in dem Leben der Menschen. Als er Mönch wurde, verdüsterten sich solche Erinnerungen der Kindheit zur Gestalt des biblischen Teufels, aber der geschäftige Versucher, der überall um das Leben des Mannes lauerte, behielt ihm immer etwas von dem Antlitz des schadenfrohen Kobolds, welcher heimlich um Herd und Stall des Landmanns fuhr."

Die allmälige Entwickelung seiner Ueberzeugungen, der Lauf seiner Thaten, wird mit Geist verfolgt. Endlich tritt der Rückschlag ein. „Oft klagte er gegen seine Freunde über die Schrecken der Kämpfe, die ihm der Teufel verursache: er ist von Anbeginn nie so grimmig gewesen als jetzt am Ende der Welt. Ich fühle ihn sehr wohl. — Wer genauer zusieht, wird hinter diesem Teufelshaß die unvertilgbare Pietät erkennen, in welcher das treue Gemüth des Mannes an die alte Kirche gebunden war. Was ihm zur Anfechtung wurde, waren oft nur fromme Erinnerungen aus der Jugendzeit, die im schreienden Gegensatz standen zu den Wandlungen, die er als Mann durchgemacht hatte. Denn kein Mensch wird ganz umgeformt durch die großen Gedanken und Thaten seiner Mannesjahre. Wir selbst werden nicht neu durch neues Thun, unser innres Leben ruht in der Summe aller Gedanken und Empfindungen, die wir jemals gehabt haben. Wer vom Schicksal erkoren wird, das größte Neue zu schaffen dadurch, daß er großes Altes vernichtet, der schlägt zugleich einen Theil seines eignen Lebens in Trümmer. Er muß Pflichten verletzen, um größere Pflichten zu erfüllen; je gewissenhafter er ist, desto tiefer fühlt er den Schnitt, den er in die Ordnung der Welt gemacht, auch in seinem Innern. Das ist der heimliche Schmerz, ja die Reue jedes großen geschichtlichen Charakters. Es giebt wenig Sterbliche, welche dies Weh so tief empfunden haben wie Luther. Das Große in ihm ist, daß er dadurch niemals gehindert wurde, das

Kühnste zu thun. Uns aber erscheint dies als ein tragisches Moment in seinem innern Leben." — „Immer mächtiger wurde in ihm die Sehnsucht der Creatur nach idealer Reinheit des Daseins. Wenn er das Ende der Welt erwartete, so waren es verdämmerte Erinnerungen des deutschen Volks aus fernster Vergangenheit, welche noch an dem Himmel des neuen Reformators hingen. Und doch war es zugleich ein prophetisches Ahnen naher Zukunft. Nicht das Weltende bereitete sich vor, aber der dreißigjährige Krieg."

Der Rückschlag war ein allgemeiner. Seit 1540 untergruben die Jesuiten und ihre Anhänger alle Lebensfreude in den katholischen Landen; wie schlimm es in der protestantischen Kirche aussah, erfährt man am gründlichsten in Tholucks „Vorgeschichte des Rationalismus." Ein Bild von dem allmäligen Absterben des deutschen Lebensmuths hat Strauß im „Leben Frischlins" 1856 gegeben. — Ein Zug von Trauer, die Neigung, Uebles zu prophezeien, sind bedeutsame Zeichen dieser Zeit. Aus zahlreichen Predigten und erbaulichen Schriften schallt schmerzliche Klage über die Verderbtheit der Menschen, die unseligen, argen letzten Jahre vor dem Weltende. Zwar ist die Sittenlosigkeit im Lande nicht auffallend größer geworden, aber solche Trauer hatte doch ihre Berechtigung. Es war etwas krank im Leben der Deutschen, auf ihnen lastete ein Unverstandenes, das auch die Bildung der Besten verkümmerte. Mit jeder Erweiterung der Seele steigern sich auch die Forderungen an das Leben; der idealen Neubildung hätte eine entsprechende Fortbildung der irdischen Verhältnisse folgen müssen. Aber in zahllose Territorien, unter schwache Fürsten getheilt, überall von kleinlichem Gezänk umgeben und angefüllt, fehlte der deutschen Seele, was ihr zum fröhlichen Leben unentbehrlich ist, eine allgemeine Erhebung, ein großes gemeinsames Wollen, welches die Menschen vorzugsweise freudig und mannhaft macht. So gingen die Deutschen schon innerlich erkrankt in den dreißigjährigen Krieg. Dieser zerstörte die Volkskraft und isolirte die Deutschen zu Einzelleben. Die Schilderung dieses Krieges, und was Deutschland in ihm verloren, ist der Inhalt des 2. Bandes von Freytags „Bildern:" keine Specialgeschichte hat dies Elend so gründlich dargestellt.

Nur Eins hob sich glänzend aus dieser Zeit des Jammers hervor. der werdende preußische Staat, der Staat des großen Kurfürsten, Diese Regierung ist der Kern des großen Werks, in dem Droysen seit 1855 die Versuche Stenzels und andrer Vorgänger zu überbieten, die „Geschichte der preußischen Politik" in ihrem philosophischen Zusammenhang wiederzugeben sich bemühte. Es ist nicht leicht, in der Zeit des

absterbenden Mittelalters die leitenden Fäden zu erkennen, wo die Rechnung auch des verständigsten Zeitgenossen durch die wachsende Verwirrung fortwährend gestört, wo auch der mächtigste Wille von den Verhältnissen hin- und hergeschoben wird. Aber mit bewundernswürdiger Sicherheit stellt Droysen schon in den Anfängen des preußischen Staats die Aufgabe, die ihn ins Leben rief und wachsen ließ, actenmäßig ans Licht. Das Lebensprincip der Marken hatte sich schon zur Zeit der Kreuzzüge entwickelt, und es war lediglich die treue Pflege dieser Idee, durch die das Geschlecht der Hohenzollern groß geworden ist. Droysen hat das Verdienst, diese wichtige Thatsache urkundlich nachgewiesen und psychologisch begründet zu haben.

„Schon sonst haben sich meine Studien der preußischen Geschichte zugewandt. Bewundert viel und viel gescholten, wie sonst so heut, von Andern anders ausgedeutet und ausgebeutet, erscheint sie nur um so mehr als eine der bezeichnendsten Gestaltungen, die das tief bewegte und schwer ringende Leben unsrer Nation hervorgebracht hat. Es trieb mich, dieser Geschichte weiter bis zu ihren Anfängen nachzugehn, in ihr diesen Staat verstehn zu lernen, der in guten und bösen Tagen unsers Volks eine so scharf gezeichnete Rolle gespielt hat, dem es zu Theil geworden ist, von den immer neuen Gegensätzen, die das Leben der Nation zerklüftet haben, die einen zu versöhnen, die andern zu bewältigen, um von andern desto hartnäckiger angefeindet oder im Innern ergriffen und erschüttert zu werden. Was sich mir in solchen Studien ergeben hat, will ich darzustellen versuchen, unbekümmert um die Ebbe und Fluth des Augenblicks. Den preußischen Staat trägt keine natürliche Nothwendigkeit weder des Gebiets, das er umfaßt, noch der Millionen, deren Mitleben in der Geschichte er vermittelt. Wie zufällig scheinen Land und Leute sich grade so zusammengefunden zu haben. Und doch zeigt die vierhundertjährige Geschichte dieses Staats eine Stetigkeit des Wachsens, eine Bestimmtheit der Richtungen, einen geschichtlichen Charakter, wie immer nur die lebensvollsten staatlichen Bildungen haben; Vorzüge, die in dem Glück und Geschick ausgezeichneter Regenten mehr ihren Ausdruck als ihre Erklärung finden. Was diesen Staat gegründet hat, ist eine geschichtliche Nothwendigkeit. Zu seinem Wesen und Bestand gehört jener Beruf für das Ganze, dessen er fort und fort weitere Theile sich angegliedert hat. In diesem Beruf hat er seine Rechtfertigung und seine Stärke. Er würde aufhören, nothwendig zu sein, wenn er ihn vergessen könnte; wenn er ihn zeitweise vergaß, war er schwach, verfallend, mehr als einmal dem Untergange nah." — Es ist bemerkens-

werth, daß dies 1855 geschrieben wurde, in einer Zeit, wo man über der dumpfen, kalt boshaften und unproductiven Reaction in Berlin den Beruf Preußens fast ganz aus den Augen verloren hatte.

Wenn Droysen bisher nur den eigentlichen Gründer der preußischen Macht in Deutschland, den großen Kurfürsten, in das rechte Licht gesetzt hatte, so mußte die Frage nach dem Könige, der Preußen in die Weltgeschichte eingeführt, sich bald viel lebhafter regen. Was Ranke nach dieser Richtung versucht, ist wohl das schwächste unter seinen Werken; die Historiker des vorigen Jahrhunderts nahmen einen veralteten Standpunkt ein. Als Macaulays abfälliges Urtheil bekannt wurde, regten sich von allen Seiten die deutschen Publicisten, ihren nationalen Helden zu vertheidigen; ein Sturm der Entrüstung brach los, als (1860) der Prophet des höhern Welfenthums, Onno Klopp, die Gestalt des großen Königs bösartig zu einer scheußlichen Carricatur verzerrte. An Macaulay hat uns Carlyle mit seiner Apotheose Friedrichs gerächt; das Gemüthsleben Friedrichs nachzuempfinden, ist G. Freytag in seinen „Neuen Bildern" (1862) am besten gelungen; hier nur ein Zug daraus. „Sehr ungerecht haben ihn die beurtheilt, welche ihm ein kaltes Herz zuschrieben. Nicht die kalten Fürstenherzen sind es, die am meisten durch ihre Härte verletzen. Solchen ist fast immer vergönnt, durch gleichmäßige Huld und schicklichen Ausdruck ihre Umgebung zu befriedigen. Die stärksten Aeußerungen der Nichachtung liegen in der Regel dicht neben den herzgewinnenden Lauten einer weichen Zärtlichkeit . . . Friedrich hatte ebensosehr das Bedürfniß, sich das Leben zu idealisiren, als den Drang, sich und Andern ideale Stimmungen unbarmherzig zu zerstören . . . Er besaß in hohem Grade jene eigenthümliche Kraft, welche die gemeine Wirklichkeit nach idealen Forderungen des eignen Wesens umzubilden strebt; es war ihm Bedürfniß, mit dem ganzen Zauber eines beweglichen Gefühls das Bild seiner Lieben sich zuzurichten, und das Verhältniß, in das er sich frei zu ihnen gesetzt hatte, auszuschmücken. Es war immer etwas Spiel dabei. Wurde ihm einmal in empfindlicher Weise der Unterschied zwischen seinem Ideal und dem wirklichen Menschen fühlbar, so ließ er den Menschen fallen . . . Solche Gabe wird doppelt verhängnißvoll für einen König, dem Andre so selten sicher und gleichberechtigt gegenübertreten. Friedrich wurde dies Bedürfniß nach idealen Verhältnissen durch seinen durchdringenden Scharfsinn gekreuzt, und durch eine unbestechliche Wahrheitsliebe, welche sich gegen jede Illusion unwillig sträubte. Sein Scharfsinn zeigte sich auch als wilde Laune, welche schonungslos, sarkastisch und spottlustig

verwüstete . . . Im Alter wurde es in ihm stiller und kälter; gegen wenige Vertraute öffnete er in einzelnen Augenblicken das Innere, dann bricht der Schmerz eines Mannes hervor, der an den Grenzen des Menschlichen angekommen ist."

Sehr schön hat Freytag in der Charakterskizze der aufeinanderfolgenden Jahrhunderte nachgewiesen, wie durch die Erscheinung des großen Königs auch die Seele des Volks erweitert und höher gestimmt wurde; am besten in dem Leben eines Edelmanns von 1750. Die Culturzustände der Zeit hat er mit Einsicht nach allen Richtungen durchforscht. Eine Reihe tüchtiger Schriftsteller hat ähnliche Versuche gemacht, alle rechtfertigen das schöne Wort Goethes über die Bedeutung Friedrichs für die deutsche Literatur. Das 18. Jahrhundert übt auf uns Nachgeborne eine große Anziehung; während der Anfang unsers Jahrhunderts seinen Vorgänger mit den ungerechtesten Vorwürfen überhäufte, tritt ihm gegenwärtig volles Verständniß gegenüber. Daß wir seine Erben sind, seine Aufgaben, wenn auch vertieft, durchzuführen haben, diese Erkenntniß bricht sich in allen Kreisen Bahn; selbst der so viel geschmähte Voltaire kommt wieder zu Ehren. Dies ist der Kern in Hettners „Literaturgeschichte," in Kuno Fischers trefflicher Geschichte der Kantischen Philosophie, welche die alten Constructionen der Hegelianer weit hinter sich läßt: jetzt erst lernt man verstehn, was Kant eigentlich gewollt. Derselbe Geist „im Leben Diderots" von K. Rosenkranz. Und hier muß noch mit höchsten Ehren das „Leben Mozarts" von O. Jahn erwähnt werden, ein Meisterstück sachlicher Darstellung, dem andere Monographien der Musikgeschichte, Chrysander über Händel, Marx über Gluck, gefolgt sind: alle Schätze jener Zeit sollen aufgespeichert und dem Verständniß erschlossen werden.

Für die politische Geschichte ist Heinrich von Sybels „Geschichte des Revolutionszeitalters von 1789—1795" (1855) bahnbrechend, der freilich Tocquevilles glänzende Untersuchungen vorangingen. Sybel hat sich durch langjährige, eindringende und gewissenhafte Studien auf sein Werk vorbereitet; er hatte das Material in seiner ganzen Fülle gegenwärtig, als er an die Ausarbeitung ging. Außer der fast unübersehbaren Memoirenliteratur hat er noch die Departementalgeschichten Frankreichs, die handschriftlichen Documente in den Archiven zu Paris und Brüssel, die Depeschen des State paper Office in London und eine reiche Sammlung von Briefen und Depeschen deutscher Staatsmänner und Feldherrn benutzt. Es kam ihm nicht, wie den meisten seiner Vorgänger, auf die episch gegliederte Schilderung der einzelnen Ereignisse

an, sondern auf eine gewissenhafte Analyse der sittlichen Zustände, auf eine methodische Auseinandersetzung des Causalzusammenhangs in einer der wichtigsten Uebergangsperioden der Weltgeschichte. Es war ein Unglück für Deutschland, daß für die Geschichte der Revolution fast ausschließlich die französische Auffassung den Ton angab. Die gleichzeitige Entwickelung Deutschlands wurde als eine unvermeidliche, aber unbequeme Zuthat betrachtet, über die man so schnell als möglich hinwegeilte. Sybels Standpunkt ist zwar nicht lediglich der deutsche, aber der wissenschaftliche, was in diesem Fall zu demselben Resultat führt. Mit schonungsloser Härte enthüllt er die Unwürdigkeit in den Einzelheiten jenes geschichtlichen Processes, die man bisher mit einem romantischen Firniß überkleidet hatte. Jener Zersetzungsproceß sondert sich in drei Gruppen: die französische Revolution, den Untergang Polens und die Auflösung des deutschen Reichs bis zu dem Augenblick, wo innerhalb desselben der Friede zu Basel zwei einander fremde oder wohl gar feindliche Staatengruppen enthüllte. Durch Sybel ist jener poetische Nimbus entfernt worden, mit dem französische und deutsche Schriftsteller das freche Willkürregiment der Jakobiner umkleidet haben. Man gedachte früher des Terrorismus zwar mit Schauder, aber immer mit einem gewissen Respect, als einer entsetzlichen, aber großen Zeit. Diese Auffassung ist fortan unmöglich. Die unglaubliche Misere dieser Freiheitshelden ist schonungslos ans Licht gebracht. Ebenso ist schlagend gezeigt, daß der Jakobinismus gegen das gewöhnliche Vorurtheil in einem eminenten Sinn socialistisch war, daß er nicht durch die auswärtigen Mächte zum Schrecken gezwungen wurde, sondern die Mächte zum Kriege zwang, daß er sie nicht durch Schrecken besiegte, sondern daß ihre eigne Unfähigkeit und Uneinigkeit die Sache entschied. Eine ähnliche Kritik übt Sybel an Polen aus. Bisher verlor sich der nüchternste Mensch, wenn er auf die Theilung Polens zu sprechen kam, in Declamationen, und wenn jemand die Dinge beim rechten Namen nannte, wurde er der Herzlosigkeit beschuldigt. Sybel zeigt, was Polen war. Der Staat ist nicht durch die Bosheit fremder Mächte untergegangen, sondern durch sich selbst, weil seine innere Lebenskraft ausgegangen war, und seine Nachbarstaaten, so viel niedrige Motive ihrem Handeln zu Grunde lagen, verfuhren im Ganzen der innern Nothwendigkeit ihrer Lage gemäß. Ueber die schmähliche Haltung der deutschen Mächte in jener Zeit ist alle Welt einig; aber Sybel zeigt, daß die Rivalität zwischen Oesterreich und Preußen mit ihren letzten Folgen, den Frieden von Basel nicht ausgeschlossen, keineswegs an den bösen Willen Einzelner geknüpft war, daß sich in

ihr nur jene Dialektik der Geschichte vollzog, deren Ursprung in dem innersten Kern der deutschen Nation zu suchen ist.

So scharf Sybel die Misere der Revolution im Einzelnen verfolgt, verliert er doch die große Perspective des Ganzen nicht aus den Augen. „Die Revolution war nur die Fortsetzung des Strebens, welches Europa seit Columbus, Luther und Copernicus geleitet hatte. Es giebt keine Stelle in Europa, wo der Geist der Neuerung, der Trieb nach echter Wahrheit und wahrer Menschlichkeit nicht empfunden wurde. Dieser Geist war in seinen Wünschen schöpferisch und human, aber auch nach seinem ganzen Wesen zerstörend und unbändig. Der Gedanke der modernen Freiheit ist bei seinem schöpferischen Entwicklungsgange den Leidenschaften der Menschen anheimgefallen; so wenig aber sein Werth den mit ihm getriebenen Mißbrauch entschuldigt, so thöricht wäre es, umgekehrt wegen des Mißbrauchs seine lebenspendende Bedeutung in Abrede zu stellen. Es ist nicht schwer, die Ursachen zu erkennen, aus denen die Sache der Freiheit eine für das ganze Jahrhundert so verhängnißvolle Wendung genommen hat. Der Grund liegt mit grauenvoller Deutlichkeit in dem sittlichen Zustand Frankreichs und zwar des alten, feudalen, conservativen Frankreichs zu Tage. Man kann sich hier nicht wundern, daß der Freiheitssturm alles Bestehende in Trümmer warf, denn hier war alles schon seit Menschenaltern in seinem sittlichen Kern angefault und erkrankt. Es war ein Zustand, der sich ohne Uebertreibung mit jenem des byzantinischen Kaiserthums vergleichen läßt, dieselbe Versumpfung der regierenden Stände und dasselbe Elend des verachteten Volks — nur daß letzteres in Rom vollkommen ermattet den Staat gänzlich aufgab, um sich der gnadenspendenden Kirche unbedingt in die Arme zu werfen, während es in Frankreich wenigstens nationales Ehrgefühl empfand und so mit einem wüthenden Verzweiflungskampf innerhalb des Staates seine Rettung suchte. Bei solchen Verhältnissen wird jede Bewegung krampfhaft und verzerrt, wie erhaben und rein der geistige Antrieb dazu auch sein möge, und wenn man das Christenthum deshalb nicht herabsetzt, weil auf seinen Ruf die versunknen Römer ebenso den Pflichten und Arbeiten wie den Lastern dieser Welt den Rücken gewandt, so soll man auch die Idee der Freiheit nicht deshalb verurtheilen, weil ihr Bild die Zöglinge Ludwigs XV. zu Wildheit und Frevel entflammt hat."

Mit ebenbürtiger Kraft kämpfte in derselben Zeit (1854—1857) L. Häusser in der „deutschen Geschichte vom Tode Friedrich des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes" für die preußische Hegemonie,

die er als Mitglied der badischen Kammer wie in seiner akademischen Thätigkeit in Heidelberg mit gleich erfreulichem Erfolg verfocht. Sein Werk ist im Ganzen populärer geworden als das Sybels; das männlich tüchtige Urtheil, der gesunde Menschenverstand, die edle, aus voller Brust tönende Leidenschaft fanden leichtern Anklang, als das sorgfältig, ja allseitig erwägende Urtheil des Andern, der darin den Schüler Rankes ebenso verräth als Häusser den Schüler Schlossers. In den Resultaten kamen beide Werke überein. Sybel versuchte einige Jahre hindurch, da König Maximilian von Bayern in edlem Eifer für die deutsche Wissenschaft Gelehrte jeder Art heranzog, die deutsche Geschichtsforschung in München zu centralisiren: vielleicht ist es kein Unglück, daß dieses Unternehmen nicht ganz den gewünschten Erfolg hatte.

Indeß hatte Napoleon III. der europäischen Politik eine neue Wendung gegeben. Den Vorurtheilen seines Volks entgegen öffnete er sein Land dem freien Verkehr; durch den Krieg, den er gegen Rußland erregte, zerstörte er das alte Allianzsystem; in dem italienischen Feldzug eröffnete er dem Princip der Nationalstaaten zum ersten Mal freien Spielraum. Gleichzeitig erweckte die „Neue Aera" größere Hoffnungen für Preußen, der „Nationalverein" (14. Aug. 1859) schien einen Umschwung der deutschen Nation von Innen heraus zu verheißen. Leider verlor er bald die richtige Waage für die realen Mächte: den Feinden machte er verhängnißvolle Zugeständnisse, befreundete Kräfte stieß er ab, über seinen eignen Einfluß machte er sich die seltsamsten Illusionen. Die Phrase, durch Massenversammlungen genährt, wurde wieder übermächtig. Man machte an Preußens Kraftentwicklung ungebührliche Forderungen, und geizte mit den dazu nöthigen Mitteln: so kam es zum Verfassungsconflict, und der Weg der deutschen Politik schien wieder ganz in der Irre zu verlaufen.

Auch die tüchtigste historische Bildung hielt nicht immer Stand gegen die Zeitströmung; dennoch fand im Großen und Ganzen das Gemeingefühl sich wieder. Bei aller Leidenschaftlichkeit, mit der die Zuschauer auf der Tribüne die preußischen Staatsmänner auszischten, die ihrer Rolle nicht gewachsen schienen, der Glaube an Preußen selbst wankte doch nur für Augenblicke. Man werfe einen Blick in die von S. Hirzel veranlaßte „Staatengeschichte der neuesten Zeit," an der bedeutende Forscher, wie v. Bernhardi, Baumgarten, Springer, Rosen u. A. arbeiten, es ist doch im Grunde ein Gefühl, das all diese Anschauungen belebt, und ohne dies Gefühl hätten die großen Thaten von 1866 nicht die genügende Frucht getragen.

Es war ein richtiger Instinct, wenn man annahm, daß nur im Bund mit der Freiheit Preußen seine Kräfte zur Geltung bringen kann. Die Reaction war seit Stahl in ihrer Doctrin um keinen Schritt vorwärts gekommen, aber auch dem Liberalismus fehlte es an Selbstkritik. Es war Rudolf Gneist, der in seinem „englischen Verfassungs- und Verwaltungsrecht" (1857) dieser Selbstkritik Bahn brach, und wenn sein Werk auch nur langsam durchdrang, nach Aufräumung alter eingewurzelter Irrthümer die Grundlage für eine richtige Ansicht vom Staat bildete.

Die frühern Staatsrechtslehrer hatten durchweg darin gefehlt, daß sie den Begriff des Staats abstract auffaßten. Entweder sahen sie darin ausschließlich ein Bild dessen, was sein soll, oder ausschließlich ein Bild dessen, was war: in Wahrheit ist er beides, und nur durch Anerkennung beider Seiten wird der Begriff concret. Die beiden Gegensätze hatten eins gemein: sie wollten Idee und Erscheinung identificiren. Es handelt sich aber um zweierlei: um die Erscheinung, das gegenseitige Abhängigkeitsverhältniß, die Gesellschaft, und um den jedem Menschen angebornen und nothwendigen Begriff, den Staat. Der Irrthum des Liberalen, der einen Staat auf dem Begriff aufbauen will ohne Rücksicht auf das Naturgesetz der bestehenden Gesellschaft, ist nicht größer als der Irrthum des Conservativen, der das Naturgesetz der erscheinenden Gesellschaft zugleich zum Gesetz für den Willen des Politikers, zum kategorischen Imperativ für den Staat machen will.

Gneist nun hat zweierlei gezeigt. Einmal: der Staat soll auf die Bedingungen der Gesellschaft eingehn, aber nur, um sie seinen Zwecken dienstbar zu machen; hergeleitet werden aus der Beschaffenheit der Gesellschaft kann er ebensowenig, als der kategorische Imperativ aus der Psychologie: das Tollste wäre, die bestehende Gliederung der Gesellschaft fixiren, gewissermaßen versteinern zu wollen. Sodann: aus dem Naturwuchs der Gesellschaft ergeben sich die realen Kräfte, und jede reale Kraft repräsentirt ein Recht; aus dem Begriff des Staats, der durch Freiheit angestrebt sein will, die Pflichten; die Aufgabe ist nicht, die Harmonie der Interessen herzustellen, eine Aufgabe, der die sich selbst überlassene Gesellschaft nie gewachsen sein würde, sondern: die Harmonie der Rechte und Pflichten. Rechte im Staat hat nur, wer Pflichten in der Gesellschaft erfüllt: aus der Combination dieser Begriffe geht der Begriff der Amts-Gentry hervor, den Gneist mit einem wunderbaren Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit aus der englischen Geschichte herausconstruirt. Es giebt keinen andern Weg, diese Harmonie zu vollziehn als

die Selbstthätigkeit der gesellschaftlichen Kräfte im Dienst der sittlichen Idee und theilweise durch die Zwangsgewalt des Staates.

So mannigfach diese modernen Historiker von einander abweichen, zeigt ihre Physiognomie doch etwas Verwandtes, wenn man sie neben die Prosaiker der vorigen Generation hält. Ihre Züge sind mehr durchgearbeitet, es steckt mehr Erlebtes, Gedachtes dahinter, sie laden zum Sinnen ein; dagegen fehlt oft Bestimmtheit und Deutlichkeit. Kommt man von den Umgang mit jenen, so weiß man genau, wovon die Rede gewesen ist: zu den Neuern muß man öfter zurückkehren und nachfragen, ob man sie nicht etwa mißverstanden hat. Es ist ein feiner, oft schillernder Stil, reich an Nuancen, an überraschenden Wendungen, aber selten von großem Schnitt; gesättigt mit Kenntnissen und Reflexionen jeder Art, eignen und fremden; der Schaum der ganzen Romantik, Goethe, Hegel, J. Grimm, Schleiermacher; feinfühlig und überall bemüht, Denken und Empfinden zu vermählen. Die junge Generation hat eine viel gründlichere und tiefere Bildung durchgemacht als die ältere, sie ist frühreif; man merkt es auch wohl bei der am schärfsten hervortretenden Eigenart, daß sie früh geleitet ist: geleitet nicht blos im Wissen, sondern auch im Empfinden. Der Zusammenhang aller Wissenschaften ist inniger, lebendiger, seelenvoller: freilich wird es nun auch viel schwieriger, die mannigfachen Fäden so sicher festzuhalten, daß sie sich nicht in einander wirren.

Es ist heilsam, daß dieser stillsinnenden Gelehrsamkeit das laute parlamentarische Wort den Gegenpart hält. Hier gilt es gerade Linien, große und deutliche Contouren, Gemeinsinn und Leichtflüssigkeit: man halte Vincke und Braun gegen Gneist, Droysen, Waitz und man wird den Contrast zweier Bildungssphären verstehn. Zur Gesundheit des geistigen Lebens gehört beides, wie wir heute wohl bekennen werden, daß Herder ebenso nothwendig war als Lessing. Das parlamentarische Leben hat auch darin seine Bedeutung, daß es den Einzelnen zwingt, aus sich herauszugehn und mit dem gemeinen Verstand die Fühlung zu behalten. Früher war das Ideal ein subjectives, durch den Glauben, d. h. den Wunsch und die Sehnsucht vermittelt; mehr und mehr befestigt sich die Ueberzeugung, daß nur in der dienenden Theilnahme am Gesammtleben die Kraft des einzelnen Willens sich realisirt.

Die moderne Philosophie hat unstreitig eine neue Richtung einzuschlagen. Ihre Vorgängerin vergaß zuweilen, daß es nur ein Organ des Denkens giebt, die Sprache, und daß man sich diese nicht selbst

machen kann, sondern sie mit ihrem Wörtervorrath und ihren Gesetzen hinnehmen muß, wie sie gegeben ist. Das haben jene Männer verkannt, indem sie ein Wörterbuch, eine Etymologie und Syntax erfanden, die von dem Wörterbuch, der Etymologie und Syntax der deutschen Sprache himmelweit entfernt waren. Die andern Wissenschaften bedienen sich freilich auch einer Kunstsprache, aber ihre neuerfundenen Worte sind stets die Ausdrücke für bestimmte concrete Begriffe, und wenn der Purist sich gegen die „negativen Potenzen" und die „irrationalen Wurzein" auflehnt, so lange er nicht weiß, was damit gemeint ist, so wird er augenblicklich zum Schweigen gebracht, wenn man ihm die Berechtigung jener Kunstausdrücke ad oculos demonstrirt, d. h. wenn die angewandte Mathematik ihm zeigt, daß man durch jenen Schlüssel die geheimsten Werkstätten des Weltalls aufschließt und ihren Inhalt für den allgemeinen Nutzen verwerthet. Als dagegen die Philosophie Rechenschaft ablegen sollte, und zu diesem Zweck sich der schwierigen Aufgabe unterzog, ihre Lehren aus der selbsterfundenen Sprache ins Deutsche zu übersetzen, kam sie in Verlegenheit, denn die wenigen positiven Resultate, die sie vorzeigen konnte, standen nicht im Verhältniß zu ihren frühern Verheißungen, und je zuversichtlicher sich früher die Eingeweihten geberdet hatten, desto reichlicher ernteten sie jetzt Spott und Schande ein. — In ihren engen Kreis gebannt, gaben sich sämmtliche Schulen den Anschein, von den exacten Wissenschaften keine Notiz zu nehmen, während sie doch die Hauptsache daher entlehnten; sie nahmen die Resultate auf, indem sie die Methode der Forschung verschmähten, und das rächte sich u. a. dadurch, daß sie jene Resultate nur ungenau aufnahmen, daß also ihr Wissen ein vielseitiges, aber ein unklares, unwissenschaftliches war. Die gemeinsame Lossagung aller Wissenschaften von der Speculation und deren letzter Form, der Hegelschen Schule, ist unter diesen Umständen wohl zu begreifen; und daß sie darüber vergaßen, wie sehr sie selber durch eben jene Philosophie befruchtet waren, ist eine im Reich des Denkens vollkommen gerechtfertigte Undankbarkeit. Wenn dagegen die Empiriker jeder Gattung über die Niederlage der Philosophie einen Triumphgesang anstimmen, so sollten sie doch erst genauer ihre eigne Thätigkeit untersuchen. Die empirische Wissenschaft fällt mit dem niedrigsten Handwerk zusammen, wenn sie nicht vom Denken ausgeht und vom Denken unabläſsig geleitet wird. Wissenschaftliches und methodisches Denken sagt aber das Nämliche, und methodisches Denken findet nur dann statt, wenn man sich der Methode bewußt wird, d. h. wenn man philosophirt. Die Kunst kann bestehn, ohne daß der Künstler über die Art und Weise, wie

er schafft, Reflexionen anstellt; die Wissenschaft kann es nicht, und ein Zeitalter, welches einen so überwiegend wissenschaftlichen Charakter hat, wie das unsrige muß nothwendigerweise wieder zur Philosophie zurückkehren.

In der That zeigen sich sehr erfreuliche Anfänge, wenn auch vieles noch Tendenz bleibt. Zunächst galt es, sich von den Phrasen der alten Schulen loszureißen. Die Philosophie tritt aus dem Dilettantismus heraus, sie bekennt die Methode ihrer Forschung, sie sucht sich über die Grenze ihres Vermögens klar zu werden. In der Kritik der überwundenen Systeme geht man bis auf Leibniz, am liebsten aber auf Kant zurück: die psychologischen Systeme von Herbart und Beneke werden neu cultivirt und erweitert. Dieser Richtung verdankt auch Schopenhauer zum Theil seine neuesten Schüler, zum größern Theil freilich den realistischen Neigungen der Zeit, die, der farblosen Worte und Abstractionen müde, sinnliche Greifbarkeit auch in der Sprache verlangt. Die moderne Philosophie steigt von ihrem alten Isolirschemel herab, und begreift die Bedeutung der übrigen Wissenschaften, von denen sie zu lernen, die sie selber aber zu orientiren hat: mehr und mehr bemüht sie sich, den Namen „Wissenschaftslehre" zu verdienen, den Fichte ein glücklicher Instinct eingab. Neben der Geschichte und ihren Hülfswissenschaften, Jurisprudenz und Volkswirthschaft, ist es hauptsächlich die Sprach- und Naturwissenschaft, von denen sie Förderung hofft. Die Naturwissenschaft hat im Lauf eines Menschenalters einen Aufschwung genommen, der alles zurückläßt, was die frühern Jahrtausende geleistet. Die gegenwärtige Philosophie hat einen unendlich reichern Schatz von positivem Wissen, den ihr die exacten Wissenschaften zuführen, zu verarbeiten, als die frühere, und es genügt nicht, von den Früchten zu naschen, auszuwählen, was in den subjectiven Gedankenkreis paßt, und das Andre zu ignoriren. Wenn Schelling den Fachmännern Anstoß gab, so schadete das damals wenig, weil nicht die Fachmänner die Höhe der Bildung repräsentirten, sondern die Dilettanten. Wer heute eine Naturphilosophie schreiben will, hat zu seinem Publicum und zu seinen Richtern nicht die Goethe und Schiller, die Schlegel und Tieck, sondern die Naturforscher von Profession, und diese zu überzeugen, muß er die exacte Wissenschaft selbst in ihrer Breite und Tiefe durchforscht haben.

Viel entschiedner als in jener Zeit, wo Goethe und Herder mit Forster und Blumenbach (1784) oder mit Schelling und Ritter (1800) über das Wesen der Natur philosophirten, nimmt die heutige Naturwissenschaft die Richtung aufs Praktische. In gewaltiger Schnelle und

doch unmerklich für die Mitlebenden hat das ganze Leben durch die Erfindungen der Physiker seine Physiognomie verändert; vieles was uns heute als alltägliche Erscheinung gilt, würde das 18. Jahrhundert als Märchen verlacht haben; schon wird es uns schwer, uns mit der Phantasie in jene Zeiten zurückzuversetzen. In ein paar Tagen trägt uns die Locomotive aus St. Petersburg nach Bordeaux, in nicht viel längrer Zeit bringt uns von da das Dampfboot nach Amerika; was heute in Amerika vorgeht, flüstert in einigen Minuten unter dem atlantischen Ocean der elektrische Draht dem ganzen Europa zu; Zeit und Raum haben ihren Begriff verändert. Diese Erfindungen haben mit unwiderstehlicher Gewalt zugleich der Verkehrsfreiheit Bahn gebrochen, eine Schranke nach der andern ist gefallen. Die Chemie hat den Ackerbau befruchtet, neue Mordwaffen dem Krieg einen andern Sinn gegeben, und die Nation zu raschen, strammen Anstrengungen genöthigt. Für sinnige Träumereien wird in diesem Geräusch der Raum immer enger.

Aber weit entfernt, in diese realen Interessen ganz aufzugehn, vertieft die moderne Naturwissenschaft den Blick der Seele in sich selbst und in die Welt: der höchste Genuß des geistigen Lebens, das Verständniß für den Zusammenhang des Weltalls, ist ihr den größten Dank schuldig. Die freundliche Wirkung der Lichtbilder für das gesellige Leben, für die Verbreitung der Kunstschätze über die gesammte Erde — was will sie sagen gegen den ungeheuren Blick, den wir dadurch in das Wechselleben der sinnlichen Natur gewonnen haben! Die Natur sucht sich selbst in unendlicher Vervielfachung. Wem es vergönnt war, in Helmholtzs „Tonempfindung" einen Blick zu thun: man schwindelt, aber man wird auch voll von diesem ungeahnten Ineinanderleben des Tons; zwei Welten von gleicher Unermeßlichkeit. Dazu das Mikroskop und das Fernrohr. Selbst die Urzeit der Erde muß uns Rede stehn, und die Fortschritte unsers Wissens von der Natur geben der ganzen Geschichte eine neue Färbung.

In Humboldts „Kosmos" (vollendet 1852) finden all diese Tendenzen der Naturwissenschaft ihren Knotenpunkt; der herrliche Greis, mit den edelsten Geistern der Welt in beständiger Beziehung, und dennoch den tiefsten Empfindungen seiner eignen Nation nie entfremdet, ebenso wichtig für das geistige Leben der Deutschen als für die Wissenschaft der Welt, hat erfüllt, was gerade hundert Jahre vorher Kant angebahnt hatte. Auf der stolzesten Höhe des Wissens hat er doch auch die Menge in seinen Kreis zu zwingen, sie mit seinen Früchten zu beglücken gewußt.

In frühern Zeiten war die Naturlehre egoistisch, sie lobte zwar die Werke des Schöpfers, aber nur insofern sie den Zwecken des Menschen

dienten, und war unermüdlich geschäftig, an allen Gegenständen die Brauchbarkeit aufzuspüren; später wurde durch die Abstractionen der Naturphilosophie das wirkliche Leben der Natur ganz in Schatten gestellt. Jetzt aber hat uns die Wissenschaft darüber aufgeklärt, wie in jedem Naturgegenstand ein eignes Leben waltet. Die Welt hat sich mit Individualitäten angefüllt, deren jede ihr eignes Recht in sich trägt.

Die Vertiefung des Gedankens in das Wesen der Natur giebt auch der Kunst einen andern Inhalt. In Folge der modernen Reiselust, die kaum noch eine Schranke kennt, leben wir freilich weniger zu Hause, aber wir leben mehr mit der Natur; nicht blos unser Auge, all unsre Sinne sind schärfer geworden für ihre Bilder und Stimmungen. Das herrliche Capitel im „Kosmos" über das Gefühl für Naturschönheit würde in den letzten Jahren gewaltig bereichert sein. Der modernste Realismus unsrer Malerei, Landschaft und Genre, ist nicht blos Rückkehr zu unsrer eigensten deutschen Natur, er ist der nothwendige Ausdruck für die Umformung unsrer Sinne. Die Kunst, die Natur in ihrer rastlosen Bewegung, gleichsam ihren Pulsschlag, zu zeigen, entspricht der Uebung unsers modernen Auges, sie zu sehn: wie wunderlich kommen uns heute manche Capitel aus dem „Laokoon" vor! Mit der Landschaftsmalerei wetteifern die Reisebeschreiber und Poeten: sie verstehn es, nicht mehr blos die Umrisse der Dinge dem Tastsinn und Gesicht deutlich zu machen, sondern die Lichtwellen, die in flüchtigem Vorüberrauschen Farbe und Glanz gaben, von ihnen gewissermaßen abzulösen. Dickens hat zuerst in großem Stil diesen Pulsschlag der sinnlichen Natur in die Empfindung aufzunehmen verstanden; jetzt überbietet ein Novellist den andern. Den Preis verdient vielleicht „der Landschaftsmaler" von Herman Grimm; aber daneben halte man die prächtigen Ostseebilder in Spielhagens „auf der Düne," in Fanny Lewalds „Mädchen von Hela;" die Naturbilder in Gustav Freytags beiden Romanen; bei Edmund Höfer, Adelbert Stifter und Paul Heyse durchweg. Unsre modernen Poeten haben wirklich gelernt, die sinnliche Natur zu einem Spiegel und Wiederhall des Geistes zu machen.

In der Vorrede zu den „bunten Steinen" (1852) spricht sich Adelbert Stifter sehr schön darüber aus, daß man sowohl in der Betrachtung der Natur, als in der Auffassung der geschichtlichen Welt einen ganz willkürlichen Unterschied zwischen Groß und Klein macht, daß in dem unscheinbaren Wachsen eines Grashalms sich ebenso mächtig die schöpferische Kraft der Natur entwickelt, als in einem furchtbaren Gewitter, daß die anspruchslosen Motive einer stillen Seele ebenso den

Proceß des Geistes veranschaulichen, als der große Entschluß einer heldenhaften Natur, daß wenn wir diese Erscheinungen in das auflösen, was doch für den Geist allein das Bleibende ist, in ihr Gesetz, die eine Erscheinung für uns so fruchtbar sein muß wie die andre. Er macht darauf aufmerksam, daß auf den Unkundigen die Beobachtungen über die Abweichungen der Magnetnadel, die an vielen Orten zu gleicher Zeit stattfinden, auch einen sehr kleinlichen Eindruck machen würden, während doch dieser heimlich wirkende Fleiß allein im Stande ist, die großen Siege zu vermitteln, die der menschliche Geist über die Natur davongetragen hat. Aber der Dichter übersieht einen Umstand. Der Eindruck des Großen wird zwar durch diese kleinen anscheinend unbedeutenden Unternehmungen vermittelt, aber er geht keineswegs darin auf, er ist vielmehr aus der Einsicht in das großartige Zusammenwirken hergeleitet, welches aus einem tiefen Gedanken entspringt und eine große und hingebende Aufopferung nach allen Seiten hin erheischt. Stifter hat ein wunderbar helles Auge für die kleinen Züge im Leben der Pflanzen, Steine, Thiere, und auch das stille Walten des Gemüths bleibt ihm nicht fremd; er hört im buchstäblichen Sinn das Gras wachsen. Seine zarte, fast nervöse Empfänglichkeit für das Kleine und Unscheinbare in der Natur, das warme Gemüth, in dem die Sinnenwelt wie zum zweiten Mal schöner lebt, thut wohl. Aber die Kunst kann nicht darauf ausgehn, Studien zu geben, sondern sie hat die Aufgabe, uns dieser Studien zu überheben und uns das als wirklich daseiend darzustellen, dessen Existenz wir uns im gewöhnlichen Leben nur durch Schlüsse und Reflexionen vermitteln. In dem Bemühn, andächtige Aufmerksamkeit für das Insichsein der Dinge zu erregen, behandelt Stifter das Unbedeutende und Gleichgültige nicht blos mit derselben Wichtigkeit wie das Große, sondern zuweilen mit einer noch größern Andacht. Wer sich z. B. unterrichten will, wie man seine Privatwohnung, seine Bibliotheken, seine Gärten, seine Werkstätten ebenso geschmackvoll als zweckmäßig ausstatten kann, findet in dem Roman „Nachsommer“ (1858) die reichhaltigsten Notizen. Die Poesie des Luxus ist selten so einsichtsvoll dargestellt worden. Aber der Ernst, mit dem diese Dinge behandelt werden, macht in den meisten Fällen einen unfreiwillig komischen Eindruck. Stifter ist ein Sohn des Volks, aber sein ästhetischer Sinn verleitet ihn zu einer ungebührlichen Verehrung der socialen Aristokratie. Selbst in Augenblicken, wo nur die Seele sprechen sollte, kann er sich nicht erwehren, auf schöne und kostbare Gewänder, glänzenden Schmuck und vornehme Bewegungen eine Aufmerksamkeit zu richten, die der echten

Leidenschaft fremd ist. Sein sociales Ideal ist die höchste Vereinigung des Einfachen und des Vornehmen, ein Ideal, dem gewiß jedes künstlerische Gefühl huldigen wird. Aber indem alle Ecken abgeschliffen werden, welche aus dem bestimmten Beruf, aus den Umgangskreisen, aus der Gewohnheit des Befehlens und Dienens hervorgehn, kommt in die Zeichnung etwas Verwaschenes. Es fehlt die strenge Nothwendigkeit des Lebens, die allein greifbare Gestalten möglich macht. Gearbeitet wird viel in diesem Roman, aber nur aus Neigung, aus Liebhaberei, und erst das ist die wahre Arbeit, welche sich entäußert und dient. Selbst in dem bürgerlichen Kaufmannshaus sehn wir nur den Sonntag, nur die Erziehung der Kinder und die ernsten Liebhabereien des Vaters: sein eigentliches Geschäft hat mit seinem Gemüth nichts zu thun, es ist ihm nur ein äußeres Mittel, Ideal und Leben fallen auseinander. So fehlt sämmtlichen Figuren eine gewisse Körperlichkeit, und nur Eins ist es, was uns mit ihnen aussöhnt: die ganze Erzählung ist vom Geist ernster und edler Pflicht durchhaucht, es waltet darin eine Heiligkeit und Keuschheit der Empfindung, die uns noch mehr ergreifen würde, wenn der Dichter nicht blos mit Licht gemalt hätte. Der Schatten fehlt gänzlich, und doch entwickelt sich die Kraft erst durch den Widerstand, das Licht erst durch den Contrast gegen das Dunkel. Diese beständige Resignation, diese Abwesenheit aller heftigen und trotzigen Regung verräth doch einen Mangel an jugendlicher Dichterkraft, und wenn wir in dem Buch echte Lebensweisheit haben, so ist es doch nur die Weisheit des Alters.

In jeder Zeit, wo die aufstrebende Literatur der herrschenden Convenienz entwachsen zu sein glaubt, kehrt sie zur Natur zurück; sie vermeidet geflissentlich die geläufigen Redewendungen, und bemüht sich, die Sachen zu sehn, wie sie sind, d. h. zunächst anders, als sie in der hergebrachten Vorstellungsweise erscheinen. Freilich ist damit nicht selten eine gewisse Selbsttäuschung verknüpft, denn es gehört ein starkes Auge dazu, der Natur auf den Grund zu sehn, und oft sind gerade diejenigen, die sich am heftigsten gegen die Ueberlieferung sträuben, abhängig von einer andern Art der Ueberlieferung.

Was der moderne Roman als Convenienz vorfand, war die rationalistische Art und Weise, aus der bunten Mannigfaltigkeit des Lebens in der Darstellung nur dasjenige auszuwählen, was zu den herrschenden Ansichten über Freiheit und Sittlichkeit stimmte. Die Charaktere wurden nach der geraden Linie entworfen, man hatte ein bestimmtes Urtheil über ihren Werth und Unwerth, ihr innerer Zusammen-

hang und ihr Unterschied gegen Andere zeichnete sich deutlich ab, in der Handlung zeigte sich ein festes Gewebe von Grund und Folge. Ein tieferes Studium der psychologischen Gesetze mußte zeigen, daß bei dieser Art von Idealismus von der Fülle und dem Reichthum der Natur viel verloren ging.

Im wirklichen Leben zeigt sich selten ein Gefühl rein und ungemischt, noch viel seltner eine gerade Linie in Vorsatz, Ausführung, Erfolg. Die Vorstellungen, von denen der Wille nicht wenig abhängt, treten unabhängig vom Willen in sonderbarem Wechsel in die Seele ein: die eine ruft die andre, verwandte hervor, oder sie unterbricht auch wohl den Zusammenhang einer Reihe, und eine Kette wird durch die andre verwirrt. Wie Vorstellung, Empfindung und Begierde einander motiviren, wie weit an einzelnen Phänomenen des Lebens die Individualität sich geltend macht, läßt sich auch bei der sorgfältigsten Analyse schwer ermitteln. Nicht blos im Traum, sondern auch im Wachen laufen einer edel angelegten Natur Bilder und Triebe unedler Art durch die Seele, und es scheint, daß diese Association der Bilder und Ideen bei allen Individuen dem nämlichen Naturgesetz folgt. In der ältern Poesie, z. B. in den Romanen von W. Scott, werden diese Nebenvorstellungen als gleichgiltig nicht blos für die Handlung, sondern auch für den Kern des Charakters ohne Weiteres bei Seite gelassen. Die neuere Poesie dagegen untersucht sie mit dem Mikroskop, ihr entgeht nicht die kleinste Nebenbewegung, und da ihr Standpunkt sehr nahe ist, so wird ihre Perspective oft ungenau. Denn der Realismus der Poesie besteht nicht darin, daß sie alles Einzelne sieht und ausmalt, sondern daß sie es in den richtigen Verhältnissen sieht und ausmalt.

Es ist nicht möglich, das Leben in seinem beständigen Fluß zu photographiren: und das ist in der That das Hauptstreben des modernen Romans. Er steht nicht wie der ältere Erzähler gleichsam in der Mitte zwischen dem Gegenstand und den Zuhörern, sondern er sucht den Gegenstand oder vielmehr die Lichtbewegung, in welcher derselbe sichtbar wird, wirklich zu geben. Der moderne Novellist vermeidet mit einer gewissen Aengstlichkeit jedes moralische Urtheil: man soll nicht richten, sondern anschauen; aber durch diese scheinbare Objectivität wird nicht selten gerade das Urtheil verwirrt. Indem in jeder Handlung das Naturgesetz von der Beweguug und Verknüpfung der Vorstellung sich zeigt, wird man leicht zu dem Mißverständniß verführt, es bestehe zwischen dem Werth der Individuen kein erheblicher Unterschied, und je nach der eignen Stimmung des Poeten klingt durch sein Werk entweder der

Refrain durch: alles auf Erden ist gleich göttlich, oder alles ist gleich erbärmlich: dort Leopold Schefer, hier Thackeray. Man hat eben die Einzelheiten durch das Mikroskop gesehn und den Grad ihrer Stärke nicht richtig geschätzt. Der edle Charakter unterscheidet sich nicht dadurch vom unedlen, daß ihm nichts Unedles durch den Sinn läuft, sondern dadurch, daß dieses Unedle durch den großen Zug seines Geistes leicht beseitigt oder durch die Kraft seines Willens und seines Pflichtgefühls gewaltsam überwunden wird. Es giebt eine Form der Darstellung, welche das atomistische Gewebe von Vorstellungen und Zufällen durch ein subjectives Licht wieder zu Gestalten, zu wirklichem Fleisch und Blut zu erheben sucht: der Humor. Dieser nimmt zwar die einzelnen Momente, wie der blos analysirende Realist, in ihrer nackten, zusammenhanglosen Unmittelbarkeit, aber er malt mit Energie den Eindruck, den eine bestimmte Figur oder Handlung auf seine eigne Seele macht, und ergänzt dadurch das bloße Schema wie in einem Stereoskop. In dieser Macht, auch das Unbedeutende im Wiederklang der Stimmung zu verklären, ist Dickens groß, viel bedeutender als Jean Paul. Freilich ist man damit der sachlichen Wahrheit nicht näher gekommen, und je mächtiger die eigne Seelenstimmung ist, desto fraglicher wird die Treue des Bildes.

Diese Betrachtungen gehn dem Leser durch den Kopf, wenn er sich den „grünen Heinrich“ von Gottfried Keller zu erklären sucht; das Werk eines echten Dichters, in dem doch vieles ein unbequemes Räthsel bleibt. Der Roman ist von 1854, der junge schweizer Poet hatte schon acht Jahre vorher Gedichte von schönem Ton veröffentlicht, in denen sich ein warmes Gefühl für alles echte Leben der Natur und eine bittre Abneigung gegen alle Abstractionsmenschen, gegen die ascetischen Thoren ausspricht, welche sich „die köstliche Neige der Zeit mit dem Gedanken der Ewigkeit verdünnen.“ Dieser Haß gegen das Schrankenlose geht bei ihm nur aus dem lebhaften Blick für die Anmuth des Endlichen hervor. Die Schilderungen des Romans sind zuweilen von einem wunderbaren Zauber, zunächst wo die Sinnlichkeit in Betracht kommt, aber auch in jeder Gattung des Gemüthslebens. Mit einer leicht beweglichen Phantasie, mit aller Heftigkeit eines stark reproducirenden Nervensystems vertieft sich der Dichter in jede neue Situation, die er erfindet, und weiß, ohne ungewöhnliche Striche und grelle Farben anzuwenden, vor unsrer Seele schnell und sicher ein lebendiges Bild zu entfalten; unser Mitgefühl wird stark erregt, auch unser Denken beschäftigt. Eine fein gebildete, zuweilen überraschend wahre Reflexion, ein Sprüh-

feuer von Einfällen, die auf individuelle Begebenheiten bezogen doch in bleibende Maximen sich zu verwandeln streben. Freilich ist es bedenklich, die Empfindung und Betrachtung des einzelnen Moments zu fixiren, und dadurch einer individuellen Wahrheit den falschen Schein einer allgemeinen zu leihen. Oft tritt die Reflexion, d. h. die Zersetzung des Lebens ein, ehe das Bild fertig ist, und macht es trübe und verwaschen. Es fehlt die behagliche Ruhe der Erzählung. Zuweilen gehn die Bilder ohne Vermittlung in uns auf, und verschwinden ebenso schnell wieder, als sie gekommen sind. In des Dichters Phantasie bewegt sich neben der wirklichen immer eine symbolische Welt, auf welche sich das Endliche beziehn soll, und man wird über die Bedeutung irre.

Der grüne Heinrich ist ein junger Maler, der, mehr durch Neigung als Talent zur Kunst geführt, noch in ziemlich grüner Jugend zu dem Gefühl kommt, er habe sein Leben verfehlt. Das scheint wenigstens die Tendenz zu sein, da der Held, als es ihm endlich gut zu gehn anfängt, plötzlich stirbt, nachdem er vorher ohne seinen Willen seinen Liebsten das größte Herzeleid zugefügt hat; es scheint die Tendenz zu sein, das Leben des grünen Heinrich, trotz der wunderbar schönen Bilder, durch die es führt, sei doch nur ein Traumleben gewesen, ein Leben in der Dämmerung, ohne Ziel und ohne höhern Gehalt. Aber nicht immer macht das Buch diesen Eindruck, oft ist es von einer so reinen Heiterkeit gefärbt, daß man durch den tragischen oder melancholischen Ausgang überrascht wird. Zuweilen schleicht sich noch eine andre Nebenvorstellung ein, ob nicht etwa der grüne Heinrich den Menschen überhaupt darstellen, ob nicht das Leben des Menschen überhaupt als ein Leben im Traum und in der Dämmerung aufgefaßt werden soll, beglückt freilich durch eine Reihe der holdesten Bilder, aber doch nur flüchtig vorüberrauschende Schatten ohne festen Gehalt und ohne tiefere Bedeutung. Keine der Annahmen würde den Sinn des Dichters völlig treffen, der zwischen allen dreien schwankt, und gerade darum wird der Eindruck zuweilen unbehaglich.

Den Kern des Buchs bildet ein Aufsatz, den der noch sehr grüne Heinrich über sein Kinderleben schreibt. Es ist eigen, daß bei uns Deutschen, die wir doch ein entschiedenes Gefühl für den Reiz der Kindheit haben (außer zahlreichen glücklichen Zeichnern möge hier auf Reichenaus „Aus unsern vier Wänden" aufmerksam gemacht werden), im Roman so wenig auf die Entwicklung der Kindheit Rücksicht genommen wird. Jean Paul hat es einige Male versucht, aber sein Gustav, Gottwald, Albano kommen doch gegen David Copperfield, Paul

Dombey, Grete Tulliver lange nicht auf. In dem Kinderleben des grünen Heinrich finden sich die glücklichsten Züge mit einer Fülle von Gemüth und Anmuth dargestellt, die auch über unbedeutende Vorfälle ihren Zauber ergießen; daneben aber Paradoxien, die zuweilen die Vermuthung erregen, der Verfasser des Aufsatzes verläumde seine eigne Vergangenheit. Es ist bekannt, wie in der Kindheit, wo noch der Traum ins Wachen, die Phantasie noch in die Erinnerungen des Gedächtnisses spielt, die Neigung zur Lüge trotz alles scheinbar ausgesprochenen Wahrheitsgefühls sich leichter begreift und leichter entschuldigt als in spätern Jahren; es ist ferner bekannt, daß die Hauptquelle der Lüge die falsche Scham ist, aber was der grüne Heinrich in dieser Beziehung aus seiner Jugend erzählt, ist so unerhört, so unglaublich, daß wir es nur aus jener falschen Anwendung des Mikroskops begreifen. Als er jenen Aufsatz schrieb, wurde sein Gedächtniß wieder durch die Phantasie verwirrt, er erinnerte sich wohl an die einzelnen Bilder und Empfindungen, die ihm damals durch den Kopf gegangen waren, aber er hatte von ihrer Stärke, Gewalt und Dauer eine falsche Vorstellung, und so ist sein Selbstportrait verzeichnet, weil die Perspective eine unrichtige war. Hätte der Knabe Heinrich wirklich begangen, was er hier von sich aussagt, so würde seine spätere Entwicklung eine ganz andre geworden sein. So denkt der Dichter aber nicht, auch über seinem Selbstportrait schwebt die freilich nur dunkel ausgesprochene Vorstellung, das Gesetz, nach welchem dieser Knabe empfindet und sich bewegt, sei das allgemeine Naturgesetz. So ist, indem die Welt der Erscheinungen von den Glauben an den sittlichen Kern derselben, an die Macht des Gewissens, sich ablöst, in der That ein Traumreich hergestellt, das, in dem Glauben der Zeit aufgenommen, unsre Bildung auf eine bedenkliche Weise verwirren müßte.

Wenn innerhalb der jungdeutschen Poesie für den Charakter die Form der Molluske die typische war, so lag der Grund davon in einem gewissen Unvermögen des Schaffens: hier ist es umgekehrt eine gewisse Ueberreiztheit der schöpferischen Kraft, die, um der Wahrheit des Lebens näher zu kommen, statt der geraden Linie die wunderlichste Curve einschlägt. Gottfried Keller steht aber nicht allein, auch in dem einzigen Roman Herman Grimms, den „unüberwindlichen Mächten," wird man daran erinnert. Jemand hat den Trieb, etwas zu sagen; aus Gründen beschließt er, es nicht zu thun, und gleich darauf thut er es dennoch. Gewiß kommt das im Leben vor, wenn es aber in einem Roman sich einige Dutzend Mal wiederholt, bei Charakteren von der

allerverschiedensten Bildung, so sagt man sich, abgesehn von allen sittlichen und ästhetischen Bedenken: das ist einfach nicht wahr! Es kommt vor, daß die Handlung dem Willen widerspricht, aber die Regel des menschlichen Lebens ist es keineswegs, sondern in der Regel entspringt die Handlung aus dem Entschluß. So entfernt sich durch fieberhaftes Streben nach der Wahrheit der Realist weiter von der Wahrheit als der alte unbefangene Idealist.

In einer Dorfgeschichte, „Romeo und Julie,“ in den „Leuten von Seldwyla“ 1856, hat Gottfried Keller noch einmal das Kinderleben zum Gegenstand gemacht: es ist durch seine Innigkeit wie durch die leuchtende schöne Farbe eine kleine Perle unsrer Literatur. In andern Erzählungen der Sammlung drängt sich die Tendenz zu sehr vor.

Geht in dieser Reihe von Romanen der Realismus von der Vertiefung der psychologischen Studien aus, so stützt sich eine andre auf die gründlicher durchdachte Physiologie der Gesellschaft: jene erläutert das innere Seelenleben, diese die Bildung des Individuums nach den Beziehungen und Gesetzen des Ganzen, zu denen es gehört. Seit Wilhelm Meister war die Nothwehr des Individuums gegen die Bornirtheit des Ganzen, das Streben nach harmonischer Bildung gegen die Anforderungen und Vorurtheile der Gesellschaft der leitende Zug. Sich selbst zu genießen, nicht in roher Weise, sondern durch Vermittlung der Bildung, das schien die Aufgabe jedes echten Menschen zu sein; jede Verpfändung an einen bestimmten Kreis der Thätigkeit schien diese Harmonie zu beeinträchtigen. Später kam die Politik dazu, aber diese wurde ebenso getrieben wie früher Lectüre, Theater und Liebe, d. h. dilettantisch. Man lernte wohl eine Reihe Forderungen des Menschen an den Staat schicklich formuliren und mit rhetorischem Glanz ausstatten, aber selber zuzugreifen, Pflichten gegen den Staat anzuerkennen, von dem man so große Leistungen beanspruchte, fiel keinem ein. Wilhelm Meisters Erbe, Herrmann in den „Epigonen,“ hat in der Politik ebensoviel Velleitäten wie in andern Dingen, aber mit wahrem Horror weist er die Zumuthung von sich, in der gemeinen Weise des Referendariats sich der Politik zu ergeben: statt dessen dirigirt er, wie sein Vorbild, die Zerstreuungen einer blasirten Adelsfamilie. In diesem krankhaften Streben nach individueller Freiheit hatten wir unsre idealen Gestalten immer weiter von der edlen Wirklichkeit des Lebens isolirt. In jedem englischen Roman lernt man etwas über das Wesen und die Gesetze der Gesellschaft und des Staats, aus denen er hervorgegangen ist; der französische Roman zeigt wenigstens den lebendig bewegten Salon, die

Liederlichkeiten der Demi-Monde, die Assisen. Der deutsche Roman dagegen führte uns in eine Gesellschaft ein, von der man nicht wußte, ob sie auf dem Monde oder der Erde lebte. Im wirklichen Leben begegnete man in Deutschland fortwährend tüchtigen Persönlichkeiten, die fest auf ihren Füßen standen, mit Behagen das Leben genossen und widerwärtige Schicksale mit Anstand zu tragen wußten; der Roman zeigte nur Schwächlinge, Figuren ohne Zweck und Inhalt, von jedem Hauch der Zeit hin- und hergeworfen, dünkelhafte Geschöpfe, die sich, wenn einmal die Noth über sie einbrach, wie hysterische Weiber geberdeten. Der Deutsche ist sehr tüchtig, behaglich und lebensfroh, wo er sich zu Hause fühlt, bei seiner Arbeit, die er ganz versteht, in der er einen gesegneten, ununterbrochenen Fortschritt erlebt. Der Deutsche ist dagegen unausstehlich, wo er versucht, den Dilettanten zu spielen. Gewisse Zeiten im Leben muß jeder haben, wo er Dilettant ist; der wackerste Geschäftsmann muß einmal kannegießern, über Concert und Theater sprechen, das gehört zum Leben und dient dazu, die Einseitigkeit des Geschäfts aufzuheben. Aber unsre Belletristen machten diesen Dilettantismus zum Mittelpunkt des Lebens; sie bewegten sich fast ausschließlich auf dem Gebiet der Conversation, und ließen ihre Herren und Damen mit unermüdlicher Ausdauer ihre unmaßgeblichen Ansichten und Meinungen über Völkerleid und Familienwohl, über Schiller und Goethe, über Sinnenglück und Seelenfrieden vortragen, mit etwas Politik und Liebelei zersetzt: man sollte annehmen, daß in Deutschland die Männer und Frauen nichts Andres zu thun hätten, als sich über diese interessanten Gegenstände zu unterhalten. Den Dichtern der classischen Zeit konnte man es nicht verargen, wenn sie mit gänzlicher Nichtachtung der sogenannten Philister, das heißt des wirklichen Lebens, die Kunst in das Reich der Schatten flüchteten. Harmonische Ausbildung aller Kräfte war nur den bevorzugten Ständen oder den Vagabunden möglich, der Bürger ging in einseitiger Thätigkeit unter und hatte innerhalb der Gesellschaft keine Ehre. Seit der Zeit haben sich die Ueberzeugungen geändert: durch die allgemeine Wehrpflicht, durch die gymnastischen Uebungen, durch die ersten parlamentarischen Versuche, sowie durch den ungeheuren Aufschwung des Handels und der Industrie hat der Bürger Lebensmuth und Selbstgefühl gewonnen; der Stand der Ritterschaft und der Officierstand ist dem Bürger geöffnet, die eximirten Gerichte haben aufgehört, in der Städteordnung hat die Bürgerschaft ein eignes Leben. Productionskraft ist Macht, und wo die Macht vorhanden ist, kann die Berechtigung nicht ausbleiben.

Die Vorzüge des Adels beruhen auf der Stellung einer herrschenden Classe im Staat. Die Ehre wird ihm bereits durch seinen Stand vermittelt, dessen Sitte er sich fügen, dessen Würde er in seiner Person vertreten muß durch den esprit de corps, der, wo der individuelle Charakter und die individuelle Bildung nicht ausreicht, mit Regel und Maß aushilft und die Freiheit möglich macht, indem er ihr eine Grenze und ein Vorbild giebt. Er wird durch beständige Betheiligung am höhern Staatsleben, namentlich an den Kriegen, durch befestigten Grundbesitz, der ihm eine Heimath im höhern Sinn giebt, durch ununterbrochene Tradition, die ihm die Vergangenheit als Gegenwart zeigt, zu einem gesteigerten Nationalgefühl geweckt. Endlich verleiht ihm seine Befreiung von den Einseitigkeiten und Verkümmerungen des Geschäftslebens die Fähigkeit, sich nach allen Seiten hin gleichmäßig auszubilden. Diese Vorzüge sind in ihrer vollen Ausdehnung nur denkbar, wenn man eine fortwährende Scheidung in zwei Volksclassen annimmt: ein Zustand, der auf die Dauer unmöglich ist. Denn wie die Wissenschaften, Künste und die verschiedenen Zweige der Gewerbsthätigkeit sich ausdehnen und vervielfältigen, wird nur durch Beschränkung auf einen bestimmten Kreis der Thätigkeit Macht und Einfluß gewonnen, und wo die herrschende Classe fortfahren wollte, ausschließlich nach harmonischer Bildung zu streben, würde sie Macht und Einfluß einbüßen, sie würde aufhören, die herrschende Classe zu sein. Diesem Untergang der exclusiven Adelsherrschaft durch das Aufstreben der bürgerlichen Thätigkeit kann kein moderner Staat entgehn, und wo bei einem Volk das Bürgerthum sich innerhalb des Staatslebens gar keine Stellung errungen hat, wie bei den Polen, tritt es die Geschichte unerbittlich in den Staub.

Wer in der Gegenwart sich erhalten will, muß in der Weise des Bürgerthums auf Erwerb denken, d. h. folgerichtig, mit ausdauerndem Verstand arbeiten. Die bürgerliche Arbeit ist die Grundlage der modernen Gesellschaft, das Gesetz der Volkswirthschaft das Gesetz des modernen Staats. Dies Gesetz dem bloßen Streben nach Genuß und Repräsentation vorzuhalten, ist die Aufgabe, die Gustav Freytags Roman „Soll und Haben“ (1855) sich stellt. Der Dichter, damals 39 Jahr alt, hatte in seinen frühern dramatischen Versuchen sich keineswegs als Anhänger der gemeinen Volkswirthschaft und der spießbürgerlichen Sittlichkeit gezeigt. Seine Lieblingsfiguren gingen vielmehr mit den Helden der romantischen und jungdeutschen Zeit insofern Hand in Hand, als sie die Befangenheit der sittlichen Vorurtheile durch souveränen Uebermuth, die falsche Ehrbarkeit des Spießbürgerthums durch Humor, und die Gleich-

macherei kleinlicher Naturen durch Stolz bekämpften, der sich in aristokratische Formen hüllte. Solche Figuren sind Valentine, Georg Saalfeld, Graf Waldemar, Georgine, endlich Bolz. Sie spielen sämmtlich gern mit dem Leben, sie haben das Gefühl, in diesem tintenklexenden Säculum nicht recht an der Zeit zu sein, sie nehmen es auch wohl in der Freude an einem augenblicklichen Einfall mit den sittlichen Gesetzen nicht zu genau, sie gehören der Aristokratie oder der Halbwelt, eigentlich aber einer Schicht an, die zwischen beiden steht. Die Sphäre ist nicht ganz sauber, aber der Dichter weiß durch Anmuth der Sprache, durch artistische Feinheit und durch öfters hervortretende Gemüthswärme auch an dieser Welt Interesse zu erregen. Die Stücke, die auf das Vortheilhafteste gegen die damaligen Versuche abstachen, fanden großen Beifall; erhalten auf der Bühne hat sich nur das letzte „Die Journalisten," dessen Figuren sogar typisch geworden sind.

Zwischen diesem Stück und dem nächst vorhergehenden, dem „Waldemar," liegen sechs Jahre angestrengter publicistischer Thätigkeit, als deren leitende Tendenz man zweierlei bezeichnen kann: politische Einigung Deutschlands durch Preußen und Hebung des Bürgerstandes zum herrschenden im Staate. Mit männlicher Kraft hatte Freytag seine Ueberzeugung in sich durchgearbeitet, sein Roman sollte sie nun in die Welt der Kunst einführen. Bisher waren seine Helden Lebensvirtuosen in der Manier Wilhelm Meisters; sie gehörten der Classe der Genießenden an und zeigten keine historische Bestimmtheit. Der Kreis, in welchem sich Waldemar, Valentine u. s. w. bewegten, übte durch Gewohnheit auf ihre Seelen einen gewissen Reiz aus, aber er war nicht die Grundbedingung ihres Daseins; sie konnten sich ihm entziehn, sobald sie wollten, und damit alle Voraussetzungen ihres Willens wie ihres Schicksals aufheben. Der Fortgang der Handlung entwickelte nicht ihren Charakter, er veränderte nur ihre Stimmung; sie suchten dann eine andre Atmosphäre des Lebens, und die Mittel fehlten ihnen nicht, sich in derselben nach Wunsch und Bequemlichkeit einzurichten. In „Soll und Haben" werden wir tief in das wirkliche Leben eingeführt, und die endlichen Bedingungen des Berufs, der Arbeit und des Genusses werden in der Form von Grund und Folge entwickelt. Freytag war im Stande, diese Aufgabe mit künstlerischer Freiheit und doch naturgetreu zu erfüllen, da er vorher die gründlichsten Studien dazu gemacht hatte. Dem Gelehrtenstand angehörig, hat er gewußt, sich auch von der Landwirthschaft und dem Handel gediegene und zusammenhängende Vorstellungen zu verschaffen; jede Seite des Romans zeigt den Verfasser der „Bilder aus der deutschen Ver-

gangenheit.“ Das Leben des Kaufmanns zu schildern, war nicht gerade neu, W. Scotts Osbaldistone ist trotz seiner Einseitigkeit immer noch eine bedeutendere Figur als T. O. Schröter, und auch in Deutschland gab es glückliche Bilder der Art, z. B. Hackländers „Handel und Wandel“ (1850). Die Kritiker der Zeit von 1855, die freilich im Durchschnitt von sehr trauriger Beschaffenheit waren, empörten sich dagegen, daß Freytag den Handelsstand den geistigen Interessen gegenüber verherrlichen und alle Kaufleute für sich gewinnen wolle. Ein unbefangener Leser wird das im Roman nicht finden. Das düstre Comptoir und die immer etwas verkümmerten Existenzen der „Herren“ von T. O. Schröter sind wahrlich nicht anziehender als die Tanzstunden der adligen Backfische; der Landsitz des Baron Rothsattel ist viel poetischer geschildert als die Fabrik, die ihn verdrängen soll, ja als die Gewölbe des großen Colonialwaarengeschäfts; Leonore hat viel mehr Farbe als Sabine, Fink, der Erbe von Saalfeld, Waldemar und Bolz, viel mehr Farbe als der ehrliche Anton. Nicht der Kaufmannsstand als solcher, sondern die strenge bürgerliche Rechtlichkeit desselben ist verherrlicht. Der Kaufmannsstand hat auch seine kühnen abenteuerlichen Charaktere, und vielleicht sind es gerade diese, die ihn emporbringen. Solche zu schildern, lag aber außerhalb der Aufgabe des Dichters. Die Stimmung seines Buchs ist Resignation. Ja es geht viel verloren von der Schönheit des Lebens, wenn die behagliche vornehme Existenz, die es nicht genau nimmt mit Soll und Haben, genöthigt wird, an den Erwerb zu denken, die Gesetze der Volkswirthschaft sich anzueignen; wenn ein starker und verwegner Wille, wie der von Fink, sich zum Arbeitstisch bequemen muß.

Warum geht Baron Rothsattel zu Grunde? — Er ist doch bereit, sich den Gesetzen der Volkswirthschaft zu bequemen, die Behaglichkeit und die gemüthvollen Erinnerungen seines angeerbten Landguts dem modernen Fortschritt zu opfern, seinen erfrischenden Waldesduft durch die rauchenden Essen einer Fabrik anzukränkeln. Es sieht wie ein Verhängniß aus, daß der Adel dem Bürgerthum unterliegt; so faßt es auch der große Kaufmann auf, der die rettende Hand versagt. Es scheint, daß die Existenz der einen Macht die Existenz der andern ausschließt, wie auch ohne blutige Kämpfe die Indianer allmälig aussterben, wenn die europäischen Pflanzer einziehn. Es scheint, daß der Rauch der Fabriken nicht blos die Landsitze des Adels, sondern den Adel selbst erstickt, und mit ihm die adlige Sitte, das adlige Behagen: der Dichter empfindet es nicht ohne Schmerz.

Der Baron geht unter, nicht blos durch seine eignen Fehler,

sondern durch die seiner Ahnen. Der Adel ist zu einer blos genießenden repräsentirenden Classe herabgesunken, er hat verlernt, zweckmäßig zu wirken. Der gute Wille des Einzelnen rettet ihn nicht. Der Baron geht unter, weil er ein Geschäft unternimmt, das er nicht selber ausführen kann, dessen Ausführung er andern übertragen muß. Er geht unter, weil er in seiner vornehmen Art, Gleichberechtigte unter dem Bürgerstand nicht zu dulden, an solche Werkzeuge gewiesen ist, die sich ihm unterthänig zeigen und ihn betrügen. Der unreelle Handel der Ehrenthal und Veitel Itzig ist nur die Schmarotzerpflanze, die aus dieser ungesunden Selbstsucht des Adels aufwächst. Freytags Roman enthält einen sehr feinen Zug. Als die — mit wenig Strichen prächtig gezeichnete — Baronin den ehrlichen Schwärmer Anton bestimmt hat, sich für sie aufzuopfern, in ihren Dienst zu treten, erscheint er ihrer Phantasie gepudert und in Kniehosen, als Domestik. Diese Stimmung des Adels fordert ihre Nemesis heraus. Baron Tuchheim bei Spielhagen, Baron Arten bei Fanny Lewald, Axel von Rambow bei Fritz Reuter, sämmtlich die Nachkommen Rothsattels, gehen an demselben Gebrechen zu Grunde.

Wie denkt sich nun Freytag den Ausgang? Wenn in der Welt nichts übrig bliebe als die T. O. Schröter, Sabine, Anton, Jordan, so würde ihr nicht blos viel Freude und Farbe fehlen, sie würde auch sehr langsam vorwärtskommen; die bloße Gewissenhaftigkeit ist nicht productiv. — Zum Erben der alten Parteien scheint Fink bestimmt zu sein: er hat die Verwegenheit der alten Junker, er hat in Amerika gelernt gewaltig zuzugreifen, bei T. O. Schröter hat er erkannt, daß bei jedem Unternehmen nur das Reelle bleibend gedeiht; er wendet die Lehren der Volkswirthschaft auf das adlige Geschäft des Ackerbaus an, aber er verlernt nicht, die Waffen zu führen: er erscheint wie ein Typus eines modernen Adels, der die bürgerliche Schule durchgemacht hat. So wird bei Fritz Reuter der strebsame Edelmann einem tüchtigen Inspector zur Erziehung gegeben, bei Herman Grimm macht Erwin, der künftige Staatsmann, mehrere Jahre einen bürgerlichen Beruf durch.

Daß Freytag diese Ideen in edlen und würdigen Formen ausgesprochen und mit dem Reiz seiner angebornen Anmuth schmeichlerisch umkleidet hat, das ist das Große und Bleibende des Buchs. Die Fortschritte des öffentlichen Lebens, dies wird den „Rittern vom Geist" entgegengehalten, müssen von den sittlichen und intellectuellen Fortschritten des Privatlebens getragen werden, der Staat wird nicht eher vorwärts kommen, bis jeder Bürger gelernt hat, vor seiner eignen Thür zu kehren.

Man soll mit seinem Credit nie über sein Vermögen hinausgehn, man soll z. B. nicht eher nach Feinheit und Größe in den Empfindungen streben, bevor nicht die nothwendige Grundlage der gemeinen Sittlichkeit festgestellt ist. Die Seele in ihrer Tiefe wird in diesem Roman weniger aufgeregt, man wird weniger zum Sinnen und Träumen geleitet als bei den Romanen der pantheistischen Schule, aber man bleibt in einer schönen Wärme, der Nachklang ist ein wohlthuender und die Figuren prägen sich unauslöschlich dem Gedächtniß ein. Freytag hat, und das ist bei unsern neuern Dichtern selten, eine große Kraft des Typischen. Die Familie Rothsattel und das Judenhaus, allerdings die Glanzpunkte des Romans, kehren bei den meisten der spätern Dichter in mannigfachen Verkleidungen wieder. Mehr und mehr stellt sich als die Aufgabe des modernen Romans heraus, das Verhältniß der Stände zum Staat, das die Wissenschaft analytisch untersucht, durch die Anschauung festzustellen.

Der Kampf zwischen Sympathie und Ueberzeugung, den der aufmerksame Beobachter schon in „Soll und Haben" wahrnimmt, zeigt sich auch in der Tragödie, die einen ähnlichen Vorwurf behandelt, den „Fabiern." Der adlige Consul Fabius regiert den Staat nach idealen Begriffen; als er erfährt, daß diese idealen Begriffe der Wirklichkeit nicht entsprechen, daß in seinem eignen Stamm sich Mörder vorfinden, denkt er zu adlig, das Recht des Marktes anzurufen, er will erst im heimlichen Familienrecht den Mörder richten, und da ihm das nicht gelingt, verurtheilt er den ganzen Stamm zum Heldentode fürs Vaterland. Diesem vornehmen Handeln steht die kluge Berechnung des Bürgers gegenüber, der die Verletzung des öffentlichen Rechts nicht durch Blut, sondern durch vernünftige Ausgleichung der ständischen Unterschiede sühnen will. In der ersten Ausgabe scheitert sein Vorhaben: die rücksichtslose Heldenkraft, die nur ein Princip kennt, die Ehre, trägt den Sieg davon über die Berechnung, die sich doch zu voller Kraft nicht entfalten kann, da sie durch bürgerliche Familiengefühle gehemmt wird. Diesen poetisch richtigen Ausgang hat Freytag später verändert, und damit seine innere Befangenheit verrathen.

Der Stil von „Soll und Haben" war überwiegend anmuthig. Freytags zweiter Roman, „die verlorne Handschrift," schlägt einen höhern Ton an. Die symbolische Bedeutung ist in kräftigeren Tönen angezeigt, der Kampf zwischen dem Sonnenlicht echter und ehrlicher Arbeit mit dem trügerischen Mondschein subjectiver Gelüste klingt wie eine ahnunsvolle Melodie durch das ganze Buch. Die Heldin desselben, Ilse, ebenfalls typisch gedacht, ist der Anlage und ersten Erscheinung nach von einem

tiefern poetischen Gehalt als alles, was Freytag früher gedichtet. Die Entwicklung entspricht dieser Anlage nicht ganz. Es werden in Bezug auf das innere Seelenleben sehr ernste Fragen angeregt, deren Fäden der Dichter dann aus den Händen verliert. Der äußere Conflict, der sehr tragisch aufgefaßt wird, streift einige Male ans Komische, weil der Dichter die Fühlung mit der Wirklichkeit verliert. Diesmal gilt es nicht, dem Adel, sondern dem Hof. Freytag kennt das Leben an den kleinen Fürstenhöfen aus intimer Anschauung, und die Einzelheiten desselben sind nach dem Ausspruch von Sachkennern meisterhaft wiedergegeben, aber die Haltung des Ganzen ist insofern unrichtig, als sie nicht typisch ist für unsre Zeit. Sollte eine Geschichte wie die zwischen dem Duodez-Tiberius und der Frau Professorin heute wirklich möglich sein, was wir bezweifeln, so ist sie doch abnorm gegen alle unsre sonstigen Verhältnisse, sie spielt in den Zeiten der Emilia Galotti und der Louise Miller. Vor der Gewaltthat eines lüsternen Fürsten sein Weib zu schützen, dieser Sorge ist der angesehne Bürger heute wohl überhoben. Die unrichtige Voraussetzung wirft auf den Charakter des Gelehrten, ja auf das ganze tragische Problem ein schiefes Licht: giebt man die realen Voraussetzungen des Dichters zu, so handelt der Professor mit einer unverzeihlichen Pflichtvergessenheit. Etwas der Art scheint wirklich dem Dichter vorgeschwebt zu haben, es scheint, als ob die krankhafte Jagd nach der verlornen Handschrift des Tacitus, über welcher der Gelehrte seine weitern Lebensbeziehungen vergißt, ein tragisches Motiv, ein Moment der Schuld enthalten solle. Noch in einer andern Beziehung scheint er beschämt werden zu sollen: er hat ein stark ausgeprägtes Rechtschaffenheitsgefühl in wissenschaftlichen wie in sittlichen Dingen, das ihn aber zuweilen verleitet, hart und selbst lieblos gegen Andre zu sein: der eigne Irrthum, in den er verfällt, scheint ihn nun darin milder stimmen zu sollen. Allein wenn dies beabsichtigt war, so wird es nicht stark genug ausgeführt, und dem Professor durch die Demüthigung des armseligen Knips und durch das Verfahren gegen den geisteskranken Fürsten die Sühne zu sehr erleichtert. Vor allen aber verringert der unbefangne Blick auf die wirklichen Verhältnisse die Verantwortlichkeit eines gebildeten Mannes, der unmöglich das Absurde in Rechnung ziehn kann. Wenn eine angesehne Dame von buhlerischen Anträgen eines Fürsten verfolgt wird, so kann sie bei der Oeffentlichkeit unsrer Verhältnisse ruhig über die Straße gehn und sich Postpferde bestellen. Gerade bei einem Roman, der etwas Typisches und Symbolisches in sich trägt, muß man es darin genau nehmen. Und noch eines Gedankens kann man sich nicht erwehren: — die Zeit des

alten, geisteskranken Tiberius ist vorüber; aber die Benno sollen doch nicht etwa zur Regierung kommen? Sollen nach der Meinung des Romans die Geschicke der Nation am besten von denen geleitet werden, die schüchtern und zaghaft sind in ihrem Willen? Es wäre das ganz gegen Freytags sonstige Auffassung von dem Beruf eines Volkskönigs. Und doch waren die Jahre, in denen der Roman erschien, mit einer so bittern Leidenschaft gegen fürstliche Eigenmacht erfüllt, daß diese Auslegung nicht ganz unglaublich scheint.

Aehnliche Bedenken gegen die Wahrscheinlichkeit erregt Berthold Auerbachs neuer Roman „Auf der Höhe." Daß des Dichters Talent nicht im Abnehmen war, zeigen die Geschichten aus dem bürgerlichen Leben, „Edelweiß" u. s. w., in denen sogar mit größerer Tiefe als in seinen frühern Werken die Gemüthsconflicte einfacher und etwas bornirter Naturen dargestellt werden; aber wo er aus diesem Kreise heraustritt und es unternimmt, das vornehme Leben zu schildern, läßt ihn seine Gabe der Beobachtung ebenso im Stich, als seine Composition. Die große Scene, in welcher der König in Gegenwart der schönen Irma auf die Statue klettert und ihr den „Kuß der Ewigkeit" giebt, macht einen namenlos komischen Eindruck, und die Art, wie Irma ihre Schuld büßt, sieht wenigstens wunderlich aus. So reich auch dieser Roman an einzelnen schönen Stellen ist, den Eindruck der Wahrheit, nach welchem der Dichter doch immer so redlich gestrebt hat, empfängt man nirgend.

Die Poesie öffnet ihren Spielraum allen Parteien, wenn man nur über der Partei das allgemein Menschliche nicht vergißt. Freytag hatte in seinen Romanen seine Ideale der Zukunft klar hingestellt: ein gebändigter Fink, ein zu freierem Lebensmuth erzogener Anton, ein durch das Leben milder gewordener Werner, ein mit den bessern Kreisen des Bürgerthums bekannter Oberhofmeister. Was man vom Standpunkt der Partei gegen sie einwenden mochte, das allgemein Menschliche in diesen Figuren mußte jeder anerkennen. Man wird nicht behaupten, daß Friedrich Spielhagen — an glänzender Erzählungskunst und Manichfaltigkeit der Physiognomien Freytag überlegen — seine demokratischen Ideale zu gleicher Klarheit ausgearbeitet habe. Die Vertreter der Zukunft, wie er sie in seinen ersten Romanen darstellt, sind echte Ritter von Geist, d. h. strebsame und reichbegabte Naturen, mit dem Bestehenden zerfallen, aber ohne positiven Inhalt. Der Unterschied gegen Gutzkow liegt aber darin, daß Spielhagen sich über sie nicht täuscht, daß er sie vollkommen richtig und consequent schildert, daß er über sie grade so urtheilt wie unsereiner, ja zuweilen sogar noch mit größerer Härte. Er zeigt, wie problematische Naturen

trotz der besten Gaben des Geistes und Herzens durch die Unstätigkeit und den Wankelmuth ihres Wesens mehr und mehr in sich selbst zerfallen, bis sie als „catilinarische Existenzen" auf den Barrikaden endigen, weil sie mit ihrem Leben sonst nichts anzufangen wissen. Der Ausgang ist natürlich, aber nicht wenig wird man durch den Eindruck überrascht, den er auf den Dichter macht. Er sieht in ihrem Untergang eine That, ein Martyrium. Da sie nun meistens den gebildeten Classen angehören, so liegt doch die Frage nahe: wie sie sich einbilden konnten, dadurch den Staat und die Gesellschaft zu verbessern, daß sie mit beliebigen ihnen ganz unbekannten Leuten aus dem Volk das Straßenpflaster aufrissen und auf die Soldaten feuerten? Ihnen wäre im Fall eines Sieges das Regiment nicht in die Hände gefallen, und auch dann hätten sie nichts damit zu machen gewußt. Sollte aber die Existenz solcher Naturen eine Anklage gegen den bestehenden Staat sein, so mochte man das bis zu einem gewissen Grade gelten lassen, dann aber ebenso den bestehenden Gewalten das Recht zuschreiben, sich ihrer zu entledigen; wo die Gefahr der blinden zügellosen Barbarei droht, ist jede Autorität an ihrem Platz. Seltsamerweise hat Spielhagen dasselbe Motiv zweimal wiederholt, und man kann nicht behaupten, daß Bernhard Münzer in sittlicher oder politischer Beziehung einen Fortschritt gegen Oswald Stein ausdrückt.

Vielleicht aber wollte der Dichter im Gegentheil Naturen erfinden oder zeichnen, die in der gegenwärtigen Verwirrung des öffentlichen Lebens, wie sie ihm erscheint, zu helfen im Stande wären? vielleicht wollte er sagen, daß zu der dämonischen Gewalt, mit der ein neues Princip in die Welt eingeführt werden soll, eine ebenso wilde wüste Leidenschaftlichkeit gehört, die sich dann auch im Kreise des sittlichen Lebens verhängnißvoll ausspricht. Man pflegt in solchen Fällen gern auf Mirabeaus Beispiel hinzuweisen, dessen leidenschaftliche Natur ebenso sein Leben zerrüttete, wie sie ihm Macht über die Menschen gab, und dadurch die Mittel, wenigstens den Versuch zur Umwandlung des Staats zu wagen. — Aber einmal war Mirabeau seinen Zeitgenossen, Gegnern und Verbündeten an politischer Bildung wirklich und sehr bedeutend überlegen und Spielhagen ist es nicht gelungen, dem Leser die Meinung beizubringen, daß Oswald Stein, Bernhard Münzer, Leo Guttmann sich der gleichen Ueberlegenheit erfreuen. Mirabeau war nicht blos mit der Leidenschaft, sondern mit der ganzen Kraft seines Denkens in der Politik: Spielhagens Helden treiben die Politik nur dilettantisch, und wenn sie einmal ganz darin aufgehn, wie Leo, so schildert sie der Dichter selbst

als Fanatiker einer fixen Idee. — Sodann sind ihre Leidenschaften nicht im großen Stil; sie werden von ihren Wünschen und Einfällen hin und her getrieben, ihre politische Agitation geht in demselben Taumel, wie ihre Liebesverhältnisse, und das ist nicht grade die Seelenstimmung, die den Reformator macht.

Allerdings geht ein bestimmter Zug durch ihre politische Haltung: der Haß gegen den Adel. Was in diesen drei Romanen vom Adel erzählt wird, könnte diesen Haß freilich motiviren; auch von edlen Gemüthern wird es bitter empfunden, einer Classe im Staat als nicht ebenbürtig zu gelten; aber es mischt sich noch ein andres unerfreuliches Gefühl hinein: es ist nicht das Selbstgefühl des Bürgers, der seiner Kraft sich bewußt, einen Stand verdrängen will, der sich selber nicht mehr zu helfen weiß; es ist im Gegentheil die übertriebene Vorliebe für die Vorzüge und Genüsse, deren der Adel als solcher sich erfreut, und der Wunsch, dieser Vorzüge und Genüsse theilhaftig zu werden, mit einem Wort, der Neid. Diese aristokratisch angelegten Naturen haben eine krankhafte Sehnsucht nach feinen eleganten Umgebungen, es zieht sie in den Salon, an den Hof; einer fein geputzten Gräfin widerstehn sie nicht leicht, selbst für das Verständniß ihres Gemüths bedürfen sie einer Frauenseele, deren parfümirtes Empfinden nur aus dem Luxus aufwächst, und nicht selten entpuppt sich der Führer der Demokratie mit einem gewissen Behagen als Bastard eines Edelmanns. So seltsam es klingt, die deutsche Demokratie ist besser, als sie in diesen Büchern erscheint. Zwar läßt es Spielhagen an einzelnen würdig gesinnten und hingebenden Idealisten nicht fehlen, aber diese sehn so farblos und nüchtern aus, daß sie gegen die genialen Abenteurer nicht aufkommen. — Wenn es unbillig scheint, den Dichter zu schelten, daß er nur einzelne Figuren des großen Kampfs auf den Schauplatz bringt, so ist darauf zu erwidern, daß ein Sittenroman, der den Anspruch auf Gemeingiltigkeit erhebt, diese Freiheit der Auswahl nicht beanspruchen darf, die der einfachen Novelle niemand versagen wird. Alle diese Dichter, Freytag, Auerbach, Spielhagen, wollen nicht einzelne wunderliche Figuren schildern, sondern Typen der Zeit.

Für Spielhagens Ansicht vom Leben kam nun wesentlich die Zeit in Betracht, in der er sich bildete. Wir leben sehr rasch und vergessen mit einer wunderbaren Schnelligkeit: nur wenig Menschen erinnern sich noch an die gräuliche Periode von 1852—1859. Es war wirklich, als wenn alles Leben aus Deutschland entwichen war. In Preußen eine Regierung, die ohne alle Idee und allen Glauben sich feige vor dem

Ausland beugte, dagegen mit einer Heimtücke, die bis ins Raffinirte und Witzige ging, ihre Feinde verfolgte, und die jeden für ihren Feind hielt, der selbstständig zu denken wagte. Ueber diesen gemeinen Schlendrian schimmernd ein unstetes Phantom, das man für lebendig hielt, weil es eine scheinbare Bewegung zeigte. Das Pfaffenthum wuchernd unter dem Schutz des Staats, der auf den Einfall gekommen war, sich von ihm beschützen zu lassen. Der Grundadel, dessen Namen so eng mit dem preußischen Ruhm verflochten waren, in Furcht und Entsetzen vor dem Hansemannschen Wort, man müsse der Reaction ins Fleisch schneiden, und in dieser blinden Furcht bereit, sich mit jeder, auch der schnödesten Gewalt zu verbinden, wenn sie nur der Demokratie den Daumen ins Auge drückte. Diese Demokratie hatte das Stichwort des passiven Widerstands ausgegeben, sie hielt sich gänzlich vom parlamentarischen Leben fern und sah hohnlachend zu, wie die Altliberalen in der Opposition sich abmühten, irgend etwas von der Freiheit zu retten. Auf welche Rettung aus diesem trübseligen Zustand sie bei dieser Unthätigkeit rechnete, war schwer zu sagen: auf ein unnennbares Etwas! Und für dieses Unnennbare bot sich einem phantasiereichen jungen Mann, der als Student von den schwarz-roth-goldenen Fahnen auf den Barricaden gehört und keine Gelegenheit gehabt, die innere Dialektik des revolutionären Treibens an sich selbst zu erleben, als sprechendstes Sinnbild die Revolution. Groll und Haß fand er genug in seinen Umgebungen, genug in der eignen Seele vor: was weiter kommen sollte, schien gleichgültig, da das Vorhandene absolut unerträglich war. Wer einen festen geordneten Beruf hatte, bei dem man doch immer etwas werden sieht, konnte allenfalls resigniren; unmöglich aber schien es bei einem unsteten rastlosen Suchen nicht blos nach einem Ideal, sondern auch nach einer nur vorläufigen Thätigkeit. Diese Umstände, den Alpdruck der fünfziger Jahre, muß man in Betracht ziehn, wenn man den leidenschaftlichen Haß der „Problematischen Naturen" gegen alles Bestehende begreifen will; einen Haß, der freilich etwas nach der Zeit kam, da, als der erste Band des Romans erschien, die „Neue Aera" bereits eingetreten war und ein freierer Luftzug durch Deutschland wehte. Aber man glaubte nicht mehr an die Möglichkeit einer friedlichen Entwicklung, man mißtraute den Liberalen ebenso wie den Conservativen, und der nächste Erfolg schien diesem Unglauben Recht zu geben, denn die Fortsetzung der „Problematischen Naturen", „Durch Nacht zum Licht," erschien in der Blüthe der Conflictzeit. Seit 1861 lebte Spielhagen in Berlin, in der Aufregung der extremsten Fortschrittskreise; thätigen Antheil an der Politik hat er auch

damals nicht genommen: für den politischen Dichter insofern ein Mangel, als nur das praktische Wirken die Wünsche und Anforderungen begrenzen lehrt.

Spielhagen ist unter den Eindrücken von 1848 aufgewachsen, und seine Phantasie wurde unwillkürlich durch die Charaktertypen beherrscht, die unter den Bedingungen jener Zeit sich bildeten. Nun ist mit dem Jahr 1866 das deutsche Leben in eine neue Phase eingetreten: nicht blos die Interessen und Ideale sind andre geworden, es tritt auch eine neue Form von Charakteren in den Vordergrund. Die Ritter vom Geist und die problematischen Naturen erregen nicht mehr das Interesse wie in einer Zeit, da noch alles im Nebel seinen Weg suchte. Mitten in diesen Wendepunkt stellt sich Herman Grimms Roman, „Unüberwindliche Mächte;" er hätte ihn auch deutsch-amerikanische Wahlverwandtschaften" taufen können. Der vierjährige Bürgerkrieg Nordamerikas hat diejenigen beschämt, welche dem demokratischen Staatsleben die Lebensfähigkeit absprachen, die Schlacht von Königgrätz hat den historischen Mächten, die Preußens Geschichte bestimmen, ihre volle Geltung für die Welt wiedererobert. Welches sind diese Mächte? — Der Historiker sucht sie zu analysiren; eine typische Figur zu erfinden, die menschlich solche Charaktere begreiflich macht, wie wir sie 1866 an der Arbeit gesehn haben, wäre wohl die Aufgabe eines echten Dichters, der freilich von innen heraus, aus dem Vollgefühl des märkischen Lebens schaffen müßte. Es ist schade, daß Grimm seinen Roman zum größern Theil wohl schon vor Königgrätz entworfen hatte. Er hat eine klare Vorstellung von der Bedeutung dieses Ereignisses, aber es tritt hier doch blos als Episode, nicht als wirklicher Wendepunkt der Geschichte ein. Es zeigt sich darin ein gewisser Mangel an poetischer Kraft. In Dickens „Tales of two Cities" hört man die Fußtritte des Pöbels, welche den Helden zur Guillotine schleifen sollen, lange voraus; das Blut, welches in der Revolution strömen soll, wird mit einem Geisterfinger Jahre vorher auf die Häuser geschrieben, man wittert es in der Luft. Die Ausführung ist manierirt, aber, symbolisch betrachtet, ist die Sache sehr richtig. Nicht blos der Prophet, auch der Dichter bedarf dieses Second Sight, wenn er historische Leidenschaften wiedergeben will. Die Kanonen von Königgrätz mußten schon zu Anfang des Romans bis in die berliner Theecirkel vorklingen, wenn diese Schlacht mit Frucht erlebt sein sollte. Aber die Herren und Damen sind taub, sie werden durch das Ereigniß grade so überrascht, wie es das preußische Publicum wurde: und wer sich überraschen läßt, beherrscht weder poetisch noch

politisch die Dinge. Nachträglich sucht Grimm die Größe des Moments durch die gehobene Stimmung zu versinnlichen, die sich im Lazareth von Sadowa aller Kranken bemächtigt: die Scene ist schön gedacht und echt symbolisch, in ihr könnte die ganze Kraft des Romans sich concentriren. Aber die Ausführung kommt der Intention nicht gleich. Je symbolischer der Poet auf das Gemüth einzuwirken sucht, desto realistischer müssen die Mittel sein, deren er sich bedient; er muß den Schein der allerhärtesten Realität hervorbringen, um durch das Medium der Phantasie den Gedanken zu beflügeln. Unüberwindliche Mächte zu schildern, Mächte, die über allen Verstand hinausgehn, ist die größte Aufgabe des Dichters: aber um sie wirklich zur Erscheinung zu bringen, muß er das Leben, das ihnen zum Opfer fällt, nach den uns bekannten Gesetzen bis ins kleinste Nervengeflecht zu verfolgen wissen.

Grimm hat einen feinen Blick für das Historische, wo es ihm in den Formen, die er liebt, fertig überliefert ist; mit Freude folgt man ihm in seinen Wanderungen durch das Florenz des sechszehnten Jahrhunderts, dessen Statuen und Gemälde, dessen Straßen und Kirchen, dessen Canzonen und Philosophien ihm wie eine bunte Bilderwelt vorliegen. Er weiß dem Eindruck, den diese Gegenstände auf seine Seele machen, einen so sinnigen Ausdruck zu geben, daß man sich öfters täuscht, als habe er sie wirklich gezeigt. Wo er ruhen kann im Gefühl der Freude über ein reich bewegtes Leben, da sieht er vortrefflich, aber im Gewühl des Markts zu beobachten, mitten im Tumult der Parteien, mit seinen eignen Gedanken, Wünschen und Hoffnungen beschäftigt, ist seine Sache nicht. Er hat die Eigenheit mancher vornehmen Natur, daß ihm die unmittelbare Nähe der wogenden Menge lästig wird. So hat er auch in diesem Roman die historische Ferne, die ihm allein Ruhe giebt, dadurch ersetzt, daß er zwischen sich und die Wirklichkeit ein Medium einschiebt: das Medium der blos betrachtenden, ihm wahlverwandten Naturen, mit einem Wort, den Salon. Man athmet in den „Unüberwindlichen Mächten" nicht den frischen Hauch des wirklichen Lebens, sondern Stubenluft, es ist ein Kreis schöner Seelen, die, fein gebildet, und im Ganzen vorurtheilsfrei, die Dinge aus der Vogelperspective betrachten; nicht abgeneigt, hie und da einzugreifen, aber nur soweit es ihnen bequem ist. Wenn die Luft draußen sie anwidert, so schließen sie die Thür.

Was dem Dichter vorschwebte, kann man wohl ahnen. Der preußische Adel ist wesentlich ein Kriegsadel. Verkümmert in der langen Friedenszeit, hatte er den Begriff seines echten Berufs verloren, und

die Bilder von der Vergangenheit seines Standes verwirrten nur seinen Blick für das, was der Gegenwart Noth thut. Er wurde aus Haß gegen die Revolution einseitig conservativ und abwehrend gegen das Leben des Bürgerstandes, weil er kein eignes Leben hatte. Da nun die Nation wieder aufgewacht ist, wird er einen freien Spielraum für seine eigne Thätigkeit finden, und eben darum die Berechtigung andrer Stände neben sich begreifen. Leider sind die beiden Helden des Romans keine rechten Repräsentanten des Adels. Es ist nicht gerade ein neues Unternehmen, den Erben eines vornehmen Hauses, das seinen Besitz verloren hat und doch zu stolz ist, auf dem gewöhnlichen Wege sich vorwärts zu bringen, in seiner Verbitterung gegen die ganze Zeit darzustellen. Der Junker von Ravenswood ist das Vorbild zum Grafen Arthur, und auch seine Liebe zu der Tochter des Emporkömmlings mit dem innern Schwanken seines Gefühls erinnert an die heiße und doch unsichere Liebe Arthurs zur Amerikanerin. Aber W. Scotts Aristokrat ist eine robustere Natur, sein Stolz und seine Noth hat etwas Plastisches, schon im Costüm: Caleb, der Wolfsthurm, die tollen Junker, die Hexen, Lady Ashton gehören sehr zur Sache. Graf Arthur mit seinem trägen Adelstolz will zu der eleganten Theegesellschaft des berliner Hotels nicht recht stimmen, so wenig, wie er sich in Amerika orientiren kann. Sind denn für diesen Sohn des 19. Jahrhunderts die Vorurtheile des Adels wirklich unüberwindliche Mächte? Daß ihm hin und wieder der Gedanke durch den Kopf geht, für den Erben seines Namens zieme sich eine reiche bürgerliche Heirath nicht, führt nur durch ein seltsames Spiel des Zufalls zu scheinbar unedlen Aeußerungen, die entscheidend in sein Schicksal eingreifen — und auch das nicht einmal, denn den Ausgang bestimmt unvermuthet die Kugel eines Meuchelmörders, die mit dem Vorhergehenden in gar keiner Verbindung steht. Die Fäden des Gewebes sind in diesem Roman so fein gesponnen, daß sie alle Augenblicke reißen und daß man daher die Zeichnung nicht recht erkennt. Die Liebesgeschichte, die manche reizende Züge enthält, scheint ganz aus dem Rahmen herauszutreten. Sehr bedeutend in der Stimmung, reich an Bildung, scheint Grimm, dem wir so musterhafte Novellen verdanken, für die Composition im Großen nicht die nöthige Energie zu besitzen. Seine Gestalten gehn ihm mehr durch das Medium der Mitempfindung und der Reflexion als durch das Auge auf; was sie thun und sprechen, regt ihn schnell zu Gedanken und Stimmungen an, die sich nun zwischen sie und den Leser stellen; es ist selten, daß man sie vor sich sieht, wie sie stehn und sich bewegen, wie sie selbst empfinden und sich äußern. Sie

lösen sich nicht von ihm ab; er geht weder in sie auf, noch hat er ein freies Urtheil über sie; er folgt nicht dem Zuge ihrer eignen Gedanken und Empfindungen, sie müssen mit den seinigen abrechnen, und da stimmt oft die Rechnung nicht.

Aus dem Kreise der großen Zeitkämpfe, im Parlament, auf der Straße und im Salon kehren wir in das Stillleben eingeschränkter bürgerlicher Gesellschaftskreise zurück, aber diesmal an der Hand eines Dichters, dem an Kraft seit dem Tode Heinrichs von Kleist in Deutschland keiner gleich kommt. Otto Ludwig hat trotz zahlreicher Entwürfe nur wenig geschaffen, er war lange Jahre schwer erkrankt, mußte gegen die Gestalten ankämpfen, die seine Phantasie schuf, und die ihn wie körperlich bedrängten. Auch in diesen wenigen Werken empfindet man zuweilen unheimlich die Pein, die er beim Schaffen erlitt, sie erweitern nicht die Brust, sie beklemmen sie; aber sie üben einen mächtigen dämonischen Zauber auf die Seele, und wenn es bei der ersten Lectüre nicht leicht wird, das schöne, warme und liebevolle Gemüth zu erkennen, das hinter ihnen liegt: der Kraft seiner Bilder wird man sich nicht leicht entziehn.

Seine erste Tragödie, „der Erbförster," wurde 1852 gegeben. Der Stoff ist unansehnlich, man wird fast zu sehr an Ifflands Jäger erinnert, und die Wirkung wurde durch den Mangel eines befriedigenden Abschlusses beeinträchtigt. Aber es war eine Naturwahrheit in diesem Stück, eine Kraft der Seelenbewegungen, eine Anschaulichkeit bis in das Aeußerliche der Nebenfiguren hinein, wie man sie auf dem Theater seit mehr als einem Menschenalter nicht mehr gekannt hatte. Dabei eine Concentration der Leidenschaft bis ins Fieberhafte, ein gewaltiges Mitleben des Dichters mit seinem Helden. Vom Gleichgiltigen, ja halb Lustigen, wird man Schritt für Schritt in die Spannung geführt, wie von Geisterhänden widerstandslos gepackt, bis man den entsetzlichen Ausgang nicht blos in der Phantasie, sondern in allen Nerven mit erlebt, und sich dann freilich fragt, wozu man die ganze Qual ausgestanden habe.

Der Uebergang aus dem Idealen in das Charakteristische und damit aus den fremden Stoffen in unsre bürgerliche Wirklichkeit ist nicht willkürliche Wahl unsrer Poeten, sie ist durch den ganzen Gang der Zeit bedingt, aber sie hat ihre Gefahr, namentlich im Drama. Das bürgerliche Leben ist nicht nur an die sittlichen Gesetze geknüpft, die wir auch in das ideale Trauerspiel mitbringen müssen, sondern es ist zugleich in ein Netz von Rechtsgewohnheiten, von willkürlichen, einer bestimmten

Sphäre der Gesellschaft angehörigen sittlichen Voraussetzungen und von positiven Gesetzen eingefangen, welche die freie individuelle Bewegung erschweren. Man kann keinen ungewöhnlichen Schritt thun, ohne in das Gebiet der Civil- und Criminalgerichtsbarkeit überzutreten; die Theilnahme wird befangen, unruhig und ängstlich, nicht blos weil sie zu stark an die Realität erinnert wird, sondern weil sie sich versucht fühlt, den Inhalt des bürgerlichen Rechts an dem Maßstab des innern sittlichen Gefühls zu prüfen. Otto Ludwig hat nun die Unreife der Bildung, die unvollständige Kenntniß des bürgerlichen Rechts als tragisches Motiv benutzt. Wir befinden uns in einer Gesellschaft braver, tüchtiger, freilich etwas starrköpfiger Menschen, zwischen denen sich Mißhelligkeiten aller Art einstellen können, die aber doch vermöge ihrer guten Natur unabwendbar in das Gebiet des Lustspiels überzugehn scheinen. Aber der Held hat einen falschen Begriff von seinen bürgerlichen Rechten, er weiß nicht, wie weit seine Amtspflicht seinem Brodherrn gegenüber reicht, er kennt nicht den Unterschied eines Staats- und eines Privatbeamten, zwischen dem angebornen und dem positiven Recht will er keinen Unterschied gelten lassen, und da dem vermeintlichen Unrecht, das er erlitten, das Gesetz keine Abhülfe schafft, glaubt er sich wie Michael Kohlhaas selbst Recht nehmen zu müssen. Der schlichte einfache Mann ladet eine Blutschuld auf sich, und da er durch eine Kette schrecklicher Zufälle von seinem Unrecht überführt wird, und das bürgerliche Gesetz ihm wiederum, was er als sein Recht in Anspruch nimmt, das Recht, als Mörder enthauptet zu werden, versagt, obgleich in der Bibel steht, wer tödtet, soll getödtet werden, so begeht er, der Bibelchrist, ein zweites Verbrechen, den Selbstmord. Es ist nicht die Wildheit der Leidenschaft, sondern die Bornirtheit des Urtheils, welches die Handlung trägt. Die Zumuthung an unser Gefühl ist so arg und bei der Gewalt der Poesie so quälend, daß wir uns außerhalb des Stücks nach einer Erklärung umsehn müssen.

Man erinnere sich an den leidenschaftlichen Ausruf, der wie ein Refrain durch sämmtliche Werke H. v. Kleists sich zieht: „Verwirre das Gefühl mir nicht!“ Was der Erbförster als das Entsetzlichste empfindet, ein heiliges Gefühl mit dem andern in Widerspruch zu sehn, das ist es, was ihn in Verzweiflung stürzt. Dies tiefe Klarheitsbedürfniß, das sich hier in einer unreifen Bildung ausspricht, das angstvoll nach der Einheit des Rechts verlangt, des göttlichen und des menschlichen, dieser Haß gegen die Lüge, die Halbheit, den innern Widerspruch ist ein Grundzug unsrer deutschen Geistesgeschichte. Viele Kämpfe der Art

haben in stärkeren Seelen, z. B. in Luthers Seele entscheidend auf den Gang unsrer geistigen Befreiung gewirkt. Dem Dichter hat, was er wollte, nur dunkel vorgeschwebt, und er hat es, wenn auch mit sinnlicher Klarheit, doch sittlich incorrect ausgedrückt. Aber stellen wir uns auf einen etwas entfernten Standpunkt, so sehn wir in dieser Concentration des ganzen Wesens auf einen Gedanken, in dieser fast prophetischen Sprache das zum Grunde liegen, was hauptsächlich unsere Stellung in der Weltliteratur bestimmt.

Es giebt nur ein Recht, es giebt nur eine Wahrheit. Das Recht gebietet kategorisch unbedingt, allgemein. Die größte Sünde und die Quelle alles Bösen ist die Lüge. Aus diesen ins Fleisch und Blut aufgenommenen Ueberzeugungen, aus diesem starken Gefühl von der Einheit alles Geistigen ist die Figur des Helden in Otto Ludwigs Roman „Zwischen Himmel und Erde" (1858) hervorgegangen. In der Person eines ungebildeten Handwerkers ist der kategorische Imperativ Fleisch geworden, das Gewissen hat sich zur poetischen Kraft erweitert.

Es ist ein Dichterwerk vom ersten Range, eins der wenigen aus unserm Jahrhundert, von denen man mit einiger Zuversicht voraussagen kann, daß sie unsre Generation überleben werden. Das Leben des Schieferdeckers, mit dem vollen Realismus aufgefaßt, den der Ernst des Dichters wie der Ernst seines Helden erheischt, und mit wunderbarer Kunst von allen Seiten dem Leser anschaulich gemacht, giebt zu tragischen Scenen Veranlassung, die an Shakespeare erinnern. Wie der grimmige blinde Alte den verbrecherischen Sohn vom Thurm herabstürzen will, wie dieser später in einem neuen verbrecherischen Versuch zu Tode kommt, wie den edlen Bruder trotz seiner Unschuld doch das Bewußtsein, zu diesem Tode die Veranlassung gegeben zu haben, als geheime Schuld drückt, wie das schreckliche Gefühl, mit sich selbst nicht mehr in Einheit zu sein, ihn, den starken, physisch und sittlich gleich schwindelfreien Mann, mit dem ungewohnten Gefühl des Schwindels umfängt, wie er endlich diese Unklarheit sühnt und überwindet, indem er bei einem furchtbaren Gewittersturm auf der Spitze des Kirchthurms den Brand löscht und die Stadt vor dem Untergange bewahrt, das ist in gewaltigen Zügen ausgemalt, die während des Lesens die Seele qualvoll erregen, deren Eindruck sich aber nie wieder verwischt. Und es sind nicht etwa die Kunststücke eines Virtuosen, sie gehn mit innerlicher Lebenskraft aus der Natur der starkgezeichneten Menschen, aus der schwülen Luft der ganzen Handlung hervor. Es ist eine schwüle Luft, die man athmet,

der Dichter empfindet es selbst, nicht wegen des Schrecklichen, das man erlebt, sondern wegen der Enge und Armuth der Landschaft, in der es geschieht. Mit fürchterlicher Wahrheit ist die Entwicklung des schlechten oberflächlichen Menschen aus einer Lüge in die andere bis zu den entsetzlichsten Verbrechen gezeigt, mit fürchterlicher Wahrheit angedeutet, wie die nahe Berührung mit dem Schlechten auch edlere Gemüther ankränkelt. Die arme junge Frau, die durch Lug und Trug ein Opfer des wüsten Menschen geworden ist, erweckt in einzelnen rührenden Zügen unser Mitleid, aber es ist ein beklommenes Mitleid, denn aus diesem Kreise engumschriebenen kleinen Lebens öffnet sich kein Blick ins Freie, ins Licht, in den Himmel. Apollonius ist vielleicht die reinste Seele, die ein Dichter geschildert hat, und der Dichter ist nicht zu schelten, wenn er diese Reinheit in den Formen zeigt, die dem Lebenselement des Handwerkers ziemen: Reinlichkeit, Ordnung, ängstliche Rechtschaffenheit. Als der wunderbar gerettete Apollonius in dem Augenblick, wo das liebebeklommene Weib seines Bruders sich ihm an den Hals wirft, unwillkürlich mit der Hand über den Rock fährt, als ob ein Stäubchen darauf wäre, das er abwischen müßte, bis er dann in sanfter Warnung das Kind zwischen sich und die Mutter stellt — — wer nicht die volle Hoheit des Gedankens empfindet, der diese Scene eingegeben, der soll unserm Dichter fern bleiben.

Aber die Form, in der dieser Gedanke erscheint, peinigt uns darum, weil wir den Reichthum des Geistes vermissen, der gar nicht etwa von der Vollständigkeit der Cultur abhängt. Apollonius erkauft die Reinheit seines sittlichen Charakters durch Zusammendrückung seines Herzens. Wohl fühlen wir das Opfer an Lebensfreude, das er bringt, um in Einheit mit sich selbst zu bleiben, aber wir sehn zu wenig das Zucken seines Herzens um das eigne verlorne Ideal, zu wenig seinen Schmerz um das Unglück des Weibes, das er doch liebt. Es ist nicht Kälte, aber Enge des Herzens, und in der Größe seiner Resignation liegt doch eine Wahlverwandtschaft mit dem trotzigen despotischen Eigensinn seines Vater, den er sonst so hoch überragt. War die Luft, die wir im Anfang athmeten, von drückender Schwüle, so ist sie in dem resignirten Ausgang so dünn, daß sie kaum zum Leben ausreicht. Zu gewaltig sind die Gestalten, die er selbst geschaffen, über den Dichter, dessen reine edle Seele in der Einsamkeit der Krankenstube verkümmerte. Was hätte er schaffen können, wenn ein günstiges Geschick ihm die äußere Gesundheit gegeben hätte, die er im innersten Kern seiner Seele so voll besaß!

In die frische freie Luft treten wir, indem wir Fritz Reuter begegnen. Nachdem er einige Jahre seine mecklenburger Landsleute durch „Läuschen und Riemels“ belustigt, ist es ihm gelungen, durch die Macht seiner Darstellung ganz Deutschland in den Bann zu zwingen; bis zu den Alpen hin wird nun von Herren und Damen plattdeutsch gelesen, und diese Mundart, die man auf doctrinärem Wege vergebens zu ihrem Recht zu bringen suchte, ist durch ihn dem gesammten Vaterlande bekannter geworden, als in England durch W. Scott das Schottische. Selten wird sich die Kritik befriedigter über einen Erfolg aussprechen, als bei diesen Bildern von derbster, frischester Gesundheit. Sie machen die Brust weit und den Athem leicht.

44 Jahre war Fritz Reuter alt, als er 1854 den ersten größeren von seinen Schwänken veröffentlichte, die „Reise nach Belgien.“ Alle Welt kennt das prachtvolle Stillleben des Anfangs, wie der dumme Bauer in der behaglichen engen Stube sein Mittagsschläfchen hält, alle Welt die köstlichen Einfälle des Küster Suhr, der seine ehrliche Mundart in gebildetes Hochdeutsch zu verwandeln strebt, alle Welt den lustigen Kehraus beim Hochzeitsfest der armen Küstertochter. Eine ganz andre Seite seines Talents zeigte das folgende Gedicht „Kein Hüsung“ 1857; der Ausdruck wilden Hasses des unterdrückten mecklenburger Landvolks gegen seine Unterdrücker, von einer Energie der Leidenschaft, die den Leser gar nicht zum Gefühl der Beklemmung über die gräulichen Zustände kommen läßt. Wieder ein andres Talent in „Hanne Nüte“ 1860, wo der Dichter zeigt, daß er vom Trank gekostet hat, der ihm die Vogelsprache erschließt. Fritz Reuter hatte als junger Student einer Burschenschaft angehört, und war in Folge dessen erst zum Tode verurtheilt, dann zu lebenslänglicher Gefangenschaft begnadigt sieben Jahre lang von einer preußischen Festung in die andre geschleppt. Wie wenig sein innerer Lebensmuth gebrochen wurde, wie ernst und schwer er aber es dennoch empfand, daß sein Leben hoffnungslos aus seinem natürlichen Gange gebracht war, zeigt seine prächtige Erzählung aus der Festungszeit, die alle Welt gelesen hat. Hoffentlich wird bald die Zeit kommen, wo man diese Geschichten für ein Märchen hält. Fritz Reuter machte, nachdem er endlich befreit war, alle möglichen Versuche, als Maler, als Landmann (Strom), als Schullehrer, bis er sich endlich als Dichter fand. Was er in diesen verschiedenen Phasen seines Lebens mit scharfem Blick beobachtet hat, berichten die „Olle Kamellen,“ deren erster Band, „Ut de Franzosentid,“ 1859 erschien, und in welchen der Dichter seine wirkliche Sphäre gefunden hatte. Wer lernen will,

wie sich gemeine Copie des Wirklichen von der poetischen Nachbildung unterscheidet, der vergleiche jenes köstliche Bild, das fast nur wirklich Erlebtes enthält, und zwar bis auf die kleinsten Züge, mit den Sticheleien in den „Rittern vom Geist." Der bloße Copist bringt nie lebendige Wesen hervor. — Unwillkürlich wird man an J. Gotthelf erinnert, den Reuter freilich bei Weitem an Reinlichkeit der Erzählung übertrifft. Es ist dieselbe wunderbare sinnliche Kraft, durch welche sich alles, was erzählt wird, in unmittelbarster Gegenwart aufdrängt, so daß jeder einzelne Zug aus dem innersten Lebensmotiv des Charakters hervorgeht. Niemand zeigt deutlicher, wie die Begriffe Freiheit und Nothwendigkeit nur durch Abstraction getrennt werden, als der echte Dichter. Er zeigt uns seine Figuren in voller Freiheit; alles, was sie thun und reden, überrascht uns, erregt unser Gelächter, unsre Theilnahme, unsre Rührung, kurz ist uns etwas Neues; zugleich aber haben wir das ganz bestimmte Gefühl der Nothwendigkeit: so und nicht anders mußten sie handeln und sich äußern! Die Kunst, beides zu verbinden, den Leser zu überraschen und zugleich zu überzeugen, ist eben das Geheimniß, das den wahren Dichter vom Dilettanten scheidet. Der altmodische Dilettant giebt moralische Rechenmaschinen, die jeder ihm nachschnitzeln kann, bei denen man auf der ersten Seite das Buch zumacht, da man schon alles weiß, was kommen wird; der jungdeutsche Dilettant giebt Mollusken ohne allen Knochenbau, die im Schlaf bald so, bald so handeln und reden, ohne daß man wüßte, aus welchem Grund oder zu welchem Zweck. —

In der Erzählung aus der Franzosenzeit, die uns besser als tausend hochtrabende Declamationen den Geist des Volks in jener bedrängten Zeit vor Augen führt, weht eine Luft, bei der auch dem Hypochonder wohl werden muß, die Luft robustester Gesundheit. Die Figuren sind nicht blos lebensfähig, sondern auch lebenswürdig; sie flößen uns nicht blos den Glauben an ihre Wirklichkeit ein, sondern auch den Wunsch nach ihrer Wirklichkeit: unter solchen Leuten möchten wir leben. Nicht etwa Tugendspiegel, im Gegentheil, rechte Erben von Adam und Eva, mitunter auch verschroben, leichtsinnig, abgeschmackt, aber lauter herrliche Menschen. Das ist eben der Zauber des wahren poetischen Spiegels, daß er die Figuren um so mehr verschönert, je treuer er sie darstellt. Es thut einem leid, wenn die Geschichte zu Ende ist, aber man hat, wenn man das Buch zuschlägt, die Menschheit um einige Procente lieber. Und das ist gut in einer Zeit, wo man nicht selten die Aufregung, die ein begabter Dichter hervorruft, mit einem häßlichen Katzenjammer

bezahlen muß. Figuren wie der Amtshauptmann Weber, Mamsell Westphalen, der preußische Friedrich, der tugendbündlerische Rathsherr werden noch kommenden Geschlechtern lieb und werth sein. Der größte Roman „Ut min Stromtid" 1862—1864 hat eine schnellere und weitere Verbreitung gefunden, und verdient sie wegen seiner tüchtigen Menschen, die fest auf ihren Füßen stehn, namentlich des unübertrefflichen Unkel Bräsig.

Man soll sich nicht etwa einbilden, wenn man plattdeutsch zu schreiben und Bauernschwänke zu erzählen versteht, daß man dadurch ein Fritz Reuter wird. Die plattdeutsche Literatur, die Dorfgeschichte und das Genre überhaupt ist eine berechtigte Episode in dem Gesammtbild unsrer Literatur, aber eben nur eine Episode. Wir haben aus ihr gelernt, wirklich lebendige Menschen und fest begrenzte Zustände zu sehn und darzustellen, aber im Allgemeinen wird sich die Dichtung doch immer wieder gedrungen fühlen, zu gebildeten Menschen und zu Zuständen von größerer Perspective zurückzukehren.

Schwerlich wird sie es durch Wiederaufnahme der alten idealistischen Formen durchsetzen. Gervinus erklärte das Drama für die echt moderne Dichtungsart; der Erfolg hat ihm wenigstens augenblicklich nicht Recht gegeben. Die großen Fragen, die unsre Cultur bewegen, scheinen ihren poetischen Ausdruck hauptsächlich im Roman zu suchen und zu finden. Allerdings darf man nach dem äußren Erfolg nicht unbedingt schließen. Es hat in den beiden letzten Jahrhunderten zu allen Zeiten eine sehr ausgebreitete Romanliteratur gegeben, die ein zahlreicheres Publicum hatte, als die classischen Schriftsteller. Aber es war ein Publicum, dessen Stimme bei der geistigen Bildung des Volks nicht in Betracht kam: ob das sich an Kramer, Spieß und Vulpius, oder an Tromlitz, Klauren und Schilling, oder an Temme, Louise Mühlbach und Mützelburg erbaute, ist vollkommen gleichgiltig. Der moderne Roman hat aber zu seinem Publicum auch die besten Köpfe der Nation, und wo dieselben Dichter es versuchen, im idealistischen Drama die Bahn Goethes und Schillers wieder zu betreten, bleibt bei der edelsten Anstrengung der Erfolg aus. Was für eine echt künstlerische Anstrengung ist z. B. in Freytags „Fabiern," Hebbels „Nibelungen," Otto Ludwigs „Maccabäern," Paul Heyses „Sabinerinnen," aufgewandt! Das unbedeutendste unter diesen und ähnlichen Dramen würde vor 40 Jahren Epoche gemacht haben, jetzt beachtet man sie kaum. Man darf das Publicum deshalb nicht schelten: in den Drang des wirklichen Lebens vertieft, fragt es: was ist Hecuba, daß ich um sie soll weinen? und wollte

man dem das stolze Selbstgefühl der reinen Kunst entgegenhalten, so würde das Publicum wahrscheinlich antworten, daß man auch den Schattengestalten der Dichtung anmerkt, ob sie wirklich vom Blut des Lebens getrunken haben, d. h. von den Gedanken und Empfindungen, welche die Zeit bewegen.

Wir stehn an dem großen Wendepunkt unsres Lebens. Seit mehr als hundert Jahren ging das ideale Streben unsrer Dichter und Denker, bewußt oder unbewußt, darauf aus, unsere Nation aus der dumpfen Enge kleinbürgerlicher Verkümmerung, aus der Unterthänigkeit eines von geistlosen Höfen und von der Verachtung des Auslandes herabgedrückten Volksbewußtseins zu befreien, ihr Selbstgefühl einzuflößen, ihre schlummernde Kraft zu erwecken, sie ebenbürtig einzuführen in die Reihe der Nationen Europas. In hohem Grade ist das geistig gelungen, die Dichtung Goethes war unser Adelsbrief. Aber der stolze Muth des Poeten und Philosophen ließ uns im Stich, wo es galt, das wirkliche Leben nach dem Maß unsers Idealismus einzurichten. Bald war es Unklarheit über das Ziel, bald schwaches und halbes Wollen, bald die Herrschaft subjectiver Stimmungen über die Ueberzeugung, was uns irreführte. Die Schlacht von Königgrätz hat diesem traurigen Zustand ein Ende gemacht. Die fremden Nationen, die uns in der letzten Zeit wohl gutmüthig und herablassend streichelten, die unserm Schiller wohl einen Platz neben Corneille einräumten und zugestanden, daß Jakob Böhme ein tiefsinniger Schuster gewesen: sie haben uns fürchten gelernt, sie haben erkannt, daß das altgermanische Blut noch nicht versumpft ist.

Nicht der Gesammtwille der Nation, sondern ein einziger, großer und gewaltiger Wille hat diese Umwälzung hervorgebracht. Aber wen das für den Augenblick beschämt und selbst verdrießt, der mag sich sagen, daß die Vollendung des Gebäudes ohne die Mitwirkung der Nation nicht möglich ist: und daß der Nation Kraft und Fähigkeit dazu nicht fehlt, zeigt in Vergangenheit und Gegenwart ihr geistiges Leben, von dem auch diese Bände einen schwachen Umriß zu geben suchen.

Das Lebenselement des Geistes ist die Freiheit. Aber Freiheit ist nicht die Lösung des einzelnen Lebens von der geistigen Substanz, der es angehört, der Nation: sondern ein inniges Verwachsen der Art, daß in der Größe der Nation jeder Einzelne sein höchstes Glück, in ihrem Dienst seinen höchsten Stolz, die reichste Befriedigung seines berechtigten

Ehrgeizes sucht und findet; daß der Staat jeder Kraft nicht blos Spielraum, sondern den Stoff giebt. Es war noch ein Rest unsers alten Spießbürgerthums, daß das Volk sich nur als Publicum fühlte, daß die Vertreter der Gemeinden und Städte sich nur in der Abwehr des Regierungseinflusses zu bethätigen glaubten, und umgekehrt. Jetzt haben wir ein größeres Maß der Freiheit, des Ehrgeizes, der Nationalität empfangen: es kommt darauf an, hineinzuwachsen.

Chronologisches Verzeichniß der Geburtstage.

1790, 19. März Heinrich König, Fulda † 23. Sept. 1869.
1791, 5. Sept. Giacomo Meyerbeer, Berlin † 2. Mai 1864.
1792, 21. Juni Christian Baur, Schmiden b. Stuttgart † 2. Dec. 1860.
1793, 3. März Karl Postel (Sealsfield), Poppitz i. Mähren † 26. Mai 1864.
— 4. März Karl Lachmann, Braunschweig † 13. März 1851.
1794, 7. Oct. Wilhelm Müller, Dessau † 1. Oct. 1827.
1795, 7. März Ludwig von Gerlach, Berlin † 18. Febr. 1877.
— 5. Oct. K. L. Sand, Wunsiedel hingerichtet 20. Mai 1820.
— 15. Oct. Friedrich Wilhelm IV. † 2. Jan. 1861.
— 4. Dec. Carlyle, Ecclefechan, Schottland † 5. Febr. 1881.
— 21. Dec. Leopold von Ranke, Wiehe (Thüringen) † 23. Mai 1886.
1796, 24. April Karl Immermann, Magdeburg † 25. Aug. 1840.
— 16. Aug. Heinrich Marschner, Zittau † 14. Dec. 1861.
— 24. Oct. August Graf von Platen, Ansbach † 5. Dec. 1835.
— 16. Oct. Karl Spindler, Breslau † 12. Juli 1855.
1797, 10. Jan. Annette v. Droste-Hülshoff, Hülshoff bei Münster † 24. Mai 1848.
— 31. Jan. Franz Schubert, Wien † 19. Nov. 1828.
— 6. Febr. Joseph v. Radowitz, Blankenburg am Harz † 25. Dec. 1853.
— 4. Oct. Albert Bitzius (Jeremias Gotthelf), Murten † 22. Oct. 1854.
— 28. Aug. Otfried Müller, Brieg † 1. Aug. 1840.
1798, 29. Juni W. Häring (Willibald Alexis), Breslau † 16. Dec. 1871.
— 24. Jan. Karl von Holtei, Breslau † 12. Febr. 1880.
— 22. März Ed. Gans, Berlin † 5. Mai 1839.
— 2. April Hoffmann v. Fallersleben † 19. Jan. 1874.
— 21. Juni W. Menzel, Waldenburg (Schlesien) † 23. April 1873.
— 7. Sept. Karl Schnaase, Danzig † 20. Mai 1875.
— 22. Oct. Jodocus Temme, Lette i. Westfalen † 14. Nov. 1881.

1799, 27. Febr. Leberecht Uhlich, Köthen † 23. März 1872.
— 19. März Heinrich Leo, Rudolstadt † 24. April 1878.
— 30. März Fr. August Tholuck, Breslau † 10. Juni 1877.
— 20. Mai H. Balzac, Tours † 20. Aug. 1850.
— 26. Mai August Kopisch, Breslau † 3. Febr. 1853.
— 13. Dec. H. Heine, Düsseldorf † 17. Febr. 1856.
— 20. Aug. Heinrich von Gagern, Bayreuth † 22. Mai 1880.
1800, 5. März Friedrich Daumer, Nürnberg † 14. Dec. 1875.
— 22. Oct. Christian Lassen, Bergen in Norwegen † 9. Mai 1876.
1801, 4. Dec. K. L. Michelet, Berlin † 16. Dec. 1894.
— 14. Dec. C. D. Grabbe, Detmold † 12. Dec. 1836.
1802, 16. Jan. Julius Stahl, München † 10. Aug. 1861.
— 26. Febr. Victor Hugo, Besancon † 22. Mai 1885.
— 15. Aug. Nikolaus Lenau (Niembsch v. Strehlenau), Czatad b. Temesvar † 22. Aug. 1850.
— 20. Oct. E. W. Hengstenberg, Fröndenberg, Grafschaft Mark † 28. Mai 1869.
— 13. Sept. Arnold Ruge, Bergen auf Rügen † 31. Dec. 1880.
— 25. Dec. L. Wienberg, Altona † 2. Jan. 1872.
1804, 5. Juli George Sand, Paris † 8. Juni 1876.
— 28. Juli Ludwig Feuerbach, Landshut † 13. Sept. 1872.
— 8. Sept. Ed. Mörike, Ludwigsburg † 4. Juni 1875.
— 6. Oct. Wilhelmine Devrient † 6. Jan. 1860.
1805, 13. Juni Joh. Ed. Erdmann, Wolmar in Livland † 12. Juni 1892.
— 22. Febr. Robert Reinick, Danzig † 7. Febr. 1852.
— 23. April Karl Rosenkranz, Magdeburg † 14. Juni 1879.
— 1. Mai Johann Jacoby, Königsberg † 6. März 1877.
— 20. Mai Georg Gervinus, Darmstadt † 18. März 1871.
— 22. Juni Ida Gräfin Hahn-Hahn, Tressow (Mecklenburg) † 12. Jan. 1880.
— 16. Juli Julius Fröbel, Griesheim † 12. Aug. 1894.
— 15. Oct. Wilhelm Kaulbach, Arolsen † 7. April 1874.
— 22. Oct. Adolf Stahr, Prenzlau † 3. Oct. 1876.
1806, 2. April Fr. Halm, Freih. v. Münch-Bellinghausen, Krakau † 22. Mai 1871.
— 11. April Anastasius Grün (Anton Auersperg), Laibach † 12. Sept. 1876.
— 23. Oct. Adalbert Stifter, Oberplan i. Böhmen † 28. Jan. 1868.
— 18. Juni Charlotte Stieglitz geb. Willhöft, Hamburg † 29. Dec. 1834.
— 18. Sept. Heinrich Laube, Sprottau † 1. Aug. 1884.
— 25. Oct. Kaspar Schmidt (Max Stirner), Bayreuth † 26. Juni 1856.
1807, 30. Juni F. Vischer, Ludwigsburg † 14. Sept. 1887.

1808, 27. Jan. David Strauß, Ludwigsburg † 8. Febr. 1874.
— 19. Jan. Franz Kugler, Stettin † 18. März 1858.
— 6. Juli Joh. Gust. Droysen, Treptow † 19. Juni 1884.
— 20. April Louis Napoleon, Paris † 9. Jan. 1873.
— 29. Sept. Theodor Mundt, Potsdam † 30. Nov. 1861.
1809, 3. Febr. Felix Mendelssohn-Bartholdy, Hamburg † 4. Nov. 1847.
— 13. Aug. Julius Rupp, Königsberg † 1884.
— 9. Sept. Bruno Bauer, Eisenberg S.-Altenburg † 13. April 1882.
— 8. Oct. Nikolaus Becker, Bonn † 28. Aug. 1845.
1810, 27. März Adolf Glasbrenner, Berlin † 25. Sept. 1876.
— 17. Juni Ferdinand Freiligrath, Detmold † 18. März 1876.
— 7. Nov. Fritz Reuter, Stavenhagen † 12. Juli 1874.
1811, 21. Jan. Roderich Benedix, Leipzig † 26. Sept. 1873.
— 17. März Karl Gutzkow, Berlin † 16. Dec. 1878.
— 24. März Fanny Lewald, Königsberg † 5. Aug. 1889.
— 15. Mai Georg v. Vincke, Busch in der Grafschaft Mark † 3. Juni 1875.
— 22. Oct. Franz Liszt, Raiding bei Oedenburg † 31. Juli 1886.
1812, 28. Febr. Berthold Auerbach, Nordstetten in Württemberg † 8. Febr. 1882.
1813, 11. Febr. Otto Ludwig, Eisfeld in Thüringen † 25. Febr. 1865.
— 13. März Fr. Hebbel, Wesselburen i. Dithmarschen † 13. Dec. 1863.
— 9. Oct. Georg Waitz, Flensburg † 24. Mai 1886.
— 17. Oct. Georg Büchner, Darmstadt † 19. Febr. 1837.
1814, 2. Jan. Louise Mühlbach verh. Klara Mundt, Neubrandenburg † 26. Sept. 1873.
— 5. März Wilhelm v. Giesebrecht, Berlin † 18. März 1873.
— 30. Juni Franz Dingelstedt, Halsdorf, Oberhessen † 15. Mai 1881.
1815, 12. Nov. Ida von Düringsfeld, Militsch, Niederschlesien † 25. Oct. 1876.
— 1. April Otto Graf Bismarck, Schönhausen.
— 8. Dec. Adolf Menzel, Breslau.
1816, 10. Mai Friedrich Gerstäcker, Hamburg † 31. Mai 1872.
— 30. Mai Robert Prutz, Stettin † 21. Juni 1872.
— 13. Juli Gustav Freytag, Kreuzburg † 30. April 1895.
— 13. Aug. Rudolf v. Gneist, Berlin † 22. Juli 1895.
— 1. Nov. Friedr. Wilhelm Hackländer † 6. Juli 1877.
1817, 1. Mai Karl Beck, Baya, Ungarn † 10. April 1879.
— 12. Mai Rudolf Reichenau, Marienwerder † 17. Dec. 1879.
— 31. Mai Georg Herwegh, Stuttgart † 7. April 1875.
— 14. Oct. Theodor Storm, Husum † 3. Juli 1888.
— 30. Nov. Theodor Mommsen, Garding in Schleswig.
— 2. Dec. Heinrich von Sybel † 1. Aug. 1895.

1818,	5. Mai	Karl Marx, Trier † 16. März 1883.
—	25. Mai	Jakob Burckhardt, Basel †.
—	26. Oct.	Ludwig Häusser, Kleeburg im Elsaß † 17. März 1867.
1819,	19. Juli	Gottfried Keller, Zürich † 15. Juli 1890.
1821,	31. Aug.	Hermann Helmholtz, Potsdam † 8. Sept. 1894.
1822,	4. März	Karl Braun, Hadamar † 14. Juli 1893.
—	12. März	Hermann Hettner, Leisersdorf † 29. Mai 1882.
—	15. Oct.	Alfred Meißner, Teplitz † 29. Mai 1885.
1825,	11. April	Ferdinand Lassalle, Breslau † 31. Aug. 1864.
1826,	16. Febr.	Victor v. Scheffel, Karlsruhe † 9. April 1886.
1828,	6. Jan.	Herman Grimm, Kassel.
1829,	24. Febr.	Friedrich Spielhagen, Magdeburg.
1830,	15. März	Paul Heyse, Berlin.

Buchdruckerei von Gustav Schade (Otto Francke) in Berlin N.

